This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

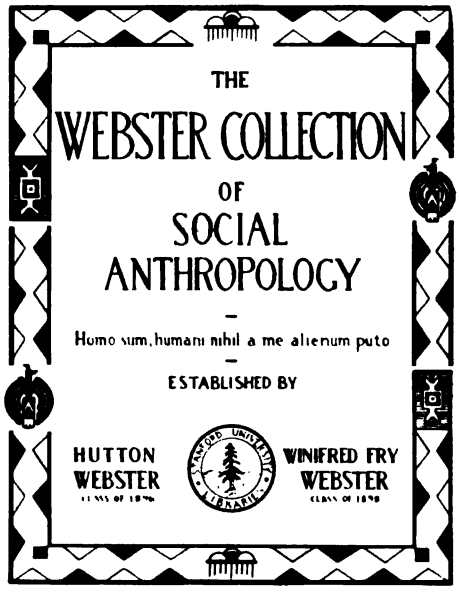
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


THE
WEBSTER COLLECTION
OF
SOCIAL
ANTHROPOLOGY
Homo sum, humani nihil a me alienum puto
ESTABLISHED BY
HUTTON
WEBSTER
STANFORD UNIVERSITY
WINIFRED FRY
WEBSTER

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

Die

# Amerikaner.

Ethnographiſch und culturhiſtoriſch dargeſtellt

von

**Dr. Theodor Waitz**

a. o. Profeſſor der Philoſophie zu Marburg.

Erſte Hälfte.

Leipzig, 1862.

Friedrich Fleiſcher.

# Anthropologie

der

# Naturvölker

von

**Dr. Theodor Waitz**

a. o. Professor der Philosophie zu Marburg.

---

Dritter Theil.

STANFORD LIBRARY

---

Leipzig, 1862.

Friedrich Fleischer.

702281
S 72
W145
cop. 3

STANFORD LIBRARY

# Vorrede.

Die Eingeborenen von Amerika hat man ſehr oft geſchildert, und doch ſind ſie im Grunde nur wenig bekannt. Sie haben dasſelbe Schickſal gehabt wie ſo viele geſchichtliche Perſonen und Ereigniſſe welche durch viel geleſene hiſtoriſche Romane hindurchgegangen ſind, dadurch mannigfaltige Wandlungen erlitten und zuletzt ein traditionell fixirtes Bild zurückgelaſſen haben, um deſſen Unrichtigkeit nur der Mann von Fach weiß. Das Raçenvorurtheil und das Parteiintereſſe der weißen Amerikaner hat ſie ebenſo häufig in falſchem Lichte erſcheinen laſſen; einzelne Reiſende ſind, durch die ſinnliche Nähe und die Macht des unmittelbaren Eindruckes beſtochen, nicht ſelten zu unrichtigen allgemeinen Reſultaten über ſie gelangt; man hat oft ein local richtiges Bild der Eingeborenen entworfen, das nicht als typiſch gelten kann, und noch öfter verkannt oder überſehen daß die kümmerlichen Reſte dieſer Völker welche noch übrig ſind, in vieler Hinſicht nur geringe Aehnlichkeit mit dem zeigen was ſie in früherer Zeit waren. Dieß Alles hat zuſammengewirkt um es zu keiner genügenden Darſtellung derſelben kommen zu laſſen.

In Amerika ſelbſt hat man einen Anlauf dazu genommen den niedergetretenen Eingeborenen wenigſtens nachträglich auf dem Papiere gerecht zu werden: das große Werk von Schoolcraft, welches durchgängig auf authentiſchen Nachrichten beruhen ſollte, war beſtimmt ein allſeitiges und vollſtändiges Bild ihres Weſens und Lebens zu liefern. Vielerlei ſchätzbares Detail, deſſen Zuverläſſigkeit indeſſen manches zu wünſchen übrig läßt, iſt darin zuſammengeſtellt, man darf ſagen, verſteckt: das Ganze iſt eine völlig unbearbeitete Maſſe von Rohmaterial und nur

nach einem äußerlichen Schematismus angeordnet; der letzte hiſtoriſche Theil des Werkes enthält Vieles das ſeit langer Zeit allgemein bekannt, Vieles das gänzlich unwichtig und nicht Weniges das unzuverläſſig iſt; die grobe Verſchwendung die durchgängig darin herrſcht, die mangelhafte Vorbildung des Verfaſſers für die Löſung ſeiner Aufgabe und die faſt nirgends ganz abgelegte Befangenheit des Anglo-Amerikaners laſſen mich glauben, daß es mir möglich geworden iſt auf ſehr ungleich kleinerem Raume für das wahre Verſtändniß jener Menſchen erheblich mehr zu leiſten.

Eine richtigere Auffaſſung vieler Gegenſtände und eine beſſere Einſicht in ihren Zuſammenhang läßt ſich auf dem vorliegenden Gebiete allein durch ſorgfältige Vergleichung einer möglichſt großen Anzahl von Einzelberichten und durch genaue Nebeneinanderſtellung der Eigenthümlichkeiten möglichſt vieler Völker erreichen, und wenn die wünſchenswerthe Kürze der Darſtellung im vorliegenden Falle auch gebot, gar manches minder Wichtige zu unterdrücken und auf gar manches minder Lehrreiche mehr nur hinzudeuten als es weiter auszuführen, ſo dürfte doch gerade dadurch die Sicherheit und Präciſion des Geſammtbildes das ſich geben ließ, weſentlich gewonnen haben. Ebenſo, denke ich, wird man es billigen daß in manchen Partieen des Buches, namentlich in dem Abſchnitt über Temperament und Charakter der Indianer, nicht ſowohl die durchſchnittlichen Leiſtungen, als vielmehr die hervorragenden und bedeutenden Erſcheinungen herausgehoben worden ſind, um die Grenze zu bezeichnen bis zu welcher ſich die Fähigkeiten dieſer Völker entwickelt haben.

Der Plan welcher der gegenwärtigen Arbeit zu Grunde liegt, iſt in ſeinen Hauptzügen derſelbe wie der des vorhergehenden Bandes. Eine nähere Erörterung desſelben ſcheint an dieſer Stelle um ſo weniger nöthig, als die Kritik über ihn ſich bis jetzt nur wenig geäußert, und ſich überhaupt mit dem vorliegenden Werke ſo ſparſam beſchäftigt hat, daß von dieſer Seite der Fortſetzung desſelben leider nur geringer Nutzen erwachſen konnte. Zur Berückſichtigung bei der Beurtheilung der gegenwärtigen Arbeit habe ich ihr hauptſächlich Folgendes zu empfehlen.

Wer eine ausführliche Unterſuchung über den Urſprung der

Bevölkerung Amerika's erwartet, wird ſich getäuſcht finden. Es gilt in dieſer Beziehung was Helps ſagt: Large investigation in these doubtful matters makes men careful of coming to any conclusion.

Unter dem Neuen und Eigenthümlichen das in dem Buche geboten wird, verdient beſondere Aufmerkſamkeit in der erſten Hälfte das über die Religion der Indianer Geſagte und die Darſtellung der hiſtoriſchen Schickſale der Eingeborenen, in der zweiten die Erörterung über die Cariben, über die Tupi-Guarani und die Omagua.

Die Beſchränkung auf geringe Privatmittel und die Nothwendigkeit die größeren Bibliotheken Deutſchlands, abgeſehen von kürzeren Reiſen, nur aus der Ferne zu benutzen, haben ſowohl der Vollſtändigkeit des Materiales Eintrag gethan als auch manche wünſchenswerthe Erneuerung und Reviſion früherer Studien abgeſchnitten. Um ſo dankbarer muß ich der freundlichen Unterſtützung gedenken, die meiner Arbeit dadurch zu theil geworden iſt daß Herr Geh. Med.-Rath Heuſinger in Marburg mir ſeine reiche Privatbibliothek auf das Bereitwilligſte geöffnet hat. Kann man den Mangel an Theilnahme für ethnographiſch-anthropologiſche Unterſuchungen der gegenwärtig noch in Deutſchland bei gelehrten Geſellſchaften, auf den Univerſitäten und im wiſſenſchaftlich gebildeten Publikum faſt allgemein iſt, im Intereſſe der Sache nur beklagen, zumal da man kleine Details europäiſcher Geſchichte ſo oft als Gegenſtände des höchſten Intereſſes behandelt ſieht, ſo läßt ſich doch wenigſtens von einer ferneren Zukunft hoffen daß ſie dieſes Mißverhältniß beſeitigen, und daß der enge Rahmen der Fachgelehrſamkeit und die Zwecke ſpecieller Berufsbildung einmal wieder aufhören werden den wiſſenſchaftlichen Horizont der Gebildeten faſt ausſchließlich zu begrenzen.

Die Literatur, welche hier für den 3. und 4. Band des Werkes zuſammengefaßt worden iſt, erſtreckt ſich nur auf dasjenige was mir zu eigener Benutzung zu Gebote ſtand, und macht daher keinen Anſpruch darauf alle wichtigen Werke zu umfaſſen die über den Gegenſtand vorhanden ſind. Vieles das gänzlich unwichtig ſchien, iſt ausgeſchieden worden, einige bedeutenderen Werke haben hier und da noch beiläufig im Texte ſelbſt Erwähnung gefunden. Bis-

weilen wurde daſſelbe Werk in mehreren Ausgaben benutzt die Verſchiedenes darboten. Die Citate beſagen darüber das Nöthige.

Allgemeiner Bekanntes und Unbeſtrittenes mit ausführlichen Quellenangaben zu belegen, erſchien überflüſſig. Abbildungen waren entbehrlich, da mehrere Reiſewerke welche in dieſer Hinſicht Gelungenes geliefert haben, vor Allem die Reiſen des Prinzen Maximilian zu Wied, allgemeiner verbreitet ſind. Die ethnographiſche Karte welche man bei dieſem Bande vermißt, wird dem folgenden beigegeben werden um die kartographiſche Darſtellung Amerika's nicht zu zerreißen.

Marburg, 4. Februar 1862.

Th. Waitz.

## Zuſätze und Berichtigungen.

p. 6. Der Ausdruck „Meſſer-Apachen" iſt wahrſcheinlich unrichtig, da die Navajos nicht Apaches de navaja, ſondern A. de navajo oder de navajoa, auch Navahoas und Navahos genannt werden und ihr Name (nach Bartlett I, 325) „Navahos" geſprochen wird. Uhde (163) zählt 9 Hauptſtämme der Apachen auf.

p 7. Die Lipans erſtrecken ſich (nach Bartlett I, 81) von Zacatecas bis zum Colorado von Texas und ſtreifen von der Meeresküſte bis nach Neu Mexico hin. Nach Mühlenpfordt (I, 214) haben ſie blondes Haar.

p. 28. Ueber die Mascoutins im Süden von Green Bay vgl. Alcedo III, 457 f.

p. 37. Die Völker von Texas ſind durch die Apachen in kleine Banden zerſprengt worden (Arricivita III, 20).

p. 81 u. 86. Die Verwüſtung des Jagdwildes macht Espinosa (V, 22) in Neu Mexico nicht den Eingebornen, ſondern nur den Spaniern zum Vorwurf, die von den erlegten Büffeln nichts als die Zungen zu eſſen pflegten.

p. 221. Auch was Garcilasso und nach ihm Alcedo von den Natchez erzählt, ſcheint unzuverläſſig.

# Inhalt.

Die Frage nach dem Urſprunge der Bevölkerung von Amerika. Die Hauptabtheilungen der nachfolgenden Darſtellung.

**Die Eingeborenen im Oſten des Felſengebirges.**

**I. Ethnographiſche Ueberſicht.**

1) Die Athapasken und Kenai-Völker. Name und Grenzen dieſer Familie.

Eigentliche Athapasken: Chepewyans, Nord-, Kupferminen-, Hundsrippen-, Gelbmeſſer-, Haſen-, Biber- und Berg-Indianer; letztere vielleicht mit den Sikani identiſch. Die Sarſees, Tacullies, Tlatſkanai und Kwalihoqua, Umpqua. Die Hoopah. Die Apachen und Navajos, ihre Herkunft von Norden, Ausbreitung, einzelne Stämme; die Lipanes. Die Digothi oder Loucheux. — Kenai-Völker: Kenaier, Inkilik und Inkalit, Koltſchanen, Atnah am Kupferfluß, Ugalenzen. . . . . S. 4.

2) Die Algonkin und Irokeſen. Grenzen ihres gemeinſchaftlichen Gebietes. Name der Algonkins und Wanderungsſagen. Nördliche Algonkins: Neufundland und Labrador: Mountaineers, Reſcauvic, Micmac. Etchemin, Penobſcot, Abenaki, Tarrateen in den Küſtenländern. Kniſtino oder Cree tiefer im Innern. Die Ojibway, Ottawa und Pottowatomie, ihre Ausdehnung und ihre Wanderungen; Miſſiſſaugie, Saulteux, Miſſinſig. In Neu England: Pennacook, Pawtucket, Nipmuck, Narraganſet, Wampanoag, Pokanoket, Pequot, Mohikan, Montauk. Irokeſen: Name, die verbündeten Völker und die Huronen. Wohnſitze und Verbreitung, Kriege, untergegangene Völker, Ausdehnung der Irokeſenmacht. Die Tuſcarora und ihre Aufnahme in den Bund. Spätere Sitze. Südliche und weſtliche Algonkins: Lenni Lenape oder Delaware, Minſi, Tockwagh, Nanticoke. Wanderungsſage und Macht der erſteren. — Die Titel „Großväter, Onkel" ꝛc. und ihre Bedeutung. Geographiſche Namen. Kriege der Delaware mit den Irokeſen und ihr Ausgang, der Weiberrock, ſpätere Sitze. Die Suſquehannock, Maſſawomek, Powhatan, Mannahoac, Monacan. Nord Carolina: Pampticoe, Chowanoke, Bedeutung des Namens, fragliche Identität mit den Schawanoe, ältere und neuere Verbreitung und Wanderungen der letzteren. Angebliche Herkunft. Die Illinois, Kickapu, Miami und andere kleinere Völker. Die Sauk und Füchſe, die Menominie. Die Schwarzfüße und Arrapahoes. Die Schiennes. . . S. 9.

3) Die Siour-Völker. Die eigentlichen Siour oder Dakota nebſt den Aſſineboin. Die Winebagoe, Miſſouri, Jowa, Otoe, Omaha und Ponka. Die Oſagen und Kanzas, die Quappa und Arkanſas. Die Menitare, Krähen-Indianer und Mandan. . . . . S. 30.

4) Die Pawnies mit den Riccara, Waco, Keechi, Witchita. . . S. 35.

5) Iſolirte Völker des Südweſtens: Kioway, Paduca. In Texas: die Caddo, Towiaſch oder Pawnee Picts, Towacanie, Tonkaway, Caran-

cahua. Taensa, Chetimache, Attacapa, Adaize, Tonica, Yazoo. Die Natchez, Ausdehnung, Sage über ihre Einwanderung, ihr Untergang. S. 36.

6) Die Völker des Südostens. Der Zug de Soto's und die ethnographischen Data desselben. Die Choctaw-Muskogie-Völker: die Choctaw und Chickasaw und ihre angebliche Einwanderung; die Muskogie oder Creek, ihre Sitze und Wanderungssagen. Die Uchee. Beziehung der Creek zu den Natchez. Die Coosada. Die Cherokee. Die Catawba und andere Völker von S. Carolina. Die Yamassee. . . . . S. 39.

## II. Physische Eigenthümlichkeiten.

Kräftige Constitution der amerikanischen Race. Unmöglichkeit einer allgemeinen Charakteristik derselben, namentlich in Rücksicht der Schädelform. Die typische Kopfform der Indianer im Osten des Felsengebirges, im Allgemeinen nicht rund. Verhältniß zu den Eskimo in dieser Hinsicht. Stirn, Gesichtswinkel, Schädelcapacität. Gesicht: Augen, Nase, Mund. Physiognomie (Navajos). Das Haar. Bart und Körperbehaarung. Hautfarbe und Hautgeruch. Körperbau, Statur, Gang, Muskelkraft; Eigenthümlichkeiten der Weiber. Specielle Angaben über mehrere Athapasken-Völker, Dakota, Mandan u. a., Ojibway, Mountaineers. Künstliche Formung des Schädels. S. 45.

## III. Alterthümer.

Die Nachweisungen über den alten Zusammenhang der Bevölkerung von Nordamerika mit den Völkern von Nordost-Asien; mit den Polynesiern; mit Europäern: die Fahrten der Normänner. Die Skrälinger: alte Ausbreitung der Eskimo. Der Dighton Rock, das Monument von Newport. Die angeblichen Fahrten der Irländer. Erforschung der alten Denkmäler. Geographische Verbreitung und Eintheilung derselben. Näheres über die großen Thierfiguren, tumuli und Wälle. Verschiedene Begräbnißweisen. Die alten Festungswerke, ihre Analogie zu den Bauten der jetzigen Indianer. Squier's Ansicht über die Urheber der Denkmäler, weshalb sie unannehmbar ist. Die einzelnen Alterthümer die der Boden geliefert hat: Metalle, namentlich Kupfer (Bergbau), späterer Verfall der Künste — Schoolcraft's Ansicht; Irdengeschirr, Arbeiten in Stein, Skulpturen u. s. f. Hinweisung auf ausgedehnten Handelsverkehr, besonders mit Mexico. Höhere Cultur in alter Zeit. Die physischen Eigenthümlichkeiten der alten Bevölkerung liefern kein sicheres Ergebniß. . . . . S. 56.

## IV. Culturhistorische Schilderung.

Allgemeine Vorbemerkung.

1) Subsistenz- und Genußmittel. Landbau, Jagd, Fischerei. Ausdehnung des ersteren, die gebauten Früchte, das Ackergeräthe. Verwüstung der Vorräthe, Art der Aufbewahrung, Mahlzeiten, Zubereitung der Speisen. Getränke (Zucker), Einführung des Branntweins. Der Tabak und die Pfeife. Salz. Die Jagd und der Fischfang, Verwüstung des Wildes aus Aberglauben, später durch den Pelzhandel, Folgen. Gezähmte Thiere, keine Hausthiere (Büffel, Pferd). Viehzucht in neuerer Zeit: Creek, Navajos, Räuberleben der Apache, elende Existenz mehrerer Athapaskenvölker. . . . . S. 78.

2) Aeußere Ausstattung des Lebens. Verschiedene Arten des Hausbaues, am besten bei den Irokesen und einigen südlichen Völkern. Die Kleidung; Webereien hauptsächlich im Süden, Folgen ihres mangelhaften Betriebes. Putz und äußere Auszeichnung. Das Tättowiren. Hausgeräthe, Irdengeschirr. Weberei und Stickerei. Gerberei. Metallbenutzung. Schneidende Werkzeuge, Verfall der Künste. Die Kähne und der Betrieb

des Handels. Die Waffen, Erſetzung der einheimiſchen durch europäiſche. . . . . S. 89.

3) Familienleben. Stellung der Frau, Geſchäfte und Behandlung derſelben. Größerer Einfluß bei manchen Völkern. Beiſpiele romantiſcher Liebe, Selbſtmord aus verſchiedenen Urſachen. Schließung der Ehe durch die Eltern, Heirathsgebräuche, Dienſtbarkeit bei den Schwiegereltern, eigenthümliches Verhältniß zu dieſen. Dauer der Ehe, Scheidung und ihre Gründe. Beobachtung der Verwandtſchaftsgrade. Eigenthümliche Anſicht von den Verwandtſchaftsverhältniſſen und das daraus folgende Erbrecht, Grund dieſer Anſicht (Unreinheit der Frau zu gewiſſen Zeiten). Polygamie und häusliche Einigkeit. Lebensalter bei der Verheirathung, harte Gewöhnung der Frau. Milderung ihres Looſes, die Wittwe. Proſtitution der Weiber und Mädchen, ausſchweifendes Leben der letzteren, beſſere Sitten in alter Zeit. Ehebruch und ſeine Strafe. Unnatürliche Laſter. — Liebe zu den Kindern und der Kinder zu den Eltern, Feſtigkeit der Familienbande, Pietät gegen Aeltere, Beiſpiele von Ausſetzung und Tödtung der Alten und Schwachen. Pflege und Zucht der Kinder (Gewöhnung zur Grauſamkeit). Feſt bei der erſten Erlegung eines Thieres, bei der Namengebung. Feſt der Mannbarkeit, Lebensträume, Schutzgeiſter. . . S. 99.

4) Politiſche und ſociale Verhältniſſe. Eintheilung der Indianervölker in Banden oder Geſchlechter, Bedeutung des Totem. Politiſche Verfaſſung der Irokeſen, ihres Bundes und der einzelnen Völker, der Eingeborenen von Neu England und der Algonkin überhaupt. Erblichkeit der Häuptlingswürde, daher auch Weiber und ſelbſt Kinder als Häuptlinge. Verfall ihrer Macht in ſpäterer Zeit. Powhatan's Reich in Virginien, kleine Könige in Süd und Nord Carolina, Stellung der Häuptlinge bei den Pani und Oſagen (polizeiliche Einrichtungen). Florida, der Bund der Creekvölker. Urtheil über die politiſche Befähigung der Indianer. Rechtszuſtand im Allgemeinen und Gerichtsbarkeit. Ordnung der Eigenthumsverhältniſſe und deren unvollkommene Entwickelung. Diebſtahl und Betrug, Heiligkeit der Verträge, Bezahlung der Schulden. Grundſatz der ſtrengen talio: ſittliche Nothwendigkeit der Blutrache, Loskauf. . . S. 119.

Aeußeres Benehmen der Indianer, ihre Vorſtellungen von Höflichkeit und Anſtand. Form der Begrüßung, Empfang von Fremden. Leiſes Reden mit wenigen Geſticulationen. Geſellige Vergnügungen und Spiele. Berathungen in großer Verſammlung, Stil der Reden. Das Wampum. Die Beredtſamkeit der Indianer, Beiſpiele derſelben. . . . . S. 134.

Rückblick auf die politiſche Verfaſſung. Wie Kriegsunternehmungen eingeleitet wurden. Mangel an Vereinigung der Kräfte. Krieg und Kriegsruhm die Hauptleidenſchaft der Indianer. Wie ſie die Tapferkeit verſtanden. Zweck und Veranlaſſung des Krieges. Erklärung desſelben und Vorbereitung auf ihn. Auszug zum Kriege und wie er geführt wurde. Das Skalpiren. Die Heimkehr aus dem Kriege, der Friedensſchluß, die Friedenspfeife. Das Loos der Gefangenen, das Martern derſelben. Falſche Schlüſſe die man daraus gezogen hat. Die Sklaven. Die Behandlung gefangener Frauen. Der Cannibalismus und die drei Motive desſelben. S. 147.

5) Temperament und Charakter. Das Temperament. Die Moral. Die Moralität: Seltenheit grober Verbrechen. Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. R. Williams' zu hartes Urtheil über den Indianercharakter. Freigebigkeit und die Zweifel gegen dieſelbe. Gaſtfreundſchaft und ihre Mißdeutung, ihre Grenze. Wohlthätigkeit. Treue in der Freundſchaft, Dankbarkeit, Beiſpiele der Aufopferung aus dieſen Motiven. Rechtsgefühl, Ehrgefühl und Stolz. Rohheit, Hartherzigkeit, Grauſamkeit und weshalb ſie milder zu beurtheilen ſind. Wie der Tod überhaupt und wie ein qual-

voller Tod ertragen wird. Großmuth ist selten, doch nicht ohne Beispiel, die vergeltende Rache allgemein. Beiträge zur specielleren Charakteristik einzelner Völker . . . . . S. 160.

6) Religion. Der Glaube an den „großen Geist". Alter desselben. Verhältniß des großen Geistes zur Welt und den Menschen, Darstellung desselben als Vogel und als Mensch. Er ist Himmelsgott, wird unter dem Bilde der Sonne verehrt: Feuercultus. Das böse Princip als Schlange, als Wassergott gedacht. Große Verbreitung dieser dualistischen Ansicht. Die Schöpfungssagen, ihr allgemeiner Charakter und ihre besonderen Formen. Beimischung christlicher Elemente, Fluthsagen. Große Mannigfaltigkeit der religiösen Ansichten, ihre Ursachen. Spätere Verwechselung des großen Geistes mit niederen Göttern und Heroen. Menabozho, Hiawatha u. a. Niedere Götter: sinnige Personificationen der Algonkin, wüste Vorstellungen der Dakota Große Masse der verehrten Gegenstände. Mythologische Stellung der Thiere, ihre Motivirung. Klapperschlange Biber und Eule. Behandlung des Hundes und anderer Thiere, Tänze mit Thiermasken. . . . . S. 177.

Vorstellungen von der menschlichen Seele, Bedeutung der Träume, Transfusion der Seelen Der Abschied vom Leben, Einfluß der Todten auf die Lebenden, wie sie betrauert werden. Die Seelen der Todten und ihr Schicksal im Jenseits, der Glaube an Lohn und Strafe, Alter desselben. Conservirung der Leiche. Opfer am Grabe (Menschenopfer). Art und Weise der Bestattung: Begräbniß in verschiedenen Lagen, Ausstellung auf Gerüsten und Bäumen, spätere Todtenfeste und Aufbewahrung der Knochen, Verbrennung der Leiche. Aeußere Form des Grabes. . . . . S. 194.

Der Cultus: Tempel, Götzenbilder, gottesdienstliche Handlungen. Gebet, Fasten, schmerzhafte Büßungen, Opfer (Menschenopfer). Fest der ersten Früchte bei den Creek (Reinigung von Sünde). Dankfeste der Irokesen. Tänze und dramatische Darstellungen. Beschreibung des Skalptanzes. Musik. Die Zauberpriester und Aerzte, ihre Functionen. Theilung ihrer Geschäfte. Kur der Krankheiten durch Zauberei. Mannigfaltigkeit des Aberglaubens. Die religiösen Orden der Meda und Jossakeed, ihre Ceremonien, das Schwitzbad. . . . . S. 203.

Anhang Ueber die Natchez, Ausbreitung, Theokratie, Religion und Cultus. . . . . S. 217.

7) Intellectuelle Bildung und Begabung. Maßstab der Beurtheilung. Naturbeobachtung und deren Benutzung. Geographische und astronomische Vorstellungen. Zeitrechnung Anatomische Kenntnisse und Heilkunde. Erlernung fremder Sprachen, Zeichensprache, telegraphische Signale. Bilderschrift (Beispiel) und ihre Anwendung. Mangelhafte Ausbildung derselben. Geheimschrift in Bildern. Aufbewahrung der historischen Traditionen. Poetische Erfindungen: Lieder und Gesänge. Sagen Mährchen und Erzählungen (Longfellow). Charakteristik derselben. Urtheile über die geistige Begabung aus älterer und neuerer Zeit Zwei Anekdoten. S. 221.

8) Historische Schicksale. Einwurf gegen die Befähigung des Indianers. Seine Abneigung gegen die Civilisation, ihre Gründe. Was aus civilisirten Indianern geworden ist. Aelteste Verhältnisse zu den Weißen: 1) Neu England. Feindseligkeiten vor 1620. Friedliche Verhältnisse und billige Behandlung der Indianer. Der Pequot-Krieg. Gesinnung und Verfahren der frommen Puritaner. Uncas und Miantonimo. Ninigrate. Wamsutta. König Philip. 2) Die Holländer am Hudson. 3) Pennsylvanien. 4) Nord Carolina und Virginia. Opechanganough's Ueberfall. 5) Süd Carolina. 6) Florida. Expeditionen der Spanier, Ankunft der Franzosen

und Engländer. Das Natchez-Massacre. — Resultat in Rücksicht der Ursachen der Feindseligkeiten. . . . . S. 238.

Verfahren der Indianer in den Kriegen zu Ende des 17. Jahrh., Verfahren der Weißen: Die Prämien für Skalps, Hinschlachten Unschuldiger, Barbareien von Weißen begangen, „die Pionniere des Westens". Wiederaufnahme der Geschichte: die Jesuiten kommen nach Canada. Politik und Stellung der Irokesen Französische und englische Behandlung der Indianer. Wachsende Treulosigkeit der letzteren, wesentliche Veränderung ihrer Lage (1759). Pontiac. Spätere Kriege. Spaltung der Indianer im amerikanischen Freiheitskrieg. Gegensätze und Streit der Ansichten unter den Indianern. Reformatoren die bei ihnen auftraten. Neue Kriege. Weitere Entwickelung der Verhältnisse in Süden. Tecumseh, Red Jacket. Die letzten Indianerkriege. . . . . S. 255.

Die Hauptursachen der Feindseligkeit und die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten: Die Landverkäufe und die mit ihnen verbundenen Uebel; was sie einbrachten. Geringe Fürsorge der Regierung für die Indianer, Betrieb des Handels mit letzteren (Hudsonsbai-Gesellschaft, Factoreisystem), gänzliche Schutzlosigkeit derselben, man sah ihren Untergang gern. Rechtliche Stellung der Indianer zu England, später zu den Vereinigten Staaten: das Eigenthumsrecht an ihr Land wird ihnen abgesprochen. Sophistik des europäischen Völkerrechtes. Errichtung des Indian Territory. Gründe für die Uebersiedelung nach Westen. Beispiele aus der Geschichte der Uebersiedelung: die Indianer von Green Bay, Zerstörung der neuen Culturelemente; M'Intosh und der den Creek gespielte Betrug; der Fall der Cherokee gegen Georgia; Resultat. Zweifelhafter Nutzen der Uebersiedelung. . . . . S. 270.

Die Mission und die neueren Schicksale und Fortschritte der Indianer. Katholische Missionen und ihre Wirkung auf die Irokesen und Algonkin (Neufundland, Red River settlement), in Florida und Texas. Protestantische Missionen in Neu England (Eliot); die Herrenhuter u. a. Schwierigkeiten und Hindernisse der Bekehrung im Allgemeinen. Belege im Einzelnen (Beispiele, Anekdoten, Indianerreden). Uebersiedelung der Irokesen nach Canada, theilweise Zerstreuung, Culturzustand derselben. Leistungen und Zustände der Ojibway, Ottawa, Sauk, Delaware, Schawanoe und anderer Algonkin; der Winebago, Otoe, Missouri, Omaha, Osagen, Quappa, Pani u. a. Bundesvertrag von 16 Völkern des Indian Territory. Bedeutende Fortschritte der apalachischen Völker: der Cherokee (materielle und moralische Cultur, Staatsverfassung, Erfindung der Schreibkunst), der Choctaw und Chickasaw (Wohlstand, Schulen, Verfassung), der Creek und Seminolen. — Endurtheil. . . . . S. 283.

---

## Die Eskimo und ihre Verwandten.

Ausbreitung der Eskimo in älterer und neuerer Zeit. Die Tschuktschen (Namollo). Die Konjagen und ihre Eintheilung. Die Aleuten. Zusammengehörigkeit und ethnographische Stellung dieser Völker. Name und Typus der Eskimo. Die Namollo lassen sich nicht näher charakterisiren, Widersprüche in Rücksicht der Tschuktschen. Körperbildung der Konjagen und Aleuten. — Culturhistorische Schilderung: a) der Eskimo. Nahrung, Wohnung, Kleidung, Waffen und Krieg. Geschicklichkeiten. Kähne. Eheliche Verhältnisse. Gesellschaftliches Leben. Temperament, Musik, Spiele. Moralität, Mission bei ihnen. Religion. Geistige Begabung. b) der Konjagen. Kleidung, Nahrung und Wohnung. Christenthum und Heidenthum. Gesellschaftliche Verhältnisse

und Ehe. Kenntniſſe der Kuskokwimer. c) der Aleuten. Abnahme der Volkszahl in Folge der Ruſſifizirung, des Trunkes und anderer Ausſchweifungen. Moraliſcher Charakter. Kunſtfertigkeiten. Wohnung, Begräbniß, Verfaſſung. . . . . S. 300.

## Die Bewohner der Nordweſtküſte und des Oregongebietes.

**Ethnographiſche Ueberſicht.** Die Koluſchen und ihre Verwandten, die Chimſyan und Naß, die Haidah (Skittegat, Kyganie), die Hailtſa und Bellichoola, die Völker der Inſel Vancouver und ihr Verhältniß zu denen des benachbarten Feſtlandes. Die Stämme von Puget's Sund, die von Oregon (Ausſchluß der Schoſchonie): die Kitunaha, die Tſihaili-Seliſch Familie, die Sahaptin, Wailaptu, Chinook, Kalapuya, Jakon, Lutuami, Palaik, Schaſtie. . . . . S. 316.

**Phyſiſche Eigenthümlichkeiten.** Allgemeine Bemerkung über den Gegenſatz der nördlicheren und ſüdlicheren Völker, die Charaktere der erſteren und der Koluſchen insbeſondere. Die Eingeborenen von Vancouver, die Nutkaer. Die Indianer von Oregon, Unterſchiede ihres Typus, künſtliche Abplattung des Schädels. . . . . S. 321.

**Culturzuſtand.** Unterſchiede der Begabung und Entwickelung, Hinweis auf die Nähe von Aſien. Hohe Culturſtufe der Bewohner der Nordweſtküſte (Handel, Verarbeitung des Kupfers, Muſchelgeld, Landbau, Betriebſamkeit und Künſte). Schilderung der Koluſchen: Subſiſtenzmittel, Kunſtfertigkeiten, Kleidung, Wohnung. Ehe und Familienleben. Politiſche Verfaſſung, Stammesſagen, Sklaven und ihr Schickſal. Moralität. Religiöſe Vorſtellungen. Behandlung der Todten. Einwanderung dieſer Völker aus dem Inneren. Die Naß. Die Bewohner der Königin Charlotten-Inſeln und die Kyganie. Die Coquilths. Häuſer, Kunſtfertigkeiten, Kleidung der Eingeborenen von Vancouver, beſonders der Nutkas: Cannibalismus, tiefer Stand ihrer Moralität überhaupt; Stellung der Frau; der Herrſcher und ſeine Gewalt; Sklaven; Beſtattung der Todten; Religion; Zeitrechnung. — Gegenſatz zwiſchen den Völkern der Nordweſtküſte und denen von Oregon, und unter den letzteren ſelbſt. Die Chinook: äußeres Leben; Charaktereigenſchaften und Moralität; die Häuptlingswürde; Kriege und Waffen; religiöſe Vorſtellungen; Behandlung der Todten. Anfänge des Landbaues bei anderen Stämmen (Miſſion). Die Völker von Puget's Sund. Die Völker im Innern des Oregongebietes: nomadiſche Lebensweiſe, Wichtigkeit des Pferdes, Anfänge des Ackerbaues; Wohnung und Kleidung; geringe Kunſtfertigkeiten; Temperament und moraliſcher Charakter; die Ehe und Stellung der Frau; politiſche Verfaſſung; Kriege, Cannibalismus, Sklaverei; Religion, Analogieen zu den Völkern des Oſtens; Begräbnißweiſe. . . S. 325.

Zuſammengehörigkeit von Nord- und Süd-Amerika. Geringere Ausführlichkeit über letzteres. . . . . S. 347.

## Die Völker des Nordens von Süd-Amerika.

**Ethnographie.** Die Cariben. Name und deſſen Bedeutung, Zuſammenhang mit den Tupi. Verbreitung: Haiti, in Portorico ſchwerlich feſtſäſſig, kleine Antillen (Sage über Martinique). Auf letzteren auch Arowaken und Ygneris (Mayas?). Unbeſtimmter Gebrauch des Namens und ſeine Urſachen. Untergang der Cariben auf den kleinen Antillen, die „ſchwarzen Cariben," die Cariben von Honduras. Die Bevölkerung von Trinidad. Herkunft der

Cariben aus Süd-Amerika, Sprachverschiedenheit der Männer und Weiber, angebliches Stammland. Verbreitung in Süd-Amerika: Golf von Urabá (Darien? Nicaragua? Chiapa?), Nordküste von Süd-Amerika (das Land Aruaco), Flußgebiet des unteren Orinoco, Guiana (wahrscheinliche Rückwanderung dahin von den Antillen), das rechte Ufer des Amazonenstromes. Verwandte der Cariben: Cumanagotto, Pariagotto. Guayqueri, Guarauno? Tamanak, Chaymas, Maquiritari. Akawai, Macusi, Arekuna, Zapara (Iquitos, Mazanes, Avijiras, Anguteres, Encabellados). Yaos. Die Arowaken, ethnographische Stellung, ältere und neuere Verbreitung. Völker von unbestimmter ethnographischer Stellung: Guajiros, Tayronas, Völker am Maracaibo-See (Chiriguanas, Tupis?), Caquetios, Guajibos, Otomaken. Cabres, Mayppures, Salivas, Yaruros u. a., im Flußgebiet des Negro, in Guiana: Wapistiana, Atorai, Taruma, Woyawais, Guinau u. a. . . . . S. 348.

**Physische Charakteristik.** Widersprüche in Rücksicht der Schädelform. Allgemeine Schilderung. Die Cariben insbesondere, ältere Angaben über die Küstenbewohner. Die Akawai, Macusi, Arekuna, Pianoghotto, Zaparos. Die Bewohner von Britisch Guiana überhaupt, Tättowirung. Die Chaymas. Die Guayqueri, Guaraunos, Arowaken, Maionkong. Die Wapistiana, Maopityans u. a. . . . . S. 368.

**Culturzustand.** Vorbemerkung. Raubzüge, Kriegführung und Cannibalismus der Cariben. Zeitweise Friedfertigkeit, Landbau, Speisen, Trunk. Baumwollenweberei, Bekleidung. Wohnungen, Schmuck (Guanin, Roucou, Wadenbänder der Weiber). Handel und Märkte auf dem Festlande. Goldsachen, Bearbeitung des Goldes, Gebrauch der Waage. Schifffahrt. Stellung des Weibes, eheliche Verhältnisse, Erbrecht. Unnatürliche Laster. Sociale Verfassung. Schmerzhafte Prüfungen. Die Piaches, religiöse Vorstellungen und Cultus. Mythen, Mysterien, Musik. Behandlung der Todten, Unsterblichkeitsglaube. Moralischer Charakter. Beispiele caribischer Sitten bei anderen Völkern. Bemerkungen über die Akawai, Macusi, Zaparos, Yaos, über die Religion dieser Völker überhaupt. Sitten der Arowaken, Warrau u. a. Zahme Thiere, Gebrauch des Tabakes. Die Salivas, Mayppures u. a. — Geistige Fähigkeiten. Felsen mit Bilderschrift im Gebiet der genannten Völker, Alterthümer im Thale des Amazonas und ihr muthmaßlicher Ursprung. — Schicksal der Eingeborenen von Guiana und der tierra firme. Die Mission in Guiana. Raubzüge der Spanier, Unwirksamkeit des Verbotes die Eingeborenen zu Sklaven zu machen, Bedrückung, Kriege zur Unterwerfung derselben. Ihre rechtliche und factische Stellung. Las Casas. Spätere Missionen, ihre Ausbreitung, ihre Bekehrungsmittel, Folgen ihrer Wirksamkeit. Charakter ihrer Zöglinge. . . . . S. 374.

## Die Eingeborenen von Brasilien.

Ausbreitung der Tupivölker an der Küste, am Uruguay, am Amazonas, der Guarani am Iguazu, Parana, Paraguay und in der Gegend von B. Ayres. Ausdehnung der lingoa geral. Die einzelnen Guaranivölker: Timbu und Caracara, Carios, Arachanes, Guayanas, Itatines, Gualaches, Guanas, Apiacas, Bororos, Chiriguanas (ihre Wanderung) und Chaneses, Guarayos, Sirionos. Tapuyas. Körperbildung der Guarani, der Indianer von Paraguay überhaupt und der Eingeborenen des Amazonenstromes. Der Name Tupi, Kopfputz, Schmuck, Tättowirung dieser Völker. Culturschilderung, ihre Schwierigkeit. Der Name Guarani, Stammessage, Religion und Cultus (Tupan). Sittliche Vorstellungen, Unsterblichkeitsglaube, Behandlung der Todten. Die Zauberärzte, Zusammenhang mit den

Cariben. Temperament und Charakter. Krieg und Cannibalismus. Politiſche Verfaſſung, Ehe, Familienleben. Aeußeres Leben und deſſen Cultur. S. 404.

Die Omagua. Höhere Cultur in älterer Zeit. Wohnſitz und Herkunft. Verwandte Völker: Aguas, Enaguas, Achaguas, Condaguas, Capanaguas, Maraguas, Yaguas?, Payaguas. Cocamas, Yurimaguas, Tocantins, Guayupes, Otomaken. Urſprung der Cultur der Omaguas, ſpätere Rückſchritte und ihre Urſachen. Schilderung der Cocamas, der Otomaken. Vermuthung über den Zuſammenhang mit den Omaguacas Juris und Diaguitas in Tucuman. Zuſammenhang der Omaguacas und Diaguitas mit Peru? Die Guararapos, Orejones und Xarayes am Paraguay, Culturzuſtand derſelben und deſſen Urſprung. Grenze des Incareiches im Südoſten. Waren die Orejones am Xarayes-See Peruaner? (Guatos). Orejones und Yaguas am Marañon. S. 425.

Stammfremde Völker im Gebiete der Guarani. Coropos, Coroados, Puris, ethnographiſche Unbeſtimmtheit der Coroados (Goaytacaſes). Flußgebiet des Tocantins: Cayapos, Chavantes und Cherentes, Carajas, Gavioês, Caracatis, Apinages, Crahãos oder Crans und Gez, Jundiahis, Jacundas. Am Tapajoz: Pareſis, Rabicuaras und Parabitatas, Jabuariti, Parentitins, Mundrucu und Maube. Am Madeira und Purus: Pamas, Muras, Purupurus, Catauris, Jamanaris, Jubiris u. a. Die Ticuñas am Marañon. Die Miranhas und Jumanas am Japura. Die Botokuden: Name, Wohnſitz, Körperbildung, Sitten, Nachbarvölker: Camacans, Macunis, Machaculis. . . . . S. 438.

Einwirkungen der Weißen auf die Eingeborenen. Verſchiedene Beurtheilung derſelben. Verfahren der Portugieſen, Widerſtand der Jeſuiten (Zome, S. Thomas). Menſchenräuberei der Koloniſten von Maranhão und S. Paulo. Thätigkeit und Einrichtungen der Miſſionäre, Veränderungen ſeit der Vertreibung der Jeſuiten. Schickſal der Indianer in Goyaz und anderwärts. Verhältniſſe der neueren Zeit. Behandlung der Indianer von Paraguay durch die Spanier. Die Jeſuiten in Paraguay. Vorbemerkung. Wodurch ſie die Indianer gewannen, Feindſchaft der ſpaniſchen und portugieſiſchen Koloniſten, Bewaffnung der bekehrten Indianer. Fernere Hinderniſſe, Lage, Ausdehnung, wechſelnde Volkszahl der Miſſionen und ihre Urſache. Aeußere und innere Einrichtung, Verwaltung derſelben. Verleumdungen gegen die Jeſuiten, Beurtheilung ihrer Wirkſamkeit. Charakter der Guarani nach ihrer Vertreibung. Geſchichte der letzteren, Schuld der Jeſuiten. Schickſal ihrer Zöglinge nach der Vertreibung jener, Zuſtand der Guarani in neuerer Zeit. Die Miſſion bei den Chiriguanas in älterer und neuerer Zeit. . . . . S. 448.

## Die Pampas-Indianer und Araucaner.

Aeußere und innere Gleichartigkeit dieſer Völker. Die Völker von Chaco. Die Agaces und Payaguas. Die Lenguas. Die Guaycurus, ihre Sitze, ihre phyſiſchen und moraliſchen Eigenthümlichkeiten. Die Mbayas. Verwandtſchaft der Abiponer Tobas und Mbocobies. Gebiet, Körperbildung, Lebensweiſe der beiden letzteren. Schilderung der Abiponer. Die Mataguayes und die ihnen verwandten Völker: Matacos, Vilelas, Vejoſes, Chunipis, Ocoles, Atalalas, Sinipes. Die Malbalas. Die Lules und Mataras oder Tonocotes, ihre Schickſale. Die Calchaquies. Verſetzungen der Völker von Chaco und Tucuman. Die Charrua und Minuane, Yaro, Bohane, Chana. Die Querandies. Ethnographiſche Schwierigkeiten der Südſpitze von Amerika, Zuſammengehörigkeit der dortigen Völker. Ethnographiſche Ueberſicht. Die Puelche. Die Tehuelhet, Tehuelche oder Patago-

nen, Uebergang derſelben in die Feuerländer, Körperbildung. Die Feuerländer, Wohnſitz und phyſiſche Eigenthümlichkeiten. Die Araucaner, Eroberungen und Grenze der Inca-Peruaner gegen ſie, ihr Name, ihre einzelnen Stämme, Verwirrung darin. Spätere Verbreitung derſelben nach Oſten. Jetziges Gebiet der Araucaner, Meſtizenbevölkerung in ihrem Lande (die Boroanes). Die Chonos, Poy-yus, Key-yus. Leiblicher Typus der Araucaner und Pehuenche. Culturhiſtoriſche Schilderung. Lebensweiſe und Sitten der Puelche und anderen Pampas-Indianer, ihre Verhältniſſe zu den Weißen und Schickſale. Die Gauchos. Lebensweiſe, Charakter, Sitten, Religion der Patagonen. Schilderung der Feuerländer. Materielle Cultur der Araucaner, fraglicher Einfluß der Peruaner. Kunſtfertigkeiten der Pehuenche und der Bewohner von Chiloe. Politiſche Verfaſſung der Araucaner. Ihre Geſelligkeit, Redekunſt, Quipos, Zeitrechnung, Familien- und Rechtsverhältniſſe, moraliſcher Charakter, religiöſe Vorſtellungen, Aberglauben, Zauberweſen, Begräbniß, Unſterblichkeitsglaube, Kriegsweſen, Kämpfe mit den Spaniern, Behandlung durch dieſe, Miſſionen bei ihnen, neueſter Zuſtand. Bemerkungen über die Chonos. . . . . S. 467.

## Die Chiquitos und Moxos, die Antiſaner und die Völker von Maynas.

Vorbemerkung. Die Chiquitos. Name. Wohnſitz und Körperbildung der einzelnen Völker. Culturzuſtand. Miſſion. Neuere Zuſtände. Die Tapacures und Yuracares. Die Moxos. Verbreitung und Körperbildung der einzelnen Völker. Urſprünglicher Culturzuſtand. Die Antiſaner. Wohnſitz und phyſiſche Charaktere der einzelnen Völker; die Lecos. Die Campas und Antis (d'Orbigny's Vermuthung). Die Völker von Maynas. Der Stamm der Panos oder Jitipos: Conibos, Cachibos, Sipibos, Setevos, Calliſecas, Mayorunas. Die Piros, Simigaes, Sencis und Remos. Die Lamiſtas, Hibitos, Cholones. Die Pacamores, Jivaros, Itucalis, Yameos, Iquiavates, Anckuteres, Cofanes, Yumbos. Culturzuſtand der letzteren Völker. Die Miſſionen von Maynas. Neuere Zuſtände. . . . . S. 527.

# Literatur.*


Account of the provinces of R. de la Plata, translated from the Spanish. Lond. 1825.

Acosta, Joaq., Compendio hist. del descubrimiento y colonizacion de la N. Granada. Paris 1848.

Acosta, Jos. de, Hist. natural y moral de las Indias. Sevilla 1590.**

Acuña, Bericht v. d. Strom d. Amazonen (in d. Erbaul. Geſch. derer Chiquitos.)

Adair, History of the American Indians. Lond. 1775.

Albarado, P. de, Relaciones á Hern. Cortés (in: Historiadores prim. de Indias. Madrid 1852).

Alcedo, Diccionario geogr.-hist. de las Indias occid. Madr. 1786.

Alexander, L'Acadie or seven years explor. in Brit. Am. Lond. 1849.

de Alvear, Relacion de la provincia de misiones (bei de Angelis IV.)

Andrews, Journey from B. Ayres through the prov. of Cordova etc. Lond. 1827.

de Angelis, Coleccion de obras y documentos rel. á la hist. de las provincias del R. de la Plata. B. Aires 1836.

Anspach, Hist. of the Island of New Foundland. Lond. 1819.

Antiquitates Americanae ed. soc. reg. Antiq. sept. Hafniae 1837.

Apollonii, Levini, de Peruviae inventione libri V. Antverp. 1567.

Archaeologia Americana, Transactt. of the Am. Antiq. Soc. Worcester. (Massach.) 1820.

Arricivita, Cronica serafica del colegio de prop. fide de la S. Cruz de Queretaro. 2da parte. Mexico 1792.***

Assall, Nachr. üb. d. früheren Einw. v. N. Am. Herausg. v. Rone. Heidelberg 1827.

Atwater, C., The writings of —. Columbus 1833.

Azara, Voy. dans l'Am. mérid. ed. Walckenaer. Paris 1809.

Back, Narr. of the Arctic land exped. to the gr. Fish river. Lond. 1836.

Baralt, Resúmen de la hist. de Venezuela. Paris 1841.

Barber, Connecticut historical collections. New Haven 1837.

Bartlett, Personal narrative of expl. in Texas, N. Mex. N. York 1854.

Barton, Smith, New views of the origin of the tribes of Am. Phil. 1798.

Bartram, R. durch Carolina, Georgia und Florida 1773 ff. Berl. 1793.

Bayer, R. nach Peru herausg. v. Murr. Nürnb. 1776.


* Titel welche man hier vermißt, ſuche man in der Literaturangabe des 2. u. 5. Bandes.

** In der italieniſchen Ueberſetzung des Werkes Venet. 1596 hat die katholiſche Cenſur Vieles im 5. Buche geſtrichen.

*** Vgl. Espinosa.

Belknap, Hist. of New-Hampshire. 2d ed. Boston 1813.

Beltrami, Le Mexique. Paris 1830.

Benzoni, Hist. Indiae occidentalis, exc. Vignon 1586.

Bericht über d. Unterſ. einiger Theile des Mosquitolandes. Berl. 1845.

Bernau, Missionary labours in Brit. Guiana. Lond. 1847.

v. Bibra, R. in Südamerica. Mannh. 1854.

Billings, R. nach d nördl. Gegenden v. ruſſ. Aſien und Am. Weimar 1803.

Bonnycastle, Canada and the Canadians in 1846. Lond. 1846.

Borthwick, Three years in California. Edinb. and Lond. 1857.

Bossu, Nouveaux voy. aux Indes occid. 2de éd. Paris 1768.

Boynton and Mason, Journey through Kansas. Cincinnati 1855.

Bozman, Hist. of Maryland during the three first years after its settlement. Baltimore 1811.

Brackenridge, Anſichten von Louiſiana. Weimar 1818.

Brackenridge a, R. nach Südamerica (1817 f.) Lpz. 1821.
b, Early discoveries by Spaniards in New Mexico. Pittsburgh 1857.

Bradford, American antiquities. New Y. 1841.

Brantz Mayer, Mexico, Aztec Spanish and Republ. Hartford 1853.

Brasseur de Bourbourg, Hist. du Canada, de son église et de ses missions. Paris 1852.
Id., Hist. des nations civilisées du Mexique. Paris 1857.

v. Braunſchweig, die altamericaniſchen Denkmäler 1840.

Brief, Allerhand, welche von den Miſſionariis der Geſ. Jeſu ſeit 1642—1726 angelangt, oder der Neue Welt-Bott. Augsb. 1726.

Bryant, Voy. en Californie trad. p. Marmier. Paris 1849.

Buchanan, Sketches of the hist., manners and customs of the N. Am. Indians. Lond. 1824.

Bullock, Six months' resid. in Mexico. Lond. 1824.

Burkart, Aufenthalt und Reiſen in Mexico (1825—34). Stuttg. 1836.

Buſchmann in d. Abhh. der Akad. d. Wiſſ. zu Berlin 1852, 1854 Suppl. II, 1855, 1856, 1857, 1859 und in d. Monatsber. derſ. 1858.

Byam, Wild life in the Interior of Central America. Lond. 1849.

Cabeza de Vaca, Alvar Nuñez. Naufragios y relacion;
Id., Comentarios (in: Historiadores prim. de Indias. Madrid 1852).

Carasco, Kurze Beſchr. der Provinz Mojos (in Lübde's Ztſch. f. Erdk. III).

Carli, Briefe über Am. Gera 1785.

Cartwright, Journal of transactions and events on the Coast of Labrador. Newark 1792.

Carver, R. durch d. Innere von N. Am. (1766—68). Hamb. 1780.

Las Casas, Oeuvres acc. de notes par Llorente. Paris 1822.
Id., Umbſtändige Beſchr. der ind. Länder ſo v. d. Spaniern verwüſt worden. 1665.

Castañeda, Relation du voyage de Cibola (1540), éd. Ternaux. Paris 1838.

de Castelnau, Expéd. dans les parties centrales de l'Am. du Sud. Paris 1850.

Catlin, Letters and notes on the N. Am. Indians. 4th ed. Lond. 1844.

Caulin, Hist. corogr. nat. y evangelica de la Nueva Andalucia. Madrid 1779.

Champlain, Voyages de la Nouvelle France occid. Paris 1632.

Chapman, Sketch of the hist. of Wyoming. Wilkesbarre (Penns.) 1830.

Chappell, Voy. of H. M. S. Rosamond to New Foundland. Lond. 1818.

Charlevoix, Geſch. u. Beſchr. v. Neu Frankreich (in d. Allg. Hiſt. d. Reiſen).

Id., Geſch. von Paraguay. Nürnb. 1768.

Id., Hist. de S. Domingue. Paris 1730.

Chevalier, Du Mexique avant et pendant la conquête. Paris 1845.

Church, Hist. of Philip's war, with notes by S. G. Drake. 2d ed. Exeter 1834.

Cieza de Leon, La Cronica del Perú (in: Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).

Clavigero, Hist. of Mexico, transl. by Cullen. Lond. 1787.

Cochrane, Journal of a resid. in Colombia. Lond. 1825.

Colden, Hist. of the five nations. 3d ed. Lond. 1755.

Coleccion de varios documentos p. la hist. de Florida. Tom. I. Lond. 1857.

Collections of the N. York Hist. Soc. N. York 1811 ff.

Colombia, being a geogr. statist. agric. comm. and political account of that country. Lond. 1822.

Colton, Tour of the American Lakes. Lond. 1833.

Copway, The traditional history of the Ojibway nation. Lond. 1850.

de Cordova, R. nach der Magellansſtraße. Weimar 1820.

Coreal, Voyages aux Indes occidentales (1666 — 97), trad. de l'Esp. Amst. 1722.

Cornejo, Expedicion al Chaco (1790), bei de Angelis IV.

Cortes, Hern., Cartas de relacion sobre la conquista de la N. España (in Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).

Cox, Ross, The Columbia river. 3d ed. Lond. 1832.

Cranz, Hiſtorie v. Grönland. 2. Aufl. Barby 1770.

de la Cruz, Viage desde el Fuerte de Ballenar hasta B. Aires (1806);

Id., Descripcion de los terrenos pos. por los Peguenches (bei de Angelis I).

Davila Padilla, Varia hist. de la N. España y Florida. 2da impr. Valladolid 1634.

Davis, El Gringo or New Mexico and her people. N. York 1857.

Delafield, Inquiry into the origin of the antiquities of Am. N. York 1839.

Depons, R. in dem öſtl. Theile von Terrafirma (1801—4), im Magaz. von Reiſeb. XXIX.

Desjardins, Le Pérou avant la conquête espagnole. Paris 1858.

Diaz, Bernal, Hist. de los sucesos de la conquista de la N. España (in Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).

Doblas, Memoria sobre la prov. de misiones de Ind. Guaranis (bei de Angelis III).

Dobrizhoffer, Geſch. der Abiponer. Wien 1783.

Domeyko, Araucania i sus habitantes. Santiago. 1846.
Douglas, Reiſe (in Forſter's Geſch. d. R. u. d. R. Weſtküſte v. Am. Berl. 1791).
Drake, The book of the Indians. 9th ed. Boston 1845.
Id., a, Hist. and antiquities of the city of Boston. Boston 1854.
Duflot de Mofras, Explor. du territoire de l'Orégon. Paris 1844.
Duhaut-Cilly, Voy. autour du monde (1826—29). Paris 1834.
Dunn, H., Guatimala in 1827–28. Lond. 1829.
Dunn, J., Hist. of the Oregon territory. Lond. 1844.
Dupaix (Lenoir et Warden), Antiquités Mexicaines. Paris 1834.
Eastman, Mrs., Dahcotah or life and legends of the Sioux. N. York 1849.
Easton, Narr. of the causes which led to Philip's war, ed. Hough. Albany 1858.
de Echevarria y Veitia, Hist. del origen de las gentes que poblaron la N. España (bei Kingsborough VIII).
Edwards, J., Observ. on the lang. of the Muhhekaneew Indians. Boston 1823.
Edwards, W. H., Voy. up the River Amazon. Lond. 1847.
Egede, P., Nachrichten v. Grönland. Kopenh. 1790.
Elliot, Grammar of the Massachusetts Indian lang. Boston 1822.
Elliott, New England history. N. York 1857.
Ellis, R. nach Hudſons-Meerbuſen (1746 f.). Gött. 1750.
Emory, Notes of a military reconnaissance from Leavenworth to S. Diego. Washington 1848.
v. Eſchwege, Journal v. Braſilien. Weimar 1818.
Espinosa, Chronica apostolica y seraphica de los colegios de prop. fide de N. España de Miss. Francisc. 1ra parte. Mex. 1746.
v. Etzel, Grönland, geogr. und ſtatiſtiſch beſchrieben. Stuttg. 1860.
Ewbank in: U. S. Naval Astron. Exped. to the S. Hemisphere (1849—52) vol. II. Washingt. 1855.
Fairbanks, Hist. and antiquities of S. Augustine (Florida). N. York 1858.
Falkner, Beſchr. v. Patagonien aus d. Engl. Gotha 1775.
Id., Descripcion de Patagonia, bei de Angelis I.
Fancourt, Hist. of Yucatan. Lond. 1854.
Farnham, Wanderungen über d. Felſengeb. in d. Oregon-Gebiet.
Id., Travels in the Californias. N. York. 1844.
Featherstonaugh, Excursion through the Slave states. Lond. 1844.
Federmann, Narr. de son voyage aux Indes, éd. Ternaux. Paris 1837.
v. Feldner, Reiſen durch mehrere Provinzen Braſiliens. Liegnitz 1828.
Fernandez, Diego, Historia del Peru. Sevilla 1571.
Ferris, The states and territories of the West. N. York 1856.
Filson, Histoire de Kentucke, trad. p. Parraud. Paris 1785.
Franchère, Narr. of voy. to the N. W. Coast (1811—14). N. York 1854.
Fremont, Narr. of exped. to the Rocky mountains (1842). N. York 1846.
Freyreiß, Beiträge z. Kenntniß des Kaiſerthums Braſilien. Frankf. 1824.
Frezier, R. nach d. Südſee und d. Küſten v. Chili, Peru und Braſil. (1711). Hamb. 1718.

Froſt, Abenteuer unter den Indianern. Philad. 1854.

Funes, Ensayo de la hist. civil del Paraguay, B. Ayres y Tucuman. B. Ayres 1816.

Gage, Nouv. Relation cont. les voy. dans la N. Espagne. Amst. 1721.

Gallatin, Synopsis of the Indian tribes (in Archaeol. Am. II).

Id., On the semi-civilized nations of Mexico (in Transactt. Am. Ethnol. Soc. I).

Gama, Descr. de las dos piedras que se hallaron en la plaza principal de Mexico. 2da ed. Mexico 1832.*

Gandavo, Hist. de la province de Santa-Cruz (1576), éd. Ternaux. Paris 1837.

Garcia, Origen de los Indios. 2da impr. Madrid 1729.

Garcia, P. A., a, Diario de un viage á Salinas grandes (1810), bei de Angelis III.

Id., b, Diario de la exped. á la Sierra de la Ventana, bei de Angelis IV.

Garcilasso de la Vega, Hist. des Yncas. Amst. 1737.

Id., Hist. de la conquête de la Floride. Amst. 1737.

Gardiner, Visit to the Indians on the frontiers of Chili. Lond. 1841.

Gardner, R. im Innern Braſiliens. Dresd. u. Lpz. 1848.

Gay, Hist. fisica y politica de Chile: Documentos sobre la historia Paris 1846.

Geſchichte, natürl. und bürgerl., v. Californien, aus d. Engl. v. Abelung. Lemgo 1769.

Geſchichten, erbaul., derer Chiquitos u. anderer bekehrten Völker. Wien 1729.

Gilii, Nachr. vom Lande Guiana, aus d. Ital. Hamb. 1785.

Gisborne, The isthmus of Darien in 1852. Lond. 1853.

Gladstone, Bilder und Skizzen aus Kanſas. Lpz. 1857.

Gomara, Hist. general de las Indias (in: Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).

Gordon, Hist. of Pennsylvania. Philad. 1829.

Gosse, Essai sur les déformations artificielles du crâne. Paris 1855.

Greenhow, Hist. of Oregon and California. Lond. 1844.

Gregg, Karawanenzüge durch d. Prärieen, deutſch v. Lindau 1845.

Guevara, Hist. del Paraguay, Rio de la Plata y Tucuman (bei de Angelis II).

Gumilla, Hist. nat., civ. et géographique de l'Orénoque. Avignon 1758.

Guzman, Hist. Argentina (1612), bei de Angelis I.

Hale, Ethnography and Philol. (U. S. Explor. Exped.) Philad. 1846.

Id., Indians of N. W. America (in Transactt. Am. Ethnol. Soc. II).

Halkett, Historical notes resp. the Indians of N. America. Lond. 1825.

Hall, Extracts of a journal written on the coasts of Chili, Peru and Mexico (1820—22). 3d ed. Edinb. 1824.

Hamilton, G., R. um die Welt in der Pandora (1790—92), im Magaz. von Reiſeb. XI.

* Gama, Saggio dell' astronomia, cronol. e mitologia degli antichi Messicani. Roma 1804 iſt nur die Ueberſetzung des erſten Theiles des oben genannten Buches.

Hamilton, J. P., a, R. durch d. Innere v. Columbien. Weimar 1828.

Handelmann, Geſch. der Vereinigten Staaten I. Kiel 1856.

Derſ, Geſch. der Inſel Hayti. Kiel 1856.

Derſ., Geſch. von Braſilien. Berl. 1860.

Hardy, Travels in the Interior of Mexico. Lond. 1829.

Hartſink, Beſchr. v. Guiana. Berl. 1784.

Haven, Archaeology of the United States (in Smithsonian Contributions 1855).

Head, Rough notes taken during journeys across the Pampas. 2d ed. Lond. 1826.

Hearne, R. von Prinz Wallis Fort bis z. Eismeer (1769—72). Berl. 1797.

Heckewelder, Nachr. v. d. Geſch., d. Sitten und Gebräuchen der ind. Völkerſchaften. Gött. 1821.

Heller, Reiſen in Mexico (1845—48). Lpz. 1853.

Helms, Travels from B. Ayres by Potosi to Lima (1788). 2d ed. Lond. 1807.

Helps, The spanish conquest in America. Lond. 1855.

Henderson, Account of Honduras. 2d ed. Lond. 1811.

Hennepin, N. découverte d'un très grand pays dans l'Amérique. Amst. 1698.

Heriot, Travels through the Canadas. Lond. 1807.

Herndon, Explor. of the valley of the Amazon. Washington 1854.

Herrera, Descripcion de las Indias occidentales. Madrid 1730.

Id., Hist. general de los hechos de los Castellanos en las islas y tierra firme del mar Oceano. Madrid 1730.

Hines, Oregon, its history, condition and prospects. Buffalo 1851.

Hoffmann, A winter in the far West. Lond. 1835.

Holmberg, Ethn. Skizzen üb. d. Völker d. ruſſ. Amerika. 1. Helſingfors 1855.

Housselle, Descr. duorum craniorum e gente Puriana. Berol. 1822.

v. Humboldt, Verſuch über d. polit. Zuſtand v. Neuſpanien. Tüb. 1809.

Derſ., Anſichten der Cordilleren. Tüb. 1810.

Derſ., Vues pittoresques des Cordillères et monuments des peuples de l'Am. Paris 1810.

Derſ., Anſichten der Natur. Stuttg. u. Tüb. 1849.

v. Humboldt und Bonpland, R. in d. Aequinoctial-Gegenden. Stuttg. und Tüb. 1845.*

Hunter, Memoirs of a captivity among the Indians. 3d ed. Lond. 1824.

Hutchinson, Hist. of Massachusetts. 3d ed. Boston 1795.

James, Account of an exped. from Pittsburgh to the Rocky mountains (1819 f.) under comm. Major Long. Philad. 1823.

Ibagnez (Ibañez), Jeſuitiſches Reich in Paraguay. Köln 1774.

Jefferson, Beſchr. v. Virginien (in Sprengel's Beiträgen VIII).

Jerez, F. de, Relacion de la conquista del Perú (in Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).

* Die neuere Ausgabe dieſer Reiſe von Hauff (Stuttg. 1859) iſt correcter, aber bei weitem nicht ſo reichhaltig als die obige, daher die Citate aus dieſer meiſt beibehalten, mit jener aber verglichen worden ſind.

Imlay, Nachr. v. d. westl. Lande d. N. Am. Freistaaten (Magaz. v. Reiseb. IX.)
Jones, Traditions of the N. American Indians. 2d ed. Lond. 1830.
Journal historique de l'établissement des Français à la Louisiane. N. Orléans 1831.
Journal of the expedd. to the north of California in 1768—70 from a Spanish Ms., publ. by Dalrymple. Lond. 1790.
Irving, J., Indian sketches. Lond. 1835.
Irving, W., Astoria. Stuttg. u. Tüb. 1838.
Juarros, Statist. and comm. history of Guatemala, transl. Lond. 1823.
Ixtlilxochitl, Hist. des Chichimèques, éd. Ternaux. Paris 1840.
Id., Cruautés des conquérants du Mexique, éd. Ternaux. Paris 1838.
Id., Relaciones bei Kingsborough vol. IX.
Kappler, Sechs Jahre in Surinam. Stuttg. 1854.
Keating, Narr. of an exped. to the source of S. Peter's River (1823) comm. M. Long. Lond. 1825.
Kendall, Narr. of an exped. across the S. W. prairies. Lond. 1845.
Kennedy, The rise, progress and prospects of Texas. Lond. 1841.
Kercheval, Hist. of the valley of Virginia. Winchester 1833.
Kingsborough, Antiquities of Mexico. Lond. 1831.*
Kohl, Kitschi-Gami od. Erzählungen vom Oberen See. Bremen 1859.
Kohlmeister and Kmoch, Journal of a voy. from Okkak to Ungava Bay. Lond. 1814.
Koppe, Drei Berichte des Cortes an Kaiser Carl V., übers. Berl. 1834.
Koster, R. in Brasilien, aus d. Engl. Weimar 1817.
Kottenkamp, Gesch. der Colonisation Amerika's. Frankf. 1850.
Kriegk, Das Land Otuquis in Bolivia. Frankf. 1838.
Kunitz, Surinam und seine Bewohner. Erfurt 1805.
de Laet, Novus orbis seu descr. Indiae occid. Lugd. Bat. 1633.
Lafitau, Moeurs des sauvages Américains. Paris 1724.
de Lahontan, Nouv. voyages dans l'Am. septentrionale. La Haye 1703.
Laudonnière, L'histoire notable de la Floride (1562—67). Paris 1853.
Lavayssé, R. nach Trinidad, Tabago und Venezuela. Weimar 1816.
Lawson, Hist. of Carolina. Lond. 1718.
Lenoir S. unter Dupaix.
Lery, R. in Brasilien, aus d. Lat. übers. Münster 1794.
Lettres édifiantes, publ. s. la direction de M. Aimé-Martin. Paris 1838.
Lewis et Clarke, Voyages, trad. p. Lallemant. Paris 1810.
Long, R. eines americ. Dolmetschers in Forster's Gesch. d. R. an d. N.Westküste v. Am. Berl. 1791.
Long, Major, S. unter James und Keating.
Loskiel, Gesch. d. Mission der evang. Brüder unter den Indianern in N. Am. Barby 1789.
Löwenstern, Le Mexique. Paris et Leips. 1843.
Lozano, Descripcion chorographica del gran Chaco. Cordoba 1733.
Ludewig, Litterature of American aboriginal languages. Lond. 1858.

* Aglio, Antiquities of Mexico ist dasselbe Werk.

Lyon, Journal of a residence and tour in Mexico (1826). Lond. 1828.
Mac Cann, Two thousand miles' ride through the Argentine Provinces. Lond. 1853.
M'Coy, History of Baptist Indian Missions. Washington 1840.
Mc Culloh, Researches conc. the aboriginal hist. of America. Baltimore 1829.
M'Kenney, Memoirs with sketches of travels among the Indians. 2d ed. N. York 1846.
Id., On the origin, hist. etc. of the Indians. N. York 1846.
M'Kenney and Burns, Hist. of the Indian tribes of N. Am. London 1837.
Mackenzie, R. durch N. W. America (1789 u. 93). Hamb. 1802.
Maillard, Hist. of the republic of Texas. Lond. 1842.
Marcgravii de Liebstadt, Hist. rerum naturalium Brasil. Amst. 1648.
Markham, Cuzco and Lima. Lond. 1856.
Marquette, Récit des voy. et des découvertes du Père M. Albany (N. York) 1855.
Marquez, Due antichi monumenti di architettura Messicana. Roma 1804.
v. Martius a, Von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens. München 1832.
Maw, Journal of a passage from the Pacific to the Atlantic. Lond. 1829.
Mawe, Reisen im Innern von Brasilien. Lpz. 1817.
Maximilian, Prinz zu Wied a, R. n. Brasilien (1815—17). Frankf. 1820.
Derf. b, Brasilien; Nachträge, Berichtigungen und Zus. Frankf. 1850.
Derf. c, R. in das innere N. America (1832—34). Frankf. 1839.
Meares, R. v. China nach d. N. Westküste v. Am. (1788 f.) in Forster's Gesch. d. R. an d. N.Westküste. Berl. 1791.
Reinicke, Versuch einer Gesch. der Colonieen in Westindien. Weimar 1831.
Memoirs of the Hist. Society of Pennsylvania. Philad. 1826 ff.
Miers, Travels in Chile and La Plata. Lond. 1826.
Minutoli, Beschr. einer alten Stadt in Guatimala. Berl. 1832.
Möllhausen, Wanderungen durch d. Prärieen und Wüsten des westl. N. Am. 2. Aufl. Lpz. 1860.
Derf. a, R. in d. Felsengebirge Nord-Amerika's. Lpz. 1861.
Molina, Essai sur l'histoire nat. du Chili, trad. p. Gruvel. Paris 1789.
Id. a, Saggio sulla storia civile del Chili. Bologna 1787.
Mollien, Voy. dans la république de Colombia. Paris 1824.
Morgan, The league of the Iroquois. Rochester 1854.
Morillo, Diario del viage al Rio Bermejo (1780), bei de Angelis VI.
Morse, Report to the Secretary of war on Indian affairs. New Haven 1822.
Morton, Crania Americana. Philad. 1839.
Mühlenpfordt, Schilderung der Republik Mejico. Hannover 1844.
Müller, J. G., Gesch. der amerikanischen Urreligionen. Basel 1855.
Muratori, Relation des Missions du Paraguai, trad. Paris 1754.
Nachrichten, neue, von den Missionen der Jesuiten in Paraguay, aus dem Spanischen. Hamb. 1768.

Nachrichten von d. Halbinsel Californien v. e. Priester der Ges. Jesu. Mannh. 1772.

Navarrete, Coleccion de los viages y descubrimientos que hicieron los Españoles. Madrid 1825.

Nebel, Voy. pittoresque dans le Mexique. Paris 1836.

Neymann, Hist. seditionum quas adv. soc. Jesu Missionarios moverunt nationes Indicae. Pragae 1723.

Norman, Rambles in Yucatan. 4th ed. N. York 1844.

Nuttall, Journal of travels into the Arkansa territory. Philad. 1821.

Olmsted, Wanderungen durch Texas. Lpz. 1857.

Olshausen, das Mississippithal. Kiel 1853.

d'Orbigny, L'homme américain de l'Am. mérid. Paris 1839.

Osculati, Esplorazione delle regioni equatoriali dell' Am. (1846—48) Milano 1854.

Ovaglie (Ovalle), Hist. relatione del regno di Cile. Roma 1646.

Oviedo, Historia general y natural de las Indias. Madrid 1851.

Id., Sumario de la nat. hist. de las Indias (in Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).

Id., Histoire du Nicaragua, éd. Ternaux. Paris 1840.*

Id., Moeurs et coutûmes des habitans de Cueba, éd. Ternaux. Paris 1840.

Page, La Plata, the Argentine Confederation and Paraguay. Lond. 1859.

Palacios, Description de la province de Guatemala, éd. Ternaux. Paris 1840.

Parish, S. Woodbine, Buenos Ayres and the provinces of the La Plata. Lond. 1838.

Parker, Journal of an explor. tour beyond the Rocky mountains. Ithaca 1838.

Parkman, The California and Oregon trail. N. York 1849.

Id. a, History of the conspiracy of Pontiac. Lond. 1851.

Pauke, Pater, Reise in d. Missionen v. Paraguay (1749 ff.), herausg. v. Frast. Wien 1829.

Paul Wilhelm, Hzg. v. Würtemberg, erste R. n. d. nördl. Am. Stuttg. 1835.

Perrin du Lac, R. in d. beiden Louisianen (1801—3). Lpz. 1807.

Petri Martyris ab Angleria de rebus oceanicis et novo orbe decades tres. Colon. 1574.

Peschel, Gesch. des Zeitalters der Entdeckungen. Stuttg. 1858.

Pfefferkorn, Beschr. der Landschaft Sonora. Köln 1794.

Pickering, über die indianischen Sprachen Amerika's. Lpz. 1834.

Piedrahita, Hist. de las conq. del nuevo reyno de Granada. Ire parte. Amberes 1688.

Pike, Voyage au Nouveau Mexique (1805—7). Paris 1812.

Pohl, R. im Innern von Brasilien. Wien 1832.

Pöppig, R. in Chile, Peru u. auf d. Amazonenstrom (1827—32). Lpz. 1835.

* Dieses und das folgende Werk sind Uebersetzungen aus Oviedo's Hist. general. lib. XLII c. 1 ff. u. XXIX, 26 ff.

Portlock, R. an d. N.W.Westküste v. Am. und um d. Welt;
Portlock und Dixon, R. um d. Welt (1785—88), in Forster's Gesch. der R. an d. N.W.Westküste v. Am. Berl. 1791.
de la Potherie, Hist. de l'Amérique septentr. Paris 1722.
Potter, Early history of Narragansett. Providence 1835 (Coll. of Rhode Isl. Hist. Soc. III).
du Pratz, Histoire de la Louisiane. Paris 1758.
Prescott, Hist. of the conquest of Mexico. 2d ed. Lond. 1844.
Id., Hist. of the conquest of Peru. 2d ed. Lond. 1847.
Quandt, Nachr. von Surinam und seinen Einwohnern. Görlitz 1807.
Quiroga, Descripcion del Rio Paraguay (bei de Angelis II).
Rafn, Mémoire sur la découverte de l'Amérique au 10. siècle. Copenh. 1843.
Ramirez, Descr. de algunos objetos del Museo nacional de antigüedades de Mexico. Mex. 1857.
Ramsey, The Annals of Tennessee. Charleston 1853.
Ramusio, Terzo volume delle navigationi et viaggi. Venet. 1565.*
Recueil de documents et mémoires sur l'hist. des possessions espagnoles dans l'Amérique, éd. Ternaux. Paris 1840.
Recueil de pièces rel. à la conquête du Mexique, éd. Ternaux. Paris 1838.
Reichardt, Centro-Amerika. Braunschw. 1851.
Derf., Nicaragua. Braunschw. 1854.
Remesal, Hist. de la provincia de Chiapa y Guatemala. Madr. 1619.
Rendu, Etudes topogr., méd. et agron. sur le Brésil. Paris 1848.
Rengger, Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay. Basel 1830.
Derf., Reise nach Paraguay. Aarau 1835.
v. Richthofen, die politischen Zustände der Republik Mexico. Berl. 1854.
Riggs, Grammar and dict. of the Dakota lang. Washington 1852 (Smithson. Contrib.)
del Rio, Description of the ruins of an ancient city near Palenque (1787). Lond. 1822.
Ritos antiguos, sacrificios é idolatrias de los Ind. de la N. España p. un Frayle Menor (1541) bei Kingsborough IX.
Rivera, Diario y derrotero de la visita general de los presidios de N. España. Guathemala 1736.
Rivero y Tschudi, Antigüedades Peruanas. Viena 1851.
Roberts, Narr. of voy. on the East coast and in the Interior of Central Am. Edinb. 1827.
Robertson, J. P. and W. P., Letterson S. America. Lond. 1843.
Rochefort, Hist. naturelle et morale des Antilles. 2d éd. Roterd. 1665.
Rodriguez, El Marañon y Amazonas, hist. de los descubrimientos. Madrid 1684.
Rogers, Beschr. v. N. Amerika. Berl. 1773.
Ross, J., a, Entdeckungsreise um Baffinsbai auszuforschen (1818). Lpz. 1820.

* Nur Cartier's und Verazzano's Reisen sind daraus nach der Ausgabe Venet. 1606 citirt.

Ross, J., b, Narr. of a second voy. in search of a N. W. Passage (1829—33). Lond. 1835.

Ross, J. C., Voy. in the Southern and Antarctic Regions (1839—43). Lond. 1847.

Rugendas, maleriſche Reiſe in Braſilien. Paris 1827.

Ruxton, Leben im fernen Weſten. Dresd. 1852.

v. Sack, Beſchr. einer R. nach Surinam (1805—7, 1810—12). Berl. 1821.

Sagard, Grand voy. du pays des Hurons. Paris 1632.

Sahagun, Hist. universal de las cosas de N. España (bei Kingsborough V und VII).

Sartorius, Mexico. Darmſtadt 1859.

Scarlett, South America and the Pacific. Lond. 1838.

Scherzer, Wanderungen durch die mittelamerikaniſchen Freiſtaaten. Braunſchw. 1857.

Schmidel, U., Voy. curieux dans l'Amérique (1534—54), éd. Ternaux. Paris 1837.

Schomburgk, Rob., R. in Guiana und am Orinoco. Lpz. 1841.

Schomburgk, Rich., R. in Britiſch Guiana (1840—44). Lpz. 1847.

Schoolcraft, Algic Researches. N. York 1839.*

Id., Information resp. the history, condition and prospects of the Indian tribes. Philad. 1851 ff.

Semple, Sketch of the present state of Caracas. Lond. 1812.

Sepp und Böhm, Reiſebeſchreibung wie dieſelben aus Hiſpanien in Paraquariam kommen. Nürnberg 1698.

Sigaud, du Climat et des maladies du Brésil. Paris 1844.

Simon, Pedro, Noticias historiales de las conquistas de tierra firme. Ira parte Cuenca 1627; IIda parte bei Kingsborough VIII.

Simpson, G., Narr of a journey round the world (1841 f.) Lond. 1847.

Simpson, J. H., a, Journal of a milit. reconnaissance from Sta. Fé to the Navajo country. Philad. 1852.

Skinner, Voy. an Pérou, f. p. les PP. Sobreviela et Girbal (1791—94) et tableau du Pérou. Paris 1809.

de Smet, Missions de l'Oregon et voy. aux montagnes rocheuses (1845). Gand 1848.

Smith, E. R., The Araucanians. N. York 1855.

Smith, W., Hist. de la Nouvelle-York, trad. de l'Anglais. Lond. 1767.

Smyth and Lowe, Narr. of a journey from Lima to Para. Lond. 1836.

de Solis, Hist. de la conquête du Mexique, trad. de l'Esp. La Haye 1692.

Solorzano Pereira, Politica Indiana. Amberes 1703.

Sondermann, d. Miſſion der kirchl. Miſſionsgeſ. unter d. Ind. des nordweſtl. Am. Nürnberg 1847.

v. Spix und v. Martius, R. nach Braſilien (1817—20). München 1823.

Squier, Antiquities of the state of New York. Buffalo 1851.
Id., Travels in Central Am., part. in Nicaragua. N. York 1853.

* Schoolcraft, The myth of Hiawatha. Philad. 1856 iſt das nämliche Buch in zweiter Auflage.

Squier a, Die Staaten von Central-Am., deutſch v. Andree, Lpz. 1856.
Squier and Davis, The ancient monuments of the Mississippi valley (Smithson. Contrib. I). Washingt. 1848.
Staden, H., Wahrhafte Hiſtoria und Beſchr. einer Landſchaft der Wilden in Am. Marb. 1557.
Stansbury, Exped. to the great Salt Lake. Philad. 1852.
Stedmann, Nachr. von Surinam (1772—77), aus d. Engl. Hamb. 1797.
Steele, Chief of the Pilgrims, Life of W. Brewster. Philad. 1857.
Stephens, Begebenheiten auf e. R. in Yucatan, d. v. Meißner. Lpz. 1853.
Id., Reiſeerlebniſſe in Centralam., Chiapas und Yucatan. Lpz. 1854.
Stevenson, R. in Arauco, Chile, Peru und Columbia (1804—23). Weimar 1826.
Strachey, Hist. of travaile into Virginia Britannia ed. Major. London 1849.
Strangeways, Sketch of the Mosquito shore. Edinb. 1822.
Studien, atlantiſche, von Deutſchen in Amerika. Gött. 1853 ff.
Sullivan, Hist. of the district of Maine. Boston 1795.
Talvj, Geſch. der Coloniſation von Neu-England. Lpz. 1847.
Tanner, Mémoires, trad. p. E. de Blosseville. Paris 1835.
v. Tempsky, Mitla, a narr. of a journey in Mex., Guatemala and Salvador (1853—55). Lond. 1858.
Ternaux-Compans, Essai sur la théogonie Mexicaine. Paris 1840.
du Tertre, Hist. générale des Antilles. Paris 1667.
Tezozomoc, Hist. du Mexique, trad. p. Ternaux. Paris 1847.
Thatcher, Indian biography. N. York 1836.
Thevet, Les singularitez de la France antarctique. Paris 1558.
Thompson, G. A., Narr. of an off. visit to Guatemala. Lond. 1829.
Thompson, W., Recollections of Mexico. N. York and Lond. 1846.
Thompson, Z., Hist. of the state of Vermont. Burlington 1833.
Thomson, J. L., Hist. of the wars of the United States. Philad. 1854.
Tietz, Braſilianiſche Zuſtände (nach geſandtſchaftl. Berichten). Berl. 1839.
Timberlake, The memoirs of —. Lond. 1765.
Torquemada, Libros rituales y monarquia Indiana. Madrid 1723.
Trumbull, Hist. of Connecticut. Hartford 1797.
v. Tſchudi, Peru. Reiſeſkizzen 1838—42. St. Gallen 1846.
Derſ., die Kechua-Sprache. Wien 1853.
Uhde, die Länder am unteren Rio bravo del Norte. Hdlbg. 1861.
Ulloa, Voy. historique de l'Am. mérid. (1735 ff.). Amst. et Lpz. 1752.
Id. b, Phyſikaliſche und hiſt. Nachr. v. ſüdl. und nordöſtl. Am. Lpz. 1781.
Unanúe, Coleccion de los Mercurios referentes á las misiones de Caxamarquilla. (Mercurio Peruano 1791).
Uricoechea, Memoria sobre las antigüedades Neo-Granadinas. Berlin 1854.
Vail, Notice sur les Indiens de l'Am. du Nord. Paris 1840.
Valentine, Hist. of the city of N. York. N. York 1853.
Vater, Unterſuch. üb. America's Bevölkerung aus d. alten Continente. Lpz. 1810.

Beigl, Gründl. Nachr. über die Verfaſſung der Landſchaft v. Maynas bis z. J. 1768. Nürnb. 1798.

Velasco, J. de, Hist. del reino de Quito 1844, parte I y III;

Id., parte II, Description du royaume de Quito, éd. Ternaux. Paris 1840.

Vetancurt, Teatro Mexicano. Mex. 1698.

Viedma a, Descr. de la provincia de S. Cruz de la Sierra (1788);

b, Descr. de las reducciones de Ind. Chiriguanos (bei de Angelis III).

c, Diario de un viage á la costa dePatagonia (1780), bei de Angelis VI.

Villagutierre Sotomayor, Hist. de la conquista de la prov. de el Itza y Lacandon. Madrid 1701.

Villa-Señor, Theatro Americano, descr. gen. de los reynos y provinc. de la N. España. Mex. 1746.

Villavicencio, Geografia de la Rep. del Ecuador. N. York 1858.

Wafer, Merkw. Reiſen nach d. Erdenge Darien, überſ. Halle 1759.

Wagner und Scherzer, Reiſen in Nordamerika. Lpz. 1854.

Dieſ., Die Republik Coſta rica. Lpz. 1856.

Waldeck, Voy. pittoresque et archéol. dans la prov. d'Yucatan. Paris 1838.

Wallace, Narr. of travels on the Amazon and R. Negro. Lond. 1853.

Ward, Mexico im J. 1827. Weimar 1828.

Warden S. unter Dupaix.

Warren, Explorations in the Dacota country in the year 1855. Washingt. 1856.

Waterton, Wanderings in S. Am., the U. St. and the Antilles. London 1825.

Webster, Narr. of a voy. to the S. Atlantic Ocean (1828—30). London 1834.

Weddell, Voy. dans le nord de la Bolivie et du Pérou. Paris 1853.

Weld, R. durch d. Staaten v. N. Am. und Canada (1795—97), im Magaz. v. Reiſeb. XX.

Wells, Explorations and adv. in Honduras. Lond. 1857.

West, Substance of a journal during a resid. at the Red River colony. Lond. 1824.

White, Hist. Collections of Georgia. N. York 1854.

Williamson, Hist. of North Carolina. Philad. 1812.

Wilson, R. A., Mexico and its religion. N. York 1855.

Id., New history of the conquest of Mexico. Philad. 1859.

Wislizenus, Denkſchrift über e. R. nach Nord Mexico, aus d. Engl. Braunſchweig 1850.

Wrangell, Statiſt. und ethnogr. Nachr. über d. ruſſ. Beſitzungen in Am. (in Bär und Helmerſen, Beitr. z. Kenntniß des ruſſ. Reichs. Petersb. 1839).

Ximenez, Las historias del origen de los Indios de Guatemala, trad. de la lengua Quiché, ed. Scherzer. Viena 1857.

Young, A., Chronicles of the first planters of Massachusetts Bay. Boston 1846.

Young, A., a, Chronicles of the Pilgrim fathers. Boston 1841.
Young, Th., Narr. of a residence on the Mosquito shore. 2d ed. London 1847.
Young, W., Account of the black Charaibs of St. Vincent. Lond. 1795.
de Zarate, Hist. de la découverte du Pérou. Paris 1724.
Zeisberger's Leben unter d. Indianern in N. Am. (Baseler Miss. Mag. 1838).
Zurita, A. de, Rapport sur les diff. classes des chefs de la N. Espagne, éd. Ternaux. Paris 1840.

Ueber den Urſprung der Bevölkerung von Amerika hat man ſeit langer Zeit geforſcht gemuthmaßt und gefabelt. Die faſt ununterbrochene Kette von Inſeln im hohen Nordweſten des Welttheiles ſchien nach dem Oſten von Aſien hinüberzuweiſen; die Verbreitung polyneſiſcher Stämme über weit entlegene Inſeln der Südſee, die Kühnheit und Geſchicklichkeit dieſer Völker als Seefahrer in Verbindung mit der Gunſt der Meeresſtrömungen ließ ihre Einwanderung über die Oſterinſel als glaubhaft erſcheinen; die hiſtoriſchen Seereiſen der Normänner von Island an die Küſten von Neu England erlaubten ſogar an eine Herleitung der Amerikaner aus Europa zu denken, und in noch geringerer Entfernung als letzteres bot ſich Weſt-Afrika dem ſuchenden Blicke dar. Demgemäß hat man bald die Tataren, Chineſen, Japaner oder Hindus, bald die Polyneſier, bald die Normänner und Kelten, bald die Phönizier nach Amerika gelangen und dieſes bevölkern laſſen. Beſonders eifrige und gelehrte Vertreter hat namentlich die Anſicht gefunden, daß die verlorenen zehn Stämme des Volkes Iſrael dieſer Bevölkerung ihren Urſprung gegeben hätten.

Es lohnt nicht der Mühe dieſe Meinungen ernſthaft zu prüfen, die man von Haven (p. 3) und von Warden (bei Dupaix II, 80) ausführlich zuſammengeſtellt findet bis auf die Excentricitäten Ranking's, der Mongolen in Begleitung von Elephanten zu Schiffe nach Peru und Californien fahren läßt, und Rafinesque's, welcher die Geſchichte von Nordamerika ſeit den Zeiten der Sündfluth ſehr ſpeciell und ohne erhebliche Lücke zu erzählen weiß; es lohnt nicht der Mühe, weil man nicht den mindeſten Grund hat anzunehmen daß Amerika zu einer Zeit menſchenleer war, zu welcher Aſien oder ein anderer Erdtheil ſchon eine Bevölkerung beſaß. Nur ſolange man die Wiege des geſammten Menſchengeſchlechtes mit dogmatiſcher Sicherheit in

das ſüdliche Aſien ſetzte, lag eine Veranlaſſung vor die Bewohner Amerika's aus der Ferne herzuleiten, und nur zu lange hat dieſe wiſſenſchaftlich unbegründete Anſicht die Völker der neuen Welt, wie deren Name anzudeuten ſchien, für jünger halten laſſen als die der alten.

Die Sprachen der Eingeborenen von Amerika beſitzen trotz ihrer Verſchiedenheit und ungeheueren Menge nach dem Urtheile der Forſcher eine Reihe von eigenthümlichen Charakteren, die ſie in Rückſicht ihres Baues ebenſo beſtimmt als zuſammengehörig zu einem großen Ganzen als weſentlich geſchieden von den Sprachen anderer Erdtheile erkennen laſſen.* Amerika hat ferner ſeine durchaus eigenthümliche Fauna und Flora: hätte zu irgend einer Zeit ein einigermaßen geregelter Verkehr mit Aſien oder eine periodiſche Einwanderung von dort beſtanden, ſo könnten aſiatiſche Hausthiere und Culturpflanzen, namentlich die Cerealien und der Reis, es könnten die mannigfaltigſten Künſte und Kenntniſſe, vor Allem der Gebrauch des Eiſens der neuen Welt nicht gefehlt haben. Der phyſiſche Typus der Amerikaner erinnert zwar in mancher Beziehung an aſiatiſche Völker, ſteht aber doch im Weſentlichen ſo eigenthümlich und beſtimmt ausgeprägt da, daß es gewagt ſcheint ihn von auswärts herzuleiten.

Dieſe ſchwer wiegenden Bedenken weiſen die Annahme eines fremdländiſchen Urſprunges zurück (ausführlich darüber Pott, die Ungleichheit m. Raſſen 248 ff.) und laſſen es als einen Anachronismus erſcheinen daß noch neuerdings Schoolcraft (V, 87) und v. Martius (Münch. Gel. Anzz. 1860 p. 327) eine entgegengeſetzte Anſicht vertreten haben. Veranlaßt ſind ſie hierzu vielleicht durch den Vorgang A. v. Humboldt's, welcher zwar nicht die Amerikaner aus Aſien ableiten will, ſondern vorſichtiger nur eine alte Verbindung derſelben mit aſiatiſchen Völkern für unzweifelhaft bewieſen hält durch die kosmogoniſchen Mythen, Monumente, Bilderſchriften und geſellſchaftlichen Einrichtungen (Vues des C. Introd. XI), und demgemäß allen nach Aſien deutenden Analogieen mit größerer Vorliebe und Wichtigkeit nachgeht als ſie zu verdienen ſcheinen. Lösbarer und darum verſtändiger als die Frage nach dem Urſprunge der Bevölkerung von

* Die Wortähnlichkeiten welche Latham (Nat. hist. of the varieties of man 1850 p. 273) neuerdings zwiſchen amerikaniſchen Sprachen und denen der Koreaner, Japaner, Aino, Korjäken und Kamtſchadalen nachzuweiſen verſucht hat, könnten, auch wenn ſie ganz unzweifelhaft wären, doch der Verſchiedenheit des Sprachbaues gegenüber nicht ſchwer in's Gewicht fallen.

Amerika ist jedenfalls die andere, ob dieser Erdtheil überhaupt irgend welche Einwanderer aus Asien, Polynesien oder Europa erhalten habe. Wenn dieß aber auch, wie wir später zeigen werden, nicht unwahrscheinlich ist, so verbieten doch die angeführten Gründe auf das Bestimmteste daran zu denken, daß ein wesentlicher oder gar der überwiegende Theil der Amerikaner von dort herstamme.

Die einheimischen Völker von Amerika theilen sich in Rücksicht der Culturstufe auf welcher sie zur Zeit der Entdeckung standen, in zwei große Gruppen: die höher gebildeten, die wir von unsrer gegenwärtigen Betrachtung ausschließen, nahmen in Nordamerika das weite mexicanische Gebiet bis nach Costa rica hinab ein, entferntere Verwandte derselben reichten einerseits bis nach Neu Mexico und Neu Californien hinauf und hatten andererseits, wie es scheint, die großen Antillen inne; in Südamerika erstreckte sich die höhere Cultur nur auf der Westseite der Cordilleren vom Hochplateau von Bogotá bis an die Grenze von Chile. Abgesehen von den bezeichneten Ländern war ganz Amerika von culturlosen Völkern bewohnt.

Wenden wir uns zunächst dem nördlichen Festlande zu, so wird die ethnographische und culturhistorische Darstellung seiner Bevölkerung, soweit diese in den Bereich der vorliegenden Untersuchung gehört, am zweckmäßigsten drei Hauptabtheilungen unterscheiden: die Eingeborenen im Osten des Felsengebirges mit Ausschluß der Länder im Nordosten und Nordwesten der Hudsonsbai, die Eskimo, die Bewohner der Nordwestküste und des Oregongebietes.

## Die Eingeborenen im Osten des Felsengebirges.

### I. Ethnographische Uebersicht.

Außer einer Menge von kleineren Völkern die in keinem bis jetzt nachweisbaren Verwandtschaftsverhältniß zu andern stehen, waren es fünf große Völkerstämme welche zur Zeit der Ankunft der Europäer das weite Gebiet der Vereinigten Staaten im Osten des Felsengebirges inne hatten: den ganzen Osten bis weit jenseits der großen Seen und bis nach Nord Carolina und Kentucky hinab besaßen die Algonkins, zwischen welche die Irokesen eingeschoben waren, während die Apalachischen Völker ihnen im Süden wohnten bis nach Florida;

weſtlich bis zum Felſengebirge lebten die Sioux oder Dakotah, im Weſten der Hudſonsbai die Athapasken.

Wir beginnen mit den letzteren.

## 1) Die Athapasken und Kenai-Völker.

Die **Athapasken**, welche ſich ſelbſt Tinnè oder 'Dtinnè d. i. „Menſchen" nennen, ſind im Süden von einer unregelmäßigen Linie begrenzt die zwiſchen 53° und 58° ſchwankt. Sie läuft von der Mündung des Churchill-Fluſſes zu deſſen Quelle, dann längs des Gebirgszuges der den Nordarm des Saſkatchewan vom Athapaska-Fluſſe trennt bis zum Felſengebirge und von da nach Weſten, bis ſie ſich in 52½° dem ſtillen Ocean auf 100 engl. Meilen nähert. Bis an die Hudſonsbai treten die Athapasken in 59 bis 61½° heran und beſitzen nach Richardson die Mündung des Churchill-Fluſſes (Buſchmann Monatsb. 1848 p. 477. Ebendaſ. p. 468 eine genaue Beſchreibung der Südgrenze der Athapasken nach Gallatin's Karte). In ſpäterer Zeit iſt ihnen das Gebiet des Athapaska-Fluſſes durch die Kniſtino entriſſen worden (Gallatin). Im Weſten gehen ſie über das Felſengebirge hinüber und grenzen mit den Koloſchen zuſammen bis ſie endlich im Norden von Mount Elias an die Küſte herantreten in der Nähe der Mündung des Atnah- oder Kupferfluſſes. Völker des athapaskiſchen Stammes beſitzen ferner die Halbinſel Kenai mit Ausnahme der Südküſte und erſtrecken ſich oberhalb derſelben von den Zuflüſſen des Kupferfluſſes bis zu den Zuflüſſen des Kuskokwim und bis in das Gebiet des oberen und mittleren Kwichpakh. Wahrſcheinlich gehört ihnen auch das Innere des Landes bis an den unteren Mackenzie, von welchem nach Oſten hin überall die Eskimo ihre nördlichen Nachbarn ſind. Außer dieſem geſchloſſenen großen Gebiete leben einzelne Völker des Athapasken-Stammes von der Hauptmaſſe getrennt am Columbia und weiter ſüdlich.

Die einzelnen Glieder aus denen dieſe Völkerfamilie beſteht, ſind folgende.

### Die eigentlichen Athapasken.

Das Hauptvolk im Oſten ſind die Chepewyans, oft unter dem Namen der Chippeways mit dem faſt gleichnamigen Algonkinvolke der Ojibways, verwechſelt; ſie nennen ſich ſelbſt Saw-eessaw-dinneh „Männer der aufgehenden Sonne" (people who face the rising sun

— Gallatin), eine Benennung die auf eine Einwanderung von Oſten zu deuten ſcheint, ſich aber auch auf die Herkunft von Weſten nach Oſten beziehen kann, wenn ſie nicht etwa bloß bezeichnen ſoll daß dieſes Volk das öſtlichſte unter allen ſeinen Stammgenoſſen iſt. Sie leben hauptſächlich im Norden des Athapaska-See's, reichen jedoch auch in den Süden deſſelben hinab. Nach Richardson iſt der Churchill oder Miſſinippi ihre Südgrenze (Buſchmann a. a. O. 476). Mackenzie giebt in Folge der Siege der Kniſtino nur das Land von 60—65° n. B. u. 100—110° w. L. als ihr Gebiet an. Daß die Nord-Indianer (Northern Indians) an der Hudſonsbai unter 59—61° (Gallatin), vom Churchill weit nach Weſten und zwiſchen 59 und 68° n. B. wohnend (Hearne 271), mit den Chepewyans identiſch ſind, iſt noch nicht vollkommen ſicher, aber wahrſcheinlich. Sie ſind ſprachlich ſehr wenig verſchieden von den Kupferminen-Indianern, welche am Weſtufer des gleichnamigen Fluſſes leben, während ſie in früherer Zeit den Süden des Gr. Sklavenſee's einnahmen.

Die Hunderippen-Indianer, von den Kniſtino auch Sklaven genannt, im Norden und Nordweſten des Gr. Sklavenſee's, ſind die weſtlichen Nachbarn der Gelbmeſſer-Indianer, welche früher die Unterdrücker, jetzt die Unterdrückten, durch jene ſtark gelitten haben (Back 457). Die Haſen-Indianer im Oſten des Mackenzie unter 65—66½° und gegen den Gr. Bärenſee hin (Gallatin) ſind ſprachlich von den Hundsrippen kaum verſchieden (Buſchmann a. a. O. nach Richardson).

Die Biber-Indianer leben am Peace R. unter 56—59° und weſtlich von dieſem bis zum Felſengebirge; als ihre ſüdlichen Nachbarn werden die Berg-Indianer oder Strong-bows genannt (Gallatin), welche vielleicht identiſch ſind mit den Sikani oder Sicaunies, da Morse (Append. 334) dieſe letzteren unter 55—56° n. B. und 121° w. L. an das Felſengebirge ſetzt auf deſſen Oſtſeite ſie wohnen (Hale), und ſie nur als dialektiſch verſchieden von den Biber-Indianern bezeichnet. Letzteres beſtätigend fügt Buſchmann hinzu (Abhh. 1859 p. 519) daß ihre Sprachen trotz ſtarker Abweichungen doch dem Athapaskenſtamme angehören.

Ein ferneres Glied dieſer Familie bilden die Sarfees oder Suſſees zwiſchen den Quellen des Athapaska-Fluſſes und Saſkatchewan, welche in [illegible]er Zeit ihrer Sage nach über das Meer gekommen ſind (de Smet 252

note); ein anderes die Tacullies, Takhalis d.i. „Menſchen die auf's Waſſer gehen" (Morse App. 343) oder Carriers zwiſchen dem Felſengebirge und Küſtengebirge von 52½—56° (Hale). Zu ihnen gehören die Chilcotin, Slowercus, Dinais, Naſcud, Dinnee, Talcotin am oberen Fraſer-Fluß und deſſen Nebenflüſſen (Cox II, 322 ff., 344). Auch die Nagailers, die am ſüdlichen Salmon River die Nachbarn der Bellichoola ſind und im Innern bis Flatbow Lake reichen, wo ſie mit den Kutannies zuſammenſtoßen, ſind ſprachlich identiſch mit den Tacullies (Scouler in L'Institut 1847 II, 45). Mit Ausnahme des Landes der Atnah im Süden und Südoſten von Neu Caledonien ſoll die Sprache der Chippewyans von der Nordoſt-Quelle des Deserter's River in 50½° n. B. bis zur Hudſonsbai überall verſtanden werden (Cox a. a. O.). Zu dieſem Sprachſtamm gehören ferner, den Takhali zunächſt ſich anſchließend (Buſchmann 1854 p. 612), die Tlatſkanai und Kwalihoqua, dieſe nördlich, jene ſüdlich von der Columbia-Mündung und beide von einander getrennt durch den Fluß und das Volk der Chinook; dann die Umpqua oder Umkwa in 43° n. B. an dem Fluſſe ihres Namens, doch nicht das Meer erreichend.

Ebenfalls getrennt von der in ſich zuſammenhängenden großen Maſſe der Athapasken, obwohl ſprachlich mit ihnen zuſammengehörig, ſind die Hoopah im nördlichen Theile von Neu Californien und die Apachen, deren Sprache ſich in vier Zweige ſpaltet: allgemeines Apache, Apache der Kupfergruben, Pinaleño und Xicarilla (fälſchlich Ticorilla genannt — Buſchmann Abhh. 1859 p. 510, über die einzelnen Stämme und ihre geographiſche Vertheilung ebendaſ. 1854 p. 303 ff. Die Angaben über die Sitze der einzelnen Stämme bei Mühlenpfordt I, 211 und II, 537 ſtimmen nicht durchgängig miteinander überein). Die Apachen werden von Torquemada (V, 40) als die urſprünglichen Bewohner des ſüdlichen Theiles von Neu Californien bezeichnet: daher wurden ſie die Feinde und Verwüſter der in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts dort gegründeten Miſſionen. Nach ihrer eigenen Sage ſind ſie von Norden hergekommen (Schoolcr. V, 202); ebenſo wollen die ihnen ſtammverwandten Navajos, die von den Spaniern in früherer Zeit Apaches de navajo, Meſſer-Apachen genannt wurden (de Laet VI, 26 nach Benavides), „aus dem Waſſer weit im Norden" entſprungen ſein (Davis 413), und wir dürfen ſie demgemäß mit einiger Wahrſcheinlichkeit als weit nach Süden vor-

geſchobene Zweige des Athapaskenſtammes, nicht als im Süden ſitzen gebliebene Reſte der nach Norden gedrungenen Hauptmaſſe betrachten. Daß ſie Gregg (I, 182) für Nachkommen der Azteken hält, iſt ein Irrthum der ſich daraus erklärt, daß ſie in ihr jetziges Land aus dem ſogenannten Montezuma-Thal im Nordoſten eingewandert ſind (Eaton bei Schoolcr. IV, 218), und noch jetzt ein rundes rohes Götzenbild von gegerbtem Leder und mit menſchenähnlichem Geſichte unter dem Namen des Montezuma verehren (Davis 395). Die Apachen verbreiten ſich nach Buſchmann (1854 p. 298) vom Weſten des Colorado und von Californien her bis nach Texas, im Norden und Nordoſten von Sonora wie auch nördlich vom mittleren und oberen Gila, in Chihuahua, Coahuila und Texas. Indeſſen ſcheinen ſie in neuerer Zeit nicht leicht über den unteren Gila nach Weſten hinauszugehen, während die Länder am mittleren und oberen Lauf dieſes Fluſſes ihr Hauptſitz ſind. Sie ſchweifen umher zwiſchen Albuquerque im Norden bis 200 engl. Meilen nach Süden von El Paso del Norte und von den Grenzen von Sonora bis zu den Weißen Bergen im Oſten (Pike II, 95, Schoolcr. V, 207). Ihr Gebiet liegt zwiſchen 30 und 38° n. B., 103 und 114° w. L. Gr., doch überſchreiten ſie daſſelbe häufig in ihren Streifereien (Möllhauſen 227). Unter Meſcaleros werden gewöhnlich die Apachen auf der Oſtſeite des R. del Norte verſtanden (Buſchmann a. a. O. 301); die Xicarillas oder Jicarillas lebten nach Villa-Señor 100 leguas nördlich von Taos, wogegen ſie von Andern in den bolson de Mapimi oder auch in die Berge im Oſten des R. del Norte geſetzt werden (derſ. 1857 p. 274); das Gebiet der Navajos zwiſchen dem genannten Fluſſe und dem Colorado weſtlich von Santa Fé, zwiſchen 36 und 38° wird durch die S. de los Mimbres halbirt (derſ. 1854 p. 293 und Backus bei Schoolcr. IV, 209, Gregg I, 182). Endlich ſind noch die Lipanes oder Lipanis zu erwähnen die mit den Apaches Ipandes identiſch ſind, wie aus Arricivita hervorgeht (Buſchmann 1854 p. 307). Sie lebten früher in der Nähe der Mündung des R. Grande (ebendaſ. 434), nämlich nach Aranſas Bai und Corpus Christi hin (Kennedy I, 349), jetzt zwiſchen dem erſteren Fluſſe und den Quellen des Nueces (Morse) oder nach einer andern Angabe im nordweſtlichen Texas am Red River und im Quellgebiet des Colorado von Texas (Maillard II, 252).

Kehren wir nach dieſer Abſchweifung in den Süden, zu der uns

die Verfolgung der Athapaskenvölker genöthigt hat, nach Norden zurück, ſo finden wir dort in den Digothi oder Loucheux an der Mündung, nach Andern auf beiden Ufern des Mackenzie, hauptſächlich aber im Weſten deſſelben (65—67° n. B., 126—134° w. L. auf Gallatin's Karte), noch ein Glied dieſer großen Familie, deſſen Sprachverwandtſchaft zu den übrigen allerdings nur eine entferntere iſt (Buſchmann Monatsb. p. 484). Richardson hat ſie mit den Kutchin am Yukon oder oberen Kwichpakh für identiſch erklärt, welche unzweifelhaft Athapasken ſind, doch iſt dieſe Identität noch nicht genügend feſtgeſtellt (derſ. 1854 p. 713, 1859 p. 532).

Den eigentlichen Athapasken hat Buſchmann's Entdeckung als einen zweiten Hauptſtamm hinzugefügt:

## Die Kenai-Völker.

Die Kenai-Sprachen ſtehen den athapaskiſchen trotz unzweifelhafter Verwandtſchaft ziemlich fern und haben vielfach koloſchiſche Wörter in ſich aufgenommen, wie ſich auch in den Koloſchen-Sprachen einige athapaskiſche finden (Buſchm. 1855 p. 256 ff.). Zu dieſem zweiten Hauptſtamme gehören die Kenaier oder Kenaizer, Thnaina von Tnai „Menſch", d. i. Tinnè, ſich ſelbſt nennend (ebend. 252), auf der Kenai-Inſel mit Ausnahme der ganzen Südküſte welche den Tſchugatſchen gehört, und von dort nach Weſten bis an die Zuflüſſe des Kuskokwim (Holmberg 6). Ferner die Inkilik und Inkalit (Inkalichljuaten) und wahrſcheinlich auch die mit ihnen am oberen und mittleren Kwichpakh wohnenden Junnakachotana, Junnachotana, Jugelnuten und Thljegonchotana (ebend. und Buſchm. 1854 p. 705); dann die Golzanen oder Koltſchanen (d. i. „Fremdlinge" in der Atnah-Sprache) zwiſchen den Quellflüſſen des Kuskokwim und den nördlichen Zuflüſſen des Atnah- oder Kupferfluſſes, wogegen die Kuskokwimen und Kwichpakhs von Wenjaminow irrthümlich zum Kenaiſtamm gerechnet worden ſind (Erman's Archiv VII, 126, Buſchmann 1854 p. 702). Zu den Kenai ſind ferner zu zählen, die Atnah oder Atnacht an dem Fluſſe ihres Namens, welche gar keine Verwandtſchaft mit den ſpäter zu erwähnenden Atnah in Neu Caledonien unter 50—52½° haben (derſ. 1854 p. 690, 1857 p. 321); endlich die Ugalenzen (Ugaljachmiuten), deren Sprache einen bedeutenden koloſchiſchen Beſtandtheil beſitzt (ebend. 1854 p. 683), daher ſie Rad-

Ioff (Bullet. Acad. St. Petersb. XV, 26) eher den Koloſchen als den Athapasken anſchließen wollte. Ihr Wohnſitz iſt in einer Bucht gegenüber der Kajak-Inſel, im Sommer am rechten Ufer des Kupferfluſſes (Holmberg 4).

## 2) Die Algonkin und Irokeſen.

Um die Ueberſicht zu erleichtern nehmen wir im Folgenden die **Algonkin** und **Irokeſen** zuſammen, da ſie, obwohl zwei völlig verſchiedene Völkerfamilien, doch räumlich und hiſtoriſch vielfach ineinandergreifen. Die Grenzen der erſteren, welche die letzteren faſt ganz umſchloſſen, waren im Oſten das Meer, deſſen Küſte ſie von Neufundland bis zur Breite von Cap Hatteras inne hatten, im Norden die Eskimo. Im äußerſten Südoſten reichte das ſüdlichſte Irokeſenvolk bis über den Neuſe-Fluß, und weiter weſtlich das ſüdlichſte Glied der Algonkin bis über den Cumberland hinüber, während das Gebiet des Tenneſſee andern Völkern gehörte. Die Weſtgrenze lief von der Mündung des Ohio am Miſſiſſippi hin bis in den Norden der Mündung des Wisconſin, von da in älteſter Zeit nach dem Weſtufer des Michigan unterhalb des Winebagoe See's, trat wahrſcheinlich bis auf geringe Entfernung an die Süd- und Weſtſeite zum Oberen See heran und ging dann über den Red R. weſtlich bis zu den Quellen des Qu'apelle R. und den Red deer Hills am Saſkatchewan, endlich von hier zu den Black Hills am Miſſouri und von deſſen Quellen am Felſengebirge bis zur Grenze der Athapasken.

Der Name der Algonkins ſcheint allerdings nur von einem einzelnen Volke auf die ganze Völkerfamilie übertragen zu ſein, aber unbegründet iſt Heckewelder's (165) Tadel, der ihn auf Lahontan zurückführt, da er ſchon bei de Laet (II, 11), zuerſt bei Champlain (I, 281) vorkommt, der die Algommequins von 41—48 oder 49° und ungefähr 450 lieues von Oſten nach Weſten reichen läßt. Das Volk der Algonkins, nach Schoolcraft (V, 144) identiſch mit den Nipiſſings oder Nipiſſiriniens und den Ojibways, iſt frühzeitig aus der Geſchichte verſchwunden und wahrſcheinlich größtentheils in den Irokeſenkriegen zu Grunde gegangen, gleich vielen andern. Doch finden ſich noch 1778 Algonkins in der Nähe von Three Rivers erwähnt (Hutchins. bei Schoolcr. VI, 714). Die Sage einer Einwanderung

von Weſten her findet ſich bei den Algonkinvölkern vielfach, namentlich bei den Lenni Lenape. Für Schoolcraft's Vermuthung (V, 39) daß ſie von Süden gekommen ſeien, ſcheint es an jedem Wahrſcheinlichkeitsgrunde zu mangeln.

Ob die Eingeborenen von Neufundland zum Algonkinſtamme gehörten, iſt zweifelhaft. Sie hielten ſich in der erſten Hälfte des 16. Jahrh. auch in Süden und Oſten der Inſel auf, ſcheinen ſich aber vor den Europäern nach Norden und Weſten zurückgezogen zu haben (de Laet II, 2). Den Süden des Landes fand man ſchon um 1583 menſchenleer (Anspach 65). Sie ſind bloß noch in geringer Anzahl vorhanden und nur im Nordoſten und Nordweſten hauptſächlich zwiſchen C. Freels und C. John (Cartwright I, 5) bisweilen anzutreffen. Gewöhnlich werden ſie „rothe Indianer" (Red Indians) genannt, ſind denen des Feſtlandes ähnlich und den Weißen früher äußerſt feindlich geweſen, wenigſtens haben die engliſchen Fiſcher ſie auszurotten geſtrebt. Die Micmac, von denen ſie verſchieden ſind, kamen erſt um 1780 (ob zum erſten Male, wiſſen wir nicht) zu ihnen herüber von C. Breton nach St. George's Bay und ließen ſich nach geſchloſſenem Frieden bei ihnen nieder (Cartwright und Chappell 169f., 181, 76). Die Indianer im Innern von Labrador, gewöhnlich als Mountaineers oder Montagnards bezeichnet, laſſen ſich mit größerer Sicherheit als Algonkins anſprechen, obwohl der Name ſelbſt unbeſtimmt und ohne ethnographiſche Bedeutung iſt. La Potherie (II, 5 ff., 66) erwähnt ſie nördlich von Saguenay, nennt Michapous, deſſen Hauptaufenthalt in Michillimakinak ſei, als ihr höchſtes Weſen und legt ihnen die Schöpfungsſage bei die man ſonſt allgemein den Ojibway und Ottawa zugeſchrieben findet. — Ihre Zugehörigkeit zu den Algonkins iſt hierdurch genügend angedeutet, wogegen dieſe als zweifelhafter erſcheint in Rückſicht der Mountaineers welche Cartwright neben den Reſcaupic-Indianern im Innern von Labrador nennt mit der Bemerkung daß ſie nach Norden bis in die Gegend von Ivuktoke und Nevile Iſl., bisweilen auch nach Neufundland hinübergingen. Wenn man auch die Chippewyans am Weſtufer der Hudſonsbai als Montagnais bezeichnet hat (N. Ann. des v. 1852 IV, 317), ſo beruht dieß wohl nur auf einem Mißverſtändniß. Gallatin nennt als die Bewohner der Nordküſte des Golfes von St. Lorenz die Sheſhatapoſh und Scoffies.

Die Micmac hatten die ganze Nordküste von Neu Braunschweig inne, Gaspe, Pr. Edward's Island, C. Breton, N. Scotia und in späterer Zeit einen Theil von Neufundland (Schoolcr. V, 676), nach Gallatin (Transactt. Am. Ethnol. Soc. II, p. CIII) auch das Westufer des Golfes von St. Lorenz nebst dessen Zuflüssen. Die Etchemin im Flußgebiete des S. John und bis zum Penobscot rechnet letzterer ebenfalls zu den Algonkins, während Schoolcraft (V, 674) bemerkt daß die Milicite-Indianer am St. John, von Champlain (1604) unter dem Namen der Etchemoins erwähnt, die Sprache der Huronen redeten und also zum Irokesenstamme gehörten. Im Texte bei Champlain scheint sich eine Aeußerung dieser Art nicht zu finden, wohl aber giebt die Karte in der Ausgabe seiner Reisen von 1613, welche Montagnais in die Gegend von Quebec setzt, zwei rivières des Etchemins an, den einen Fluß oberhalb Quebec in den S. Lorenz mündend und von Süden kommend, den anderen weiter östlich N. Scotia gegenüber das Meer erreichend (den S. John): die Anwohner des ersteren mögen demnach wohl zu den Irokesen, die des zweiten zu den Algonkins gehört haben. Der Name, den de Laet II, 17 Estechemins schreibt, soll französischen Ursprungs sein und collectiv die Indianer vom St. John bis zum Kennebeck umfassen, deren einzelne Stämme, Penobscot, Norridgewock u. s. f. verschwunden sind; nur von den Penobscot waren im J. 1795 noch 300 übrig, die ihre Erhaltung dem Umstande verdankten daß sie sich unter den Schutz der Kolonieen gestellt hatten (Sullivan 55, 88, 95). Die Völker des südwestlichen Theiles von Maine im Osten des Saco, welche die Sprache der Indianer von Neu England nicht verstanden, namentlich die Pickwoket und Ossipee am Saco waren sprachlich identisch mit den Penobscot und Norridgewock (ebend. 265) und wurden von den Franzosen Abenakis (verstümmelt aus Wapanackki „Männer des Ostens" nach Heckewelder 24) genannt. Ihre Sprache war nach Gallatin mit der der Micmac nahe verwandt. Champlain (II, 176 f. sonst) giebt die Obenaquiouoit oder Abenaquiois 7 — 8 Tagereisen südlich von den damaligen französischen Niederlassungen an. Einige Abenakis wohnten schon um 1689 nur 3 lieues von Quebec entfernt, sie waren wohl durch Vermittelung der französischen Jesuiten-Missionäre dahin übergesiedelt, die Hauptmasse lebte aber am Kennebeck (Lettres édif. I, 675, 689). In späterer Zeit namentlich 1703 und 1724 zer-

ſtreuten ſie ſich, zogen meiſt nach Norden und lebten unter katholiſchen Miſſionären zwiſchen dem Penobſcot und S. John (Brasseur II, 81 Schoolcr. VI, 734). Von den Koloniſten in Neu England wurden die Eingeborenen des ſüdweſtlichen Maine Tarrateens genannt, insbeſondere die am Kennebeck (Hutchinson I, 404). Eine abweichende Angabe nach John Smith findet ſich hierüber nur bei de Laet (III, 3 u. 8), welcher zwar die Wapenokis (Wapanachki) in den Oſten von Neu England, die Tarentins aber in den Oſten und die Beſſabes in den Weſten des Penobſcot ſetzt. Die Namen der Völker von Maine um's J. 1616 finden ſich bei Morse Append. 67.

Im Weſten der bisher betrachteten Völker gehören zu demſelben Stamme die Kniſtino (Kenistinaux) oder Crees, welche Mackenzie von der Küſte von Labrador am Lorenzſtrom bis nach Montreal heraufgehen läßt; von da ziehe ſich ihre Grenze am Uttawas über deſſen Quelle zur Waſſerſcheide des Oberen See's und der Hudſonsbai, dann nach dem Winipeg See hin, von da an den Saſkatchewan bis nach Fort George, dann zur Mündung des Athapaska-Fluſſes und endlich öſtlich über Isle à la Crosse nach Churchill, ſo daß ſie alſo die ſüdöſtlichen Nachbarn der Athapasken ſind, die, wie ſchon erwähnt, von ihnen in neuerer Zeit nach Norden zurückgedrängt worden ſind. Früher ſcheinen ſie weiter im Süden geſeſſen zu haben, denn La Potherie (I, 174) giebt in der Nähe von Fort Nelſon die Ouenebigonhelinis (Winipegs?) „die Leute vom Meeresufer", die Monsaunis, und 160 lieues entfernt von jenem Fort an den großen Seen die Christinaux oder Krioqs d. h. „Wilde" an. Simpson (I, 86) ſpricht von großen Eroberungen die ſie zu Anfang des 19. Jahrh. gemacht hätten bis zum Polarkreis hin und bis jenſeits des Felſengebirges, doch ſeien dieſe nicht von Dauer geweſen. Ein Zweig von ihnen ſind die Swampies an der Hudſonsbai, die den Ojibways nahe ſprachverwandt ſind (ebend. I, 52). Sich ſelbſt nennen die Kniſtino Naehiŭok (Prinz Maximil.).

Die Ojibway (Ojjibeways, Outchibouecs von Pater Allouez, gewöhnlich Chippeways oder Chippewas genannt) wurden im J. 1665 von den franzöſiſchen Jeſuiten am Oberen See gefunden (Brasseur I, 122). Nach Copway, der ſie am genaueſten kennen gelernt und geſchildert hat, waren um 1610 der Huron- und Michigan-See ihre öſtliche, der Bergzug zwiſchen dem Oberen See (Keche gumme, Kit-

schi gami) und Frozen Bay ihre nördliche Grenze, die westliche wurde durch einen Wald gebildet, der an die Prärieen stieß, die südliche durch ein Thal das vom Oberen See nach dem südlichen Theile von Michigan läuft. Red Lake und Sandy Lake im Westen des obern See's gelten ihnen sehr allgemein für die Heimath ihrer Väter. Wie die meisten anderen Völker sollen sie von Westen gekommen sein und sich in West-Canada erst im J. 1634 f. niedergelassen haben (derſ. 20). Schoolcraft V, 147, VI, 387) giebt an sie seien ihrer Sage nach in alter Zeit von Osten gekommen, anderwärts (ebend. I, 19) erzählt er dagegen, sie behaupteten von Westen und zwar über das Meer gekommen zu sein. Die Tradition von einer Wanderung über einen großen See fand auch Dunn (103) bei ihnen. Da sie den Nordwestwind den „Heimathswind" nennen (Kohl I, 209, was Schooler. A. R. I, 23 mit der Herkunft von Osten so vereinigt, daß jener den Weg der Wanderung rückwärts durchlaufe!) und Copway wohl der sicherere Gewährsmann ist, hat es mehr für sich ihre Heimath im Westen zu suchen, obwohl die Lage des Ottawa-Flusses der in den Lorenzstrom mündet auf eine Herkunft dieser Völker von Osten hinzudeuten scheint und der Huron See früher den Namen Odawa-See gehabt haben soll, da die Ottawas dort die Manitoulin-Inseln bewohnten (Schooler. VI, 200). Nach Parkman (a, 299) nahmen sie den östlichen Theil von Michigan, die Ottáwa dagegen, welche erst um 1613 sich von ihnen abgelöst haben sollen (Copway 22), den westlichen als ihr Eigenthum in Anspruch. Morse (Append. 93) setzt die Heimath der letzteren an den Erie See. Sie sind indessen 1671 vom Oberen See herüber nach Mackinaw gekommen (Schooler. VI, 734). Die Pottowatomie, das dritte Volk welches mit jenen beiden dieselbe Sprache in verschiedenen Dialekten spricht und früher ein gemeinschaftliches Rathsfeuer mit ihnen hatte (vgl. Drake V, 141) sollen sich für die Urbewohner des Landes am Michigan See halten (Keating I, 106), doch müssen sie schon frühzeitig nach Süden vorgerückt sein, da La Salle 1678 sie als Nachbarn der Illinois nennt. Die Namen welche sich diese drei Völker selbst beilegen schreibt Morse (Append. 397): Ochippewa, Ottawa und Pootahwattahme. Um 1820 lebten die Djibway um Saginaw Bai am Huron See und westlich von Mackinaw nach dem Miſſiſſippi hin, außerdem mit Ottawa zusammen auf der Westseite des Michigan See's, dessen Ostseite die letzteren inne hatten, und

mit Pottowatomie zuſammen welche die Umgegend von Chicago und die ganze nördliche Hälfte von Indiana einnahmen (ebend. 362); aber ſie betrachteten noch zu dieſer Zeit ein viel größeres Gebiet, das den Oberen und Winipeg See ganz in ſich ſchloß (deſſen Abgrenzung bei Keating II, 152), als ihr Eigenthum. Ojibways und Ottawas ſind ſo eng mit einander verbunden, daß ſie da wo ſie zuſammen leben, ſogar ihr Land als gemeinſchaftliches Eigenthum anſehen (Morse Append. 46). Da die Ojibways 1837, 1847, 1854 einen großen Theil ihres Landes an die Vereinigten Staaten abgetreten haben (Näheres darüber in d. Ztſchrft. f. Allg. Erdk. IV, 93) ſind ſie zum Theil weiter nach Weſten bis über den Red River des Winipeg See's zurückgezogen. Ihnen nahe verwandt und bisweilen mit ihnen identificirt ſind die Miſſiſſaugie und die Saulteux, vom Sault Ste. Marie am Oſtende des Oberen See's benannt; als eine Bande der Ojibways werden auch die Pillagers oder Mukkundwas bezeichnet (Schoolcr. V, 184). Auch die Miſſinſig am Nordoſtende des Ontario (Gallatin) ſind hier noch zu nennen.

Wenden wir uns jetzt nach der Küſte von Neu England, ſo lebten dort vom Piscataqua bis zum Connecticut-Fluſſe nahe verwandte Völker die ſich gegenſeitig ziemlich leicht verſtanden (Hutchinson I, 423), ja alle Völker der Neu England-Staaten redeten im Weſentlichen dieſelbe Sprache (Gallatin). Ueber die verſchiedenen Stämme von Neu England hat Hutchinson I, 404 ff. gehandelt und ſeine Angaben ſind in die meiſten ſpätern Schriftſteller übergegangen. Die Namen und Sitze der einzelnen Völker am Merrimack in alter Zeit finden ſich bei Schoolcraft (V, 221); die mächtigſten unter ihnen waren die Pennacook, welche mit den Mohawks in vielfache Kämpfe verwickelt waren. Die Pawtuckets beſaßen den ſüdlichen Theil von N. Hampſhire. Nach Schoolcraft wären unter den Nipmucks oder Nipnetts collectiv eben jene Völker am Merrimack, nach dem weit ſorgfältigeren Elliott (I, 350) vielmehr die am Connecticut zu verſtehen, und vielleicht ſpeciell die zwiſchen letzterem Fluß und dem Maſſachuſets wohnenden (Drake zu Church. 91). Weiter öſtlich nach Maſſachuſets und zum Theil ſelbſt nach Connecticut ſetzt ſie Young (306 note), indem er ſich darauf ſtützt daß der Blackſtone urſprünglich Nipmuck-Fluß geheißen habe. Letztere Angabe, die das Meiſte für ſich hat, machen auch Thatcher I, 115 und Barber, Connecticut Hist. Coll. 426 ff. Die Nip-

mucks waren den Narraganſets tributär welche den größten Theil des jetzigen Staates Rhode Island, namentlich deſſen Süden nebſt dem nordöſtlichen Theil von Connecticut inne hatten, während Maſſaſſoit, König der Wampanoags, nach Einigen das Oberhaupt der verbündeten Pokanoket-Völker, am nördlichen Theile der Narraganſet Bai zwiſchen Taunton und Providence lebte (Elliott I, 73) und ſeine Herrſchaft hauptſächlich über das jetzige Briſtol County und Plymouth erſtreckte. Den Narraganſets waren ihre Nachbarn im Norden und die Bewohner der Inſeln von Rhode Island und ſelbſt Block Island zinspflichtig (Potter 1 f.), ſogar einen Theil von Long Island ſollen ſie beherrſcht haben (de Witt Clinton in Coll. N. York Hist. Soc. II, 41). Sie ſelbſt prahlten damit daß ſie das älteſte Volk dieſer Gegenden und namentlich älter als die Irokeſen ſeien (Jones I, 119). Ihre weſtlichen Nachbarn waren die Pequot „die Grauflüchſe", deren Namen man auf 19 verſchiedene Arten geſchrieben findet (Drake a, I, 178 note). Dieſe waren ſchwächer und minder zahlreich als die Narraganſets (Hutchinson I, 130) und hatten ihren Hauptſitz in New London (Groton) und am oberen Myſtick-Fluß (Young 306 note). Der Thames-Fluß führte früher den Namen der Pequot (Drake a, 164). Daß ſie bis an den Hudſon reichten, wie de Witt Clinton angiebt, läßt ſich nur unter der neuerdings mehrfach angenommenen Vorausſetzung behaupten (Trumbull I, 28, Thatcher I, 266 u. A.) daß ſie von den Mohikan (Mohegan, eigentlich Muhhekanew) nicht verſchieden ſeien. Nach Potter (22) lebten ſie nördlich von den Pequots; de Witt Clinton, der ſie mit dem Manhattans identificirt, ſetzt ſie demgemäß auf Staten und Manhattan Island und nimmt ihren Hauptſitz in dem Lande zwiſchen dem Hudſon und Connecticut an. Zu ihnen gehörten die Brothertons welche um 1786 in das Land der Oneidas auswanderten (Barber a. a. O. 337), und die in ſpäterer Zeit öfters erwähnten Stockbridges (Memoirs Hist. Soc. Pennsylv. II, 70). Die Bewohner von Long Island hießen Meilowack oder Meitowack, wie die Inſel ſelbſt, die des öſtlichen Theiles Montauk; der weſtliche war den Mohawk tributär und ebenſo waren es (nach W. Smith, Hist. of N. York) die Eingeborenen des Landes zwiſchen dem Hudſon und Connecticut den Irokeſen zu der Zeit da ſich die Holländer an der Mündung des erſteren Fluſſes anſiedelten (de Witt Clinton a. a. O. II, 40 ff., III, 328).

Um die geographiſche Ueberſicht zu erleichtern ſchalten wir hier die **Irokeſen** ein, ehe wir in der Darſtellung der Algonkinvölker weitergehen.

Die Irokeſen, deren allgemein gebräuchlich gewordener Name von den Franzoſen ſtammt, wurden von den Delawares Mengwe (Heckewelder), die am Ohio lebenden Mingoes genannt (Schoolcr. VI, 266 note), ſie ſelbſt aber nannten ſich Ho dé no saunee (Morgan) „das Volk des langen Hauſes" d. h. des Hauſes, das viele Feuer enthält, ein Ausdruck den man auf die Rathsfeuer der verbündeten Irokeſenvölker zu deuten pflegt. Ein zweiter Name, Angonnonsionni „Häuſerbauer" (Heriot 274), Aquinoshioni oder Aquanoshioni, bezieht ſich, wenn nicht vielleicht auch der erſte, auf die ſpäter zu erwähnende eigenthümliche Bauart welche bei ihnen herrſchte. Der Name bezeichnet nicht die Nationalität, ſondern den Bund der Irokeſen, welcher aus folgenden Völkern beſtand: die Seneca (ſpr. Seneká) Nundawaono, das Volk des großen Hügels, von jeher bei weitem die zahlreichſten (Schoolcraft IV, 605); dieſen in der Sprache ſehr ähnlich die Cayuga, Gueugwehono, das Volk des ſchmutzigen Landes; die Onondago, Onundaga, das Volk auf den Hügeln; die Oneida, Onayoteka, das Granit-Volk; dieſem ſprachlich ſehr nahe ſtehend die Mohawk, Ganeagaono, das Volk mit dem Feuerſtein, welches nach Cusic (Schoolcraft V, 646) die alterthümlichſte Sprache reden ſoll; die erſt ſpäter hinzugekommenen Tuſcarora, Dusgaoweh, das Volk das Hemden trägt (Morgan 51 u. 395). Außer dieſem Völkerbunde und feindlich ihm gegenüber, doch zu derſelben Sprachfamilie gehörig, ſtanden die Huronen oder Wyandot nebſt mehreren anderen jetzt verſchwundenen Völkern.

Nach Schoolcraft's Anſicht (VI, 54) fand Cartier 1534 in Gaſpe Bai an der Mündung des Lorenzſtromes ein Volk vom Irokeſenſtamme, und zwar Wyandots, wie ſich (ſetzt er hinzu) aus der Sprache ergebe. In Cartier's Bericht über ſeine erſte Reiſe (1534, bei Ramusio ed. Venet. 1606 III fol. 377 ff.) iſt allerdings hauptſächlich von den Eingeborenen die Rede die etwas ſüdlich von 49½° lebten und wahrſcheinlich iſt das beigegebene Vocabular, das in mehreren Wörtern mit dem von Hochelaga (ebend. 385) übereinſtimmt und alſo vielleicht irkoſeſiſch iſt, auf ſie zu beziehen. Auf ſeiner zweiten Reiſe (1535) fand er auf einer 12 lieues langen Inſel, von wo er 10 Tage lang

durch Stromengen aufwärts fuhr und in 3 weiteren Tagen nach Hochelaga (Monte regal) gelangte, Menſchen welche die von ihm im Jahre vorher mit nach Frankreich genommenen Indianer verſtanden, ihren Gott Cudruaigni nannten und ſeine Weiterreiſe nach Hochelaga zu hindern ſuchten, da ſie mit den dortigen Eingeborenen in Feindſchaft lebten. Aus allen dieſen Angaben läßt ſich nichts Sicheres ſchließen, doch ſind ſie Schoolcraft's Anſicht im Allgemeinen günſtig. Das Vocabular von Hochelaga bei Cartier iſt, wie ſchon Vater (Mithrid. III, 2, 316) hervorgehoben hat, irokeſiſch und giebt das Wort Cudragny als den Namen der Gottheit an. Es iſt daher nach Cartier's Bericht wahrſcheinlich daß die Irokeſen zu dieſer Zeit das ganze Gebiet des unteren S. Lorenz von Montreal abwärts beherrſchten. Ihre Feinde, die Agonionda (Algonkin?) lebten damals nach Ausſage der Irokeſen von Hochelaga an einem von Weſten kommenden Fluſſe (Ramusio a. a. O. fol. 381), unter welchem ſich faſt nur der Ottawa verſtehen läßt. Dieß ſcheint ſich um den Anfang des 17. Jahrhunderts geändert zu haben. Colden, der die Algonkins den Irokeſen in alter Zeit als überlegen ſchildert, erzählt daß die Franzoſen bei ihrer Ankunft in Canada im J. 1603 beide miteinander im Kriege fanden und ſich auf die Seite der Adirondacks (Algonkins) und Quatoghies (Huronen) ſtellten, welche die übrigen Irokeſenvölker aus der Gegend von Montreal vertrieben haben müſſen, da bereits nach Champlain's Darſtellung die ganze Gegend um Montreal den Algonkins, das Land am Champlain See dagegen den Irokeſen gehörte (de Laet II, 11). Dieſes Land war ſeitdem der Hauptſitz ihrer Macht (Colden), doch wurde der Lorenzſtrom auch noch ferner als Iroquois-Fluß bezeichnet. Nach Johnston ſind die Wyandots allerdings erſt aus der Gegend von Quebec weiter nach Süden und bis an den Ohio gekommen (Archaeol. Am. I, 272). In ſpäterer Zeit (um 1689) aber wird dieſes Gebiet beſtimmt als das Land der Algonkins bezeichnet (Lettres édif. I, 689), insbeſondere das Norduſer des Lorenzſtromes ſüdlich von Three Rivers bis über Saguenay hinaus (de la Potherie I, 288, 294): die Irokeſen hatten ihnen weichen müſſen.

Eine weſentliche Veränderung der Verhältniſſe trat um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein durch die Kriege welche den Irokeſenbund zum Gipfel ſeiner Macht führten. Die Algonkins unterlagen und mit ihnen die Völker der Irokeſenfamilie die ſich ihnen verbündet hatten, vor

Allem die Huronen. Diese wurden theils zerstreut, theils zurückgedrängt über den Nipissing See bis gegen den Oberen See hin, und obgleich sie sich als den ursprünglichen Stamm der gesammten Irokesen betrachteten (Schooler. VI. 200), wie ihre Sprache bestätigen soll (Charlevoix und Journal etranger 1762 Ip. 126), und von den anderen Irokesenvölkern „die Väter" genannt wurden (Rogers 280), mußten sie es sich gefallen lassen nun die Völker des Bundes ihre „älteren Brüder" zu nennen; indessen sollen sie sich von ihrer Niederlage im J. 1645 dadurch wiedererholt haben daß die Odschibwäs, wie diese wenigstens selbst behaupten, ihnen ihre Hülfe angedeihen ließen (Copway 71). Wie es sich hiermit aber auch verhalten haben mag, es scheint sicher daß das Volk der Huronen um 1650 zersprengt wurde, vor den verbündeten Irokesen nach Westen und Süden fliehen mußte und auf dieser Flucht bis nach Detroit und Machinaw gelangte (Brasseur I. 14). Von hier sind sie theils wieder nach Norden theils an das Südufer des Erie See's und bis an den Ohio gegangen (Morse Append. 91), doch geschah dieß wahrscheinlich in weit späterer Zeit. Nach Schoolcraft (VI. 734) kamen die westlichen Huronen erst 1702 von Ober- nach Nieder-Michigan und 1751 an den Ohio. Ihre Hauptmasse blieb nach der großen Niederlage die sie erlitten, auf der Halbinsel zwischen dem Huron, Ontario und Erie See sitzen, diese war ihr Hauptland (wie Parkman a. I. 30 richtig angiebt), wenn auch schwerlich (wie La Potherie I. 225 glaubt) ihre ursprüngliche Heimath. Eine zweite Folge jener Kriege war das Verschwinden mehrerer Völker die ebenfalls dem Irokesenstamme angehörten, vom Schauplatze der Geschichte, der Andastes, die welche im Osten der Huronen gesessen hatten, der Eriges oder Eries im Süden des See's der ihren Namen trägt und der [illegible] am Alleghany [illegible]. Die Vernichtung der Eries (nach Charlevoix im J. 1655, nach Anderen 1653 oder 1656 Brasseur I. 73) [illegible] Schoolcraft IV. 197 [illegible] V. 643 [illegible] [illegible] Schoolcraft [illegible] Niagara [illegible] [illegible]

Kriegen häufig die Rede ist — ob mit Recht oder Unrecht, wird sich schwer entscheiden lassen — und will in den Catawbas, die um 1650 aus Canada nach Süden getrieben wurden (III, 293) die noch erhaltenen Ueberreste derselben wiederfinden, was der Sprache wegen, die nicht irokesisch ist, noch weniger für sich hat.

Hatte sich bisher das Gebiet der zum Irokesenbunde gehörigen Völker von Montreal herauf an den Hudson und von diesem nach Westen hinüber bis an den Erie See erstreckt, ein Gebiet das Morgan (39) als ihr Stammland bezeichnet, denn sie wissen nichts von größeren Wanderungen, sondern betrachten sich als Erd-Geborene (Colden II, 62), so breitete sich jetzt ihre Macht, hauptsächlich in Folge des Besitzes von Feuerwaffen in den sie um 1670 gelangten, von dort bis nach Carolina und an den Tennessee aus (Morgan 12, Colden I, 36). Die Natchez, welche 1683 aus einem Kriege gegen die Irokesen heimkehrten (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 283), sind wohl das südlichste Volk mit dem sie gekämpft haben. Ihre Macht wird in den nördlicheren Gegenden dadurch bezeichnet, daß W. Penn das Land welches er am Delaware unter den Blauen Bergen von den Delawares kaufte, deren Kraft durch die Irokesen gebrochen war, auch noch den letzteren bezahlen mußte, da sie die Oberherrschaft darüber in Anspruch nahmen (Chapman 16), daß La Salle 1678 die Ausdehnung des Gebietes der Irokesen von Montreal bis an das westliche Ende des Erie See's angiebt (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 229), daß diese, wohl mehr aus Uebermuth als dem Rechte gemäß, im J. 1701 an die englischen Kolonisten Land verkauften das im Süden und Osten einer Linie lag, welche von der Mündung des Illinois den Fluß hinauf und über den Michigan See hinweg zum Westende des Huron See's lief (Morse Append. 60). Die von ihnen unterworfenen Völker und die Länder welche sie später (1742 ff.) in Folge dieser Siege verkauften am Susquehannah, am Potomac, am Delaware zwischen dem Ohio und Monongahela hat de Witt Clinton (a. a. O. II, 63 ff.) aufgezählt.

Bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts hatte der Irokesenbund nur aus fünf Völkern bestanden. Die Tuscarora, das zahlreichste und mächtigste Volk von Nord Carolina, scheinen mit den nördlicheren Irokesenvölkern um d. Jahr 1700 in Krieg verwickelt gewesen zu sein (Lawson 225, 198; über die Kriegszüge der Irokesen nach Süd Carolina ebend. 44, 47). Sie lebten um diese Zeit am Neuse, haupt-

sächlich an dessen linkem Ufer (Lawson 58), am Contentny und Tar River (Williamson 188), reichten aber schwerlich, wie Schoolcraft (VI, 182) angiebt, bis zur Küste. Bozman (148) identificirt sie wie Jefferson — es ist zweifelhaft mit welchem Rechte — mit den Monacans und läßt sie sich von Nord Carolina bis tief in's Innere von Virginien, selbst bis an den Yorkfluß erstrecken, eine Ansicht die auch Gallatin im Wesentlichen zu theilen scheint (Transactt. Am. Ethnol. Soc. II p. CII). Ihr Fort 50 miles oberhalb der Mündung des Contentny wurde im J. 1713 zerstört, und in Folge davon wanderte der größte Theil derselben nach Norden zu den Senecas, der Rest blieb bis 1803 auf der Nordseite des Roanoke sitzen (Williamson I, 200 ff.). Nach der gewöhnlichen Angabe geschah ihre Aufnahme in den Irokesenbund als sechstes Volk schon 1712; sie stehen sprachlich den übrigen Völkern ferner als diese unter sich (Morgan 24, 395). Auch am Südufer des Potomac wird der Tuscarora-Creek in Berkeley County als einer ihrer Sitze angegeben (Kercheval 58).

Morgan's sehr sorgfältige Karte des Irokesenlandes für das J. 1720 zeigt die Onondagas im Osten und Südosten des Ontario See's, die Cayugas als ihre westlichen, die Oneidas als ihre östlichen Nachbarn, in deren Süden die Tuscaroras leben; weiterhin nach Osten finden sich die Mohawks, und die Senecas nehmen fast den ganzen Süden des Ontario ein, womit die Angaben des officiellen Documentes bei Colden (I, 226) vom J. 1724 im Wesentlichen übereinstimmen. Die Mohawks, das östlichste Volk, saßen nur 40 miles westlich von Albany an einem Zuflusse des Hudson. Im 18. Jahrhundert ging die Macht des Irokesenbundes einem schweren Falle entgegen: um 1776 wanderten die Mohawks größtentheils nach Canada aus, die Cayugas folgten ihnen, auch die Oneidas und Tuscaroras siedelten später dahin über (Morse Append. 76, 86, 335). Viele Reste besiegter Völker haben die Irokesen sich einverleibt, so daß sie um 1750 aus zehn verschiedenen Völkern bestanden haben sollen (Journal étranger 1762 Mai p. 25), aber niemals ist von den sechs Völkern noch ein siebentes Bundesglied aufgenommen worden; wenn daher Bozman (150) von den Nanticokes und Morse (a. a. O.) von Mohigans und Narragansetts angeben, sie seien in den Irokesenbund in späterer Zeit eingetreten, so darf dieß nicht in diesem letzteren Sinn verstanden werden.

Kehren wir jetzt von den Irokesen, die wir indessen noch öfter zu

erwähnen haben werden, zu den Algonkinvölkern zurück die wir am Hudſon verlaſſen haben, ſo müſſen wir vor Allem bemerken daß (wie Pickering zuerſt erwieſen zu haben ſcheint, vgl. Elliot 15 ff.) die ſämmtlichen früher erwähnten Völker von Neu England, die Pequots, Narraganſetts, Wampanoags und Pokanokets, Mohikans, Maſſachuſ-ſets, Pawtukets mit ihren vielen Unterabtheilungen, welche wir hier übergehen, Dialekte derſelben Sprache redeten, als deren Hauptvertre-ter die Lenni Lenape (d. i. „männliche tapfere Männer" Schoolcr. VI, 177) gelten. Sie werden auch als Wapanachki „Männer des Oſtens" bezeichnet (Loskiel 2), ihr bekannteſter Name iſt der Name Delawares. Sie erſcheinen auf einer Karte vom J. 1659 an dem gleichnamigen Fluſſe und erſtrecken ſich von dort bis zum Hudſon (Schoolcr. ebend.), Morgan ſetzt ſie auf ſeiner Karte des Irokeſen-landes für das J. 1720 nebſt den ihnen nächſtwohnenden Minſi un-mittelbar in den Süden der Mohawks, de Witt Clinton (a. a. O. II, 41, III, 324) giebt ſie im Süden landeinwärts von Cheſapeake-Bay an, ſo daß ſie ſich vom Hudſon bis nach dem Suſquehannah hin ausbreiteten (Gallatin). Sie bildeten einen Bund von fünf Völkern, deren eines die Mohikans waren. Am Oſtufer der genannten Bai fand Capt. Smith 1608 von Cap Charles aufwärts die Accomacs und Ac-cohanocs, weiterhin die Tockwaghs, mit welchem Namen nach Schoolcraft (VI, 131) wahrſcheinlich die Nanticokes von den Delawares bezeichnet wurden, wogegen Bozman (150) die Tock-wocks in den nördlichen, die Nanticokes in den ſüdlichen Theil von Oſt-Maryland ſetzt. Weiter hinauf nach der Mündung des Suſque-hannah hin werden indeſſen noch mehrere andere kleine Völker von Smith genannt.

Nach ihrer uns von Heckewelder (p. 28, Transactt. Am. Phi-los. Soc I, 29, Jones II, 141) aufbewahrten Sage kamen die Dela-wares weit von Weſten her von der Meeresküſte, und bei dem gro-ßen Anſehen in welchem ſie lange Zeit unter allen ihren Nachbarn ſtanden, iſt es leicht möglich daß erſt von ihnen die Tradition einer Herkunft von Weſten auf viele andere Völker übergegangen iſt. Am Miſſiſippi angelangt trafen ſie, ſo heißt es weiter, mit den ebenfalls von Weſten hergekommenen (?) Irokeſen zuſammen; hier ſtießen beide auf das Volk der Alligewis, das Feſtungen und andere Vertheidi-gungsmittel beſaß die jenen unbekannt waren, doch blieben die Dela-

wares nach harten Kämpfen Sieger, trieben die Alligewis nach Süden und zogen dann in die Länder ein die wir oben als ihr Gebiet bezeichnet haben. Aus einem Documente vom J. 1791 (Memoirs Hist. Soc. Pennsylv. II, 76) geht hervor daß faſt 200 Jahre früher von allen Völkern die mit den Delawares in Beziehung ſtanden, ihnen der Titel „Großväter" durch einen feierlichen Vertrag (wie dieß ſtets mit ſolchen Titeln geſchieht) verliehen wurde, nur die Irokeſen waren hiervon ausgenommen: dieſe wurden von den Delawares „Onkel" genannt (S. Canassateego's Rede bei Colden II, 36), und zugleich erhielten die letzteren den Auftrag ihren mächtigen Einfluß zur Vermittelung eines allgemeinen Friedens unter den Indianervölkern aufzubieten, einen Auftrag den ſie jedoch nicht auszuführen vermochten. Als „Großväter" wurden die Delawares angeredet von den Mohikans, Schawanoes, Cherokees, Kickapus, Chickaſaws, Chippeways, Ottawas, Potowatomies u. ſ. f. (Loskiel 176), und dieſer Titel bezeichnet nur eine durch glückliche Kriege erlangte Würde, wogegen die Anrede als „Vetter" eine gewiſſe Unterthänigkeit bedeutet (ebend. 181); Verhältniſſe der Abſtammung oder des höheren und geringeren Alters der Völker werden dadurch nicht ausgedrückt, daher alle ethnographiſchen Folgerungen aus ſolchen Titeln unzuläſſig ſind, zu denen Prichard geneigt war, da er zu bemerken glaubte daß von ſtammverwandten Völkern immer die weſtlicher lebenden von den öſtlicheren als „ältere Brüder" angeredet würden. Die richtige Auffaſſung jenes Titels geht vor Allem daraus hervor, daß ſelbſt die weißen Anſiedler von den Eingeborenen als die Stärkeren nicht ſelten die älteren Brüder genannt wurden (Ramsey 271, 319 u. ſonſt), ebenſo daraus daß die beſiegten Huronen, wie oben bemerkt, obgleich bisher „Väter," nun „jüngere Brüder" der Irokeſen wurden. Keating's (I, 90) Anſicht iſt demnach unrichtig daß ſich das Verhältniß der Miamis und Potowatomies in dieſer Rückſicht deshalb ſpäter umgekehrt habe, weil die letzteren in weiter weſtlich gelegene Gegenden gezogen ſeien. Nur in einer ſpäter mitzutheilenden Rede Canaſſateego's findet ſich der Ausdruck „ältere Brüder" einmal ſo gebraucht daß er das ältere Anrecht an das Land, den älteren Beſitzer deſſelben bezeichnet.

Wie ein Beweis des großen Uebergewichtes das die Irokeſen über die anderen Völker beſaßen in der großen Menge von Ortsnamen liegt die ſich in ihrem Lande bis auf die jetzige Zeit erhalten haben (Ver-

zeichniß bei Morgan 412 ff.), ſo zeugt es auch für das hohe Anſehen in welchem die Lenni Lenape ſtanden, daß eine eben ſolche Anzahl ihrer Namen, wenn auch oft in verſtümmelter Form noch jetzt allgemein gebräuchlich iſt. Dahin gehören die Namen: Maſſachuſſets, Connecticut, Alleghanny, Muskingum, Savannah, Miſſiſſippi und viele andere (Atwater 249, Barton LIX). Die hervorragende Stellung und der Ehrgeiz dieſer Völker, mit denen die Europäer von allen am genaueſten bekannt geworden ſind, brachte es mit ſich daß ſie erbitterte Feinde wurden. Auf beiden Seiten ſcheint es an Hinterliſt und Tücke in dieſen Kriegen nicht gefehlt zu haben. Die Delawares mit den Cherokees zu verfeinden erſchlugen (um nur ein Beiſpiel zu geben) die Irokeſen einen der letzteren und legten neben ſeiner Leiche eine Delaware-Axt nieder (Heckewelder); der Krieg aber endigte mit dem denkwürdigen Ereigniß, daß die gänzlich gebrochenen Delawares „zu Weibern gemacht," daß ihnen der Weiberrock von den Irokeſen angezogen wurde um ſie für einen Vertragsbruch zu ſtrafen, wie dieſe ſagten (Morgan 338), um ſie als allgemeine Friedensſtifter zu bezeichnen, wie ſie ſelbſt angaben. Nur die Deutung der Thatſache (Loskiel 161 ff.), nicht dieſe ſelbſt iſt zweifelhaft. Auf Canassateego's Rede vom J. 1742 (Colden II, 36), die ihnen alles Recht zum Landverkauf abſprach und ſie ſogar aus der Rathsverſammlung fortſchickte, hatten die Delawares nichts zu erwidern: „Ihr ſeid von uns beſiegt, ſprach er, wir haben euch zu Weibern gemacht, ihr könnt kein Land verkaufen, da ihr Weiber ſeid." Um 1763 lebte die Hauptmaſſe derſelben im öſtlichen Ohio an den Beaver Creeks und dem Muskingum (Parkman a, I, 139 vgl. Hutchins bei Schoolcr. VI, 714), ſpäter am White River in Indiana, wo ihnen die Miamis Land abgetreten hatten, nachdem man den Verkauf ihres eigenen Landes von ihnen erzwungen hatte, und wurden zuletzt gänzlich zerſtreut, theils weit nach Süden, theils nach Cattaraugus und Tonnewanta im weſtlichſten New York (Morse 90, 116, 362 f.).

Die vorhin erwähnten Nanticokes von Cheſapeake welche nach Loskiel den Schawanoes zunächſt ſtehen, wurden in den Kriegen der Irokeſen gezwungen ſich mit ihnen zu verbünden, wanderten am Süſquehannah aufwärts bis in die Gegend von Wyoming, wo ſie 1748 mit Delawares und Schawanoes zuſammentrafen (Chapman) und ſaßen ſpäter (1778) noch weiter nach Norden (Hutchins

bei Schoolcraft VI, 714). Seitdem verſchwinden ſie aus der Geſchichte.

Ueber die Völker ſüdlich vom Suſquehannah bis nach Carolina haben wir nur ſparſame Nachrichten. Als das herrſchende Volk bis zum Potomac werden die Suſquehannocks bezeichnet. Sie werden in Sprache und Sitten ſehr verſchieden von den andern Völkern genannt, doch ſcheinen ſie zur Algonkinfamilie zu gehören (Gallatin). Ihre Hauptfeinde ſo wie die der meiſten Völker von Virginien waren die Maſſawomecks (de Laet III, 14 nach J. Smith), welche Jefferson u. Bozman (152) für die Irokeſen halten. Wir wiſſen von ihnen nur daß ſie noch weiter im Innern lebten als die Mannahoacks am oberen Rapahannock und ein großes Volk waren (Strachey 37). Nach J. Smith (True travels adv. and observ. Lond. 1629) war das Land bis zu den Alleghanis von der Südgrenze Virginiens bis zum Patuxent in Maryland von drei großen Nationen bewohnt: den Powhatans, aus 23 Stämmen beſtehend, im Niederland und an der Küſte von Nord Carolina bis zum Patuxent hin, den 8 Stämmen der Mannahoacks im Weſten derſelben zwiſchen dem York-Fluß und Potomac und den 5 Stämmen der Monacans im Inneren vom Yorkfluß bis nach Nord Carolina (Thatcher I, 9), letztere, wie ſchon bemerkt, angeblich mit den Tuſcaroras identiſch. Allerdings iſt ſehr wahrſcheinlich daß nicht alle dieſe kleinen Völker dieſer Gegenden (ſie finden ſich aufgezählt bei Jefferson), deren jedes, als Powhatan vom unteren James-Fluß aus ſeine Eroberungen machte, ſeinen beſonderen Herrſcher oder Weroance hatte, verſchiedenen Nationalitäten angehörten, aber aus der Darſtellung bei Strachey (41) ſcheint hervorzugehen, daß nur auf der ganzen Weſtſeite der Cheſapeake-Bai im Reiche Powhatan's dieſelbe Sprache geſprochen wurde, während im Oſten und Südoſten andere Sprachen herrſchten; das Reich war von ſprachverſchiedenen Völkern umgeben: Chawanocks, Mangoangs, Monacans (oberhalb der Powhatans am James-Fluß und ihre Hauptfeinde in früherer Zeit), Mannacans, Mannahocks (S. oben), Saſqueſahanougs (Suſquehannocks), Acquanachoucks, Tockwoghes (S. oben), Ruſkarawaocks.

Nicht mehr als von den Eingeborenen Virginiens wiſſen wir von denen Nord Carolina's, abgeſehen von den ſchon erwähnten Tuſcaroras *deren Nachbarn* am Neuſe-Fluß die Meherrins und Nottoways

waren. Die vielen kleinen, früher bedeutender gewesenen Völker welche östlich von diesen W. Raleigh 1585 an der Küste fand, die Moratocks, Mangoacks, Chowanokes u. s. f., deren mehrere Strachey unter den Nachbarn von Powhatan's Reich aufzählt, waren schon um 1700 fast ganz verschwunden (Williamson I, 188, 282, Lawson 231, 234). Als das südlichste Glied der Algonkinfamilie gehören zu ihnen die Pamptico,es (Gallatin) deren Name der Pamlico Sund trägt. Sie alle sollen die Sage einer Einwanderung von Westen her besitzen (Lawson 170) wie die Lenni-Lenape, das Hauptvolk dieser ganzen Gruppe.

Nur den Chowanokes die Raleigh am Chowan-Flusse 130 miles stromaufwärts fand, haben wir noch unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Obwohl ihr Name ein Algonkin-Wort ist — Shawano bedeutet den Süden (Schoolcr. V, 409) und Oshawano heißt der Bruder des Manabozho dem der südliche Theil der Erde als sein Reich zufiel (ebend. IV, 255) —, so gehören sie doch nach Jefferson zum Irokesenstamme (wie wenigstens Schoolcr. VI, 86, 90 note angiebt), und wären demnach völlig verschieden von dem oft genannten Algonkinvolke der Schawanoes oder Schawnies. Daß sich der Einfluß der Algonkins indessen und zwar insbesondere der Einfluß der Schawanoes in alter Zeit weit nach Süden erstreckte, scheinen schon die beiden identischen Flußnamen Suwanee in Florida und Savannah in Georgia zu beweisen; dazu kommt die Erzählung eines Cherokeehäuptlings vom J. 1772 daß jene etwa 100 Jahre früher von den Cherokees und Chickasaws bekriegt und vom Savannah — nach andern Angaben vom Suwanee — vertrieben an den Cumberland gezogen seien (Ramsey 79), womit ihre eigene Sage übereinstimmt. Die geographische Lage würde um so eher erlauben sie mit Raleigh's Chowanokes am Chowan und mit den Chaouanons welche de la Potherie (II, 114) gegen N. Carolina hin angiebt, zu identificiren, als das viel gewanderte Volk der Schawanoes, das um 1665 vom Tennessee nach Nashville hin am Cumberland und im Norden dieses Flusses lebte, zeitweise von dort noch Ost-Virginien und an die Quellen des Savannah zurückkehrte (Ramsey 78) und in neuerer Zeit heimathlos geworden wieder in den Süden zurückging, wenn sie diesen jemals sämmtlich verlassen haben, um sich, wie erzählt wird, von den Cherokees und Osagen ein Jagdgebiet zu erbitten (Nuttall 42). Pater Marquette (71) fand 1673 die Chaouanons an der Mündung des Ohio und am unteren

Cumberland, wo ſie ſeine Karte zeigt (Ramsey 38) ſehr zahlreich, obwohl ſie durch die Irokeſen ſtark gelitten hatten. Wenn Schoolcraft (IV, 202) Colden tadelt daß er ſie mit den Satanas identificire, welche den Algonkins verbündet um die Mitte des 17. Jahrhunderts gegen die Irokeſen kämpften, weil die Schawanoes um dieſe Zeit noch am Savannah gelebt hätten, ſo ergiebt ſich dieſer Grund aus Marquette's Angabe als unrichtig, und zugleich gewinnt die Nachricht (ebend. 255) dadurch an Wahrſcheinlichkeit daß ſie ſchon um 1640 vom Süden über den Kentucky-Fluß in's Ohio-Thal gelangten, während eine andere Abtheilung von den Catawbas und Cherokees in Süd Carolina geſchlagen ſich nach Pennſylvanien wendete. Iſt Letzteres richtig, ſo wird zugleich begreiflich wie de la Potherie (I, 293) angeben kann, daß die Irokeſen auf ihrem Rückzuge vor den Algonkins am See Frontenac (Ontario) auf die Chaoüanons geſtoßen ſeien und ſie von dort theils vertrieben theils ſich ſelbſt einverleibt hätten. Halten wir jene Theilung der Schawanoes feſt, ſo wird weiter glaubhaft daß die von den Irokeſen geſchlagenen bei den Mohigans Schutz und Hülfe fanden, als deren jüngere Brüder ſie ſich bezeichnen ließen, weil ſie durch dieſe, wie es heißt, einſt vom Untergange gerettet wurden (Memoirs Hist. Soc. Penns. II, 77). Auch die weſtliche Abtheilung der Schawanoes, wahrſcheinlich die Hauptmaſſe derſelben, ſcheint ſich an dem Kriege gegen die Irokeſen ſtark betheiligt zu haben, da ſie von den Delawares in den Bund der Algonkinvölker aufgenommen wurde um jenen die Spitze zu bieten; die Irokeſen aber ſchlugen die vereinigten Illinois und Schawanoes 1672, und in Folge hiervon ſcheint ſeitdem das Gebiet zwiſchen dem Tenneſſee und Ohio, namentlich das ſpätere Kentucky, das um 1760 bei Ankunft der Weißen trotz ſeiner Entvölkerung von den Irokeſen in Anſpruch genommen wurde, factiſch herrenlos und menſchenleer geblieben zu ſein (Ramsey 73 f., Filson 3). Um 1764 ging ein Theil derſelben vom Green R. im nordweſtlichſten Kentucky an den Wabaſch (Ramsey 78), auch am Kleinen und Großen Miami und am Scioto werden ſie angegeben wo Chillicothe ihr Mittelpunkt war (Filson 113, Parkman a, I, 139, Schoolcr. VI, 300) — der letztere Name rührt von einem der vier Stämme her in welche die Schawanoes getheilt waren: Piqua, Mequachake (Prieſter), Kiskapocoke (= Kickapus? Schoolcr. IV, 255), Chillicothe (Morse Append. 97). Vermuthlich gilt es der vorhin er-

wähnten östlichen Abtheilung des Volkes, wenn Chapman (11) erzählt daß ein Theil derselben nach den Kämpfen in welchen die Macht der Algonkins den Irokesen erlag, in die Gabel des Delaware einzog und bald darauf nach Wyoming am Susquehannah kam, von wo sie jedoch schon 1742 von den dahin zurückkehrenden Delawares wieder vertrieben wurden. Auch in der Gegend von Winchester im nördlichen Virginien werden Schawanoes erwähnt (Kercheval 58), Bozmann (149) versetzt sie mit zweifelhaftem Rechte im Anfang des 17. Jahrh. an das Westufer der Chesapeake-Bay zwischen den Patuxent und Patapsco; um 1820 lebte ein Theil derselben am Merramec (Merrimack schreibt Morse App. 235) im Süden des unteren Missouri. Die Sage erzählt daß sie in alter Zeit mit den Delawares eng verbunden waren, später aber sich trennten und nach Süden gingen (Schoolcr. IV, 277). Ist dieß richtig, so erscheint ihre Tradition daß sie über das Meer gekommen seien (Morse App. 92, Archaeol. I, 273) nur als eine Uebertreibung der Angabe der Delawares, die von der Meeresküste im Westen gekommen sein wollen, und der Zusatz den sie machen, daß Florida einst von weißen Menschen bevölkert gewesen sei welche eiserne Werkzeuge gehabt hätten, weist sich leicht als eine Fabel aus, da es mehr als unwahrscheinlich ist daß sich bei ihnen Jahrhunderte lang eine sichere Erinnerung an einen Gegenstand erhalten haben sollte von dem sie selbst keinen Gebrauch machten und für den sie schwerlich auch nur einen einheimischen Namen hatten.

Die südwestlichen Glieder der Algonkinfamilie leben südlich vom Oberen und Michigan See bis zur Mündung des Ohio. Den letzteren See nennt zwar La Salle (Coll. N. Y. H. Soc. II, 232 und sonst) nach dem Volke der Illinois d. i. „Männer" (Brasseur I, 154), doch traf er dieses selbst erst nach 6 Tagereisen auf dem gleichnamigen Flusse stromaufwärts an: der Michigan führt jenen Namen mit Unrecht (Lettres édif. I, 727). Nach Schoolcraft (V, 41) sind Peorias, Kaskaskias, Weas, Piankeschaws nur andere Namen für die Illinois, doch ist dieß vielmehr so aufzufassen daß diese Namen die verschiedenen Zweige bezeichnen aus denen das Volk bestand wie dieß für die Peouarea (Peoria) und Kaskaskia aus Marquette (48, 93, 135) hervorgeht (vgl. auch Bossu I, 145); Parkman (a, II, 203) stellt die Sache so dar, daß die Illinois die Ueberreste der Kaskaskias, Cahokias, Peorias, Mitchigamis und Tamaronas umfaßten, und rech-

net dagegen die Piankeſchaws wie die Kickapus zu den Miamis. Pater Marquette (19) fand 1673 letztere mit den Kickapus und Maſcoutins weſtlich von Green Bay zuſammenlebend; die Maſcoutins welche auch ſonſt mit Kickapus und Füchſen zuſammen genannt werden, ſcheinen ein Zweig der Illinois zu ſein, denn ſie lebten mit ihnen und verſtanden ihre Sprache (Lettres édif. I, 771, 719); die Kickapus aber welche La Salle als Nachbarn der Illinois nennt (Coll. N. Y. H. Soc. II, 257), wohnten nach einer andern Angabe in älterer Zeit am mittleren Illinois und im Quellgebiet des Kaskaskia und Embarras (Hunter 210), und es iſt wohl ein Mißverſtändniß, wenn ſie de la Potherie (III, 225) zu den Outaouaks (Ottawas) zählt. La Salle theilt weiter mit daß zu ſeiner Zeit (1678 ff.) die Irokeſen auf ihren Kriegszügen den Wabaſch (Ohio) hinaufgingen an den Miſſiſſippi (a. a. O. 265), und ſelbſt über dieſen hinüber ſcheinen ſie nach der Eroberung des Landes der Miamis (1685) gedrungen zu ſein (Ramsey 74), welches nach La Salle das Land am Maumee war; hier, am Wabaſch und deſſen Zuflüſſen ſaßen die Miamis auch noch um 1763 (Parkman a, I, 139).

Die Sauks und Füchſe (Foxes), welche ſich ſelbſt Saukie und Musquakkie nennen — letztere heißen bei den Chippeways Ottahgahmie oder Outagamie (Morse 21 und Append. 121) — ſind ſeit langer Zeit zu einem Volke verſchmolzen und nach ihrer Ausſage den Kickapus nahe verwandt, was ihre Sprache beſtätigt (Gallatin). Auch geben die Sauks an daß die Schawanoes von ihnen herſtammen und ſich erſt in Folge eines Streites getrennt hätten (Morse a. a. O.), worauf ſich vielleicht der früher angeführte Name des einen Stammes der letzteren, Mequachake (= Musquakkie?) deuten und der Shauwono See weſtlich von Green Bay beziehen läßt. Sie haben eine Tradition daß ihr früherer Wohnſitz an der Meeresküſte geweſen ſei, da wo die Weißen ſich zuerſt hätten ſehen laſſen (Drake V, 180). Andererſeits hören wir daß ſie „aus großer Ferne unterhalb Detroit“ nach Saganaw und von da an die beiden Fox R., den Rock R. und den Wiſconſin gekommen ſein ſollen, doch ſcheinen ſie ſich von dem ſüdlichen Fox R. frühzeitig zurückgezogen und nur am nördlicheren ſich gehalten zu haben (Morse 123, 51). Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurden ſie von den Menominies in Verbindung mit den Ottawas und Chippeways an den Miſſiſſippi gedrängt und lebten

dort zwiſchen dem Illinois und Wiſconſin, andere von ihnen zerſtreut am Miſſouri, unter den Pottowatomies u. a. (ebend. 57, 122, 363.) Sprachlich ſtehen ſie den oben genannten vier Völkern ſehr nahe. Nach La Potherie (II, 174) beſtehen die Outagamies aus zwei Stämmen, den Füchſen und den Männern der rothen Erde, welch letzterer Name aber nach Prinz Max. (c, I, 240 Anm.) vielmehr die Bedeutung des Wortes Musquakkie iſt. Die Menominies, „Wilde-Reis-Leute", die Folles avoines der Franzoſen, reichen vom Winebago See am Fox R. bis zum nördlichen Theile von Green Bay herab und vom Menominie-Fluß bis zum Miſſiſſippi (Morse Append. 47), ſie nehmen demnach den größten Theil des ehemaligen Landes der Winebagoes ein, welche von ihnen nach Süden gedrängt worden zu ſein ſcheinen.

Die Schwarzfüße (Blackfeet) ſind das nordweſtlichſte Glied der Algonkinfamilie. Sie leben zwiſchen 42° u. 52° n. B. von 103° w. L. bis zum Felſengebirge (Gallatin, andere Angaben darüber S. b. Buſchmann 1854 p. 662 u. 665) und beſtehen aus den Satſika (Sikſekai) oder eigentlichen Schwarzfüßen, unter die ſich in neuerer Zeit auch viele Delawares und Schawanoes gemiſcht haben (Wilkes), ſüdlich von den Athapasken und Aſſineboins an den oberen Zweigen des Saſkatchewan und von da bis in das Quellgebiet des Miſſouri, ferner den Kena oder Blutindianer (Blood-Indians) und den Piekan nach einem ihrer Führer „dem Faſan", genannt (Gallatin Transactt. Am. Ethn. Soc. II, p. CVI. Schoolcraft V, 180). Alle drei reden dieſelbe Sprache und haben ſich erſt in ſpäterer Zeit in Folge eines Streites unter zwei ehrgeizigen Häuptlingen getrennt: ein Theil derſelben mußte vom Saſkatchewan weiter nach Süden wandern (Schoolcr. V, 685). Die Schoſchonen, welche früher die Quellen des Miſſouri beſaßen, ſind durch die Schwarzfüße und Aſſineboins, die durch Händler der Hudſonsbai-Compagnie in Beſitz von Feuerwaffen gelangten, ſtark bedrängt, in's Felſengebirge und über daſſelbe hinausgetrieben worden (Morse 35 note). Daß die Schwarzfüße zu den Algonkins gehören, hat Gallatin (a. a. O.) beſtimmt ausgeſprochen, obwohl er es früher bezweifelte, und Buſchmann hat es beſtätigt (a. a. O. 664), mit dem Zuſatz daß das Satſika einen dem Algonkin völlig fremden Beſtandtheil in ſich aufgenommen habe. Auch von den Arrapahoes oder Arpahoes hat letzterer dieß ermittelt (667), während Gallatin und Hale es zweifelhaft gelaſſen hatten. Sie heißen

auch Atſina, Fall, Rapid oder Paunch Indians, Gros Ventres des prairies, Minetaries of the prairie, doch führen ſie den letzteren Namen mit Unrecht. Sie ſelbſt nennen ſich Ahni-Ninn und ſind von den eigentlichen Minetares am Miſſouri, die ebenfalls Gros Ventres genannt werden, völlig verſchieden (Prinz Max. c. I, 530 ff.). Im Bunde mit den Schwarzfüßen, zu dem ſie (nach Schoolcr. VI, 699) erſt ſeit etwa 40 Jahren zählen ſollen, dehnten ſie ihre Streifereien vom Saſkatchewan, deſſen Südarm ihr Hauptſitz war, bis zum Yellowſtone aus, und ein Zweig derſelben, die Arpahoes, iſt in neuerer Zeit bis zum Platte-Fluß und Arkanſas nach Süden gewandert (Gallatin). Morse (App. 253) giebt ſie zwiſchen den Quellgebieten des Kanzas und des R. del Norte an. Das fünfte zu dem Bunde der Schwarzfüße gehörige Volk, die Sarſi oder Suſee iſt jenen urſprünglich fremd und wurde ſchon früher von uns als ein Glied der Athapaskenfamilie erwähnt. Endlich ſind hier noch die Schiennes oder Chayennes zu nennen, nach W. Irving (170) die früheren Schaways. Sich ſelbſt geben ſie den Namen Istayú (Prinz Max.) und lebten früher an dem oberen Zweige des Red R. der zum Winnipeg See geht und den Namen dieſes Volkes führt. Später durch die Sioux verdrängt, zogen ſie ſich an den Schienne-Fluß unter 44° zurück, ein anderer Theil von ihnen ging noch ſüdlicher und lebt unter 38½°—39½° (Gallatin a. a. O. CXI, Buſchmann 608), zum Theil mit den Arpahoes verbunden (Morse App. 254).

## 3) Die Sioux-Völker.

Die vierte große Völkerfamilie des Gebietes der Vereinigten Staaten iſt die Familie der Sioux, im Oſten und Norden von Algonkins, im Weſten vom Felſengebirge begrenzt, im Süden bis zur Mündung des Arkanſas, weiter weſtlich aber nur bis zum Platte-Fluß ſich erſtreckend. Der franzöſiſche Name der ganzen Gruppe, hergenommen von dem Hauptvolke derſelben, iſt erſt in neuerer Zeit der einheimiſchen und eigentlichen Benennung Dakota „die ſieben Rathsfeuer" — es ſind 7 verbündete Hauptvölker — gewichen. Ganz grundlos ſcheint was man auch von den Pawnies und Riccaras behauptet hat, daß ſie aus Mexico ausgewandert ſeien zur Zeit der ſpaniſchen Eroberung (Beltrami I, 284), obgleich ſogar eine eigene Sage dieſer Art z. B.

den Winebagoes zugeſchrieben wird (Pike I, 209). Um 1665 lebten die Dakota bereits im Quellgebiete des Miſſiſſippi, bekriegten die weſtlichen Algonkinvölker, namentlich ſtromabwärts gehend die Illinois (Brasseur I, 123) und ſcheinen daher eher von Norden gegen Süden und Südweſten (Warren 17) als in umgekehrter Richtung vorgedrungen zu ſein, wie auch Riggs (XV f.) bemerkt der den Bogen des St. Peters R., Lac qui parle und den Oſten des Miſſiſſippi als ihre ältere Heimath bezeichnet. Schon der Name einer ihrer Stämme zeigt daß ſie in früherer Zeit im Beſitze des Spirit Lake weſtlich vom Oberen See geweſen ſind; ja es iſt nicht unwahrſcheinlich daß ſie vor dem Eindringen der Europäer bis an den Oberen See und an das Weſtufer des Michigan reichten, denn die Sauks und Füchſe ſind offenbar, die Menominies wahrſcheinlich erſt ſpätere Eindringlinge von Oſten und Norden her.

Die Dakota (Dahcotah) reichen vom Miſſiſſippi bis zu den Black Hills im Weſten und von der Mündung des Gr. Sioux R. und den Gabeln des Platte-Fluſſes bis zum Devil's Lake im Norden. Dieß gilt jedoch nur für die neuere Zeit. Um 1820 wird von Keating (I, 377) ihre Grenze auf folgende Weiſe angegeben: von Prairie du Chien an der Mündung des Wisconſin läuft ſie in einer krummen Linie nordöſtlich zum erſten Zweige des Chippewa R., dann nordweſtlich zum Spirit Lake, von da weſtlich zum Rivière de Corbeau und dem Ottertail Lake, weiter weſtlich zum Red R. und dieſen hinab bis Pembina, nach Südweſten zur Oſtſeite des Miſſouri in der Nähe der Mandandörfer, am Fluſſe hinab (vielleicht ſelbſt über ihn hinüber) wahrſcheinlich bis zum Soldier's R. und nordöſtlich nach Pairie du Chien zurück. Ihre ſieben Stämme geben Riggs und Warren im Weſentlichen übereinſtimmend mit Keating I, 394 ff. (Vgl. auch Prinz Max. c, I, 338, 359, 440) auf folgende Weiſe an*: Mde-wakan-tonwans, das Dorf oder Volk des Geiſterſee's; Wahpekutes, die Blattſchützen (welche Blätter für Wild anſehen — Keating); Wahpe-tonwans, das Volk in den Blättern; Sisi-tonwans, Siſſetons, das Volk des Sumpfes; Janktonwans, Janktons, das Volk am Ende, auch das erſte Volk genannt, Janktonwannas, eigentlich nur eine Abtheilung der vorigen, häufig aber als beſonderes Volk gezählt (woraus ſich erklärt

* Meiſt andere Namen giebt die Eintheilung der Sioux aus dem Anfange des 18. Jahrh. im Journal historique p. 69.

daß Ph. Prescott nur 6 Siouxvölker finden konnte — Schoolcr. II, 169 wenn nicht etwa die Winebagoes in alter Zeit das ſiebente waren); Titonwans Tetons, das Volk der Prärie, im Weſten des Miſſouri mit Schiennes und Ricaries, mit Pawnies und Oſagen ſich miſchend (Keating I, 443); ſie ſollen ſich wieder in 7 Abtheilungen verzweigen und an Zahl den übrigen Dakotas zuſammengenommen überlegen ſein. Die vier erſten Völker werden von den übrigen Isanties genannt und leben ſämmtlich im Oſten des Miſſouri, die Janktonwans an der Mündung des Großen Sioux Fluſſes, von da bis zum James Fluß und auf dem gegenüberliegenden weſtlichen Ufer des Miſſouri, die Janktonwannas zwiſchen dem James Fluß und Miſſouri und nördlich bis zum Devil's Lake, die Titonwans von den Gabeln des Platte bis zum Yellowſtone und in den Black Hills (Warren 15, S. auch deſſen Karte). Bei den älteren Reiſenden führen die Sioux insgemein auch den Namen Naudoweſſies, eine Verſtümmelung ihres Ojibway-Namens Nadóesi (Pr. Max. c, I, 338). Daß Carver unter dem Namen der Nadoweſſier die Sioux mit den Sauk verwechſelt habe, wie Keating (I, 337) angiebt, iſt unrichtig, da er die Aſſineboin ausdrücklich als zu den Nadoweſſiern gehörig bezeichnet. Die Aſſineboin oder Stein-Indianer (Stone Indians) — jenen Namen geben ihnen die Ojibways, bei denen die Dakota Boines heißen ſollen — von ihren Stammgenoſſen Hohe oder Hoha genannt, ſind von den Janktonwannas entſprungen, nach der gewöhnlichen Sage in Folge eines allgemeinen Streites der durch die Verführung eines angeſehenen Weibes veranlaßt wurde; ihre Abtrennung vom Hauptſtamme muß indeſſen ſchon alt ſein, da Hennepin und Charlevoix ihrer ſchon erwähnen (Keating I, 405 f.). Seit dieſer Zeit ſcheinen ſie öfters glückliche Kriege gegen die Dakota geführt und dieſe zurückgedrängt zu haben, namentlich mit Hülfe der Kniſtino (Brasseur II, 248), indeſſen haben ſie ihren Platz nur wenig verändert, da La Potherie (I, 174) die Assiniboëls oder „Leute vom Felſen" 250 lieues von Fort Nelſon nach Südweſten ſetzt — Nordweſten iſt wohl Schreibfehler —, neuerdings aber ihr Gebiet zwiſchen dem Aſſiniboin Fluß und Miſſouri angegeben wird, von 50 miles im Weſten des Red R. bis zu den Quellen des Qu'appelle R. und von da bis zu den Red deer Hills am Saſkatchewan (Buſchmann Monatsb. 1858 p. 470 Anm. nach Howse). Da ſie nach de Smet (100) auch an den Quellen des letztgenannten

Fluſſes im Felſengebirge zu finden und überhaupt unruhige Wanderer ſind, wäre es nicht unmöglich, daß ſie auch nach Oregon vorgedrungen wären, wo in der Gegend von Fort Okanagan ſtromaufwärts am Norduſer des Columbia ein kleiner Stamm der Sinapoils erwähnt wird (Cox II, 127).

Den Dakota ſchließen ſich zunächſt an die Winebagoes oder Winipegs, wie ſie mit ihrem Algonkin-Namen (Schoolcr. V, 41), Oshungulap, nach anderen Angaben Ochungaraw oder Hochuagorah, wie ſie mit ihrem eigenen Namen heißen (Morse 21); von den Franzoſen wurden ſie Puants genannt. Sie haben nach ihrer früheſten Erinnerung am Weſtufer des Michigan See's nördlich von Green Bay (Baye des Puants) geſeſſen, wo ſie ſich vom großen Geiſte geſchaffen glauben (Fletcher bei Schoolcr. IV, 227). Dort giebt ſie La Potherie (II, 68) an; Morse (App. 59) bezeichnet für ſpätere Zeit das Land zwiſchen den Flüſſen Wisconſin und Illinois, am Rock R. und von da bis an den Winebagoe-See als ihr Gebiet. Sie ſollen der Stamm ſein von dem die Miſſouri, Jowa, Otoe und Omaha entſprungen ſind (Fletcher a. a. O.). Zwar darf dies, wie wir oben gezeigt haben, nicht daraus gefolgert werden daß ſie dieſen als ihre „ältern Brüder" gelten, aber es wird wahrſcheinlich durch die bei ihnen beſtehende Sage daß die drei erſteren urſprünglich mit den Winebagoes ein Volk waren (Prinz Max. c, I, 645) und ſicher iſt wenigſtens die nahe Verwandtſchaft dieſer Völker (Gallatin). Das Jowa, Otoe und Miſſouri laſſen ſich als nur ein Dialekt derſelben Sprache, Omaha und Ponka als ein zweiter betrachten, dem wieder das Konza, Oſage und Quapaw ſehr nahe ſteht (Prinz Max. c, I, 271, Say bei James I, 342, Schoolcr. IV, 405). Nach Pike (I, 209) wären die Otoes mit den Winebagoes ſprachlich identiſch. Die Otoes, welche ſich ſelbſt Wahtohtana (Otatatoe, Möllhauſen 155) nennen, lebten mit den Miſſouris bevor dieſe durch die Sauks und Füchſe beſiegt und zerſtreut wurden (James I, 341) zuſammen am Platte-Fluß 40 miles oberhalb deſſen Mündung und beſitzen eine Sage daß ihre Vorväter über „das große Waſſer" gekommen ſeien (Morse Append. 249 ff.), was man am einfachſten auf die großen Seen beziehen würde (Long bei James II, 364), wenn es nicht etwa auf einem Mißverſtändniß beruht, da von den verwandten Arkanſas und Quapas erzählt wird, daß ſie urſprünglich aus dem Waſſer heraufgekom-

men zu ſein glauben (Nuttall 82). Indeſſen ſind alle vier Völker (Otoe, Miſſouri, Jowa, Omaha) höchſt wahrſcheinlich von Norden nach Süden vorgerückt, da man weiß daß ſie noch im 18. Jahrhundert ſich in dieſer Richtung bewegten (Say bei James I, 338). Die Jowa (ſpr. Eiowä) giebt La Potherie (II, 182), der ſie Ayoes ſchreibt, weit jenſeits des Miſſiſſippi unter 43° n. B. an. Die Omaha oder Mahä, nach Pike (II, 260) faſt ganz aufgerieben durch die Blattern, leben am Elkhorn R. 80 miles WNW. von Council Bluffs (Morse a. a. O.); die Ponka an der Mündung des Quiccoane d. i. L'eau qui court, 150 miles oberhalb des genannten Ortes am Miſſouri (Parker 43).

Als ſüdlichere Völker ſchließen ſich den eben genannten zunächſt die Ofagen an mit den Kanzas und die Quappas mit den Arkanſas. Die Angabe Pike's (II, 286) daß die Kanſès den Ofagen ſprachlich ſehr nahe ſtehen, hat Gallatin beſtätigt, und ſeine Vermuthung (II, 258) daß dieſe Völker aus dem Nordweſten ſtammen, erhält eine weitere Stütze dutch Nuttall (82), der erzählt daß die Arkanſas oder Quapaws und die Ozarks den Miſſiſſippi heruntergekommen ſeien und ſich am Miſſouri getheilt hätten: der eine Theil, wahrſcheinlich die ſpäteren Kanzas und Ofagen, ſei dann den letzteren Fluß hinauf, der andere den erſteren hinabgegangen. Die Ofagen nennen ſich ſelbſt Wasaji, Wassagé, Wossoshe, und theilen ſich in die großen, die kleinen Ofagen und die Ofagen am Arkanſas (M'Coy 358 f., Hunter 18, 211). Mit den Kanzas, eigentlich Konsès, haben ſie ſich vielfach gemiſcht und gleichen ihnen ſehr (Say bei James I, 126). Letztere lebten früher oberhalb der Mündung des Kanſas am rechten Ufer des Miſſouri, haben ſich aber in neuerer Zeit an jenem Fluß ſelbſt 2 — 300 miles nach Weſten zurückgezogen (Hunter 211). Noch weiter ſüdlich am Miſſiſſippi herab fand La Salle unter 34° n. B. die Cappa, die Kapahas de Soto's, dann die Akancéas (Quappas und Arkanſas, Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 266 ff.), welche dieſelbe Sprache redeten (die Namen ihrer Abtheilungen geben die Lettres édif. I, 754) und jetzt in ſchwachen Reſten zwiſchen dem unteren Arkanſas und Waſchita ſich finden (Morse App. 287).

Den weſtlichſten Zweig der Sioux-familie bilden die eigentlichen Menitaries (Minetares) d. i. die über das Waſſer Gekommenen, Grosventres, Biddahátsi-Awatiss mit ihrem eigenen Namen (Prinz

Max. c, II, 211) östlich vom kleinen Missouri, aber westlich von Fort Mandan. Sie stehen sprachlich den Krähen, Crows, Upsárokas zunächst, die noch weiter aufwärts am Missouri, namentlich zwischen dem kleinen Missouri und den südöstlichen Zweigen des Yellowstone leben. Beide waren früher ein Volk. Gallatin hat beide nebst den östlicheren Mandans den Sioux angeschlossen, obwohl er später dieß wieder bezweifelt (Transactt. Am. Ethnol. Soc. II p. C.), Buschmann (1854 p. 668) scheint es zu bestätigen, wogegen Prinz Max. (c, II, 464) die letzteren zwar zu den Sioux zu zählen geneigt ist, die Minetares aber, was Gallatin nicht zugiebt, für ein Volk hält das den Mandans ursprünglich fremd sei. Die Mandans wollen von den östlichen Völkern in der Nähe der Seeküste herstammen (ebend. 104); sie selbst nennen sich Númangkake „Menschen." Daß sie an den Blattern ausgestorben seien, ist ein Irrthum, es gab 1852 deren noch 385 (Schooler. VI, 486).

## 4) Die Pawnies.

Die südwestlichen Nachbarn der Siouxvölker am Platte und Kansas sind die ihnen stammfremden **Pawnies** oder Panies. Sie theilen sich in die Großen Pawnies, Pawnie Loups und Pawnie Republics. Zu demselben Stamme gehören die Riccaras oder Ricaries, eigentlich Aricarra (Hunter 87), welche früher an der Mündung des Schienne-Flusses lebten (Prinz Max. c, I, 373), dann unter 46½° am Missouri südlich von den Mandans. Sie selbst nennen sich Sähnisch „Menschen" (Pr. Max. c, I, 381). Nächst diesen schließen sich den Pawnies die Wacoes (spr. Huecos) an, welchen unrichtig von Schoolcraft (V, 712) dieselbe Sprache mit den Witchitas und Yowoconees und — was wohl den Ursprung des Irrthums erklärt —, ein gemeinsamer Wohnsitz am Rush Creek, einem Zufluß des N. Washita der zum Red R. von Texas geht, zugeschrieben wird. Wacos werden am oberen Brazos und von diesem bis zum Colorado angegeben (Kennedy I, 348), am Brazos 24 miles oberhalb seiner Mündung und am obersten Theil des Red R. (Morse App. 373 vgl. Buschmann 1854 p. 440 f.). Sie sind den Keechi und Witchita genau sprachverwandt, wie auch diese beiden untereinander, während zugleich das Witchita dem Pawnie sehr fern steht und nur einige geringfügige Wortähnlich-

leiten mit ihm hat* (ebend. 453, 449). Die Witchitas werden theils in Texas am Colorado und an der Nord- und Oſtſeite des Brazos, theils im Indian Territory, theils in Louiſiana angeführt (ebend. 442). Tonti (1690) bezeichnet die Waſchita als zu den Nachitoches gehörig (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 334). Ihr Gebiet ſcheint durch den Waſchita-Fluß im nördlichen Louiſiana angedeutet zu ſein.

## 5) Iſolirte Völker des Südweſtens.

Im Süden der Pawnies und Sioux zwiſchen dem Felſengebirge und dem Miſſiſſippi finden ſich faſt lauter einzelne Völker welche ſprachlich ganz iſolirt ſtehen und ſich nicht familienweiſe zuſammengruppiren laſſen. Die meiſten derſelben ſind nur noch in kleinen Reſten vorhanden. Dieß gilt zunächſt von den Kioway oder Kyaway im Quellgebiet des Platte (Pike II, 94, nach Gregg öſtlich von Santa Fé), deren Sprache weder mit dem Utah oder Comanche, wie man behauptet hat, noch mit irgend einer anderen bekannten Sprache verwandt iſt (Buſchmann a. a. O. 433). Ferner die Paduca welche in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am oberen Kanſas mächtig waren, jetzt aber verſchwunden ſcheinen. Nach Pike (II, 287) würden die Cumanchen von den Pawnie Paduca genannt, Lewis und Clarke unterſcheiden ſie jedoch von dieſen und betrachten ſie als den urſprünglichen Stamm der Kioway, die nach ihrer Angabe am oberſten Theile des Red R. und im Felſengebirge leben und bis an den oberen Arkanſas ſchweifen. Noch einige andere Völker dieſer Gegenden hat Morse (App. 253 u. 366) namhaft gemacht.

Die Völker von Texas, von denen ein großer Theil untergegangen iſt, finden ſich nebſt ihren Sitzen vollſtändig verzeichnet bei Buſchmann a. a. O. 417 ff. (vgl. Morse App. 373). Das herrſchende Volk zur Zeit der Ankunft der Franzoſen (1717) waren am Red R. bis zu deſſen Quellen hin die Caddo oder Cadodaquious, zu denen auch die Tejas gehörten nach welchen das Land benannt iſt. Sie hatten ihren Hauptſitz gegen 300 miles von der Mündung des Fluſſes und wurden

* Dergleichen höchſtauffallende ſprachliche Verhältniſſe kommen, wie Buſchmann wiederholt hervorhebt, in Amerika öfters vor, daß Sprachen die erweislich zu demſelben Stamme gehören, doch in ihrem Wortſchatze unter ſich völlig verſchieden ſind, und es iſt ſogar etwas Gewöhnliches daß verwandte Sprachen in dieſer Hinſicht weit auseinandergehen.

aus dem Quellgebiete desſelben von den Oſagen, Towcaſch und Cumanchen verdrängt. Alle Nachbarvölker außer den Choktaw waren ihnen untergeben. In neuerer Zeit wohnten ſie an Lake Ceodo 90 miles nordweſtlich von Nachitoches und am Neches, und wanderten bis zum Brazos, wo ſie unterhalb Fort Belknap ſich finden (Buſchmann 427, Morse App. 257, 373, Journal historique 179 ff., Schoolcraft V, 682, 712). Ihre Sprache iſt allen andern fremdartig. Die Towiaches oder Toweaſhes, auch Pawnee Picts genannt, doch von den eigentlichen Pawnies ganz verſchieden, am Red R. und von dieſem nach Norden gegen die Südgabel des Canadian hin, werden von Einigen den Towacanies, Tawakenoes oder Tahuacanos gleichgeſetzt (Buſchmann 439), welche Kennedy (I, 348) am Colorado oberhalb der Fälle angiebt. Die Tonkaways, Toncahuas oder Tancards ſchweifen am Red R. umher, nach Anderen am Trinidad, Brazos, Colorado und gegen Santa Fé hin (Buſchm. 438). Die Carancahuas ſollen früher die ganze Küſte von Texas inne gehabt haben, hauptſächlich um La Baca und Matagorda B., ſind aber jetzt größtentheils durch die Cumanchen vertilgt und bis auf umherziehende Banden zuſammengeſchmolzen (ebend. 428, Kennedy, Maillard).

Die Apachen und Lipans im weſtlichen Texas ſind ſchon oben beſprochen worden, die Cumanchen aber, in neuerer Zeit die Hauptmacht im ſüdweſtlichen Theile des Landes, werden wir an einer anderen Stelle zu behandeln haben, da ſie Buſchmann als ein Glied ſeiner ſonoriſchen Sprachfamilie nachgewieſen hat.

An dem Miſſiſſippi lebten im 17. Jahrhundert unterhalb der Arkanſas die Taenſas, 8 Tagereiſen nach Weſten von ihnen entfernt, am Red R. 36 lieues in gerader Richtung von deſſen Mündung und weiter nordweſtlich von da (Journal hist. 179 ff.), die Nachitoches, und etwas weiter hinab am Miſſiſſippi, doch noch oberhalb der Mündung des Red R. die Natchez (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 269, 277, 334). Wie die erſteren ſind auch die Corra, Quiniquiſſa und andere Völker jener Zeit verſchwunden. Als die franzöſiſche Koloniſirung dieſer Gegenden begann, fanden ſich am unteren Miſſiſſippi die Sitimachas oder Chetimaches die wie ihre Nachbarn, die Attacapas, wie die Caddoes und Adayes oder Adaizes, alle in Rückſicht ihrer Sprache ganz iſolirt ſtehen und ſich nur in kleinen Reſten erhalten haben. Die erſteren an dem See ihres Namens, waren ſchon um 1750 faſt ganz zu Grunde

gegangen (Lettres édif. I, 752, Bossu I, 29, Gallatin, Transactt. Am. Ethnol. Soc. II, p. CVI). Stromaufwärts werden dann die Dumas 25 lieues von N. Orleans genannt und weiterhin auf dem linken Ufer oberhalb Point Coupee die Tonicas oder Tunicas, die zu den Mobiliern gehörten und von den Chickasaw aufgerieben wurden (Bossu I, 39 f., Buschmann a. a. O. 440). Eine andere Angabe setzt die letzteren (1699) an den Fluß Yason (Yazoo?), von wo sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts an den Mississippi zogen und sich oberhalb der Mündung des Red R. niederließen (Journal hist. 16, 124). Sie scheinen den Natchez deren Sitz Adair 200 miles westlich von den Choktaws angiebt nahe gestanden zu haben; 40 lieues weiter aufwärts von diesen wohnten die Yatou oder Yazoo am gleichnamigen Flusse mit drei verschiedenen Sprachen (Lettres édif. I, 754). Bei weitem das mächtigste Volk am unteren Mississippi waren die Natchez: Bossu (I, 37) läßt ihre Herrschaft von 50 bis zu 460 lieues von der Küste sich erstrecken, auch nach du Pratz (II, 223) soll sie in früherer Zeit bis zum Ohio gereicht haben und ihre beiden Hauptzweige sollen die Taensas und Chetimaches gewesen sein. Die Namensähnlichkeit der letzteren mit den Chichimeken von Mexico hat M'Culloh (177 note) zu einer Vergleichung derselben mit diesen veranlaßt, die, wie er glaubt, viele übereinstimmende Punkte liefert. Sie besitzen die Sage einer Einwanderung über das Meer, sogar einer zweimaligen, und sie soll sehr bestimmt lauten (Lettres éd. I, 754, Nuttall 268), eine genauere Betrachtung derselben lehrt jedoch, daß sie von du Pratz (III, 62) zwar nicht erfunden, aber sehr stark ausgeschmückt worden ist. Neuerdings hat Maillard seine Vorgänger bei Seite setzend, von einem großen Natchezreiche gefabelt das sich vom Mississippi bis zum R. Grande und vom Golfe von Mexico bis zum Osage-Fluß ausgedehnt habe. Es wird sich später Gelegenheit bieten diese Dimensionen auf ihr richtiges Maaß zurückzuführen. Wir bemerken hier nur daß die verbreitete Annahme einer Einwanderung von Mexico her in Rücksicht der Natchez wie in Rücksicht der meisten Indianer von Texas, bei denen Montezuma-Sagen allerdings sich häufig finden, bis jetzt weder einen sprachlichen noch einen anderen wissenschaftlichen Grund für sich hat.*

* Nächst der erwähnten Sage von der Einwanderung über das Meer läßt sich nur noch der Name des Ortes Tula, den de Soto's Heer im Osten des Mississippi berührte als eine bestimmtere Hinweisung auf Mexico ansehen, das

Nach dem allgemeinen Ueberfall den die Natchez 1729 gegen die Franzoſen ausführten, wurden ſie von dieſen bekriegt, zum Theil auf die weſtindiſchen Inſeln gebracht zum Theil von den Chickaſaw aufgenommen oder zerſtreut (Adair 353).

## 6) Die Völker des Südoſtens.

Für die Länder im Oſten des unteren Miſſiſſippi iſt ethnographiſch der Zug de Soto's (1539—43) vorzüglich wichtig. Mit Benutzung der Arbeiten M'Culloh's und Monette's hat Rye ihn neuerdings am beſten behandelt (works issued by the Hakluyt Soc. Vol. IX). Die Landung geſchah in der Gegend von Espiritu Santo Bay, die man meiſt — auch Rye thut dies — für Tampa Bay in Florida hält. Allerdings hat in ſpäterer Zeit letztere dieſen Namen geführt, früherhin aber war die Oertlichkeit welcher jener Name zugehört, ſehr unbeſtimmt, wie man z. B. auf der Karte bei de Laet ſieht, wo der Name in der Gegend von Mobile erſcheint und zugleich ein Fluß Espiritu Santo viel weiter öſtlich, etwa in der Länge von Appalachee Bay angegeben wird. Von ſeiner Mündung iſt nach de Laet's Darſtellung de Soto ausgegangen: es ſcheint nur der Suwanee oder Chattohochee ſein zu können. Dieſe Auffaſſung der Sache wird daraus wahrſcheinlich, daß ein größerer Fluß in die Espiritu Santo Bay de Soto's

viele Schriftſteller ſo gern zum Vaterlande aller dieſer Völker machen möchten. Allerdings kann jener Name die Vermuthung erregen daß vielleicht Tolteken in alter Zeit in dieſe Gegenden gekommen ſeien, wie es anderſeits nicht unwahrſcheinlich iſt daß nach der Eroberung Mexico's durch die Spanier mexicaniſche Völker nach Texas hin auszuweichen geſucht und Montezuma-Sagen dahin mitgebracht haben mögen. Wenn aber ſo ſchwache Anhaltspunkte für Morton (160) hinreichend waren um die Natchez für Tolteken zu erklären, zumal da Garcilasso von einer merkwürdigen künſtlichen Verunſtaltung des Kopfes erzähle, welche zu de Soto's Zeit dort gefunden wurde, wie ſie bei den Natchez gebräuchlich war, ſo bedarf es im Grunde nur der Gegenbemerkung daß dieſelbe Sitte auch bei den Choctaws und anderen Völkern dieſer Gegenden herrſchte, um die Schwäche des Beweiſes erkennen zu laſſen, wozu noch kommt daß es von den Tolteken völlig unerwieſen iſt daß auch ſie dem Kopfe eine künſtliche Form gaben. Die Bilder auf welche ſich Morton (145) beruft, laſſen bei der großen Uebertreibung der Naſe und bei ihrer großen Unvollkommenheit überhaupt offenbar keinen Schluß dieſer Art zu. Daß Schoolcraft (VI, 32) es nachſpricht, die Natchez ſeien „offenbar Tolteken" kann nicht wundern, und iſt nur eines der vielen Zeichen ſeiner Leichtfertigkeit. In der Redaction ſeines großen Werkes geht ſie ſoweit daß er denſelben Bericht von Wort zu Wort wiederholt hat (IV, 642 ff., VI, 648 ff.). Seine Nachläſſigkeit in der Veröffentlichung von Worttafeln hat ſchon Buſchmann (1854 p. 539) gerügt.

wirklich mündete, denn er wird öfters in den Berichten über dieſen Zug erwähnt, und daß dieſer Fluß von Norden herkommen mußte, weil de Soto zuerſt nach NO. und NNO. ſich wendete und eben dieſe Richtung dem Fluß von Espiritu Santo zuſchrieb (vgl. Herrera VI, 10, Coleccion de v. doc. p. 52), während beides auf Tampa Bay nicht paßt, von wo de Soto gegen NO. wieder an das Meer gelangt ſein würde. Die Ortsnamen liefern zur Beſtimmung von de Soto's Weg nur wenige Anhaltspunkte. Indeſſen erinnert Ochile, das gleich anfangs nach Ocali erwähnt wird, an die kleinen Flüſſe Ocilla und Uchee (ſpr. Oetſchi), deren erſterer in Appalachee Bay mündet, während der zweite, zugleich das Volk der Uchees bezeichnend, dem ſüdweſtlichen Georgia angehört. Von hier kam de Soto nach Apalache, 150 leguas von Esp. Santo Bay und 9 Tagereiſen von dem weſtlicher unweit der Küſte gelegenen Aute entfernt, wohin die Schiffe gebracht worden waren (Herrera VI, 11, VII, 1, 10, IV, 4, 5), was mit unſerer urſprünglichen Annahme über Esp. Santo ebenfalls wohl zuſammenſtimmt. Ueberdieß findet ſich noch jetzt ein Apallachee R. im nördlichen Theile von Georgia. Im Lande Apalache, wo de Soto tapferen Widerſtand erfuhr, wird ein Ort Calahuchi von Oviedo (XVII, 24) erwähnt, deſſen Name an den des Chatahochee Fluſſes erinnert, welcher bis in dieſe Gegend hinaufreicht. Weiter nach Norden kam de Soto nach Achalaque, Cofaqui und Cofachiqui, welches letztere von Rye mit Recht in die Gegend von Auguſta am Savannah geſetzt zu werden ſcheint; denn de Soto glaubte ſich dort in der Nähe des Fluſſes von S. Elena zu befinden in S. Carolina und es herrſchte dort ein Weib, wodurch die Lage des Orts inſofern beſtätigt wird, als dieß ein ſeltener Ausnahmefall iſt, den aber 1566 Juan Pardo 70 leguas von S. Elena ebenfalls fand (Coleccion p. 17, 51). Von hier nach Weſten ſich wendend kam de Soto nach Coza, ſüdlicher nach Tascalusa und Mavila, dann in nordweſtlicher Richtung ins Land Chicasa, nach Alibamo, Capahá (Quappa S. oben) und ſpäter über den Miſſiſſippi, jenſeits deſſen die Route unbeſtimmbar zu werden ſcheint. Der Coosa R. in Alabama und die Angabe Adair's (283) daß Coosah 180 miles von Mobile der größte Ort der Choktah ſei, laſſen über den erſten jener Namen keinen Zweifel, die folgenden ſind ebenfalls noch jetzt vorhandene geographiſche und ethnographiſche Benennungen, die zwar keine genaue Beſtimmung von de Soto's

Weg, aber doch eine gewisse Sicherheit über die Landschaften gewähren durch die er ging.

Die Eingeborenen des äußersten Südostens der Vereinigten Staaten sind die Choctaw-Muskoghee, wie sie Gallatin nach den beiden Hauptvölkern der späteren Zeit genannt hat, welche verwandte Sprachen reden. Man hat sie auch als Mobilier oder als Apalachen mit zwei schon bei de Soto vorkommenden Namen bezeichnet, obgleich man keine Sicherheit darüber hat daß diese letzteren zu derselben Völkerfamilie mit jenen gehörten. Die Choctaw (Choktah) und die Chikasaw (Chikkasah) welche mit geringen Abweichungen dieselbe Sprache reden, werden von den Spaniern, wie es scheint, richtiger Chactá und Chicachá geschrieben; das erstere Wort soll auf „chahta, groß, erhaben" zurückzuführen sein, auf den Namen eines berühmten Heerführers der alten Zeit (Kohl im Ausland 1859, p. 969). Als den ältern Stamm (senior tribe) beider Völker werden die Chokchoomah bezeichnet (Adair 314). Die Choctaw lebten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter 33—34° n. B., 200 miles nördlich von N. Orleans, 160 miles südlich von den Chickasaw und diese wieder in derselben Entfernung vom Mississippi meist im S. vom 35° n. B. (ebend. 282, 352). Letztere nahmen damals das Land zwischen dem Tennessee und Mississippi und nördlich von jenem als das ihrige in Anspruch und sollen in früherer Zeit am Savannah gesessen haben (Ramsey 80). Da die Chickasaw schon in den Berichten über de Soto's Zug, wie wir gesehen haben, an derselben Stelle erwähnt werden, können sie nicht wohl erst um diese Zeit, und noch weniger die weiter östlich wohnenden Muskogies, aus Mexico herübergekommen sein, wie S. Barton (XLV ff.) will, indem er sich hauptsächlich auf den schon oben als unhaltbar nachgewiesenen Grund stützt, daß die Muskogies von den Cherokees und die Choctaws wieder von den erstern als „jüngere Brüder" angeredet würden; auch daß der größere Theil der Chickasaws, wie er angiebt, noch weit im Westen wohnen solle, haben neuere Untersuchungen nicht bestätigt. Bei den Choctaw soll es indessen eine Sage geben daß sie weit vom Westen her, von jenseits des Felsengebirges in ihre späteren Sitze eingewandert seien (Möllhausen 23).

Die Muskogies oder Creeks, wie sie nach dem Wasserreichthum ihres Landes auch genannt werden, besaßen in älterer Zeit das Gebiet von Tombigbee bis zum Meere und von 34° n. B. bis nach Florida

hinab, und die Karte vom J. 1764 bei Schoolcraft V zeigt sie noch fast ungeschmälert in dessen Besitz. Nach Bartram (56, 443, 354) wären sie, wie die Cherokees, ihrer Sage nach erst zur Zeit der Gründung von Charleston durch die Engländer aus den südwestlichen Gegenden jenseits des Mississippi dorthin eingewandert — auch Adair 194 f. kennt eine solche Sage — dieß ist jedoch schon wegen der geographischen Lage des Landes unwahrscheinlich, daß sie, wenn von Westen gekommen, schon seit längerer Zeit inne haben müßten, als die Choctaw und Chikasaw das ihrige. Nach einer anderen Richtung weist die Sage hin welche Swan 1791 bei ihnen fand (Schooler. V, 259 f.): vor langer Zeit als die Apalachen noch das Land inne hatten — woraus jedoch keine Stammverschiedenheit*) dieser von den Creeks folgt — kamen aus dem Nordwesten nomadische Jäger, die man „Wanderer, Verirrte", Seminolies nannte. Im Kriege siegreich, wurden sie die Herren des Landes. Die Creeks, als deren ursprünglicher Stamm die Seminolen angesehen werden oder vielleicht nur selbst gelten wollen, richteten die Apalachen im J. 1719 gänzlich zu Grunde, (nach Fairbanks 121 wurden die Apalachen am Suwanee schon 1638 von ihren Nachbarn unterjocht), später wurden auch die Alabamas von den Seminolen überwunden, und letztere verschmolzen, sagt der Bericht etwas dunkel, mit dem Creeks zu einem Volke. Dagegen giebt Gallatin an daß die Creeks so wenig als die Choctaws die Sage von einer Einwanderung hätten, sondern aus einer Höhle am Alabamafluß zu stammen oder vom Himmel herabgefallen zu sein glaubten, während die Chikasaws allerdings von Westen hergekommen sein wollten. Die Creeks werden in die oberen und unteren Creeks unterschieden, jene sind nach Bartram die Muskogies oder „die Nation" d. i. der Bund der Creekvölker, diese sind die Seminolen (d. i. Separatisten, Rebellen, Flüchtlinge), welche demnach eine gewisse Sonderstellung zu jenen eingenommen zu haben scheinen. Sie haben von jeher die Politik verfolgt die Reste besiegter Völker sich einzuverleiben, daher gab es ein Dorf der Schawanoes und eines der Nachees (Natchez) bei ihnen (Adair 257), und dasselbe deuten viele der Orte an welche Swan 1791 bei ihnen fand: Coosas, Coosadas, Alabamas, Euchees (Uchees), Hitchatas, Palachucla (Apalachen), obwohl wir nicht wissen

* Daß eine solche nicht stattfand wird daraus wahrscheinlich daß die Hauptstadt der verbündeten Creekvölker Apalachucla hieß.

ob alle dieſe älteren Bewohner des Landes ihnen wirklich ſtammfremd waren. Nur von den Natchez und den Uchees im ſüdlichen Theile von Georgia — an der Quelle (?) des St. John, an der Gabel des St. Mary's R., an den Quellen des Caunouchee und des St. Tillis (Santilla? nach Filson 112) und im ſüdöſtlichſten Tenneſſee am Ausfluß des Hiwasee (nach Ramsey 81) — ſcheint es ſicher daß ſie nicht zur Familie der Creekvölker gehörten, ſondern ganz iſolirt ſtanden (Gallatin). Die früher erwähnten Tonicas, welche nach Buſchmann zu den Mobiliern gehörten, ſtanden indeſſen zu den Natchez, deren Nachbarn ſie waren, in dem Verhältniß, daß die letzteren das von ihnen unterhaltene ewige Feuer, wenn es ausginge, wieder bei jenen hätten anzünden müſſen (Lettres édif. I, 754), und wir dürfen demnach vermuthen daß die Natchez ſelbſt zu den Mobilern oder Creekvölkern in näheren verwandtſchaftlichen Beziehungen ſtanden. Die Namen der kleinen Völker welche zu den Mobiliern gerechnet wurden, finden ſich bei Olshauſen (I, 305), die Namen und ſpäteren Sitze der Seminolenſtämme von Florida bei Morse (App. 306, 364). Die Coo-ſadas (Coshattas, Cushattees) mit denen die Alabamas oder Alibamons faſt identiſch ſein ſollen (Buſchmann 1854, p. 430), werden ohne Zweifel mit Recht zu dieſer Völkerfamilie gezählt, da Coosah als Hauptort der Choctaws auch noch in ſpäterer Zeit galt. Ob ſie mit den in S. Carolina genannten Coosaw zuſammenhängen, läßt ſich ſchwerlich noch ermitteln. Gleich vielen anderen nördlicheren Stämmen die im Anfange des laufenden Jahrh. und beſonders ſeit 1822 und 1824 nach Weſten gewandert ſind, haben ſie ſich nach Texas gewendet wo ſie namentlich am Trinidad leben (Kennedy I, 349). Dort über die Nordhälfte des genannten Staates bis zum Red R. zerſtreut, finden ſich jetzt die traurigen Ueberreſte von Delawares, Cherokees, Choctaws, Creeks, Kickapus, Schawanoes und anderen Völkern (Morse App. 258, Maillard 238).

Den Creekvölkern benachbart doch ohne Sprachverwandtſchaft zu ihnen oder zu anderen amerikaniſchen Stämmen lebten die Cherokee oder Cheerâkee, von cheera „Feuer", 340 miles nordweſtlich von Charleſton. Der Holston R. im öſtlichſten Tenneſſee führte ihren Namen und ſie ſaßen wo Georgia, die beiden Carolina und Tenneſſee zuſammenſtoßen, in den Grenzgebieten dieſer vier Staaten (Adair 226, Ramsey 78, 81). Nach Schoolcraft V, 179 und 238, VI, 32)

wären ſie nächſt den Catawbas das Hauptvolk in S. Carolina gewe-ſen, obwohl ſich wenigſtens bei Lawson keine Beſtätigung dafür fin-det, und der Tenneſſee oder gar der Cumberland hätte den Namen Chero-kee-Fluß geführt. Im Vertrage von Fort Stanwix (1768) traten die Irokeſen, welche den Holſton als ihre Grenze gegen die Cherokees an-gaben — jedenfalls war er dieß erſt in Folge ihrer Eroberungen ge-worden — das Land im Norden und Oſten des Tenneſſee ab, auf wel-ches indeſſen die Cherokees und Chickaſaws Anſpruch zu haben behaup-teten (Ramsey 76), Filson p. 3 dagegen giebt an daß in dem ge-nannten Vertrage die Irokeſen das Land nördlich vom Kentucky R. und einige Jahre ſpäter die Cherokees das Gebiet im Süden jenes Fluſſes an die Weißen verkauften. Sie ſind nach Bartram von Weſten her, nach Pickett (Hist. of Alabama und daraus Schoolcr. II, 344) den Miſſiſſippi herunter in ihr Land eingezogen. Daß auch ihre Einwanderung in vorhiſtoriſche Zeit fällt, wird daraus wahrſchein-lich daß ſchon Cabeza de Vaca ihr Land durchzogen zu haben ſcheint: er kam auf ſeinem Zuge zu den Charrucos (Herrera VI, 1, 3).

Wenden wir uns endlich nach Weſten zu den beiden Carolina zu-rück, ſo ſind die Völker von Cap Hatteras bis zum Savannah ſprach-lich ganz unbekannt und nur von den Catawbas oder Katahbas im weſtlichen Theile beider Staaten weiß man daß ſie ihren Nachbarn, den Wookons welche auch mit den Tuſcaroras zuſammengrenzten (Lawson 231) verwandt waren, ſonſt aber iſolirt ſtanden (Galla-tin Transactt. Am. Eth. Soc. II, p. CV, vgl. oben.) Daß ſie um 1650 von Canada nach Süden vertrieben worden ſind (Schoolcraft III, 293) haben wir ſchon oben angegeben, und es ſtimmt damit ihre Sage welche von harten Kämpfen mit den Delawares in der Gegend des Potomac erzählt (Kercheval 47). Lawson (43) ſcheint ſie unter dem Namen Kadapau neben den Esaw und Sugeree zu nennen. Ihr Hauptſitz war der Fluß, der in S. und N. Carolina noch ihren Namen führt. Auch ſpäter wohnten ſie noch hier, ein anderer Theil unter 34° 49′ in N. Carolina (Morse 32). Adair (223 f.) giebt ſie unter 34° n. B. 200 miles von Charleſton an und fügt merkwür-dig genug hinzu daß zu den 400 Familien die 1743 von ihnen noch übrig waren und 20 verſchiedene Dialekte ſprachen, Nachee (ſo ſchreibt er die Natchez) und Coosa gehörten. Wahrſcheinlich auf dieſe Autori-tät hin ſieht man bei Schoolcraft VI, 179 die Westoes, Stonoes,

Coosaws, Sewees, Yamassees, Santees, Congarees und andere Völker — man fand deren 28 in S. Carolina bei dessen Entdeckung — zu den Catawbas gezählt. Die Sewees werden von Lawson (10) als ein früher zahlreiches Volk in S. Carolina angeführt, das aber durch Krankheiten stark zusammengeschmolzen sei. Die Santees oder Seretees lebten am gleichnamigen Fluß, die Congarees welche er als das dritte Volk anführt (16, 26) nicht weit von der Küste entfernt, und er bemerkt ausdrücklich daß alle diese Völker an Sprache Physiognomie und Charakter sehr verschieden seien (29). Weiterhin — wohl am Santee R. aufwärts — nennt er das größere Volk der Wateree-Chikanee, dann die Waxsaw oder Wisack, die auch unter den Eingeborenen von N. Carolina wieder vorkommen (32f., 183). Als vereinigt zu einem Volke seit 1700 giebt er die Sapona an dem Flusse dieses Namens (wahrscheinlich der Yadkin, den Lawson mit Cap Fear R. verwechselt zu haben scheint), die Totero und Keyauwees an, endlich am Haw R. die Sissipahau und östlich von dort die Shoccorie, Enoe und Adshusheer (46, 54, 56). Der Yamasees, deren Hauptort Macarisqui nach Fairbanks (125) freilich in der Nähe von S. Auguſtine (Florida) lag, während sie sonst gewöhnlich in S. Carolina in der Breite von S. Elena gesucht werden (Schoolcr. V, 32), thut Lawson gar keine Erwähnung. Vielleicht sind sie erst in Folge ihrer Kämpfe mit den Cherokees nach Süden geflüchtet. Von diesen wurden sie gänzlich aufgerieben, nicht incorporirt, wie dieß mit vielen anderen Völkern geschah, weil sie sich ihnen durchaus nicht unterwerfen wollten (Bartram 461 ff.).

## II. Physische Eigenthümlichkeiten.

Ein Nachklang der Ansichten de Pauw's und Robertson's von der angeborenen Schwäche der rothen Raçe hat sich bis in die neueste Zeit erhalten. Daß sie in Folge eines „gewissen allgemeinen Mangels ihrer Organisation die Keime frühen Unterganges in sich selbst trüge", war eine trotz ihrer Grundlosigkeit besonders in Nordamerika gern geglaubte und darum vielfach nachgesprochene Behauptung, obgleich Männer von großer Autorität, z. B. Morton, ihr entschieden entgegengetreten sind. Da wir sie anderwärts schon besprochen haben (I, 158), berühren wir sie hier nur im Vorübergehen.

Eine allgemeine Charakteriſtik der eingeborenen Amerikaner zu geben, würde an dieſer Stelle unſere nächſte Aufgabe ſein, aber obgleich man zugeſtehen muß daß ſie ſich von allen übrigen Völkern der Erde unterſcheiden und unter einander in weſentlichen Eigenthümlichkeiten übereinkommen, ſind doch zugleich die Differenzen ſo groß daß jene Aufgabe unlösbar ſcheint. Außer den durchgängigen Analogieen des Sprachbaues und einigen Aehnlichkeiten des Temperamentes und geiſtigen Lebens, betrifft das Gemeinſame, abgeſehen von untergeordneten Punkten, nur den Ausdruck des Geſichtes und deſſen Contouren, die Beſchaffenheit des Haares und (mit gewiſſen Beſchränkungen) die Hautfarbe. Dagegen läßt ſich nicht zugeben daß eine allgemeine typiſche Schädelform den Amerikanern eigen ſei, wie dieß ſonderbarer Weiſe gerade Morton behauptet hat (Cran. Am. 63, 260 vgl. Nott and Gliddon 324), obgleich er ſelbſt die große Verſchiedenheit der mexicaniſchen und peruaniſchen Schädel, die er toltekiſch nennt, von denen der culturloſen Völker durch Bild und Meſſung ſorgfältig dargethan hat. Eine Vergleichung der Maaße (bei Morton 257) läßt keinen Zweifel über die Unmöglichkeit einen gemeinſamen Typus anzunehmen. Später hat v. Tſchudi (II, 362, Müller's Archiv 1844, p. 98) in Peru allein drei weſentlich verſchiedene Typen nachgewieſen und Retzius (ebend. 1848, p. 280) führt als Dolichocephalen in Amerika nächſt den Eskimo, die Morton als eine völlig verſchiedene Raçe bezeichnet, eine Reihe von Algonkin- und Irokeſenvölkern nebſt den Guaranis und anderen ſüdamerikaniſchen Stämmen auf, wogegen er die Natchez, Creeks, Puelches, Araucaner u. a. als Brachycephalen angiebt. Daß demnach von keiner Einheit der amerikaniſchen Raçe in Rückſicht der Schädelform die Rede ſein könne, iſt unſtreitig, und ſelbſt hinſichtlich der Eingeborenen im Oſten des Felſengebirges, mit denen wir es hier allein zu thun haben, ſcheint eine ſolche Behauptung unhaltbar.

Der Schädel des Indianers — dieß ſtellt Morton Cran. Am. 65 und bei Schooler. II, 316 als typiſch hin — iſt entſchieden rund, ſein ſeitlicher Durchmeſſer groß, oft größer als der Längsdurchmeſſer, beſonders charakteriſtiſch für ihn iſt das abgeplattete Hinterhaupt*).

* Say (bei James I, 283) hat in dieſer Beziehung treffend darauf hingewieſen daß der Hinterkopf des Kindes meiſt längere Zeit die harte Lage auf einem Brete auszuhalten hat.

„Von hinten geſehen erſcheint deſſen Umriß mäßig nach auswärts gekrümmt, breit an ſeinen Hervorragungen und voll von dieſen bis zur Oeffnung des Gehörganges. Von den Scheitelhöckern zum Scheitel läuft eine Fläche von geringer Krümmung und koniſcher oder vielmehr keilförmiger Begrenzung.“ Die Stirn iſt niedrig und zurücklaufend, ſelten gewölbt, die Backenknochen vorſpringend und ſtark, doch nicht breit (gerundete, nicht winkelig nach auswärts ſtehende Wangen hat ſchon Blumenbach beſonders hervorgehoben), die Augenhöhlen groß und viereckig, die Naſenlöcher weit, der Unterkiefer maſſiv und ſtark entwickelt, die Zähne meiſt ſenkrecht geſtellt. Auch Nott and Gliddon (441) welche dieſer Charakteriſtik noch die Erhebung der Scheitelgegend hinzufügen, ſuchen jene Beſtimmungen feſtzuhalten, indem ſie zugleich bemerken, daß bei den Irokeſen der Kopf oft länger ausgezogen ſei wogegen die Cherokee und Choctaw die typiſche breitrunde Form deutlich zeigten. Dem letzteren Punkte widerſprechen Morton's Angaben und Meſſungen ebenſo beſtimmt als Retzius: jener nennt die Irokeſen und Cherokees, welche ſich beide durch volleren Hinterkopf vor den übrigen auszeichnen, dann die Mandans, Menitaries, Ariccaras, Aſſineboins, Otoes, Krähen, Schwarzfüße nebſt einigen Nachbarſtämmen, endlich mehrere Lenape-Stämme als Völker von mehr länglicher Kopfform, während er die Dakota als Rundköpfe bezeichnet, was um der langköpfigen Aſſineboin willen ſchwer zu glauben iſt. Retzius giebt als gentes dolichocephalae prognathae die im öſtlichen Theile von Amerika vorherrſchen (a. a. O. 1855, p. 503) an: die Irokeſen, Cayugas und Huronen, die Cherokee und Chickaſaw, die Chippeway, Ottogamie, Potowatomie, Lenni Lenape und Schwarzfüße; als brachycephalae prognathae welche in dem weſtlichen Theile von Amerika überwögen: die Natchez, Creek und Seminolen, welche letzteren trotz ihrer Verwandtſchaft zu den Choctaw eine weſentlich verſchiedene Schädelform beſitzen ſollen. Man kann darüber ſtreiten ob es ſtatthaft ſei Völker als rundköpfig zu bezeichnen, bei denen ſich der Längs- und Querdurchmeſſer des Schädels im Mittel zu einander verhalten = 70 : 55 (Morton 259), unzweifelhaft aber iſt nach Obigem daß die runde Form nicht als typiſch für den Indianer im Oſten des Felſengebirges gelten kann.

Die Eskimo trennt Morton (247) als entſchiedene Langköpfe von den Indianern; will man indeſſen die Mittelwerthe der dort ge-

gebenen Schädelmaaße mit denen für die Indianer vergleichen, ſo wird man die Unterſchiede unerheblich und jedenfalls viel zu gering finden um jene wegen ihrer Schädelgeſtalt von dieſen abzuſondern. Vergleicht man die einzelnen Schädel, ſo ergiebt ſich daß eine Menge von Indianer-Köpfen dieſelben Verhältniſſe des Längs- und Querdurchmeſſers zeigen wie die der Eskimo und daß bei mehreren die Längendimenſion ſogar noch ſtärker überwiegt. Die Maaße des Quichua und des zweiten Cherokee kommen denen des vierten Eskimo, die des zweiten Miami, des zweiten Mandan, des Riccara, und beſonders des dritten Atacama denen des zweiten Eskimo (bei Morton 247, 257 ff.) ſehr nahe und es läßt ſich zu den letzteren noch der Schädel von Circleville und der von Arica auf p. 259 als analog in den Hauptſachen hinzufügen. Eine vorurtheilsloſe Erwägung dieſer Umſtände ſcheint nicht geeignet die Erwartung zu erhöhen daß Schädelmeſſungen bedeutendere Aufſchlüſſe über ethnographiſche Verhältniſſe zu liefern im Stande ſeien.

Eine weitere Einſchränkung der oben als typiſch angegebenen Form macht ſich in Rückſicht der Stirn nöthig, welche im Ganzen ſich nicht ſo ſtark zurückweichend findet als gewöhnlich angenommen wird (vgl. auch Morton pl. 22 und 28, p. 167 und 177); es herrſcht in dieſer Beziehung große Verſchiedenheit, wie Prinz Maximilian (c, I, 233 f.) namentlich an einer ganzen Reihe von Mandanſchädeln zu beobachten Gelegenheit fand. Bei den Miſſouri-Indianern wird die zurücklaufende Stirn und das flache Hinterhaupt beſonders hervorgehoben (Say bei James I, 282). Der Geſichtswinkel, von Morton im Durchſchnitt zu 76° 13′ angegeben, ſchwankt meiſt zwiſchen 75° und 80° (vgl. Say bei James I, 283); auffallend ſpitzig iſt er bei den Krähen-Indianern, deren Geſicht dadurch ihrem Namen entſprechend das Anſehen eines Vogelkopfes erhält (Domenech im Ausland 1857, p. 946). Die mittlere Schädelcapacität beträgt bei den Irokeſen 88,5, bei den Algonkins und Apalachen 83,75, bei den Dakota 85, bei den Völkern von Oregon nur 80,75 Cubikzoll (Philipps bei Schoolcr. II, 331), auffallend gering iſt ſie bei den höchſt begabten Cherokee, nämlich nur 79 Cubikzoll (Morton 173).

Die Augen ſind faſt allgemein zwiſchen ſchwarz und grau, unter gewöhnlichen Umſtänden indolent und von geringem Ausdruck, tiefliegend und oft durch ihre Kleinheit auffallend, was Catlin aus dem

mangelnden Schutz gegen das Sonnenlicht und dem Rauche im Wigwam zu erklären geneigt iſt. Die Augenlidſpalte ſteht horizontal; die Mongolenähnlichkeit der Augenſtellung und der Phyſiognomie überhaupt welche Pike bei den Pawnie und Dakota zu bemerken glaubte, hat Prinz Maximilian (c, I, 235) nicht beſtätigt gefunden. Ob die grauen Augen der Eingeborenen um Cap Hatteras mit Lawson (62) von der Miſchung mit Europäern abzuleiten ſind, ſteht dahin. Die Naſe tritt meiſt ſtark hervor, iſt oft etwas gebogen, ſeltener eine ordentliche Adlernaſe, noch ſeltener platt oder zuſammengedrückt, der Mund von bedeutender Größe, die Lippen oft etwas dick. Eine Ausnahme von der Regel machten die Powhattans in Virginien: ſie hatten breite, platte, an der Spitze dicke Naſen und große dicke Lippen (Strachey 64). Breit offenſtehende Naſenlöcher kommen bisweilen vor, gelten aber für häßlich (Say bei James I, 284). Der Unterkiefer iſt ſtark entwickelt und tritt meiſt etwas hervor, doch zeigt er nicht leicht den ſcharf vorſpringenden Winkel der beim Mongolen gewöhnlich iſt. Die ſtarken Zähne haben breite Kronen, werden durch den Gebrauch abgenutzt, aber ſelten cariös. Das Kinn iſt wohlgebildet. Die Geſichtszüge ſind nicht leicht flach oder verſchwimmend, ſondern meiſt ſtark markirt. Namentlich an den Kioways fand Catlin ſchöne römiſche Kopfbildung*). Aehnliches wird häufig von Reiſenden verſichert. Black Hawk's Stirn (er war Pottowatomie) hat man mit der Walter Scott's verglichen. S. auch Bartlett I, 77. Die Mehrzahl der Prachtbilder in dem Werke von M'Kenney and Burns zeigt eine viel geringere Abweichung von den europäiſchen Zügen als man erwarten ſollte. Daſſelbe gilt von den Abbildungen der Navajos bei Simpsona, von denen wir auch ſonſt hören daß ſie zwar dunkelbraun von Farbe, doch ohne die vorſtehenden Backenknochen ſind welche ſonſt die Regel bilden (Davis 415); indeſſen finden ſich unter ihnen ſehr verſchiedene Geſtalten und Phyſiognomieen, was Möllhauſen (a, II, 232) wohl mit Recht als Folge ihrer vielfachen Miſchung mit geraubten Sklaven von fremder Nationalität betrachtet. Als vorzüglich häßlich und ohne allen männlichen Ausdruck, der ſonſt ſehr häufig iſt, werden die als gierig und bösartig verrufenen Arpahoes geſchildert (Parkman u. A.).

* Es iſt dieß wohl hauptſächlich von der Phyſiognomie zu verſtehen. Das abweichende Urtheil über ſie bei James (II, 180) erklärt ſich wohl aus dem Umſtande daß dieſer ſie mit Arpahoes und Schiennes gemiſcht fand.

Das Haar des Indianers, ſchlicht grob und ſchwarz, iſt nach Say (bei James I, 283) oval, nach Browne (bei Schooler. III, 367) kreisrund im Durchſchnitt und glanzlos, ergraut erſt in hohem Alter und fällt nicht leicht aus. Oft wird es ſehr lang, man ſah es bei Cherokee-Weibern bis auf die Mitte der Beine, ſelbſt bis auf die Erde reichen (Timberlake 51), bei den Krähen-Indianern wird es 5 bis 6' lang (Domenech), auch die Eingeborenen von Süd Carolina zeichneten ſich in dieſer Rückſicht aus (Herrera II, 10, 6). Manche Völker raſiren es bis auf die ſogen. Skalplocke, einen Büſchel der auf dem Scheitel allein ſtehen bleibt.

Ueber den Bart und die Hautfarbe der eingeborenen Amerikaner iſt viel geſchrieben und geſtritten worden. Der Irokeſenhäuptling Brant ſchrieb darüber an M'Causland 1783, alle Indianervölker die er kenne, hätten Bart, bei weitem die meiſten aber zögen ihn immer aus, würden jedoch ebenſo dicke Bärte haben als die Europäer, wenn ſie ſich raſiren wollten (Drake V, 92). Allerdings ſind ſie nicht vollkommen bartlos, und auch die ſonſtige Behaarung des Körpers fehlt nicht ganz, wie D'Orbigny (Bullet. soc. ethnol. 1846, 22 Mai) behauptet hat, der dem Amerikaner allgemein eine ganz weiche, von allen Unebenheiten freie Haut zuſchreibt; ſelbſt Catlin ſcheint zu weit zu gehen, wenn er behauptet daß nur etwa der zehnte Theil der Indianervölker Bart habe, aber dieſer und die Behaarung des Körpers iſt beträchtlich geringer als beim Europäer. Es mag ſein daß die Gewohnheit des Raſirens auf der einen und die des Ausreißens auf der anderen Seite nicht unerheblich dazu beigetragen hat dieſen Unterſchied zu verſtärken, aber ſchwerlich iſt er hieraus allein zu erklären. Das Ausreißen geſchah beſonders in früherer Zeit ſehr allgemein weil ſonſt das Bemalen und Tättowiren ſchwieriger auszuführen und von nur geringer Wirkung geweſen ſein würde (Heckewelder 341), und es wird auch von manchen Völkern außerhalb Amerika, z. B. von den Tuariks verſichert daß der Bart bei Zeiten oft ganz verſchwinde, weil man ihn entferne ſobald er zu wachſen anfange (Richardson II, 209), aber ſelbſt wo das Ausreißen ſeltener geworden iſt oder ganz aufgehört hat, pflegen Bart und Körperhaar beim Indianer erſt in ſpäterem Alter zu keimen und überhaupt geringer zu ſein als beim Europäer (Williamson 85 ff.). Die Sauks und Füchſe haben nur wenige Haare im Geſichte, führen aber nicht die ſonſt gewöhnlichen

Inſtrumente zum Ausreißen derſelben. Die meiſten Völker von Süd Carolina trugen Bärte, doch ſcheinen ſie wie bei denen von Nord Carolina nur ſchwach geweſen zu ſein (Lawson 52, 173). Dies gilt von der Mehrzahl der Amerikaner, nur darf man nicht aus einer gewiſſen Vorliebe für allgemeine Behauptungen und um der Einheit der Raçe willen, wie dieß ſo oft geſchehen iſt, die Verſchiedenheiten überſehen die ſich in dieſer Beziehung finden. Unter den Algonkins haben die Chippeway den ſchwächſten und oft gar keinen Bart, bei den Ottawa iſt er ſtärker, noch mehr bei den Pottowatomie, und die beiden letzteren laſſen ihn oft am Kinn und auf der Unterlippe ſtehen. Bei den Souriquosii in N. Scotia, einem Algonkinvolke, wie daraus hervorgeht daß ſie ihre Häuptlinge Sagamos nannten, pflegten nur die Vornehmen den Bart (de Laet II, 16).

Die Haut des Indianers, welche nach Schoolcraft (IV, 59) nicht allein glatter, ſondern auch dünner und regelmäßiger gefurcht ſein ſoll als die des Europäers, wird am richtigſten im Allgemeinen nicht als kupferroth, ſondern als lohfarbig oder zimmtbraun bezeichnet. Die ſorgfältigen Bilder bei M'Kenney and Burns zeigen ſie meiſt ſchmutzig gelbbraun. Der Uebergang zur Kupferfarbe iſt, wo er vorkommt, meiſt durch Malereien oder Schmutz, durch Einreiben mit Bärenfett, Ocker und anderen Farben verurſacht. Die Hautfarbe der amerikaniſchen Raçe im Ganzen läßt ſich nicht durch Angabe einer einzelnen Farbe, ſondern nur durch eine Scala charakteriſiren die von weißlich durch gelblich, roth und braun bis zu ſchwärzlich geht. Unter den Eingeborenen im Oſten des Felſengebirges ſind durch Schönheit, beſonders durch hellen Teint die Menominies ausgezeichnet, die man oft auch unter dem Namen der „weißen Indianer" angeführt findet (Pike I, 151, Keating I, 178 u. A., vgl. Pöppig Art. „Indier" bei Erſch und Gruber 371, Anm. 35). Zu den dunkelſten Völkern gehören die Pottowatomie, Sioux, Pawnie, Riccara; etwas heller ſind die ſüdlicher wohnenden Oſagen und Kanza, auch die Ottawa und Cherokee; noch heller die Mandan, Choctaw und Creek, doch werden ſie hierin noch übertroffen von den Stämmen im Weſten des Felſengebirges (Hunter 192 f.) Nach Weld (454) ſind die Creek Cherokee u. a. mehr röthlich, die nördlicheren Völker aber dunkler in verſchiedenen Nüancen. In Rückſicht der Creek widerſpricht indeſſen Bartram jenen Angaben, indem er ſie für viel dunkler erklärt als die nördlicheren

Stämme. Die Cherokee bezeichnet er als faſt olivenbraun, ihre jungen Weiber aber als beinahe europäiſch weiß; doch ſollen die bekleideten und unbekleideten Körpertheile ſich beim Indianer nicht durch die Farbe unterſcheiden (Prinz Max. c, I, 235, Say bei James I, 285), nur von den Pottowatomie verſichert Keating (I, 136) beſtimmt das Gegentheil. Die Neugeborenen haben bei ihnen rothe Farbe, ſpäter werden ſie gelblich und allmälich dunkler. Bei den Schwarzfüßen ſind ſie bräunlich gelb oder ſchwärzlich gelb (Pr. Max. c, I, 561). Der Geruch der Hautausdünſtung, mehr durch Einreibungen verurſacht als der Haut ſelbſt eigen, wird von vielen eher angenehm als widrig gefunden, während dem Indianer der Geruch des Weißen entſchieden zuwider iſt (Say bei James I, 285, 482).

Wie ſich erwarten läßt variiren Körperbau und Statur beträchtlich. Viele Völker ſind von gedrungener Geſtalt, breiter Bruſt und kurzem ſtarkem Nacken, andere ſchlank und hager. Die Riccara, Mandan und Kickapu ſind kleiner als die Pottowatomie Schwanoe Oſagen und Cherokee (Hunter 190). Die Pottowatomie werden zu 5′ 8″ (Keating I, 136), die nördlichen Cree nur zu 5′ 5″, doch als ſehr weit ausſchreitend angegeben (Ballantyne 41). Ueberhaupt hat der Gang des Indianers das Eigenthümliche daß die Füße einander parallel und platt aufgeſetzt werden und die Haltung des Körpers dabei ganz aufrecht iſt (Say bei James I, 285). „Wir erkennen jeden Stamm auf den erſten Blick", ſagte ein Pottowatomie; „Geſicht, Geſtalt, Farbe, Beine, Kniee und Füße (namentlich die Spur) ſind alle für uns beſtimmte Kennzeichen" (Keating I, 98). Nur wenige Oſagen ſind unter 6′; auch die Pawnie ſind meiſt groß und wohlgebildet (Morse App. 230, 237). Die Arkanſas-Indianer hat ſchon Charlevoix für die größten und beſt geſtalteten erklärt. Ebenſo ſind die Krähen-Indianer ein großer Menſchenſchlag, ferner die Cherokee, welche an Wuchs und Stärke noch die hoch und regelmäßig gebauten Creek übertreffen; bei letzteren meſſen die Männer häufig über 6′, während die auffallend kleinen Weiber ſelten über 5′ ſind (Bartram). Die Frauen, oft durch kleine zierliche Hände und Füße ausgezeichnet, ſind bei den meiſten Völkern von verhältnißmäßig kleinem und unterſetztem Wuchs und haben gewöhnlich dicke runde Köpfe mit breiten flachen runden Geſichtern (Pr. Max. c, I, 237, Say a. a. O.). Da ſie harte Arbeit thun müſſen, ſind ihre Muskeln oft ſehr ſtark ent-

wickelt, selbst mehr als die der Männer (Kohl I, 9). In Rücksicht der Muskelkraft stehen die Indianer den Europäern im Allgemeinen nach, obgleich sie in mancher Beziehung Außerordentliches leisten: ein Läufer konnte in einem Tage 100 englische Meilen zurücklegen (Morgan 441) und es ist nichts Ungewöhnliches daß sie sehr lange Wege schwer belastet machen; ein Versuch ergab daß sie im Springen und kurzen Wettlauf von Engländern zwar überwunden wurden, diesen aber bei lang anhaltendem Laufe überlegen waren (Weld 470).

Wir beschließen diese allgemeine Schilderung mit einigen Angaben über einzelne Völker. Ueber die Athapasken sind wir nur sehr unvollkommen unterrichtet. Die Chepewyans haben dunkelbraunes, zum Schwarz sich neigendes Haar (Mackenzie), ein Athapasken-Stamm im Felsengebirge besaß dabei graue Augen mit einer röthlichen Färbung. Die Chepewyans an der Hudsonsbai sind oft mit starkem Bart versehen, ihre Nase ist weder gebogen, noch tritt sie stark hervor, sondern ist an der Spitze etwas abgeplattet (N. Ann. des v. 1852, IV, 334). Die Dog-ribs (Hundsrippen) nach Maclean ein starker und athletischer, wohlgebildeter Menschenschlag (Buschmann Monatsb. 1848, p. 481), werden von Heriot (300) vielmehr als klein mager und unproportionirt, zugleich hellfarbiger als die meisten anderen Indianer bezeichnet — wahrscheinlich findet in Bezug auf sie eine Verwechselung statt. Ueber die Kenaier entnehmen wir aus Wrangell (110) nur daß sie nach Gesichtsbildung und Hautfarbe Amerikaner sind. Die Athapasken-Stämme von Neu Caledonien werden als hell kupferfarbig und mittelgroß, nur selten 5' 9" erreichend, die Weiber als kurz und dick angegeben (R. Cox II, 329, Morse App. 343).

Wie die Sauks erschienen die Dakota Catlin als vorzüglich schön und regelmäßig gebaut. Die Gesichtsbildung der letzteren ist indessen nach Pr. Max. (c, I, 339 f.) öfters schmal, länglich, starkknochig, von weniger regelmäßigen Zügen und höheren Backenknochen als bei anderen Missouri-Indianern, die Augen lang und schmal, die Nase mehr oder minder gebogen, die Hautfarbe dunkelbraun. — Die Mandan, denen die etwas größeren Menitarie und die Ariccara gleichen, beschreibt derselbe sorgfältige Beobachter (II, 105, 214, 238) als mittelgroß oder etwas darüber, heller oder dunkler röthlich braun, bald mehr graubraun, bald mehr gelblich. Das Haar ist schwarz, bei Kindern oft braun, besonders an den Spitzen, in manchen Familien grau

oder ſchwarz mit weiß gemiſcht, was auch bei den Schwarzfüßen vorkommt, bei einzelnen Individuen ſelbſt büſchelweiſe bräunlich, ſchwarz, ſilbergrau oder weißgrau; die Stirn meiſt nicht ſtärker zurückweichend als beim Europäer, die Augen ſchwarzbraun, zuweilen und beſonders bei Kindern der Augenwinkel etwas herabgezogen und geſpannt, die Naſe gekrümmt, ſanft gebogen oder gerade bei nicht breiten Flügeln, die Backenknochen minder vorſtehend als bei den Dakota. Von blauen und grauen Augen, von Haar in allen ſonſt vorkommenden Farben, wie Catlin und ſpäter Mitchell (bei Schooler. III, 254) berichtet haben, erzählt Prinz Maximilian nichts, nur ſetzt er noch hinzu daß bei den Mandan Menitarie und Krähen eine künſtliche Verlängerung der labia pudendi externa oder auch interna gebräuchlich ſei. — Die Schwarzfüße, welche weit weniger von dem allgemeinen Typus der Indianer abweichen, findet man ebendaſ. I, 560 geſchildert; die Konza, Kaskaskias, Oſagen werden bei James (I, 126, II, 111, 242) beſprochen. — Die Ojibway, deren Stirn ſich bisweilen gut entwickelt zeigt, obwohl ſie hierin den Seminolen nachzuſtehen ſcheinen (Morton pl. 22, 28), ſind meiſt groß und hager mit dicken Knieen und Knöcheln, ſchlechten Waden und ohne die Adlernaſe die beſonders den Indianern am Miſſouri eigen iſt (Keating II, 166). — Die ſog. Mountaineers, ebenfalls groß und hager, haben die Farbe unſerer Zigeuner; die meiſten ſind gemiſchten Blutes und ſtammen väterlicher Seits von franzöſiſchen Canadiern (Cartwright III, 229).

Nicht unerwähnt dürfen hier die künſtlichen Verunſtaltungen des Schädels bleiben die bei mehreren der beſprochenen Völker, hauptſächlich aber in Oregon gebräuchlich ſind*). Die Chickaſaw, erzählt ſchon

* Beiſpiele von künſtlichen Schädelformen bei Germanen, Galliern, Italienern, Griechen, Türken u. a., auch Sumatranern und Nikobaren hat ſchon Blumenbach gegeben (De gen. h. variet. nat. ed. 3. 1795 p. 216) nebſt der ausführlichen Beſchreibung des von den Cariben zu dieſem Zwecke gebrauchten Apparats aus dem Journal de physique 1791 Aug. p. 132; auch führt er die merkwürdige Thatſache an daß die künſtliche Kopfform der dem Hippokrates bekannten Makrocephalen am Schwarzen Meere als ein Zeichen des Adels galt. Das nämliche war bei vielen amerikaniſchen Völkern der Fall. Ueber dieſe Sitte bei den Völkern der alten Welt, nach den Zeugniſſen des Hippokrates, Pomp. Mela, Plinius und Strabo, haben Rathke (Müller's Archiv 1843 p. 147) und Retzius (ebend. 1854 p. 440 nach Fitzinger in den Denkſchriften der Wiener Akad. 1851, I) gehandelt. Letzterer zeigt daß künſtliche Geſtaltung des Schädels bei den Hunnen unter Attila vielfach vorkam, wahrſcheinlich in der Abſicht die Kinder dem herrſchenden Volke, den Mongolen, zu verähnlichen (Amedée Thierry), und daß dieſe Sitte in manchen Theilen Frankreichs noch

La Salle (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 265), betrachten platte Geſichter als eine Schönheit und befeſtigen um ſie hervorzubringen ein Bret auf der Stirn ihrer kleinen Kinder; daſſelbe thun alle Völker die von ihnen weiter nach Süden bis zum Meere hin wohnen (die Choctaw und Natchez). Wahrſcheinlich platteten die Chickaſaw, wie wir von den nahe verwandten Choctaw aus ſpäterer Zeit wiſſen (Bartram 489), gleich dieſen den Kopf vorn und hinten zugleich ab, obwohl auch Adair (8) und Bossu (II, 104) nur von einer Compreſſion der Stirn durch einen aufgelegten Sandſack bei den letzteren reden. In neuerer Zeit hat ſich der Gebrauch wie bei den Oſagen die ihn ebenfalls gehabt haben ſollen (Catlin), allmälich verloren. Daß er bei einigen Creek-Völkern am mexicaniſchen Meerbuſen geherrſcht habe, behauptet Morton (bei Schoolcr. II, 325), doch fehlt es dafür an beſtimmten Nachweiſen. Die Sitte der doppelten Abplattung fand ſich ferner bei den Waxſaw oder Wiſak in S. Carolina, welche deshalb von den Nachbarvölkern Plattköpfe genannt wurden (Lawson 33), woraus zu folgen ſcheint daß ſie ſich auf dieſe letzteren nicht erſtreckte; indeſſen reichte ſie nach Adair von S. Carolina aus auch in die weſtlich von demſelben gelegenen Länder und es iſt daher nicht unwahrſcheinlich daß ſie auch den Catawbas mit Recht zugeſchrieben wird. Das gewöhnliche Verfahren beſtand darin daß man das Kind in einen Trog legte, an welchem durch Stricke ein Stück Baumrinde mit einem Polſter befeſtigt war das quer über die Stirn hinweg feſtgeſchnürt wurde, oder man befeſtigte das Kind auf einem Brete, an welchem ein kleineres in einer Angel ging und verwendete dieſes zur Compreſſion der Stirn. In S. Carolina gab man dem Kopfe des Kindes die tiefſte, den Beinen eine höhere Lage, „um die Scheitelgegend abzuplatten mit einem Sandſacke“, wie Adair hinzuſetzt; vielleicht iſt ſeine Meinung nur die, daß, wie wir an dem bei Morton (204) abgebildeten Apparate der Chinuk ſehen, der Körper des Kindes eben und nur der Kopf nach rückwärts geneigt auf einem Brete lag das mit jener Ebene einen ſtumpfen Winkel bildete. Die auffallendſte Kopfform zeigten die Natchez (Abbildung bei Morton pl. 20 f.), welche nach du Pratz ebenfalls die Abplattung an der Stirn und am Hinterkopfe vornahmen; ſie iſt

jetzt beſteht (Foville). Hierüber ausführlich Gosse (16), bei dem ſich auch die verſchiedenen in Amerika (vgl. die Darſtellungen bei Morton) und in Frankreich gebräuchlichen Apparate abgebildet finden welche dieſem Zwecke dienen.

hoch in die Höhe gezogen und der obere Theil unnatürlich aufgetrieben. Die Chetimaches und Attacapa ſcheinen dasſelbe Verfahren beobachtet zu haben.

## III. Alterthümer.

Dem Beſtreben über die vorhiſtoriſche Zeit der Bevölkerung von Amerika einiges Licht zu verbreiten, ſtehen hauptſächlich zwei Wege offen: die nähere Unterſuchung der nachweisbaren Berührung der Eingeborenen mit anderen Raçen und die Erforſchung der einheimiſchen Denkmäler aus alter Zeit. Wir wollen verſuchen in beiden Richtungen vorzudringen, doch mit Vorſicht um nicht den excentriſchen Meinungen zu verfallen, welche leider auch noch jetzt in dergleichen Dingen ebenſo leicht erdacht als unverdient bewundert werden.

Bei dem früher ſchon berührten Mangel an beſtimmten und unzweifelhaften Analogieen der Sprachen ſowohl als auch der phyſiſchen Bildung zwiſchen den Eingeborenen von Amerika und den Völkern anderer Erdtheile, ſind wir in Rückſicht der erſteren Frage auf Uebereinſtimmungen in Nebendingen beſchränkt die durchgängig nicht ſchwer ins Gewicht fallen, obgleich ſich nicht leugnen läßt daß es deren eine große Menge giebt. Eine ſorgfältige Zuſammenſtellung der Vergleichungspunkte die ſich zwiſchen den Eingeborenen von Nordamerika und den Völkern des nordöſtlichen Aſiens darbieten, haben namentlich Delafield, Bradford und de Salles (L'Institut 1846 II, p. 5) geliefert und der Parallelismus der ſich herausſtellt, bleibt immer noch auffallend genug, ſelbſt nach Abzug alles deſſen was ſich als zufällig oder als natürliche Folge ähnlicher Lebensverhältniſſe und Culturzuſtände betrachten läßt. Die ganze Maſſe der Einzelnheiten anzuführen würde nicht der Mühe lohnen, denn wenn z. B. bei den Sioux ſich mehrere eigenthümliche Sitten finden die ſie mit den Tataren gemein haben (West 87), wenn man bei anderen Völkern Analogieen zu den Mongolen, Türken, Kalmücken oder Tunguſen aufzeigen kann, ſo wird die Beweiskraft ſolcher Thatſachen in dem Maaße geringer in welchem die Menge der einzelnen unter ſich verſchiedenen Völkern wächſt die man aus beiden Erdtheilen zur Vergleichung miteinander herbeizieht, und in welchem es möglich iſt noch andere ſtammfremde Völker

aufzufinden an denen ſich dieſelben oder ähnliche Punkte der Uebereinſtimmung nachweiſen laſſen. Von einiger Wichtigkeit ſcheint hauptſächlich Folgendes zu ſein.

Den Kopf zu raſiren bis auf einen kleinen Haarbüſchel am Scheitel und in Verbindung damit die Sitte des Skalpirens, das Bereiten von Schwitzbädern durch Aufgießen von Waſſer auf heißgemachte Steine, das Aufſtellen der Todten in Kiſten auf Bäumen oder beſonderen Gerüſten war bei den Tunguſen und einigen anderen aſiatiſchen Völkern ebenſo gebräuchlich wie bei vielen nordamerikaniſchen Stämmen (Billings 58, Ritter Erdk. II, 278, 975, 1089, 1109, Bradford 401 ff.). Der aſiatiſche Schamanismus findet ſein ziemlich genaues Gegenbild in Nordamerika, Cultus des Feuers iſt die weſentliche Grundlage desſelben ebenſo wie die der Naturreligion der Indianer (vgl. Erman's Archiv VIII, 213), die Analogie beider läßt ſich ſehr ſpeciell nachweiſen bis zum Rauchen des Tabaks als Cultushandlung und dem Herumgeben der Pfeife in feierlichen Verſammlungen. Auch die Sagen der Abſtammung von Thieren (z. B. vom Wolf bei den Turk-Völkern Ritter Erdk. II, 439) finden ſehr vielfache Parallelen in Nordamerika. Hierzu kommt die Thatſache daß ein allmälicher Uebergang der äußeren und inneren Charaktere der Völker von Nordoſtaſien und Nordweſtamerika ineinander unleugbar ſtattfindet, daß Schädeltypus und Geſichtsbildung keineswegs ſchroffe Unterſchiede, ſondern vielmehr eine gewiſſe Verwandtſchaft zeigen, und daß die geographiſche Lage dieſer Länder eine alte Communication im Norden ſehr beſtimmt erwarten läßt: um von Japan nach Amerika zu gelangen ſind nirgends längere als zweitägige Seereiſen erforderlich (A. v. Humboldt), Japaneſen ſind mehr als einmal in die Gegend der Columbia-Mündungen verſchlagen worden (Wilkes IV, 295) und die Meeresſtrömung die von China und Japan im Süden der Aleuten bis nach Californien läuft (S. die Karte ebend. 457) läßt weitere hiſtoriſche Beiſpiele dieſer Art als überflüſſig erſcheinen. Dieß Alles macht es wahrſcheinlich daß „die Beiträge" (wie es Vater mit gerechtfertigter Vorſicht ausdrückt) welche Amerika zu ſeiner Bevölkerung aus Aſien erhalten haben mag, nicht ganz unerheblich geweſen ſeien. Um jedoch dieſer Wahrſcheinlichkeit ihr richtiges Maaß anzuweiſen, wird man ſich daran erinnern müſſen, daß amerikaniſche Völker von völlig verſchiedenen Sprachſtämmen, z. B. Athapasken und manche Oregonvölker, Apachen und Cu-

manchen u. s. s., oft in Sitten und Lebensweise und selbst in ihren Körperformen nahezu übereinstimmen, und daß also ein Beweis für Verwandtschaft noch sehr schwach ist, wenn er sich nur hierauf stützt. Um einen Zusammenhang der Bevölkerung von Amerika mit Asien wahrscheinlich zu machen, hat man ferner auf die weite Verbreitung von Sagen hingewiesen, nach denen die amerikanischen Völker selbst von Westen und Norden hergekommen zu sein glauben. Allerdings finden sich solche Sagen, wie wir oben erwähnt haben, bei den Delawares und einigen verwandten Stämmen, auch bei den Indianern von Nord Carolina, doch sind sie keineswegs so allgemein als man oft behauptet hat, denn viele jener Völker halten sich für „Erdgeborene," d. i. Eingeborene im eigentlichen Sinne, und man hat so lange kein Recht dieß mit Gallatin so zu deuten daß ihnen nur die Erinnerung an ihre Herkunft entschwunden sei, als man nicht aus anderen Gründen ihre Einwanderung aus dem Auslande erwiesen hat. Außerdem leuchtet ein daß Wanderungssagen jener Art noch keineswegs gestatten auf Asien als die wahre Heimath der Amerikaner zu schließen. Ebensowenig läßt sich diese Folgerung daraus ziehen, daß ein Vordringen der nördlicheren Völker nach Süden in Amerika mehrfach nachweisbar ist (Wilkes IV, 473, Hale Ethnogr. and Philol. 224). Eine sicherere Hindeutung auf Asien würde in der Thatsache liegen daß man große Exemplare von pyrula perversa, die sich in Menge jetzt nur an der Küste von Hindostan finden sollen (Delafield 62), in den alten Denkmälern von Nordamerika entdeckt hat, wenn nicht kleine Exemplare dieser Muschel im Golfe von Mexico vorkämen. Auch der Fund einiger Exemplare des cassis cornutus (James I, 64 — die Species ist nicht ganz sicher) in tumulis der Umgegend von Cincinnati ist wohl aus ähnlichen Gründen und mit Recht von Haven und Squier nicht mehr als Beweis einer alten Gemeinschaft mit Asien geltend gemacht worden. Die Existenz der steinernen Säulen mit angeblich tatarischen Charakteren, welche 900 lieues westlich von Montreal von Kalm (Reise nach Nord Amerika) erwähnt werden, hat sich nicht bestätigt.

Das Verhältniß Amerika's zu Polynesien in Rücksicht der Elemente seiner Bevölkerung ist dem zu Asien ganz ähnlich. Bradford (291 ff.) und Ellis (Polynes. Researches I, 213, 297, 340, IV, 129, 359) haben eine Menge von Uebereinstimmungen zusammengestellt welche nicht

ohne Intereſſe ſind und ſich leicht noch beträchtlich vermehren ließen, wenn man ſich von ſolchen Vergleichungen einen erheblichen Gewinn verſprechen könnte. Nur beiſpielsweiſe wollen wir als merkwürdig anführen daß das Weißmalen zur Trauer und das Abſchneiden eines Fingergliedes dabei unter den Schwarzfüßen und Mandan, daß das „Beriechen“ und Herumreiben des Geſichts auf dem des Anderen zur Begrüßung in Braſilien, am Orinoco, bei den Botokuden, Eskimos, Californiern u. a., ſolche Parallelen zu polyneſiſchen Sitten darbieten (Prinz Max. c, I, 582, II, 166, 206, derſ. a, I, 335, v. Martius 46, Gilii 324), und daß die Natchez und Creek zu ihrem Adel ebenſo in einer anderen Sprache redeten als unter ſich (Nuttall 268 ff., 277), wie dieß in Samoa und Tonga gebräuchlich war. Noch weniger als auf dergleichen Dinge dürfte auf die Aehnlichkeit des Charakters zu geben ſein welche Hale (a. a. O. 116) zwiſchen den Auſtraliern und den Eingeborenen von Oregon gefunden zu haben glaubt, und auf die Anſicht Latham's (199), welche, zum Theil in Uebereinſtimmung mit Pickering (The races of man. 1849, p. 105, 112), in der Bevölkerung von Californien, Oregon, Peru und Ecuador die unternehmenden Sandwichinſulaner wiederzuerkennen meint. Daß ſolche wirklich an verſchiedene Punkte der Weſtküſte von Amerika verſchlagen worden und die Meeresſtrömungen einer Einwanderung von Polyneſien her nicht ungünſtig ſind, iſt ſo ziemlich das Einzige was ſich zu Gunſten einer näheren Beziehung der Inſelwelt zu Amerika in ethnographiſcher Hinſicht geltend machen läßt.

Weit beſſer verbürgt iſt die alte Verbindung Europa's mit Nordamerika. Der Entdeckung und Beſiedelung Grönlands durch die Normänner von Island aus (986) folgte eine zweite Reiſe (1000) welche ſie nach Helluland (Neufundland und Labrador) und Markland (N. Scotia) führte und ſie kurz darauf zur näheren Unterſuchung von Vinland veranlaßte, wo ſie von den Skrälingern angegriffen wurden. Einen Kampf mit dieſen hatte auch Thorfinn zu beſtehen der im J. 1007 dahin kam. Was die Antiquitates Americanae, denen wir dieſe ſicheren Nachrichten verdanken, über die Skrälinger in Vinland mittheilen, iſt Folgendes. Sie kamen zu den Normännern, insbeſondere zu Thorfinn, ſtets auf Schiffen und griffen mit großen Steinen an, die ſie mit einem Brete ſchleuderten. Von Farbe werden ſie dunkel und ſelbſt ſchwarz genannt, von wildem Weſen, kleiner Statur,

großen Augen, häßlichem verwirrtem Haar und breiten Backenknochen (p. 149, 180, 183). Häuser hatten sie nicht, sondern wohnten in Höhlen. Mit dem Namen der Skrälinger (Zwerge) bezeichnen jene alten Berichte alle Eingeborenen von Amerika mit denen die Normänner zusammentrafen ohne Unterschied, auch die Eskimos von Grönland mit welchen sie schon um das J. 1000 bekannt geworden waren, und es ist kaum wahrscheinlich daß eine so beträchtliche Verschiedenheit wie die der Indianer und der Eskimos von ihnen unbemerkt oder doch unerwähnt geblieben sein sollte, wenn sie in Vinland auf Indianer gestoßen wären. Wir haben demnach Grund zu vermuthen (denn volle Sicherheit gewähren die vorstehenden Angaben nicht, wie v. Etzel 21 richtig bemerkt), daß das Vinland der Normänner von Eskimos bewohnt war*), und daß diese erst in späterer Zeit weiter nach Norden zurückgedrängt wurden. Eine später anzuführende Sage der Eskimos scheint dieß zu bestätigen. Man kann dagegen nur den Einwurf erheben daß sich Traditionen von der Anwesenheit der Normänner nur bei Indianern, nicht bei Eskimos gefunden haben, besonders eine die sich speciell auf Thorfinn's Niederlassung zu beziehen schien im J. 1680 (Antiqq. Am. 374) und daß jene außer mit letzteren also auch mit Indianern zusammengetroffen sein müssen. Indessen giebt es dergleichen Sagen vielfach auch anderwärts (s. oben p. 27); einige derselben erzählen von weißen andere von schwarzen Menschen die in alter Zeit sich in verschiedenen Theilen von Amerika gefunden hätten (Zusammenstellung bei Haven 49 und bei M'Culloh) und es ist meist nicht zu entscheiden was an ihnen wahr oder falsch ist. Allerdings mögen sie zum Theil sich an die Fahrten der Normänner nach Amerika knüpfen die sich bis in die Mitte des 14. Jahrh. mit Sicherheit verfolgen lassen und sich vielleicht weit nach Süden hin erstreckten, möglich aber auch daß sie, ihre thatsächliche Richtigkeit vorausgesetzt, sich nicht auf die Normänner, sondern auf Irländer beziehen, wie sich weiterhin zeigen wird.

Das Vinland der Normänner war höchst wahrscheinlich das spätere Massachusetts und Rhode Island. Dafür spricht vor Allem die Angabe daß der kürzeste Tag dort 9 Stunden dauerte, was genau

*) Daß die in den tumulis des Mississippi-Thales gefundenen Gebeine den Eskimos zugehörten die in alter Zeit dort gelebt hätten, nimmt von Braunschweig (77) wohl allein an.

auf die Breite von Dighton Rock am Taunton R. 41° 45′ hinführt, wo die Felseninschrift mit Thorfinn's Namen sich findet. Diesen liefert wenigstens unzweifelhaft die Abbildung in den Antiqq. Am. (Pl. X—XII) nebst einigen anderen offenbar römischen Charakteren*), während die „nach daguerreotypischer Aufnahme" gezeichnete Copie bei Schoolcraft (IV, pl. 14) zwar die letzteren Zeichen, nicht aber jenen Namen darstellt. Sowohl die Vergleichung beider Abbildungen als die der beiden Werke in denen sie sich finden, läßt die größere Sorgfalt und Genauigkeit bei den nordischen Forschern erwarten, und wenn Schoolcraft (I, 114; IV, 117) von der Erklärung erzählt die ihm ein Algonkin-Priester Chingwauk von jener Inschrift als auf zwei Indianervölker bezüglich gegeben haben, so thut dieß der obigen Ansicht nicht den mindesten Eintrag, denn die Inschrift besteht aus zwei Arten von Zeichen, deren eine, die große Mehrzahl, offenbar Malereien von indianischem, wahrscheinlich späterem Ursprung sind, während die andere, wie schon bemerkt, aus römischen Charakteren besteht, was von Chingwauk selbst durch das Eingeständniß anerkannt worden ist, daß er einige der vorhandenen Zeichen nicht zu deuten wisse. Daß die Inschrift ganz von Indianern herrühre, hätte Schoolcraft schon in Rücksicht auf diesen letzteren Umstand nicht so unbedingt behaupten dürfen. Aehnliche Inschriften, doch von zweifelhafterem Ursprung, hat man anderwärts gefunden (Antiqq. Am. 359, 397, 401). Ganz in derselben Gegend welcher der Dighton oder Assonet Rock angehört, im Fall River, ist ein menschliches Skelet gefunden worden in Verbindung mit mancherlei Gegenständen von Messing, die allerdings nicht nothwendig auf die Normänner zurückgeführt werden müssen (Näheres darüber bei Haven 107), aber doch den Gedanken an diese nahe genug legen. Endlich ist als hierher gehörig noch das merkwürdige steinerne Bauwerk von Newport (Rhode Island) zu nennen, das zuerst von J. T. Smith (Discovery of Am. by the Northmen Lond. 1839) gewürdigt und besprochen worden ist, dann von Rafn (40), dessen Abbildung ganz die achteckige Construction der alten Baptisterien der Normänner zeigt, wie sie neben den Kirchen gebaut zu werden pflegten. Daß nicht mehrere Ruinen aus

*) Von dem Namen der Gefährten Thorfinn's oder der Zahl der Mannschaft, wie es bei Peschel (105 not.) und im Ausland (1857 p. 101) heißt, ist nichts zu sehen. Dieß sind Conjecturen.

jener Zeit zu entdecken ſind, erklärt letzterer genügend daraus daß die Normänner meiſt Holz als Baumaterial verwendeten, und hebt zugleich hervor (p. 51) daß Biſchof Eric im J. 1121 nach Vinland ging und dort geblieben zu ſein ſcheint. Wir dürfen mit Wahrſcheinlichkeit aus dieſen Daten ſchließen daß die dortigen Niederlaſſungen der Normänner nicht unbedeutend und vereinzelt geweſen ſind. Auch das Monument von Newport iſt indeſſen nicht unangefochten geblieben. Zur Zeit der Gründung dieſer Stadt (1638) ſoll es noch nicht exiſtirt haben (Petersen, Hist. of Rhode Isl. 168, 171, 175). Die erſte Erwähnung desſelben geſchieht in dem Teſtamente des Governor B. Arnold von 1677 der es als „my stone built wind mill“ bezeichnet, woraus man freilich ebenſo leicht und ebenſo unberechtigt ſchließen kann daß jener ſie erſt erbaut habe als daß er ſie darum als ſteinernes Gebäude hervorhob, weil es ganz ungewöhnlich war Windmühlen von Stein zu bauen und er nur ein vorgefundenes Baudenkmal für ſeine Zwecke benutzt hatte. Auch daß die erſte Windmühle in Newport im J. 1663 hergeſtellt wurde (Schooler. IV, 117, 153), giebt keinen Anhaltspunkt für weitere Schlüſſe. Das Copenhagener Muſeum amerikaniſcher Alterthümer beſitzt viele Stücke, namentlich aus Maſſachuſetts, Pennſylvanien, Ohio, Connecticut welche ſkandinaviſchen Alterthümern auffallend gleichen. Dieſelbe Aehnlichkeit zeigt die Form der Obſidian-Pfeilſpitzen aus Mexico und der Keile aus Diorit von St. Croix (Bullet. soc. géogr. 1845 I, 182 ff.). Was die Benennung Vinlands nach dem Weine betrifft den die Normänner dort vorfanden, ſo macht ſie keine Schwierigkeiten: auch die erſten Koloniſten von Neu England haben ſeine Menge und Vortrefflichkeit gerühmt (Young 247).

In Hvitramannaland, das auch Irland it mikla genannt wurde und Vinland „gegenüber lag“, lebten, wie die dortigen Skrälinger ſagten, Menſchen in weißen Kleidern welche Stangen mit wehenden Tüchern unter lautem Rufen vor ſich her trügen (Antiqq. Am. 162). Man würde geneigt ſein zu glauben daß man erſt ſpäterhin aus dieſen weißgekleideten Menſchen weiße Menſchen gemacht habe, wenn nicht weitere Berichte, die ebenfalls den nordiſchen Sagas angehören, und der Name Irland zu einer anderen Auffaſſung der Sache hinführten, die freilich dunkel und zweifelhaft bleibt. Es wird nämlich erzählt um 983 ſei Are Marſon nach Hvitramannaland verſchlagen und dort getauft wor-

den, von den Orkney-Inseln her aber sei die Nachricht zu den Normännern gekommen, man habe jenen dort aufgefunden und er sei dort wohl bekannt. Gudleif Gudlaugson, Thorfinn's Bruder, heißt es anderwärts, sei um 1027 bei der Rückkehr von einer Handelsreise nach Dublin durch Stürme weit nach Südwesten verschlagen worden in ein Land dessen Sprache ihm die irische schien, und sei dort als Gefangener vor Biörn Asbrandson geführt worden, der im J. 999 von Island hatte fliehen müssen und seitdem verschollen war. Die hierin enthaltenen Andeutungen über die Anwesenheit von Irländern in Nordamerika sind nur schwache Spuren, doch scheinen sie wenigstens dieß schließen zu lassen, daß die Normänner selbst an die Gegenwart derselben in den von Vinland südlich gelegenen Ländern glaubten und sie vielleicht für die ersten Entdecker der neuen Welt hielten. Soll ihnen doch auch Island schon 65—70 Jahre vor dessen Entdeckung durch die Normänner (860) bekannt gewesen sein (Antiqq. Am. 449 nach Rask und namentlich Letronne, Recherches sur le livre de mensura orbis terrae Paris 1814 p. 133 ff.), obwohl sich in dem Buche des irischen Mönches Dicuil de mensura terrae vom J. 825 nichts von der Sage findet die ein neuerer Schriftsteller aus ihm entnommen haben will, daß die Irländer schon im 6. Jahrh. Nordamerika entdeckt und dessen südlichen Theil zu Ende des 8. Jahrh. regelmäßig besucht hätten. In Cusic's Geschichte der Irokesen (bei Schooler. V, 632) wird von schiffbrüchigen weißen Menschen erzählt die vor der Zeit des Columbus nach N. Carolina gekommen, dort aber umgebracht worden seien; da indessen die Zeitbestimmungen die jenes Werk enthält gar kein Zutrauen verdienen, läßt sich darauf nichts geben, obgleich die früher angeführte Sage der Schawanoes auch von Weißen erzählte die in alter Zeit diese südlichen Gegenden bewohnt hätten. Caradoc's History of Wales welche von den Fahrten des irischen Prinzen Madoc redet, die um 1170 fallen sollten, erschien erst 1584 und reichte nur bis zum J. 1157, die Darstellung aller späteren Ereignisse in dem Buche ist erst zur Zeit Heinrich's VIII geschrieben worden. Im Westen des atlantischen Oceans soll Madoc ein großes herrliches Land entdeckt haben, und in Folge dieser apokryphischen Geschichte hat man in den verschiedensten Indianerstämmen — sie finden sich aufgezählt von Warden bei Dupaix II, 155 ff. — die Nachkommen der alten Galen finden wollen; selbst noch Morse

(31, App. 145) berichtet dieß von mehreren. Chaplain verſicherte im Lande der Kaskaskias Indianer angetroffen zu haben welche galiſch redeten, Capt. Stewart wollte ebenfalls ſolche aufgefunden und beſchriebene Pergamentrollen bei ihnen geſehen haben. Vor einiger Zeit hatte man Ausſicht die Frage über die Irländer gelöſt zu ſehen durch die genauere Unterſuchung des Grave creek mound bei Moundsville am Ohio (Virginia). Sie führte zur Entdeckung eines ovalen Steines von 1¼ Zoll Länge der mit einer Inſchrift verſehen war. Der Hügel ſelbſt ſchien durch Begräbniſſe die zu verſchiedenen Zeiten ſtattfanden, ſehr allmälich entſtanden zu ſein und trug eine Eiche die ein Alter von 500, nach Andern von wenigſtens 700 Jahren nachwies. Nächſt dem Steine iſt auch von Elfenbein und Porzellanperlen die Rede geweſen, welche die Ausgrabung ergeben habe. Die Inſchrift wurde von Schoolcraft für celtiſch, von Jomard für libyſch erklärt, nach Rafn kämen ihre Charaktere den angelſächſiſchen Runen am nächſten und ſie wäre vor das Ende des 10. Jahrh. zu ſetzen. Andere, namentlich Squier, bezweifeln ihre Aechtheit (Schoolcr. I pl. 38, IV, 129, J. R. Geogr. Soc. XII, 260, Transactt. Am. Ethnol. Soc. I, 380 ff., II, 200). So bleiben denn die Fahrten der Irländer ganz in das Dunkel der Sage gehüllt, obwohl die vielfache Wiederkehr der Erzählung von ihnen an verſchiedenen Orten und zu verſchiedenen Zeiten uns überreden zu wollen ſcheint, daß wir in ihr kein bloßes Mährchen zu ſehen haben.

Die Unterſuchung der alten Beziehungen in denen die Bevölkerung von Nordamerika zu andern Erdtheilen geſtanden hat, führt nur zu wenigen ſicheren Reſultaten von poſitiver Art: um ſo ſtärker macht ſich das Bedürfniß fühlbar durch Erforſchung der einheimiſchen Denkmäler der Vorzeit dieſe Lücke unſeres Wiſſens ſo weit als möglich auszufüllen; doch auch dieß gelingt nur zu einem kleinen Theile. Erſt in neueſter Zeit iſt dieſe Quelle in ihrer Wichtigkeit erkannt und mit vielem Fleiße benutzt worden, die älteren Schriftſteller bis über die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts hinaus thun amerikaniſcher Alterthümer kaum irgend Erwähnung; Carver, Adair, Bartram ſcheinen die erſten zu ſein von denen dieß geſchieht. Die Geſchichte ihres allmälichen Bekanntwerdens haben Warden (bei Dupaix II) und ausführlicher Haven gegeben.

Schon die geographiſche Verbreitung der alten Denkmäler weiſt

darauf hin daß die Völker denen ſie ihre Entſtehung verdanken, keine Seefahrer waren, ſondern ganz dem Binnenlande angehörten. Sie fehlen nämlich faſt ganz in Neu England (den ſechs nordöſtlichſten Staaten) und auf der ganzen Oſtſeite der Alleghanies bis zum Meere hin und bis in die beiden Carolinas hinab; im Norden der großen Seen und der Fälle des Miſſiſſippi ſind bis jetzt keine bekannt. Sie erſtrecken ſich vom äußerſten Nordweſten des Staates New York am Ontario und Erie See hin in den Weſten desſelben und über das Flußgebiet des oberen Ohio, durch den Weſten von Pennſylvanien und am Suſquehannah hinauf bis nach Wyoming; indeſſen ſind ſie in dieſen Gegenden, wie in Virginien Michigan und Jowa, minder zahlreich, obwohl ſie einzeln ſelbſt noch weiter weſtlich vorkommen bis nach Nebraska. In großer Menge finden ſie ſich und zwar immer vorzugsweiſe in den fruchtbaren Flußthälern und reichen Stufenländern in Ohio, Indiana, Illinois, Wisconſin und den ſämmtlichen Staaten zu beiden Seiten des unteren Miſſiſſippi, mit Einſchluß von Alabama Georiga und Florida im Oſten und von Texas im Weſten (Squier Antiqq. und in Smithsonian Contrib. II). Die ſorgfältigen Unterſuchungen von Squier and Davis, die von Whittlesey und insbeſondere für Wisconſin von Lapham ergänzt worden ſind (Smithsonian Contrib. 1850 und 1855),* haben ergeben daß ſich die ſämmtlichen Denkmäler in drei Klaſſen bringen laſſen, deren Eigenthümlichkeiten jedoch keine ſcharfe Trennung geſtatten, ſondern allmälich ineinander übergehen. Im Nordweſten des bezeichneten Gebietes, beſonders in Wisconſin, nächſtdem in Michigan Jowa und Miſſouri herrſchen die rieſenhaften Basreliefs vor welche aus Erde gebaut ſind und verſchiedene Thiere, Eidechſen, Schildkröten, Vögel, Schlangen, am häufigſten Bären, bisweilen ſelbſt Menſchen vorſtellen. Sie ſind meiſt in Reihen angeordnet und in Verbindung mit ihnen kommen koniſche Erdaufwürfe oder tumuli vor, welche ebenfalls bisweilen reihenförmig geſtellt ſind in kurzen Linien, ſeltener eine Einzäunung bilden. In den Haupt- und Seitenthälern des Ohio finden ſich nur wenige jener gigantiſchen Thierfiguren, dagegen treten koniſche, häufig auch pyramidale tumuli, welche oben abgeſtumpft und

* Einige neuere Aufſätze über dieſen Gegenſtand, meiſt in amerikaniſchen Zeitſchriften, haben Nott and Gliddon, The indigenous races of the earth p. 182 note angeführt.

auf Stufen zu erſteigen ſind, in ſehr großer Menge auf, und in ihrer Nähe zeigen ſich geſchloſſene Erd- und Steinwälle oft von bedeutender Größe und regelmäßiger Geſtalt. Weiter nach Süden in den Staaten am mexicaniſchen Meerbuſen endlich werden dieſe geſchloſſenen Wälle ſeltener und kleiner, die tumuli dagegen größer, beſonders in horizontaler Ausdehnung, regelmäßiger und vorherrſchend pyramidal, auch finden ſich erſt in dieſen Gegenden Spuren von Backſteinen.

Die Beſtimmung dieſer merkwürdigen Bauten läßt ſich nur theilweiſe mit Sicherheit angeben. Die großen Thierfiguren — ſie meſſen in Wisconſin zwiſchen 90 und 150′ — enthalten häufig Menſchenknochen, auch Gebeine von Thieren (Bären, Ottern, Bibern) hat man nebſt Aexten und mancherlei Geräthen in ihnen gefunden. In neuerer Zeit ſind ſie von den Eingeborenen, die jedoch über ihren Urſprung nichts mitzutheilen wiſſen, oft als Begräbniſſe benutzt worden und demſelben Zwecke verdanken ſie höchſt wahrſcheinlich ihre Entſtehung. Die Thiergeſtalt verliert dabei alles Auffallende ſobald man ſich erinnert daß das „Totem“ oder Familienwappen und myſtiſche Heiligthum der Indianer meiſt ein beſtimmtes Thier war, das eine hohe religiöſe Verehrung genoß und nicht ſelten zu ihrer Abſtammung in die nächſte Beziehung geſetzt wurde. Dieſe Art von Bauwerken ſcheint alſo ganz vorzugsweiſe den eigenthümlichen religiöſen Vorſtellungen der Eingeborenen zu entſprechen und unmittelbar aus ihnen entſprungen zu ſein. Das merkwürdigſte Monument dieſer Art, deſſen Deutung ſich uns ſpäter aus der Mythologie der Indianer von ſelbſt ergeben wird, iſt die gegen 1000′ lange Schlange mit dem Ei das ſie zu verſchlingen im Begriffe iſt (Abbildung bei Squier and Davis p. 96; Näheres über dieſe Gattung von Denkmälern in Silliman's Journal of sc. XXXIV, 88 ff., Monatsb. der Geſ. f. Erdk. II, 150).

In Rückſicht der tumuli des Miſſiſſippi-Thales welche alle möglichen Geſtalten und Größen zeigen, iſt vor Allem zu erinnern daß jedenfalls ein großer Theil derſelben nicht von Menſchen gebaut, ſondern auf natürlichem Wege entſtanden und nur von den Bewohnern des Landes, beſonders zu Begräbniſſen benutzt worden iſt: „Niemand“ (ſagt Parker 39) „der die vielen Tauſende derſelben geſehen hat, wird leichtgläubig genug ſein um nur den fünfhundertſten Theil derſelben für Menſchenwerk zu halten.“ Andere (Schoolcraft IV, 146) gehen hierin nicht ſo weit; daß indeſſen alle Schlüſſe auf eine große

Dichtigkeit der Bevölkerung von Nordamerika in vorhiſtoriſcher Zeit ſehr unſicher bleiben müſſen, ſo lange dieſe Frage nicht genauer unterſucht iſt, dürfte leicht zugegeben werden. In Ross County (Ohio) allein beläuft ſich die Zahl der tumuli auf 500 und die der Wälle welche Plätze von verſchiedener Größe einſchließen auf 100, im ganzen Staate Ohio werden die erſteren auf wenigſtens 10000, die letzteren auf 1000—1500 geſchätzt. Die Wälle haben 5—15′ Höhe, die von ihnen eingeſchloſſenen Plätze halten gewöhnlich 1—50 Acker, nicht ſelten 100—200, einzelne ſogar 5—600 Acker. Die tumuli ſind 6—30′, einzelne faſt 100′ hoch bei einem Umfange von einer halben engliſchen Meile, und werden auf einer Treppe oder in Schneckenwindung erſtiegen. Beide Arten von Bauten beſtehen aus Erde oder Stein, doch ſeltener aus letzterem, öfter aus beiden zuſammen, an Mauerwerk fehlt es aber ganz (Squier). Der berühmte Grave creek mound in Weſt-Virginien hat 70′ Höhe bei 837′ Umfang (Morton 221). Die tumuli bezeichnet Squier als Begräbniſſe, Altäre, Tempelberge, Obſervatorien u. dergl., doch iſt nur Erſteres ſtreng erwieſen, obgleich es ſicher ſcheint daß nicht alle dieſe Beſtimmung hatten und nicht unwahrſcheinlich iſt daß, wie ſo häufig vorkommt, auch hier die Stätten des Cultus zugleich die Gräber der vornehmen Todten waren. Manche derſelben beſtehen aus verſchiedenen Schichten oder Lagern von Erde, Kies, Gebeinen u. ſ. f., und dieſe namentlich hält Squier für Opferaltäre, da ſie nächſt Reſten von mancherlei verbrannten Gegenſtänden Fragmente von gebranntem Thon und insbeſondere „Feuerherde“ von dieſem Material in verſchiedener Größe beſitzen ſollen. Von Verbrennung der Leichen findet ſich nur ſelten eine Spur. Man darf dieſe Auffaſſung als wahrſcheinlich gelten laſſen, unzweifelhaft iſt ſie nicht, ſo lange nicht noch weit umfaſſendere Unterſuchungen dieſer Bauwerke angeſtellt ſind als bisher geſchehen iſt.

Im Staate New York kommen tumuli vor welche Vielen als gemeinſame Gräber dienten (Squier Antiqq. 96), während ſie anderwärts, wenn ſich in ihnen überhaupt Gebeine finden, immer nur ein einziges Skelet enthalten, obwohl es an großen allgemeinen Begräbnißplätzen auch ſonſt nicht fehlt; letztere ſind von bedeutender Größe in Tenneſſee, Miſſouri, Kentucky und anderen Gegenden des fernen Weſtens und beſtehen nach Squier's Beſchreibung aus einer Menge zuſammengehäufter kleiner ſteinerner Sarkophage, in die man nur

die Knochen der Todten niedergelegt zu haben ſcheint. Filson (36) ſchildert ſie in der Nähe von Lexington (Kentucky) einfacher ſo, daß auf einem Grunde von langen breiten Steinen die Leichen niedergelegt, durch Reihen ſenkrecht geſtellter Steine von einander getrennt und mit einer zweiten Lage horizontaler Steine bedeckt ſind, auf welcher wiederum Leichen liegen u. ſ. f. Die aus den tumulis gewonnenen Knochen zerfielen zum Theil augenblicklich an der Luft, ebenſo wie die in den Kalkſteinhöhlen von Kentucky gefundenen ſog. Mumien, die ihre Erhaltung jedoch nicht der Kunſt, ſondern der Natur verdanken: viele derſelben waren ganz mit Salpeter durchzogen (Mitchill in Archaeol. Am. I, 360 ff., Warden bei Dupaix II, 47). Bisweilen fand man in dieſen Höhlen Leichen die zunächſt in ein Stück grobes Zeug gewickelt waren, welches aus freier Hand, nicht auf dem Webſtuhle gemacht ſchien und einen Ueberzug von Federn hatte; die äußere Bedeckung beſtand aus einem eigenthümlichen Netzwerk oder aus Thierfellen (Atwater 132, 136, Mitchill a. a. O. 318). Die in den Höhlen gefundenen Skelete zeigen die bekannte kauernde Stellung welche Morton (244 f.) als ſehr allgemein gebräuchlich in ganz Amerika nachgewieſen hat; ſie iſt in der That vorzugsweiſe den Eingeborenen dieſes Erdtheils eigen und ſcheint in vorhiſtoriſcher Zeit in großer Ausdehnung geherrſcht zu haben, doch kommt ſie keineswegs durchgängig in den alten Gräbern vor (Atwater 134). Endlich hat man nicht ſelten Gruben entdeckt mit großen Haufen von menſchlichen Gebeinen. Dieſe letzteren laſſen ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit als die allgemeinen Begräbnißplätze der jetzigen Indianer bezeichnen, denn es iſt bekannt, namentlich aus Charlevoix, daß z. B. mehrere Irokeſenvölker dieſe Sitte des Begräbniſſes hatten, welche bei Gelegenheit ihres großen Todtenfeſtes alle 8 oder 10 Jahre in Anwendung kam. Ihre Todten zuſammen in einen kegelförmigen Hügel zu begraben war nach Bartram bei manchen ſüdlichen Völkern üblich, und noch neuerdings hat man bisweilen ſolche tumuli zum Zwecke eines Einzelbegräbniſſes von den Omaha, Oſagen, Natchez, Sioux errichtet gefunden (Squier Antiqq. 99 ff., 112). Ein alter Oſagenhäuptling erinnerte ſich daß er als Kind einen derſelben hatte entſtehen ſehen, man baute ihn um einen berühmten Krieger darin zu begraben und er wuchs und erhielt ſeine koniſche Form vorzüglich dadurch, daß vorüberziehende Indianer lange Zeit dafür ſorgten ihn immer um etwas

zu vergrößern (Featherstonaugh I, 287). Daraus ſcheint hervorzugehen daß dieſe Art von Denkmälern auf die Vorfahren der jetzigen Indianer, nicht auf eine von ihnen verſchiedene Raçe zurückzuführen iſt, wie man öfters behauptet hat, und daß die ſonſt übliche Begräbnißweiſe nur in ſpäterer Zeit allmälich außer Gebrauch gekommen iſt. Daß die tumuli bisweilen auch eine andere Beſtimmung hatten, wird ſich ſpäter zeigen.

Ein großer Theil der alten Bauten läßt ſich mit Sicherheit als Feſtungswerke betrachten. Im nördlichen Ohio, in Kentucky und Tenneſſee ſind dieſe die Mehrzahl. Ihre Lage und ganze Einrichtung zeigen dieß deutlich: wo Gräben auf der Außenſeite eines oder mehrerer Wälle geführt ſind, bleibt darüber kein Zweifel. Im Thale von Wyoming am Suſquehannah z. B. liegen ſolche Werke von elliptiſcher Form, nach der einen Seite 337', nach der anderen 272' im Durchmeſſer, ein Wall mit ſehr alten Eichen beſtanden und von einem Graben umgeben, leicht zwar erreichbar für Kähne auf dem Toby's Creek, ſonſt aber nur mit einem einzigen 12' weiten Zugang verſehen (Chapman 9). In Adams County (Ohio) findet ſich ein Wall von 1¾ engl. Meilen Länge mit einem 64' weiten Graben der an manchen Stellen durch feſtes Geſtein hindurchgearbeitet iſt; der erſtere iſt mit vier regelmäßigen Baſtionen befeſtigt und trug einen Baum von 600jährigem Alter. Ein Werk von ähnlicher Großartigkeit exiſtirt ſonſt nur noch an der Mündung des Großen Miami (Schoolcr. V, 661). Das nördlichſte Denkmal dieſer Art ſcheint ein Feſtungswerk in New Hampſhire zu ſein, das aus Mauern von Stein beſteht zwiſchen die eine Füllung von Erde geworfen iſt (Squier Antiqq. 145). Das hohe Alter vieler von dieſen Bauten ergiebt ſich zunächſt aus den Jahresringen der Bäume die auf ihnen ſtehen, und weiter aus der Bemerkung daß Feſtungswerke insbeſondere, um ihrem Zwecke zu entſprechen, zur Zeit ihrer Benutzung baumlos gehalten werden mußten. Die große Menge dieſer Art von Denkmälern läßt darauf ſchließen daß ſich die alte Bevölkerung in einem beſtändigen Kriegszuſtande befand und macht eine große Ausdehnung des Ackerbaues und eine friedliche höhere Cultur in alter Zeit unwahrſcheinlich, obwohl zu beachten iſt daß die Annahme einer gewiſſen Gleichförmigkeit des alten Culturzuſtandes in dieſen weiten Länderräumen ſich durch keinen poſitiven Grund unterſtützen läßt.

Bau und Anlage der Feſtungswerke ſprechen allerdings zum Theil für eine höhere Entwickelung der Kriegskunſt als man bei den Indianern der neueren Zeit gefunden hat, indeſſen hat ſich ſelbſt Squier, der thätigſte Forſcher auf dieſem Gebiete, welcher das Alter und die Urheber derſelben früher weit höher ſtellen zu dürfen glaubte, neuerdings durch die Thatſachen gezwungen geſehen ſeine Anſicht zu ändern, wenn er auch den Umfang nicht genau bezeichnet in welchem er dieß zu thun nöthig fand. Viele der ſogenannten alten Feſtungen die der Staat New York beſitzt, haben durch die in ihnen gefundenen Gegenſtände welche den jetzigen Indianern zugehörten, ihren neueren Urſprung ausgewieſen, und unterſcheiden ſich in ihrer ganzen Anlage durchaus nicht von denen welche von den Irokeſen und von vielen andern Indianervölkern im 17. Jahrhundert bis nach Florida hinab gebaut wurden (Squier Antiqq. 42, 53, 150): ihre Geſtalt iſt nicht geometriſch regelmäßig, ſondern richtet ſich nach der Natur des Terrains, ſie beſtehen aus Gräben und Wällen, welche einen Raum von 1—8 oder noch mehreren Ackern einſchließen und oben mit Paliſadenzäunen bekränzt waren, was mit Champlain's Beſchreibung eines Forts mit vier ſolchen Zäunen, mit Cartier's Angaben über Hochelaga an der Stelle des jetzigen Montreal (Ramusio ed. Ven. 1606 III, 380, de Laet II, 11), mit Hennepin's und Lafitau's (II, 3) Schilderung der verpaliſadirten Irokeſenſtädte nahe genug übereinſtimmt. Die Huronen hatten Dörfer die mit 8—9' hohen Paliſadenzäunen befeſtigt waren, hinter welchen ſich Galerieen mit aufgehäuften Steinen befanden; beſonders ſorgfältig wurden die Grenzorte durch Wälle und Gräben geſchützt (Sagard 115 f.). Aehnliche feſte Plätze die nicht blos im Beſitze der Indianer, ſondern höchſt wahrſcheinlich auch ihr Werk waren, fanden ſich an der Grenze der Pequots und Narraganſets und anderwärts in Neu England (Potter 24 note, 84 note), in Virginien (Kercheval XXVI) und ſonſt. Die Berichte über de Soto's Zug erzählen von einer Feſtung in Mobile aus dicht aneinanderſtehenden Balken die mit Querbalken und Schlingpflanzen befeſtigt waren; Mörtel füllte die Zwiſchenräume aus und alle 50 Schritte weit ſtand ein kleiner Thurm für 7—8 Menſchen. Aehnliche ſtarke Feſtungen waren Alibamo und Capaha (Herrera VII, 2, 1 und 5 f., vgl. auch Oviedo XVII, 26 und 28 über die Werke dieſer Art). Die Natchez warfen noch im J. 1728 einen Wall

auf zur Vertheidigung und ſchützten ſich gegen Ueberſchwemmungen durch entſprechende Bauten. Die Indianer der Neuzeit ſelbſt geſtehen zwar oft ihre Unwiſſenheit über den Urſprung jener Denkmäler, indeſſen wurde dem Miſſionar Kirkland von mehreren Seneca verſichert daß die alten Feſtungen in ihrem Lande von ihren Vorfahren ſelbſt vor 3—500 Jahren gebaut worden ſeien zur Vertheidigung gegen die weſtlicheren Völker, und auf Long Island begegnete man in Rückſicht der dortigen Werke denſelben Behauptungen der Eingeborenen (Collect. N. Y. Hist. Soc. II, 92, III, 327, Haven 48). Dieſe Traditionen die in größerer Anzahl vorkommen (Schoolcr. IV, 135) mit Gov. Cass (N. Am. Review 1826) als werthlos zu verwerfen liegt kein Grund vor, da ſie einen Gegenſtand betreffen über den die Eingeborenen ſehr wohl unterrichtet ſein konnten. Nach der Sage der Delawares bei Heckewelder (S. oben p. 21) fanden dieſe auf ihrer alten Wanderung die Alligewis im Beſitze von Vertheidigungsmitteln die den ihrigen überlegen waren. Dieß Alles deutet beſtimmt darauf hin daß die Feſtungswerke der Indianer in alter Zeit dieſelben waren wie ſpäterhin (vgl. M'Culloh 512 ff.), und wenn die alten Bauten auch hier und da eine höhere Kunſtfertigkeit zeigen als die Eingeborenen der Neuzeit bewieſen haben, ſo ergiebt ſich daraus noch keine Wahrſcheinlichkeit dafür daß ganz andere und höher gebildete Völker vor ihnen dieſe Länder inne gehabt hätten.

Allen größeren Bauten die ſich in Folge ihrer Geſtalt oder Lage nicht wohl für Feſtungen erklären laſſen, ſpricht Squier eine gottesdienſtliche Beſtimmung zu, und es mag dieß als nicht unwahrſcheinlich gelten, wenn man nicht vorzieht unſere Unwiſſenheit über dieſe Dinge einzugeſtehn. Völlig unberechtigt aber redet er von Sonnencultus und Menſchenopfern bei den Erbauern jener Denkmäler, den ſogen. mound-builders, da er immer noch daran feſthält daß dieſe eine völlig verſchollene, von den ſpäteren Indianern ganz verſchiedene Race geweſen ſeien, und in Folge davon für ihn jeder Grund hinwegfällt ſolche Analogieen zwiſchen beiden vorauszuſetzen. Die Parallelen mit den Tempelbauten und Gebräuchen bei Völkern der alten Welt verdienen ſelbſtverſtändlich keine Beachtung. Daß aber die Bevölkerung der Vorzeit mit der der Neuzeit vielmehr einen ganz unmittelbaren hiſtoriſchen Zuſammenhang hatte, insbeſondere mit den Völkern des Südoſtens der Vereinigten Staaten, wird aus mehreren älteren

Angaben wahrſcheinlich welche deren Bauwerke betreffen. In Anilco und wahrſcheinlich ähnlich in anderen Städten war zu de Soto's Zeit das Haus des Herrſchers auf einem künſtlich gemachten Hügel erbaut (Herrera VII, 7, 2, Garcilasso, Hist. de la conq. de la Floride I, 2, 27). Daß ähnliche Hügel bei den Creek in alter Zeit als Aſyle und zu anderen Zwecken des öffentlichen Lebens dienten, iſt mehrfach bemerkt worden. In der Mitte der Cherokee-Dörfer ſtand ein runder 20' hoher 30' dicker Thurm von Erde, das Rath- und Verſammlungshaus, in welchem Betten von Rohr rund umher ſtanden; der Eingang war klein und das Gebäude hatte keine Fenſter (Ramsey 169). Von ähnlicher Form ſcheint auch das von Timberlake (32) 1761 beſuchte Rathhaus geweſen zu ſein. Swan erzählt 1791 (bei Schoolcr. V, 262ff.) daß die Dörfer der Creek zu ſeiner Zeit aus 20—30 Häuſern beſtanden deren größte 150—200 Menſchen faßten. Jedes Dorf hatte einen öffentlichen Platz mit einem Viereck in der Mitte das an den Seiten 30' lang mit dreifach terraſſirten Logen umgeben war. Im Nordoſten deſſelben ſtand das warme Haus, eine vollſtändige Pyramide von ungefähr 25' Höhe bei gleich großem Durchmeſſer der Grundfläche, mit 6' hohen Mauern von Thon die ſich oben in eine Spitze vereinigten, im Innern eine breite runde Bank von Rohr und in der Mitte das Feuer; im Südweſten befand ſich der ſog. chunkeyard, der Platz für Verſammlungen Spiele und andere Feierlichkeiten. Nach einer Handſchrift Bartram's wird dieſer von Squier (Antiqq. 230, 240) als ein großes Viereck beſchrieben das von terraſſenförmigen Erhöhungen umgeben iſt, in ſeiner Mitte eine kleine Pyramide, auf einer Seite einen künſtlichen runden Hügel und auf der anderen eine Terraſſe hat. Die Anordnung dieſer Bauten ſoll ſich ſpäter etwas geändert haben, obwohl ſie im Weſentlichen dieſelbe blieb, und die Cherokee hatten ähnliche Bauwerke (Payne Ms.): es liegt alſo kein Grund vor den Urſprung der Denkmäler einer anderen Raçe als der der ſpäteren Bewohner des Landes zuzuſchreiben, denn jene ſind den Bauten der letzteren ähnlich genug. Daß ihre Erbauer auf einer höheren Stufe der Cultur ſtanden und von dieſer in neuerer Zeit herabgeſunken iſt, bleibt unter dieſen Umſtänden die einfachſte und wahrſcheinlichſte Annahme.

Dieſe Anſicht erhält eine weitere Beſtätigung, wenn wir die Gegenſtände näher in's Auge faſſen welche durch die Ausgrabungen zu

Tage gefördert worden sind. Die berühmten Alterthümer der Grabhügel von Marietta, der Silberschmuck und das angeblich dort gefundene Eisen, datiren wohl sicherlich nicht aus der Zeit vor Columbus. Silber hat sich nur in geringer Menge gefunden, namentlich als Schmuck in Virginien, dagegen war Kupfer fast allerwärts in Gebrauch, in Neu England, New York, Virginien, Carolina und Florida (Nachweisungen darüber bei Squier Antiqq. 267—286), doch wurde es meist wohl nicht geschmolzen, sondern gediegen vorgefunden und in kaltem Zustande bearbeitet. Die Kunst des Legirens und Löthens scheint unbekannt gewesen zu sein. Aus Kupfer wurden Schmucksachen verschiedener Art, Aexte und Meisel, seltener Werkzeuge anderer Art hergestellt. Pater Allouez erzählt von Kupfer das er bei den Illinois und Otlawas gesehen (Marquette 139), obwohl er über den Gebrauch den sie von diesem Metalle machten, leider kein Wort verliert. Verazzano (1524) spricht von Kupferschmuck, in dessen Besitz die Eingeborenen unter 41½° an der Küste waren (Ramusio ed. Venet. 1606, III, fol. 349). In Cofachiqui fand de Soto außer vielen Perlen namentlich kupferne Lanzenspitzen und Aexte (Herrera VII, 1, 15). Cabeza de Vaca (540) berichtet von einer großen dicken kupfernen Schelle auf welcher ein Gesicht zu sehen war; sie wurde weiter im Innern vom Lande der Apalachen gefunden, und wohl nur als Folgerung fügt er hinzu daß dort gegossene Metallarbeiten gemacht werden sollten; indessen hat sich, obwohl als unicum, auch eine Axt von gegossenem Kupfer gefunden (Squier Antiqq. 122). Läßt sich hiernach noch nicht mit Sicherheit behaupten daß die Indianer Metalle zu gießen verstanden, so ist doch gewiß daß sie im 16. Jahrhundert noch kupferne Geräthe in nicht unerheblicher Anzahl besaßen, ähnlich denen welche neuerdings unter der Erde gefunden worden sind (vgl. Warden bei Dupaix II, 57). Gewonnen wurde das Kupfer in dem Becken des Oberen See's auf Isle Royal und am Onontagon-Fluß, wo sich alte Gruben befinden die 4—5', bisweilen selbst 20—30' tief sind und sich 2 engl. Meilen weit erstrecken. Man hat vermuthet, daß ihr Betrieb etwa 500 Jahre lang fortgesetzt und schon vor 1000 oder mehreren Jahren (?) ganz eingestellt worden sei (Schoolcr. I, 85, V, 110, 396). Wahrscheinlich geschah er so, daß das Gestein durch angemachtes Feuer calcinirt und nach Aufgießung von Wasser mit Schlägeln von Quarz, Granit u. dergl. losgearbeitet

wurde. Hämmer aus Grünſtein oder Prophyrkieſel die man jetzt häufig noch in jenen Gruben findet, wurden wohl vorzüglich benutzt (Wagner und Sch. II, 296). Die Werkzeuge mit denen man hier arbeitete, waren nicht beſſer als die der Indianer an der Küſte des atlantiſchen Meeres. Nächſt Kupfer und Silber — letzteres wahrſcheinlich auch aus der Gegend des Oberen See's — haben ſich Bleiglanz und große Mengen von Glimmer gefunden, welche aus den Alleghanies herſtammen mögen.

Die antiken Kunſtprodukte welche man entdeckt hat, weiſen zum Theil entſchieden auf einen höheren Stand der Künſte und Kenntniſſe hin als man bei den Eingeborenen der Neuzeit zu finden gewohnt iſt, doch hat ſchon Schoolcraft, der die Vorfahren der letzteren für ihre Urheber hält, ſehr richtig auf den ſchnellen Verfall hingewieſen, von welchem alle einheimiſche induſtrielle Thätigkeit in Folge der Einführung zweckmäßigerer Werkzeuge, Geſchirre, Kleider u. ſ. f. durch die Weißen, betroffen werden mußte. Indeſſen läßt ſich aus dieſem Umſtande wohl nur die Zunahme und Vollendung, nicht der Beginn des Verfalles erklären, der bei Ankunft der Europäer vielleicht in Folge lange fortgeſetzter verheerender Kriege, ohne Zweifel ſchon ſehr weit fortgeſchritten war. Schoolcraft denkt daher an eine große Völkerbewegung welche durch die Einwanderung der aztekiſchen Völker nach Mexico im 12. und 13. Jahrh. veranlaßt worden ſein möge.

Die gewöhnlichſten Gegenſtände die zu Tage kommen, ſind Aexte und Pfeilſpitzen von Stein, letztere beſonders von Quarz und Hornſtein, erſtere öfters mit einer langen Grube verſehen, mit welcher man ſie häufig in ein geſpaltenes Baumſtämmchen einklemmte ſo daß die Grube allmälich feſt überwachſen wurde (Belknap III, 64); dann Fragmente von Irdengeſchirr aus reinem Thon oder mit beigemiſchtem Quarz, Kieſel oder Glimmer, von vortrefflicher Qualität, ohne Drehſcheibe, nur mit der Hand gebildet und ſtets ohne Glaſur, doch weit beſſer als die Töpferarbeit der ſpäteren Zeit; die Zierrathen daran ſind oft von großer Regelmäßigkeit (Schooler. III, 75 ff.). Meiſel, Mörſer, Keſſel von Stein und eine große Menge von ſteinernen Bildwerken, namentlich Thiergeſtalten der verſchiedenſten Art, auch mancherlei Vögel, immer etwas derb, aber meiſt in ziemlich richtigen Verhältniſſen, mit ihren charakteriſtiſchen Stellungen und treffenden Andeutungen ihrer Lebensgewohnheiten, treue Kopieen der Natur die

einen gewissen Geschmack zeigen, sehr gut polirt sind und weit über dem stehen was die Indianer der neueren Zeit selbst mit europäischem Werkzeug herzustellen vermögen. Squier glaubt unter ihnen einige nur den Tropen angehörige Thiere, wie z. B. den Lamantin, zu erkennen; da wir indessen nicht wissen ob diese Figuren der Natur unmittelbar nachgebildet sind — vielleicht stellen sie zum Theil phantastische mythologische Wesen dar — ist eine solche Folgerung sehr gewagt. Thierköpfe haben häufig als Pfeifen gedient; auch Menschenköpfe mit tättowirten Linien im Gesichte fanden diese Verwendung. Viele dieser Skulpturen sind aus Porphyr, andere aus einem Materiale das dem „rothen Pfeifenstein" von Coteau des prairies im Westen des St. Peter's R. sehr ähnlich ist. Menschenköpfe u. dergl. von gebranntem Thone sind seltener. Auch ganze Figuren und Masken kommen vor: eine kleine menschliche Figur wurde z. B. in einem tumulus bei Nashville (Tennessee), eine andere in Natchez gefunden, am Cany, einem Zuflusse des Cumberland, eine Vase deren Fuß von drei Menschenköpfen gebildet wird (Warden bei Dupaix II, 45 f.). Ob jene Figuren und welche von ihnen als Götzenbilder anzusehen sind, ist ungewiß. Ferner haben sich mancherlei Werkzeuge aus Thierknochen gefunden, Vogelklauen, Zähne von Alligatoren und anderen Thieren, kleine Spiegel von Marienglas, Perlen die aus Muschelschalen geschliffen, ganz dem bei den Indianern gebräuchlichen Wampum glichen, und kleine diskusförmige, zum Theil durchbohrte Steine wie sie unter den skandinavischen Alterthümern öfter vorkommen. Daß die natürlichen Mumien der Höhlen von Kentucky in Zeug, einen hanfähnlichen Stoff, gewickelt waren, ist schon früher erwähnt worden.

Vorzüglich interessant sind die Alterthümer welche auf einen ausgedehnten Handelsverkehr hinzuweisen scheinen. Zu ihnen gehören im Binnenlande ausgegrabene Haifischzähne, Seemuscheln und Perlen, dann Pfeilspitzen und besonders Messer von Obsidian, die weit im Norden, in den tumulis am Ontario-See gefunden, einen mexicanischen Ursprung vermuthen lassen, da dem Gebiete der Vereinigten Staaten dieses Mineral fremd sein soll.* Daß ihre Form, welche vorzugsweise durch die Structur des Gesteines selbst gegeben ist, da sie in Mexico

* Auch neuerdings finden sich solche Pfeilspitzen vielfach bei den Völkern westlich und östlich vom Felsengebirge, namentlich den Apachen (Bartlett II, 50).

ganz einfach nur durch einen geschickten Schlag hervorgebracht wird, mit der mexicanischen übereinstimmt, ist von keinem Gewichte; dieselbe aus gleichem Grunde unwichtige Uebereinstimmung zeigen die Feuersteinmesser welche Say gefunden hat (Prinz Max. c, I, 184). In den Thälern der Flüsse die sich in den mexicanischen Meerbusen ergießen, kommen Fragmente von Götzenbildern vor, die mit mexicanischen Idolen identisch sein sollen (Featherstonaugh I, 187, 196). Ein Stein der unterhalb Wheeling entdeckt wurde, trug genau das Zeichen, mit dem das Vieh in Mexico gezeichnet zu werden pflegte, und in einer Höhle von Kentucky fand sich der Kopf eines mexicanischen Schweines (Atwater 145). Die abgestumpften Pyramiden sind den Bauten des alten Mexico vollkommen analog — und doch führt dieß Alles nicht weiter als bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit eines alten Verkehres dieser Länder mit Mexico, in welchem (wie Schoolcraft IV, 144 vermuthet) die Eingeborenen vielleicht das von ihnen gegrabene und verarbeitete Kupfer umsetzten.

Daß die Erbauer der alten Denkmäler auf einer wesentlich höheren Stufe der Cultur standen als die Indianer der neueren Zeit, deren Stammverwandtschaft zu jenen aber dadurch noch nicht unwahrscheinlich wird, unterliegt nach dem Vorstehenden wohl keinem begründeten Zweifel. Die weit ausgedehnten Gartenbeete oder eigenthümlich behandelten Felder die man im Südwesten von Michigan und Indiana sieht (Schoolcr. I, 54) und die alte Heerstraße von 50 Yards Breite am St. John's Fluß in Florida (Bartram 101), liefern für Ersteres vorzüglich wichtige Zeugnisse, die dazu beitragen mögen uns der Annahme geneigt zu machen, daß eine dichte Ackerbaubevölkerung in vorhistorischer Zeit diese Länder bewohnte. Daß diese Cultur ein Ausläufer der toltekischen in Mexico war (Schooler. IV, 147), ist eine statthafte, aber gewagte Vermuthung. Die vorliegenden Thatsachen sind zu schwach um diese Folgerung tragen zu können, für welche die Linguistik mit keinem Grunde einzutreten vermag. Die Unfähigkeit der Eingeborenen zu höherer Cultur welche man aus dem Charakter der amerikanischen Sprachen und dem Mangel abstracter Wörter in ihnen hat ableiten wollen (Olshausen I, 316) wird nächst den vorstehenden, noch durch viele andere Thatsachen und durch das Beispiel Mexico's factisch widerlegt.

Aus den physischen Eigenthümlichkeiten jener alten Bewohner des

Landes ihr Verhältniß zu der späteren Bevölkerung zu bestimmen, ist noch nicht mit Sicherheit gelungen. Früher hielt man sie allgemein für eine den Indianern der Neuzeit gänzlich fremde Raçe: die Skelete der tumuli sind (nach Assal 37 und Atwater 116) kurz und dick, selten über 5′ groß, von kurzem breiten Gesicht, sehr großen Augenhöhlen und breitem Kinn, niedriger Stirn und ziemlich hohen Backenknochen — Angaben die sich indessen recht wohl auf manche Indianervölker beziehen lassen würden. Dagegen hat Warren (Am. Journal of sc. XXXIV. 47) Schädel aus alten Gräbern im Nordwesten der Vereinigten Staaten beschrieben, welche er den peruanischen ähnlich fand; sie zeigen breitere und erhobenere Stirn als die der Indianer, kleine regelmäßig geformte Augenhöhlen, weniger vorstehenden Unterkiefer und unregelmäßig abgeplattetes Hinterhaupt, woraus denn Delafield (16) sogleich zu schließen bereit ist daß jene Urbewohner der Vereinigten Staaten später über Mexico nach Peru gezogen seien! Nach Morton (229) gehören die aus den tumulis stammenden Schädel offenbar der amerikanischen Raçe und zwar wahrscheinlich „dem toltekischen Zweige" derselben: Ersteres findet sich durch die beigegebenen Abbildungen bestätigt, Letzterem widersprechen die (p. 259) gegebenen Maaße ziemlich bestimmt, denn die drei Schädel ohne künstliche Deformation, welche allein in Betracht kommen können, stimmen in ihren Verhältnissen am nächsten mit mehreren Schädeln der jetzigen Indianer zusammen. Ebenso ist es wenigstens bemerkenswerth, wenn auch nicht beweisend, daß ein ausgegrabener Kopf von rothem Pfeifenthon ganz die Raçeneigenthümlichkeit der späteren Indianer darstellt (Squier). Auf wie lockerem Boden indessen alle Versuche stehen etwas Bestimmtes über jene Urbevölkerung zu ermitteln, werden wir inne, wenn wir hören daß nach Squier überhaupt nur ein unzweifelhaft antiker Schädel gefunden worden ist im Thale des Scioto 4 miles unterhalb Chillicothe, der Morton's toltekischer Raçe angehöre (Nott and Gliddon a. a. O. 291) — Grund genug sich aller Speculationen über die Anzahl der verschiedenen Raçen in vorhistorischer Zeit, über ihre Verfassung Regierungsform und Religion zu enthalten, zumal da es bis jetzt nicht möglich gewesen ist die amerikanischen Alterthümer mit einiger Sicherheit nach verschiedenen Zeitaltern zu sondern.

## IV. Culturhiſtoriſche Schilderung.

Um ein treues Bild der nordamerikaniſchen Indianer zu entwerfen, das uns in den Stand ſetze ihre Fähigkeiten und Leiſtungen richtig zu würdigen, müßte es uns geſtattet ſein in die Zeit vor der Ankunft der Europäer zurückzuſchauen; denn ſeitdem ſind weſentliche Veränderungen mit ihnen vorgegangen, und zwar ſind die öſtlichſten Völker, namentlich Algonkins und Irokeſen, am weiteſten aus ihrem urſprünglichen Zuſtand herausgetreten und am ſchnellſten geſunken, aber auch den Europäern am beſten bekannt geworden, während die weſtlicheren länger auf ihrer früheren Stufe verharrt und zugleich unbekannter geblieben ſind: von jenen liegen genaue Berichte ſeit dem Anfang des 17. Jahrh., von dieſen meiſt nur aus neuerer und neueſter Zeit vor. Dieſe Verhältniſſe muß man bei einer zuſammenfaſſenden Schilderung der Völker, wie wir ſie hier zu geben verſuchen wollen, ſtets vor Augen behalten um in keine unſtatthaften Verallgemeinerungen zu verfallen und keine Verwechſelungen der Zeiten und Völker zu begehen.

1. Die mangelhafte Ausſtattung Amerika's mit einheimiſchen Cerealien und mit größeren zur Zucht geeigneten Thieren hat ohne Zweifel einen ſehr bedeutenden Druck auf die Entwickelung ſeiner Bewohner ausgeübt. Die erſteren beſchränken ſich, abgeſehen von der zweifelhaften Exiſtenz des Roggens vor Ankunft der Spanier in Chile (Molina), auf den Mais, gewöhnlich corn ſchlechthin genannt, der dieſem Erdtheile eigenthümlich iſt. Neben ihm können in den Ländern mit welchen wir uns gegenwärtig beſchäftigen, als Subſiſtenzmittel nur noch einige Arten von Bohnen und Kürbiſſen in Betracht kommen. Daher führte der Landbau, obgleich er nicht leicht ganz vernachläſſigt wurde, hier meiſt nicht zu feſtſäſſiger Lebensweiſe, ſondern blieb gewöhnlich in Verbindung mit Jagd und Fiſcherei und feſſelte nur in geringem Maaße an den Boden. Nach Gallatin's zuverläſſiger Unterſuchung welche mit größerem Aufwand als nöthig den Landbau als einheimiſch bei den Indianern bewieſen hat, bauten Mais im Oſten des Miſſiſſippi alle Völker vom mexicaniſchen Meerbuſen bis zu den großen Seen, Landbau fehlte nur im Norden von Wisconſin und im Norden des Kennebec, in Maine Neu Braunſchweig und N. Scotia, während ihn einige Völker von Neu England, die Irokeſen

und namentlich die südlichen Stämme unter allen in der größten Ausdehnung trieben; im Westen des Mississippi verbreitete er sich nur über die in festen Dörfern angesiedelten Riccarra, Mandan und Menitarri, die Osagen und drei Stämme der südlichen Sioux, die Pawni, Caddo und einige Indianer am Red River. Brackenridge (96) fügt hierzu noch die Omaha und Ponca und die sämmtlichen Völker an der südwestlichen Seite des Missouri. Wo Landbau fehlte, waren die Indianer in den dichten Wäldern hauptsächlich Rehjäger (das elk ist der cervus canadensis, der amerikanische Rothhirsch), in den Prärieen lebten sie von der Büffeljagd, doch war der Büffel (oder richtiger Bison) in alter Zeit auch auf der Ostseite des Mississippi heimisch, namentlich im südlichen Wisconsin und Michigan, am Erie See und in Kentucky bis zu den Alleghanies (Schoolcr. IV, 92). Der sog. wilde Reis oder die wilde Gerste (sizania aquatica) im Nordwesten der großen Prärieen ein wichtiges Nahrungsmittel, wurde nicht angebaut, sondern nur ausgeklopft wo er von selbst wuchs. Sein Gebiet erstreckt sich vom Südwest-Ende des Michigan Sees bis gegen den Lake of the Woods hinauf (Morse App. 30); er gedeiht zwischen 31° und 50° n. B. vom atlantischen Meere bis zu den Quellen von S. Peter's R. (Keating II, 107).

Neben dem Mais als der hauptsächlichsten Nahrungspflanze werden in der Regel zur Aushülfe noch mehrere Varietäten von Bohnen und Kürbissen gebaut, welche mit denen des Maises von Pr. Maximilian (e, II, 124) näher angegeben worden sind, nächstdem Erbsen, Wassermelonen, Pfirsiche, Sonnenblumen, Pataten, Citronen (letztere wenigstens in neuerer Zeit z. B. bei den Menitarie, Osagen und Pawni — de Smet 261, Pike II, 273 ff.) und sehr allgemein Tabak. Eine Zusammenstellung der alten Zeugnisse über den Landbau der Eingeborenen findet man bei Halkett 325 ff. Daß er beträchtlich war, geht aus vielen Angaben hervor. Hudson sah auf seiner ersten Fahrt (1609) bei einem Dorfe am Hudson eine Menge von Mais und Bohnen die zu drei Schiffsladungen hingereicht haben würde. Die Irokesenstadt Hochelaga lag inmitten angebauter Felder die Mais, Bohnen, Melonen und „viele andere Früchte" trugen (Cartier bei Ramusio a. a. O.). Auch in späterer Zeit bauten die Irokesen immer weit mehr Frucht als sie für ein Jahr allein bedurften; Graf Frontenac fand 1696 bei ihnen Maisfelder von 1½—2 lieues

## IV. Culturhiſtoriſche Schilderung.

Um ein treues Bild der nordamerikaniſchen Indianer zu entwerfen, das uns in den Stand ſetze ihre Fähigkeiten und Leiſtungen richtig zu würdigen, müßte es uns geſtattet ſein in die Zeit vor der Ankunft der Europäer zurückzuſchauen; denn ſeitdem ſind weſentliche Veränderungen mit ihnen vorgegangen, und zwar ſind die öſtlichſten Völker, namentlich Algonkins und Irokeſen, am weiteſten aus ihrem urſprünglichen Zuſtand herausgetreten und am ſchnellſten geſunken, aber auch den Europäern am beſten bekannt geworden, während die weſtlicheren länger auf ihrer früheren Stufe verharrt und zugleich unbekannter geblieben ſind: von jenen liegen genaue Berichte ſeit dem Anfang des 17. Jahrh., von dieſen meiſt nur aus neuerer und neueſter Zeit vor. Dieſe Verhältniſſe muß man bei einer zuſammenfaſſenden Schilderung der Völker, wie wir ſie hier zu geben verſuchen wollen, ſtets vor Augen behalten um in keine unſtatthaften Verallgemeinerungen zu verfallen und keine Verwechſelungen der Zeiten und Völker zu begehen.

1. Die mangelhafte Ausſtattung Amerika's mit einheimiſchen Cerealien und mit größeren zur Zucht geeigneten Thieren hat ohne Zweifel einen ſehr bedeutenden Druck auf die Entwickelung ſeiner Bewohner ausgeübt. Die erſteren beſchränken ſich, abgeſehen von der zweifelhaften Exiſtenz des Roggens vor Ankunft der Spanier in Chile (Molina), auf den Mais, gewöhnlich corn ſchlechthin genannt, der dieſem Erdtheile eigenthümlich iſt. Neben ihm können in den Ländern mit welchen wir uns gegenwärtig beſchäftigen, als Subſiſtenzmittel nur noch einige Arten von Bohnen und Kürbiſſen in Betracht kommen. Daher führte der Landbau, obgleich er nicht leicht ganz vernachläſſigt wurde, hier meiſt nicht zu feſtſäſſiger Lebensweiſe, ſondern blieb gewöhnlich in Verbindung mit Jagd und Fiſcherei und feſſelte nur in geringem Maaße an den Boden. Nach Gallatin's zuverläſſiger Unterſuchung welche mit größerem Aufwand als nöthig den Landbau als einheimiſch bei den Indianern bewieſen hat, bauten Mais im Oſten des Miſſiſſippi alle Völker vom mexicaniſchen Meerbuſen bis zu den großen Seen, Landbau fehlte nur im Norden von Wisconſin und im Norden des Kennebec, in Maine Neu Braunſchweig und N. Scotia, während ihn einige Völker von Neu England, die Irokeſen

mehr der, daß muthwillige Verwüſtung der Gaben des großen Geiſtes, insbeſondere des Maiſes, ſeinen Zorn errege. Dieß ſcheint zu aller Zeit die Anſicht des unverdorbenen Theiles der meiſt tief religiöſen Indianer geweſen zu ſein, in Rückſicht des Jagdwildes wie der Ernte, die nur in Feindesland nach Kräften zerſtört wurde (Keating I. 395, Hunter 275), und wenn es hier und da anders iſt, wie bei manchen der armſeligen und rohen Völker des Nordens (Hearne 120) oder neuerdings bei vielen anders geworden iſt, ſo darf man dieß wohl vorzüglich als eine Folge ihres moraliſchen Verſinkens betrachten. Allerdings herrſcht bei Feſtlichkeiten gewöhnlich die thörichtſte Verſchwendung, ſie iſt Sitte, durch Gaſtfreundſchaft und Pietät geboten, zugleich wie bei uns eine Sache der Eitelkeit und eine willkommene Gelegenheit zur Prahlerei, aber zweckloſe Verwüſtung der Vorräthe oder der Leichtſinn gar keine zu ſammeln, wie er in früherer Zeit allerdings den Anwohnern des Oberen Sees zugeſchrieben wird (de Laet II, 12), lag ſonſt keineswegs im Charakter der Indianer, ſondern kam nur ſelten vor. Sie gingen meiſt mit ihren Vorräthen ſparſam um, wie dieß z. B. noch Pike (II, 273) von den Oſagen bemerkt; ſpäter freilich wurde dieß anders, denn zu der allgemeinen Desorganiſation der Geſellſchaft kam bei ihnen häufig noch der Umſtand, daß ſie ſich für den Fall der Noth auf die Unterſtützung von Seiten der Regierung der Vereinigten Staaten verließen (ſo die Dakota nach Keating I, 439, und viele andere).

Man bewahrte die Maisvorräthe am gewöhnlichſten in den ſog. caches unter der Erde auf, wo man ſie zwiſchen Matten aufſchüttete und ſorgfältig wieder bedeckte. Der Mais wurde auf verſchiedene Weiſe zubereitet, in Waſſer gekocht oder geröſtet, dann im Mörſer geſtoßen, aus freier Hand oder mit einer an einem Baumzweige aufgehängten Keule (Abbildung bei Schoolcr. IV, pl. 21), anderwärts zwiſchen zwei Steinen zerrieben (Memoirs Hist. Soc. Pennsylv. III, 121); mit etwas Fett gemiſcht wurde das Mehl zu Kugeln geballt oder in Kuchen geformt und ſo gegeſſen. Zu den Kuchen aus Maismehl oder Bohnen kam als Zukoſt getrockneter Fiſch u. dergl. (de Laet II, 13 nach Champlain). Ein Beutel mit geröſtetem Maismehl war der gewöhnliche Reiſeproviant (Young a, 187 note). Carver rühmt die Mäßigkeit welche die Sioux, Sauk und Füchſe, Chippeway, Winibeg im Eſſen und Trinken beobachteten, und gewiß

iſt dieſe in älterer Zeit weit größer und allgemeiner geweſen als ſpäterhin. Die Eingeborenen von Florida pflegten erſt nach Sonnenuntergang zu eſſen und ſich vor dem Eſſen das Geſicht zu waſchen (Laudonnière 28), ſonſt iſt ſolche Reinlichkeit ſelten. Mahlzeiten zu beſtimmten Stunden wurden nicht leicht eingehalten, man aß ſo lange der Appetit und der Vorrath reichte, bei manchen der ſüdlichen Völker wurden neuerdings ſogar Brechmittel angewendet um das Eſſen fortſetzen zu können (Catlin). Indeſſen aß man immer nur mäßig ſowohl vor als nach den Faſten, die allen wichtigeren Unternehmungen, namentlich dem Kriege und der Jagd vorausgingen, um durch ſie die Geiſter ſich geneigt zu machen und im Traume von ihnen mitgetheilt zu erhalten, wo der Feind oder das Wild ſich aufhalte und in welcher Anzahl (Carver 247, Nuttall 182, Keating I, 94). Das Fleiſch wird von den meiſten gekocht oder getrocknet, von manchen auch roh gegeſſen. Die Natchez genoſſen weder vegetabiliſche noch animaliſche Nahrung roh, ſondern pflegten Alles ſogar zu ſtark zu kochen (Adair 412).

Das einzige Getränk der Völker von Neu England und von Pennſylvanien, der Huronen und vieler anderen war Waſſer (Hutchinson I, 413, Mem. Hist. Soc. Pennsylv. III, 122, Sagard 146), auch in Virginien kannte man kein berauſchendes Getränk (Strachey 74), was Garcilasso mit Unrecht auch von Florida behauptet, da Cabeza de Vaca (537) das Gegentheil verſichert und ſogar von herrſchender Trunkſucht ſpricht. Den Aufguß welchen man in Florida von den Knospen und jungen Trieben der heilig gehaltenen Cassine yapon „des geliebten Baumes“ bereitete (Bartram 348, Bossu bei Fabri II, 131), ſoll indeſſen keinen Rauſch erzeugen, außer dieſem aber bereitete man auch Getränke aus Palmfrüchten (Lafitau II, 125). Die Clamcoeten unweit der Mündung des Colorado von Texas ſtellten ein berauſchendes Getränk aus einer Art von Bohnen her (Charlevoix 315). Nach Coreal (I, 37) wäre der Genuß von Spirituoſen in Florida nur den Königen erlaubt geweſen. Im Norden gab es bei den Chippeways (Chepewyans? — dieſe zeigten ſich auch ſpäter dem Trunke nicht ergeben nach Mackenzie, Dunn 102) zwar ein Schwindel erregendes Getränk das von einer den Heidelbeeren ähnlichen Pflanze gewonnen wurde, es war aber nur von mediciniſchem Gebrauche. Den Ottawa lieferte der Saft des

Ahorns einen Zuckertrank, die Chippeway Potowatomi und Irokesen kochten den Saft des Zuckerahorns zu Zucker ein und mehrere nördliche Völker benutzten zu demselben Zwecke den Saft der Birke (Rogers, M'Culloh 77, Keating I, 439, Morgan 369), aber es scheint nicht daß berauschende Getränke aus dem Zucker von ihnen bereitet wurden.

Man kennt die Verwüstungen welche in späterer Zeit der Trunk unter den Indianern angerichtet hat, und ist oft so weit gegangen ihnen einen unwiderstehlichen Hang zu demselben zuzuschreiben. Im Gegentheil ergiebt sich aus vielen Zeugnissen daß es vielmehr fast überall erhebliche Mühe gekostet hat ihn einzuführen. Die Nordindianer und Chepewyans machten sich noch neuerdings nicht viel aus Branntwein und die Eingeborenen an der Hudsonsbai mochten ihn wenigstens niemals zu hohen Preisen kaufen (Hearne 237). Auch die Navajos sind dem Trunke nicht ergeben (Backus bei Schoolcr. IV, 214). Bei den Kansas und Pani war noch 1820 Trunkenheit selten und verspottet (Say bei James I, 125, 265) und Major Long zweifelt mit Recht (ebend. II, 374) ob sich den Indianern eine große natürliche Begierde nach Spirituosen zuschreiben lasse. Außer den Missionären, den Bischöfen von Quebec und manchen Kolonisten haben auch die Indianer von Canada in früherer Zeit öfters gegen den Branntweinhandel protestirt, der französische Gouverneur hielt ihn aufrecht (1661, Brasseur I, 97). Die Eingeborenen am Delaware haben schon um 1670 ernstlich gebeten diesen Handel einzustellen, dasselbe ist häufig und von Seiten vieler Völker von Neu England geschehen, sie haben die Zufuhr von Spirituosen zu hindern gestrebt (Gordon 31, Elliot II, 84, Halkett 201), aber vergebens, der Handel war für die Weißen zu gewinnreich. Allerdings wurde er 1633 in Neu England verboten, ebenso unter W. Penn, in Pennsylvanien und Connecticut bedrohte man ihn mit Strafen, aber ohne Erfolg (Drake a, 155, Young 190, Gordon 82, Halkett 190, Memoirs H. S. Penns. III, 2, 206). „Schickt euren Wein und Branntwein ins Gefängniß", sagte ein Indianer, „diese, nicht wir richten das Unglück an das geschieht" (Le Jeune, Rel. de la Nouv. France 1633, p. 156). Dieser Ansicht gemäß, daß im Getränke selbst der Geist wohnt welcher in den Berauschten fährt, aus ihm spricht und durch ihn handelt, blieben Beleidigungen und Verbrechen die im Trunke

begangen wurden unbestraft, da sie dem Thäter nicht zugerechnet werden konnten, und daher kam es daß Einzelne sich bisweilen in der Absicht berauschten um an ihren Feinden ungestraft Rache nehmen zu können (Lawson 200, Timberlake 53, la Potherie IV, 79). In Nord Carolina, wo vor der Ankunft der Weißen Trunksucht ebenfalls unbekannt war, ging es ebenso wie anderwärts: ein Vertrag der die Einführung des Rums verbot, wurde geschlossen, blieb aber unausgeführt (Lawson 202). Die Cherokee hatten keine geistigen Getränke außer dem von den Weißen ihnen zugebrachten Branntwein (Timberlake 35), wie sie suchten auch die Muskoge Choctaw und Chickasaw diesen fern zu halten, sie haben ihn den Händlern öfters weggegossen und es war lange Zeit hindurch immer der erste Artikel ihrer Verträge mit den Weißen, daß die Einfuhr desselben verboten bliebe (Bartram). In Nordwestamerika verschmähten in früherer Zeit die Koluschen (Sitka) den Branntwein (Marchand I, 246). In Folge eines Vertrages zwischen der russischen Regierung und der Hudsonsbai-Gesellschaft (1842) soll der Handel mit demselben in jenen Gegenden neuerdings aufhören (G. Simpson II, 206). Es bleibt nur übrig zu gestehen daß die Indianer sehr geringe Schuld haben und daß es der ganzen Energie der gewissenlosen Händler bedurft hat um sie durch Trunk zu ruiniren.

Sehr allgemein verbreitet als narkotisches Mittel und zugleich beim Cultus von wichtiger Anwendung war der Tabak. Bei den Abenaki z. B. und in Süd Carolina rauchten Männer und Weiber fast beständig (Lettres édif. I, 676, Lawson 30), bei anderen Völkern meist nur die Männer. Hudson fand 1609 nördlich von Cap Cod Tabakspfeifen von Thon mit kupfernem Rohre in Gebrauch (Coll. N. Y. Hist. Soc. I, 122). Das häufigste und am meisten in Ehren stehende Material derselben war das des Rothenpfeifensteinbruchs in der Mitte des Weges vom oberen Mississippi zum Missouri, eines heiligen Platzes an welchem einst der große Geist zu seinen Kindern geredet hatte, doch gab es auch noch andere Brüche deren Steine zu Pfeifen verarbeitet wurden (Kohl II, 82). In Neu England wurde meist nicht reiner Tabak geraucht, sondern eine Mischung von Tabak mit anderen Blättern oder Baumrinde, und Lawson (173) giebt an daß sowohl die Pflanze als auch die Zubereitung der Blätter welche in Nord Carolina geraucht wurden, von unserem Tabak verschieden waren. Der

Rauch wurde zum Theil hinuntergeſchluckt um den Effect des Rauchens zu erhöhen. Die Chepewyans im Norden und die Dakota im Weſten ſollen den Gebrauch des Tabaks in alter Zeit nicht gekannt, ſondern erſt durch die Händler kennen gelernt haben (Mackenzie, Schoolcraft III, 244), doch bauten alle Indianervölker in der Nähe des Felſengebirges nach Pr. Maximilian (c, II, 122) eine Art der nicotiana.

Salz zu gewinnen bemühten ſich die meiſten Völker gar nicht; die von New Hampſhire hatten überhaupt keines (Belknap III, 69), und die großen Vorräthe welche die Prärieen darboten, blieben faſt unbenutzt und wurden nur ausnahmsweiſe in Gebrauch genommen (Keating I, 116, Pr. Max. c, II, 127); anders war es bei einigen ſüdlichen Völkern, denn wir hören von einem Kriege der 1690 zwiſchen den Nachitoches und Taenſas um Salz geführt wurde (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 334).

Die Jagd und den Fiſchfang der Indianer, welchen letzteren Kohl (II, 142) neuerdings ſehr gut geſchildert hat, wollen wir nicht ausführlich beſchreiben. Sie wurden allerwärts mit der größten Geſchicklichkeit betrieben, welche unerläßlich war, wenn ſie die erforderliche Ausbeute liefern ſollten. Der Jäger verkleidete ſich häufig in das Thier das er zu jagen beabſichtigte, ahmte ſorgfältig ſeine Bewegungen und Laute nach um es zu täuſchen, die genaueſte Kenntniß aller ſeiner Lebensgewohnheiten ſicherte ihm den Erfolg und mit dieſem die Befriedigung ſeines Ehrgeizes, denn nächſt dem Ruhme des Kriegers gab es keinen höheren als den des geſchickten Jägers. Kunſtloſer war freilich die Jagd wo man große Wildzäune oder Verhaue herſtellte um das Wild zuſammenzuhalten und in einer beſtimmten Richtung vorwärts zu treiben wie in Neufundland (Cartwright I, 7). Die Irokeſen beobachteten in der Jagd eine weiſe Oekonomie: zu gewiſſen Zeiten wurden die weiblichen Thiere geſchont (Morgan 345); bei andern Völkern ließ es der Aberglaube hierzu nicht kommen: in Canada tödtete man alle Hirſche auf der Jagd, damit die fliehenden die übrigen nicht warnen und ihnen rathen möchten ſich zu verſtecken (Sagard 255). Aehnliches ſcheint man in Süd Carolina und anderwärts ſelbſt von den Knochen der verzehrten Jagdthiere noch gefürchtet zu haben, die man ſtets verbrannte, weil ſonſt, wie man glaubte, das Wild ſich aus dem Lande zurückziehen würde (Lawson 52). Um die Jagdthiere oder Fiſche dreiſt zu machen, daß ſie ſich furchtlos nähern, wird

ihnen bisweilen vom Jäger eine bewegliche Rede gehalten, öfters wendet er auch vorher mancherlei Zauberkünſte zu dieſem Zwecke an. Daher darf man ſich nicht wundern daß der Jäger ſich für den ſchlechten Erfolg ſeines Unternehmens bei den Dakota bisweilen an ſeinen eigenen Verwandten rächt die er im Verdacht hat, daß ſie durch ihr Betragen die Geiſter der Thiere erzürnt und verſcheucht hätten (Schoolcr. II, 195).

Mochte die oft gerügte Verwüſtung des Wildes in älterer Zeit häufig ihren Grund in dem herrſchenden Aberglauben haben, ſo kam ſpäter durch den Pelzhandel noch ein anderes Motiv hinzu. Hatten die Indianer vorher die Jagd betrieben um ihre eigenen unmittelbaren Bedürfniſſe zu befriedigen, ſo jagten ſie von nun an für Handelszwecke: die Thiere wurden vertilgt um ihrer Häute willen, und dieſe Häute welche früher den Eingeborenen ſo vielfach zu Gute gekommen waren, wurden verkauft bis auf die letzte, ſo daß die Geſundheit namentlich der Armen litt durch den Mangel an Kleidung. Der Handel hatte ſie neue Bedürfniſſe kennen gelehrt und dadurch aus freien Jägern zu Leuten gemacht, die großentheils abhängig waren von den Lieferungen der Weißen, beſonders an Waffen und Schießbedarf, deren Beſitz eine weit ergiebigere Jagd verbürgte als Bogen und Pfeil. Die Verminderung des Wildes durch den Pelzhandel zog vielfach das Elend und die Verminderung der Bevölkerung nach ſich: die Chippeway z. B. wurden durch Mangel an Lebensmitteln in Folge desſelben in kleine Banden und faſt in einzelne Familien zerſtreut: alle ſociale Organiſation hörte auf (Keating II, 148 ff.); denn Ackerbau und Pelzhandel können, wie man treffend bemerkt hat, nicht in demſelben Lande blühen (vgl. Ztſchr. f. Allg. Erdk. N. Folge V, 72). Kurz nach der Gründung der Nordweſtcompany konnte ein Händler faſt in einem Jahre ein Vermögen erwerben, noch 1807 wurden ungefähr 120 Biberfelle für weniger als 15 Dollars in Waaren von den Indianern gekauft, nämlich für 2 dreieckige wollene Decken, 8 Quart Rum und einen Taſchenſpiegel; die Handelsgeſellſchaft nahm dieſe Waare zu 30 Dollars an und verkaufte ſie in Montreal zu mehr als 400 (Keating II, 63). Auch durch die Concurrenz jener Geſellſchaft mit der Hudſonsbaicompany kamen die Indianer oft zu Schaden; die 1821 bewirkte Vereinigung beider war dagegen von gutem Einfluß auf ſie, da das Intereſſe des Handels jetzt die Nüchternheit der In-

dianer als wünſchenswerth erſcheinen ließ und daher ein Verbot des Branntweinhandels erfolgte (Dunn 71, 82). Der Handel mit Büffelhäuten, deren nach Fremont (81) jährlich 90000 auf den Markt kamen, was ungefähr dem dritten Theile der getödteten Thiere entſprechen mag, hatte zur Folge daß die Büffelherden ſich immer weiter nach Weſten zurückzogen und daß die Indianer die von ihnen gelebt hatten, in's Elend verſanken. Der Büffel hatte ſie mit faſt allen ihren Lebensbedürfniſſen verſorgt, ihnen Nahrung und Wohnung, Kleidung, Decken, Waſſergefäße und Kähne geliefert, Sehnen für den Bogen, Zwirn, Stricke, Zugſeile für die Pferde, Leim und Tauſchartikel aller Art; ohne ihn waren ſie hülflos.

Viele Thiere haben die Indianer zu zähmen verſucht, niemals aber, wie es ſcheint, Hausthiere gezüchtet. Der Hund iſt der regelmäßige Begleiter der meiſten geworden. Sein Fleiſch iſt ein gutes Gericht, das meiſt für Feſtlichkeiten aufgeſpart wird. Im Leben wird ihm nicht ſelten ſchlechte, ſelbſt grauſame Behandlung zu theil, im Tode erhält er größere Ehre und ſeine Gebeine werden z. B. von den Dakota ſorgfältig begraben (Keating I, 452). Die Jagdhunde indeſſen genießen oft dieſelbe Liebe wie ein Kind, werden ebenſo angeredet wie dieſes und der Eigenthümer bisweilen als „der Vater des und des Hundes“ bezeichnet (Morse App. 349). Im Quellande des Miſſiſſippi (Leech Lake und Umgegend) gab es Zughunde die mit Riemenwerk und drei Glöckchen am Schlitten angeſchirrt, 60 miles täglich zurücklegten; im Winter wurden ſie hauptſächlich mit Fiſchen genährt (ebend. 40). Die Huronen brauchten ihre Hunde zur Jagd (Sagard 128), auf Long Island fand man 1640 ſogar junge Wölfe ſtatt deren aufgezogen und benutzt (Prinz Max. c, I, 567). Außerdem zähmen die Indianer einzeln bisweilen Adler, Möven, Raben, Elſtern, Kraniche, Rehe, Füchſe und bisweilen ſelbſt Bären (Kohl I, 53, Lawson 29), doch immer nur zum Vergnügen. Als ein vereinzeltes Beiſpiel dieſer Art iſt es wohl auch zu betrachten daß es in Süd Carolina gezähmte Hirſche gab „die Milch und Käſe lieferten“ (Herrera II, 10, 6), doch iſt der letztere Zuſatz kaum glaublich, da Milch und Käſe als Nahrungsmittel der Indianer ſonſt nirgends erwähnt werden. Daß man auch junge Büffel zähmte, ohne ſie jedoch zur Zucht zu benutzen, führt ſchon Hennepin an, ſpäter machten hauptſächlich die franzöſiſchen Miſſionäre wiederholt den Verſuch, er wollte aber nicht gelingen

(Lettres édif. I, 729). Was Rogers von den „weißen Indianern“ (ob Menomini?) am Muddyfluß und oberen Miſſiſſippi erzählt, daß ſie nämlich in großen Städten und bequemen Häuſern wohnten und wilde Kühe zahm machten deren Milch und Fleiſch ſie genöſſen, ſteht ganz iſolirt und iſt hauptſächlich inſofern verdächtig als man unter den „weißen Indianern“ gewöhnlich an wirkliche Weiße, insbeſondere an die „Welsh Indians“ oder Irländer zu denken pflegte. Außerdem ſpricht nur noch Gomara in der bei Humboldt (Kosmos II, 489, Anſichten der Nat. I, 72) angeführten Stelle von einem Volke im Nordweſten von Mexico unter 40° n. B. deſſen Reichthum in Herden zahmer Büffel beſtanden habe. Da Gomara alle ſeine Nachrichten nur aus zweiter Hand hatte, darf man wohl mit Gallatin die Richtigkeit dieſer Angabe in Zweifel ziehen. Allerdings laſſen ſich die Biſon-Kälber im Frühling leicht entwöhnen und werden dann als Zugthiere zum Ackerbau ganz brauchbar (Schoolcr. IV, 110), doch hat man trotzdem ſelbſt bis in die neueſte Zeit das Thier in Amerika nicht gezüchtet, ſondern nur gehegt um das Fleiſch zu verkaufen (Möllhauſen a, II, 357), und hielt es dort noch neuerdings für ungeeignet zum Hausthiere (Schoolcr. V, 49). Nur aus dem Mangel an anderen Hausthieren iſt es zu erklären daß es in Amerika bei den Eingeborenen faſt nirgends zur Pferdezucht kam, trotz der ungeheuren Vermehrung dieſes Thieres nach ſeiner Einführung in der neuen Welt und trotz der großen Wichtigkeit die es für den Indianer ſelbſt im Krieg und auf der Jagd erlangte. Was er an Pferden bedurfte, mußte er daher immer erſt in der Wildniß einfangen, kaufen oder ſtehlen.

In ſpäterer Zeit iſt Viehzucht von mehreren Völkern ſtark betrieben worden; die Creek z. B. hatten gute Rinderherden (Bartram 183), die Navajos, deren Land zum Ackerbau nur theilweiſe ſich eignet und daher die Begierde der Weißen noch nicht gereizt hat, ziehen außer vielen Feldfrüchten (Mais, Bohnen, Weizen, Kürbiſſen, Melonen, Tabak — es werden bis 60000 Scheffel Mais in einem Jahre angegeben), beſonders Schaafe und Pferde in Menge, auch Ziegen. Dabei ſind ſie Nomaden geblieben und waren durch ihre ausgedehnten Räubereien beſonders den Mexicanern gefährlich, bis ſie neuerdings von Seiten der vereinigten Staaten „pacificirt“ worden ſind (Backus bei Schoolcr. IV, 209, ebend. 89, Farnham Trav. 372, Davis 411, Möllhauſen a, II, 232). Ihre Stammverwandten die ſchmut-

zigen Apachen treiben faſt gar keinen Landbau, keine Viehzucht, jagen ſelbſt nur ſelten, leben hauptſächlich vom Pferdediebſtahl und von Räubereien aller Art; indeſſen ſind einige ihrer Stämme nach Humboldt ſeßhaft und in Frieden mit den Spaniern, die meiſten aber führen ein herumſchweifendes Leben, doch ſo, daß ihre einzelnen Banden ſich dauernd in gewiſſen Bezirken aufhalten (Buſchmann 1854 p. 302 nach Bartlett, Ausführliches über die von ihnen ausgeführten Raubzüge und Verheerungen ebend. 308 ff.).

Das kümmerlichſte Leben führen mehrere der nördlichen Athapaskenvölker. Die Haſenindianer, die in Folge des Elends raſch abnehmen, werden oft Menſchenfreſſer aus Noth wie die Nipiſſangs im Norden des Huron See (Bonnycastle I, 160) oder morden aus Verzweiflung und Abſcheu davor ſich ſelbſt und ihre Familie, während ihre Nachbarn die Hundsrippenindianer gleich den Atnah am Kupferfluß (Wrangell 98) das Rennthier beſitzen und dadurch gegen Noth geſichert ſind. Bei den Cree kommen ähnliche Beiſpiele von Cannibalismus vor, doch nur wenn das Schuhwerk und alles Lederzeug ſchon aufgezehrt iſt und der Abſcheu vor der That iſt ſo außerordentlich, daß der Thäter als vogelfrei gilt (Ballantyne 51). Daſſelbe iſt der Fall bei den Ojibway, welche den „Windigo" oder Cannibalen aus Noth mit böſen Geiſtern im Bunde glauben und aus dem Stamme ausſtoßen (Kohl I, 184). Als roher und gefühlloſer werden in dieſer Rückſicht die Nord-Indianer von Hearne geſchildert. Bei den Chepewyans hat der Hunger in mehreren Fällen zu dem Greuel des Auffreſſens der eigenen Familie geführt (Back 227 vgl. 194 ff.), wenn aber Chippeway bisweilen ſogar Menſchenfleiſch getrocknet, zerſtoßen und nach Jahren ein Feſteſſen daraus gemacht haben (Keating II, 156 f.), ſo iſt dieß jedenfalls von dem Fleiſche des Feindes zu verſtehen das aus Rache verzehrt wurde, eine Art des Cannibalismus die ſehr verſchieden iſt von der zu welcher der Hunger treibt. Daß der Genuß von Menſchenfleiſch, von dem bei den Sioux nur ein Fall vom J. 1811 bekannt iſt (Keating I, 412), auch in Hungersnoth von den Floridavölkern verabſcheut wurde, verſichert Garcilasso (Hist. de la conq. de la Fl. I, 1, 4).

2. Der einfachen Lebensweiſe der Indianer entſprach der Bau und die Einrichtung ihrer Wohnungen. Die gewöhnlichſte Form derſelben in Neu England war halbrund. Im Kreiſe wurden Zweige oder

Stangen in die Erde geſteckt, die man oben zuſammenbog, aneinander befeſtigte und außen wie innen mit Matten bekleidete oder auch mit Baumrinde bedeckte. Dieſe Bauart, bei welcher nur ein Loch an der Seite zum Hineinkriechen und eines in der Höhe zum Abzug des Rauches blieb, hat ſich bis auf die neueſte Zeit nicht geändert (Lettres édif. I, 675, Young a, 144, Kohl I, 10). Sie bot den Vortheil dar daß die Hütte leicht abgebrochen und beim Umzug mit allen Geräthen den Pferden Hunden und Weibern aufgeladen werden konnte, während der Mann auf der Reiſe nur ſeine Waffen führte, wohl nicht aus Faulheit, ſondern hauptſächlich um als Vertheidiger in Gefahr und als Jäger augenblicklich bereit zu ſein. Aehnlich dem Wigwam, der runden Birkenhütte der Algonkin, war der Tepee der Sioux, doch von koniſcher Form und mit Büffelhäuten gedeckt. Stansbury (256) ſah bei ihnen ein ſolches Zelt aus 26 Häuten; es hatte am Boden 30′ Durchmeſſer und 35′ Höhe, und war zur Wohnung für Händler beſtimmt deren Beſuch man erwartete. Im höheren Norden wurden die Häuſer bisweilen ſolider aus ſtarkem Holze gebaut, z. B. in Neufundland (Cartwright I, 9), und in Canada hatte man im Winter Wohnungen von Schnee wie bei den Eskimo (Weld 465). Die Irokeſen bauten beſſer als die meiſten anderen Indianer; ihre Häuſer zu verwahren und zu verſchließen war aber in älterer Zeit bei ihnen nicht gebräuchlich (Lafitau II, 9 f., 15). Die Wände beſtanden aus feſt miteinander verbundenen Balken, das Dach aus Sparrwerk, das Ganze war außen mit Rinde gedeckt, im Innern ſtanden rund herum Bänke die mit Matten belegt waren und unter dem Dache befand ſich der Speicher für die Vorräthe. Die einfachen Häuſer maaßen 20′ auf 15′, doch gab es auch ſolche die 50—130′ lang, 16′ breit und im Innern in Abtheilungen für je zwei oder mehrere Familien geſchieden waren; mehrere zuſammen umſchloſſen einen Hofraum. Beſonders hübſch war ihre Einrichtung in Onondaga wo zu jeder Zeit einige Häuptlinge ihren Sitz hatten die zu den politiſchen Geſchäften des Bundes bevollmächtigt waren (Cartier bei Ramusio ed. 1606 III, 380, Morgan 315 ff., Heriot 286, Schoolcr. IV, 340). Die 20′ breiten und bis zu 500′ langen Häuſer der Eingeborenen von New York, von denen Valentine (8) erzählt, gehörten wohl den Irokeſen und wahrſcheinlich ſind dieſe auch bei de Laet (II, 13) unter dem Namen der Attigovauntani zu ver-

ſtehen, da den anderen Völkern der nördlicheren Gegenden dieſe Bauart nicht eigen war. Nach ihr ſcheinen ſie ſich „das Volk des langen Hauſes“ genannt zu haben (ſ. oben S. 16). Auch die Huronen hatten Häuſer von 8—12 Feuern für doppelt ſo viele Familien. Daß hauptſächlich die Irokeſendörfer mit einem Graben und bis zu drei Reihen von Paliſaden befeſtigt waren, beſonders auch um Weibern und Kindern als Zufluchtsort zu dienen, wird häufig erwähnt (Cartier a. a. O., Colden I, 10, W. Smith 78, Morgan 314) und iſt ſchon früher (unter III) beſprochen worden. Von nomadiſcher Lebensweiſe konnte unter ſolchen Umſtänden keine Rede ſein. Wohnungen von gleicher Länge hatten weiter im Süden die Oſagen (Pike II, 268, Morse App. 219), die gleich den Kanſas ebenfalls in feſtſtehenden Dörfern lebten (Hunter 334). Bei manchen Völkern ſind nur die Winterhütten unbeweglich und daher ſolider conſtruirt, die Sommerhütten dagegen leicht gebaut um ohne Schwierigkeit abgebrochen und fortgeſchafft werden zu können. Bei den Mandan (Lewis and Clarke 82, Pr. Max. c, II, 118, 273) findet ſich indeſſen keine weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen beiden.

Im Süden war der Hausbau zum Theil beſſer als im Norden. Zwar glichen die Hütten in Virginien ſehr denen von Neu England, nur daß ſie zwei Eingänge hatten und neben ihnen noch ein Schutzdach für die Vorräthe errichtet war, aber das Haus des Herrſchers war zwiſchen 50 und 60 Yards lang und an ſeinen vier Ecken ſtanden „als Wächter“ ein Drache, ein Bär, ein Leopard und ein Rieſe (Strachey 70, 54). Auf Roanoke Island fand W. Raleigh 1584 Häuſer von Cedernholz die mit Paliſaden umgeben waren (Williamson I, 31). In Nord Carolina lebten oft mehrere Familien in einer Wohnung beiſammen, in deren Nähe beſondere Vorrathshäuſer ſtanden; beſonders hübſch gebaut, außen und innen mit Thon bekleidet waren die letzteren bei den Santee in Süd Carolina (Lawson 176, 16). Die Pani wohnen zu 10—12 Familien in kreisrunden ſoliden Hütten die mit Raſen gedeckt und in mehrere Räume als Schlafſtätten für die Einzelnen getheilt ſind (de Smet 305, Pike II, 276). Die Betten der Indianer beſtehen aus niedrigen Bänken die mit Matten oder Rohrgeflecht bedeckt ſind, bisweilen auch aus viereckigen Käſten von Fellen in die man durch ein viereckiges Loch hineinſteigt (Strachey 72, Pr. Max. c, II, 120). Die Rath- und Verſammlungshäuſer ſind

größer und feſter gebaut als die der Einzelnen, doch meiſt nur dürftig ausgeſtattet (M'Coy 530).

In der viel gerühmten Stadt Apalache fand Cabeza de Vaca (p. 520) nur ein ſchlechtes Dorf mit Strohhütten, wogegen ſie faſt nur zehn Jahre ſpäter 250 Häuſer gehabt haben ſoll. Die Berichte über de Soto's Zug erzählen von hölzernen Brücken im nördlichen Theile dieſes Landes, geben der Stadt Ocali 600, der Stadt Mobile 80 ſehr große Häuſer, während Coza deren 500 gehabt haben ſoll (Herrera VI, 7, 10 und 12; VII, 1, 12 und 2, 1). Zwanzig Jahre ſpäter (1560) war letzteres aus Furcht vor den Spaniern faſt ganz von den Eingeborenen verlaſſen (Davila Padilla I, 63). Die Häuſer der Creek, 30' lang und 12' breit, beſtehen aus zwei Abtheilungen, einer Küche und einer Wohnſtube und ſind aus Fachwerk erbaut; neben ihnen ſteht ein Vorrathshaus, das unten ein Magazin, oben einen Bodenraum enthält. Die Reichen und Vornehmen beſitzen außer dem Wohnhaus, das vorn mit einer Halle verſehen iſt, und dem Vorrathshaus einen hübſchen offenen Pavillon und eine beſondere Küche. Groteske Figuren von Thieren Bäumen und Menſchen ſind überall als Schmuck angebracht (Bartram 184, 435 und Ms. bei Squier 230). Die Cherokee haben länglich viereckige Häuſer von je drei Zimmern und neben jedem ein kleines warmes Haus für den Winter, ſie ſind 60—70' lang, manche zweiſtockig, doch ohne Fenſter; beſonders intereſſant iſt die mehrere hundert Menſchen faſſende Rotunde welche für die großen Verſammmlungen beſtimmt iſt (Bartram 353, Timberlake 59). Aehnlich wird die Einrichtung der Wohnungen bei den Natchez von Adair (413, 417) beſchrieben, welche außen und innen mit Kalk oder Thon geweißt, den Flintenkugeln meiſt undurchdringlich, aus ſtarkem Holzwerk aufgeführt waren und wie bei den verwandten Taenſas (Coll. N. Y. H. S. II, 269) regelmäßig angelegte Dörfer bildeten. Nomadenvölker wie die Navajos beſitzen natürlich nur elende Hütten. Große abgetheilte Häuſer für mehrere Familien haben auch die Eingeborenen von Neu Caledonien, die im Winter unter der Erde wohnen (Cox II, 327, 335).

Ueber die Kleidung können wir kurz ſein. Sie fehlt nirgends und namentlich erſchienen die höher ſtehenden Völker, insbeſondere die Irokeſen niemals ohne eine ſolche (La Potherie III, 15). Sie beſtand gewöhnlich aus Thierfellen der verſchiedenſten Art welche die Indianer

gut zuzubereiten verſtanden und wie ihre Zelte oft mit Bildern ihrer Waffenthaten ſchmückten (Catlin I, 145 ff.). Mäntel um die Schultern oder ein Wams, Beinkleider, Gamaſchen und Mocaſſins wurden am meiſten getragen; die letzteren waren Schuhe ohne Hacken aus friſch gegerbtem Wildleder, das gebräunt und oft übelriechend vom Räuchern in fauligem Holze, dadurch angeblich gegen den Biß der Klapperſchlange ſchützte. Bei den Irokeſen hatten ſie nur hinten und oben eine Naht (Morgan 360). Andere Völker brachten die Nähte auf der Sohle oder an anderen Stellen an, bei einigen waren die Mocaſſins ſpitziger, bei anderen breiter: daher konnte aus der Fußſpur leicht auf das Volk geſchloſſen werden welchem das Individuum angehörte von dem ſie herrührte. Auch die Hufe der Pferde werden, z B. von den Apachen, mit dicker Pferde- und Ochſenhaut beſchuhet (Pfefferkorn I, 393). Eine Beſchreibung der im Norden gebräuchlichen Schneeſchuhe und ihrer verſchiedenen Arten hat Kohl (II, 154) gegeben. Nächſt den Kleidern von Thierhäuten wurden in alter Zeit in Virginien von den Chokta und weiter im Norden von den Delaware und Irokeſen Federmäntel getragen zu denen beſonders die einheimiſchen welſchen Hühner das Material lieferten (Strachey 40, 58, Adair 423, de Laet III, 18, Loskiel 62). Auch in Nord Carolina, wo man außerdem Mäntel von Fellen, Pelz oder Zeug hatte, gab es dergleichen und ſie waren mit ſehr ſchönen Figuren geziert (Lawson 191). Aus dem Haar des Büffels und des Oppoſſum wurden in Süd Carolina Bänder, Gürtel u. dergl. verfertigt (ebend. 116, 121), auch einige andere Völker webten Tücher aus Büffelhaar (Hunter 289), doch geſchah dieß nicht häufig. Gewebte Zeuge ſcheinen in großer Ausdehnung nur im Süden gemacht und zur Kleidung in älterer Zeit verwendet worden zu ſein. Oviedo (XVII, 25 f.) erzählt daß de Soto auf ſeinem Wege von Apalache tiefer in's Innere die Weiber in weiße Gewänder gekleidet fand, welche aus den ſehr feſten, aber zarten Fäden der inneren Rinde des Maulbeerbaumes geſponnen und gewebt waren (vgl. auch du Pratz II, 192), daß die Häuptlinge in Coza wie anderwärts auf Bahren getragen wurden die man mit weißen Tüchern behing, und daß man Strümpfe und Halbſtiefel bei den Eingeborenen ſah die wie die ſpaniſchen gemacht waren. Von Zeugen die aus Pflanzenfaſern verfertigt und gefärbt waren in Guachacoya unweit des Miſſiſſippi ſpricht auch Herrera (VII, 7, 6).

Weiße künſtlich gemalte Matten oder Teppiche mit ſcharlachrothen Franſen erwähnt Laudonnière (48) in Florida; die Natchez insbeſondere, deren Weiber das Büffelhaar ſpannen, fertigten Matten aus Hanf und bemalten ſie mit allerlei Figuren (Adair 422 f.). Eine Art von Leinen aus Hanf, wie es an der Nordweſtküſte Amerika's gewebt wurde, ſollen auch die Irokeſen herzuſtellen verſtanden haben (M'Culloh 80), und vermuthlich war es dieſes, nicht Baumwollenzeug, wie La Potherie (I, 316) angiebt, das ſie zu ihren Rüſtungen verwendeten. Später hat hauptſächlich der Mangel an eigenen Webereien die Eingeborenen, beſonders nachdem die Jagd durch den Pelzhandel zu Grunde gerichtet war, in eine ſchnelle und vollſtändige Abhängigkeit von den Lieferungen gewebter Zeuge durch die Händler gebracht, und da ſie mit dieſen nur unregelmäßig verſorgt wurden, geriethen ſie dadurch vielfach in Noth und ihre Geſundheit litt Schaden.

Der Putz des Indianers iſt häufig phantaſtiſch, beſonders bei Feſtlichkeiten, für welche namentlich das Geſicht mit unregelmäßigen Streifen und Figuren von allen Farben bemalt zu werden pflegt, eine Angelegenheit von höchſter Wichtigkeit, die nicht ſelten einen halben Tag zu ihrer Vollendung erfordert. Abgelegte europäiſche Uniformſtücke ſpielen bei dem Putze neuerdings bisweilen eine große Rolle (Paul Wilh. 304); in älterer Zeit dagegen beſtand der werthvollſte Schmuck in den Zeichen des Adels den die Tapferkeit verlieh. Zu dieſen gehörten vor Allem die Federn des ſog. Kriegs- oder Calumet-Adlers (amerik. Steinadler, falco furcatus nach Schooler. II, 72, aquila chrysaëtos nach Farnham Trav., aquila fulvus oder melanaëtos nach Andern), welche zu tragen nur das erprobte Heldenthum berechtigte. Eine ähnliche Auszeichnung waren Hörner, vielleicht ein Bild der Stärke des Büffels, die oben am Kopfe des Tapferen befeſtigt [illegible] den (Catlin). Den Aufputz der Kleider, Pfeifen, Waffen und [illegible]rer Gegenſtände mit Federn, Skalplocken, Thierbälgen und der[illegible]n unterlaſſen wir näher zu beſchreiben. Ferner gehörte das aus [illegible]ſchalen geſchliffene Wampum nebſt Kupferperlen, die jedoch [illegible]er geweſen zu ſein ſcheinen, zu den werthvollſten Schmuckſachen. [illegible]ächte Perlen gab es, in Schnüre aufgereiht; ſie wurden in Bir[illegible]en den Königen mit in's Grab gegeben, doch waren ſie glanzlos, [illegible]man die Muſcheln mit Feuer zu öffnen pflegte (Strachey 132). [illegible]charakteriſtiſch erwähnen wir noch daß die Weiber als der ſchwä-

chere, unterdrückte und geringer geachtete Theil der Gesellschaft, auf den Putz nicht so große Sorgfalt verwenden konnten und durften als die Männer, denen z. B. bei den Krähenindianern das lange Haar als ausschließliche Zierde vorbehalten blieb.

Das Tättowiren früher sehr allgemein im Gebrauch, besonders in den südlichen Ländern, hat sich hauptsächlich wohl in Folge des Verkehres mit den Weißen bei vielen Völkern allmälich verloren (Heckewelder 341, du Pratz II, 199), doch glaubte Lafitau (II, 42) daß es manchen ganz fremd gewesen sei. Die Nord-, Kupfer- und Hundsrippen-Indianer tättowirten sich auf jeder Backe mit 3—4 parallelen schwarzen Streifen, die sie mit einer Nadel ritzten und durch eingeführten Kohlenstaub färbten (Hearne 257). In ähnlicher Weise geschah es bei den Chippeway und Knisteno (Dunn 106), bei den Mandan und Menitarri (Pr. Max. II, 116, 216). Die Eingeborenen von Neu England zeichneten sich auf diese Weise wie die Assineboins Thierfiguren der verschiedensten Art auf die Haut (Hutchinson I, 413, Lettres édif. I, 645), und diese Malereien erstreckten sich bisweilen über den ganzen Oberkörper (Loskiel 64). In Virginien war es nur ein Schmuck der Weiber (Strachey 66), wogegen es bei den südlicheren Völkern nur den Tapferen als Auszeichnung gestattet gewesen zu sein scheint, wie bei den Natchez (Adair 389, Bossu I, 187), obwohl es auch als Zeichen der Aufnahme eines Fremden in einen anderen Stamm und demnach als nationales Zeichen erwähnt wird (Bossu I, 122). Daß es in alter Zeit in Florida üblich war, erzählen Laudonnière (6) und Coreal (I, 30).

Die Ausstattung der Indianerwohnung war nach unseren Begriffen höchst ärmlich. Irdene Töpfe von verschiedener Größe und Form, rohe Bänke und einige Teller und Schüsseln von Holz, geflochtene Körbe und Matten, Beutel von Leder und mancherlei Thierfelle waren meist der ganze Hausrath. Das Irdengeschirr wurde aus freier Hand gemacht, seltener über hölzerne Formen gezogen oder in geflochtenen Körben geformt und später gebrannt (Hunter 289); glasirt wurde es nicht, bei manchen Völkern aber einige Zeit in den Rauch gehängt (Adair 425). Das beste Geschirr der Irokesen war das schwarze, von großer Festigkeit und ziemlich guter Politur; das gewöhnliche wurde aus einer Mischung von Thon mit pulverisirtem Quarz hergestellt (Morgan 354).

Von den spärlichen Webereien ist vorhin schon die Rede gewesen. In neuerer Zeit hat besonders Gregg (I, 182) von den herrlichen Baumwollenwebereien der Navajos, den wasserdichten Decken die sie fertigen, und den schönen Federstickereien auf Thierhäuten erzählt, Backus (bei Schoolcr. IV, 209) diese Angaben bestätigt, Simpson (a, 78) dagegen ihre Richtigkeit bezweifelt, obwohl mit Unrecht. Sie lösen die Wollenstoffe welche sie aus Neu Mexico erhalten in ihre einzelnen Fäden auf und verweben sie auf's Neue nach ihrem eigenen Geschmacke (Möllhausen a, II, 235). Morgan hat seiner genauen Schilderung der technischen Leistungen der Irokesen viele Abbildungen ihrer Stickereien mit Wampumperlen an verschiedenen Kleidungsstücken (Schurz, leggins, mocassin, Gürtel u. dergl.) beigegeben, welche von sehr feiner und großentheils recht geschmackvoller Arbeit zeugen. Die Nadeln deren man sich dabei bediente waren Borsten vom Stachelschwein oder spitzige Knochen. Zum Färben standen ihnen alle Farben zu Gebote, und selbst Völker die sich sonst durch Kunstfertigkeiten nicht auszeichneten, wie die Dakota, benutzten sowohl vegetabilische als mineralische Farben (Eisenoxyd) zu diesem Zwecke (Schoolcr. IV, 69).

Das Gerben der Häute geschah meist mit dem Gehirn des Rehes, auch mit Gehirn oder Fett von anderen Thieren, mit Baumrinde oder Brei von jungem Mais (Belknap III, 69, Lawson 208), und es wird versichert daß die Eingeborenen die Behandlung des Leders besser verstanden als selbst die Weißen in den Vereinigten Staaten, da sich das ihrige weniger dehne und der Zerstörung durch die Würmer in geringerem Grade ausgesetzt sei (Hunter 200). Sollte das Fell so zubereitet werden daß das Haar desselben geschont blieb, so spannten sie es zunächst im Schatten auf, rieben es mit einer Mischung von frischem Büffelharn und Thon ein und erhielten es zwei bis drei Tage lang feucht; dann wurde es gereinigt, mit Gehirn eingerieben und ausgewaschen, hierauf ihm mit Kleie eine größere Dichtigkeit gegeben, endlich getrocknet und abgekratzt oder durch Hin- und Herziehen über ein Stück Holz geschmeidigt und im Rauch aufgehängt (ebend. 287). In neuerer Zeit fertigten die Navajos besonders gute Lederarbeiten (Gregg a. a. O., Davis 411), Sättel und Zäume für die Pferde, Beinkleider u. s. f. Sonst waren die Sättel meist von Holz und wurden nur mit einer Decke belegt, worunter die Thiere oft stark gelitten haben mögen.

Werkzeuge von Metall fehlten in den nördlichen Ländern gänzlich (Hutchinson I, 413, Memoirs H. S. Penns. III, 129), doch soll Hudson solche von Kupfer bei den Manhattans in der Gegend des jetzigen New York gefunden haben (Schoolcr. VI, 100), und Fletcher erzählt (bei Schoolcr. IV, 227) daß die Winebagoe in früherer Zeit Blei schmolzen in Oefen welche in die Erde gegraben wurden und die Form einer umgekehrten Pyramide hatten. Die Eingeborenen von Florida fand Ribault (1562) zwar im Besitze von Gold, Silber, Blei, Kupfer in großer Menge und von vielen Perlen, doch erwähnt er von Werkzeugen nur eine Art von kupfernem Messer bei ihnen, dessen sie sich bedienten um den Schweiß abzukratzen (Works iss. by the Hakluyt Soc. VIII, 104f.). Auch unter den Athapasken und Kenai scheinen nur die Atnah am Kupferfluß sich auf die Verarbeitung des Eisens zu verstehen, das sie von den Russen eintauschen (Wrangell 98).

In Folge dieses Mangels blieben die Waffen sehr unvollkommen und es fehlte an schneidenden Werkzeugen. Meisel von Stein und das Feuer* mußten meist das leisten was bei uns die Axt ausführt. Die Messer von Quarz welche die Irokesen hatten (Morgan 358) reichten natürlich nicht weit, sie schnitten damit den Seifenstein und andere nicht zu harte Mineralien; die Figuren welche sie formten, werden gerühmt wegen der Richtigkeit ihrer Proportionen (ebend. 383). Auf welche Weise freilich die steinernen Pfeifenröhre hergestellt wurden die man in Neu Niederland in Gebrauch fand (de Laet III, 11), dürfte schwer zu sagen sein. Auch hier sehen wir uns wieder auf die früher schon gemachte Bemerkung hingewiesen, daß die Künste der Indianer zur Zeit der Ankunft der Europäer bereits in Verfall gerathen waren und nach derselben immer mehr verloren gingen, weil jene durch den europäischen Handel von nun an leicht mit Allem versorgt wurden, was sie selbst nur durch lange fortgesetzte mühselige Arbeit und gleichwohl oft nur in unvollkommener Weise herzustellen vermochten.

Die Kähne der Eingeborenen von Neufundland waren aus Baumrinde und nur 20′ lang (de Laet II, 2), doch besuchten sie mit ihnen

* Einen sinnreichen Apparat zum Feueranmachen den die Eingeborenen erfanden um das anstrengende Reiben zweier Hölzer zu vermeiden hat Morgan (381) beschrieben. Er besteht aus einem spitzen Stock mit einem Rade die sich abwechselnd nach links und rechts drehen in Folge der Torsion eines sich aufwickelnden Fadens der an einem Bogen befestigt ist.

alljährlich von Fogo aus das 40—50 miles vom Lande entfernte Funk Island (Cartwright I, 10). Dieſelbe Art von Fahrzeugen hatten die Abenaki (Lettres édif. I, 676), die Huronen (Sagard 129) und die Indianer von Neu England, welche jedoch außerdem auch Kähne beſaßen die aus einem einzigen großen Fichtenſtamm gearbeitet waren, wie es deren auch bei den Cherokee für 15—20 Menſchen, in Virginien für 40, und in Florida gab (Hutchinson I, 414, Timberlake 60, Strachey 75, Ribault a. a. O.). Die erſteren waren meiſt nur klein, ſie faßten bei den Abenaki höchſtens 6—7 Perſonen, doch gab es anderwärts deren von 12—40' Länge, die bis 30 Menſchen tragen konnten (Morgan 367). Am häufigſten wurden ſie aus Birkenrinde gebaut, nicht ſelten aus einem einzigen Stücke, das man über ein Gerippe von Holz zog. Auch Büffelhäute benutzte man in ähnlicher Weiſe um Kähne zu überziehen (vgl. namentlich Lafitau II, 213). Baumſtämme aus denen man Kähne herſtellen wollte, wurden mit Feuer ausgehöhlt und dann mit Muſchelſchalen bearbeitet (Young a, 135). Nägel von Holz oder Metall wurden zum Kanoebau gar nicht verwendet, ſondern Alles nur genäht und gebunden mit Cedernbaſt; zum Kalfatern brauchte man vorzüglich Harze (Näheres bei Kohl I, 43). So ſchwach dieſe Fahrzeuge auch waren, gingen doch die Seminolen von Weſtflorida auf ihnen bis nach den Bahamainſeln und Cuba um Handel zu treiben (Bartram 218), und die Indianer von Süd Carolina ſollen einſt eine Flotte gebaut haben um direct nach England zu handeln, natürlich mit dem unglücklichſten Erfolge (Lawson 11). An Unternehmungsgeiſt und Geneigtheit zum Handel, die Hudson an den Indianern mit denen er zuſammentraf, durchgängig hervorhebt, hat es in alter Zeit überhaupt nicht in dem Maaße gemangelt als ſich oft angegeben findet. So zeichneten ſich namentlich die Narraganſet vor anderen Völkern durch Fleiß und Handelsthätigkeit aus, lieferten ihren Nachbarn Wampum, Schmuck aller Art, Pfeifen und Irdengeſchirr und tauſchten dafür von ihnen Biber- und andere Felle für die Engländer ein (Potter 8 nach Hutchinson). Ebenſo zeugt es für eine rege Betriebſamkeit im Handel daß in Neu England in älterer Zeit, ebenſo wie in Florida von Cabeza de Vaca (541) erzählt wird, ſelbſt während des Krieges der Handel unter den feindlichen Völkern ungeſtört blieb.

Die Waffen des Indianers beſtanden in früherer Zeit nur aus

Holz Knochen und ſcharfen Steinen. Bogen und Pfeil, Lanzen und Keulen, die Streitaxt (Tomahawk) in ihren verſchiedenen Formen und das Skalpirmeſſer waren die hauptſächlichſten. Schutzwaffen, Schilde, Rüſtungen von Zeug und von Holz (letztere bei den Irokeſen, La Potherie I, 316, aus Zweigen geflochten bei den Huronen, Sagard 206) waren ſeltener. Hölzerne Schwerter und Schilde werden in Virginien, das Blasrohr bei mehreren Völkern, doch hauptſächlich nur als Kinderwaffe angeführt (Strachey 105, Morgan 379). Die alten Waffen von Stein wurden ſpäter durch ſolche von Eiſen verdrängt und durch Flinten, welche den Eingeborenen von Neu England ſchon in der erſten Zeit der Koloniſation durch Händler, engliſcher und franzöſiſcher Seits, zugeführt wurden. Daß dieſe ſelten und erſt in ſpäterer Zeit gut ſchießen lernten, hat ſeinen Grund in der abergläubiſchen Furcht des Indianers vor dieſer neuen und für ihn ſo geheimnißvollen Waffe, und daß ſie die Fabrikation derſelben ſowie die Bearbeitung des Eiſens überhaupt lange Zeit hindurch nicht betrieben, erklärt ſich zum Theil aus dem Umſtande daß man bemüht war ſie vor ihnen verborgen zu halten. Nach Einführung der Feuerwaffen blieben Bogen und Pfeil meiſt nur noch in den Händen der Kinder. In Neu England fand man um 1620 außer Pfeilſpitzen von Hirſchhorn, Knochen, Adlerklauen u. dergl. auch ſolche von Meſſing in Gebrauch (Elliott I, 63, Drake zu Churche 299), deren Urſprung unbekannt iſt. Bei den Chippeway gab es in alter Zeit Leute die ſich ausſchließlich mit der Verfertigung ſteinerner Pfeilſpitzen beſchäftigten (Squier Antiqq. 128 note nach Schoolcraft). Vergiftete Pfeile ſollen im Kriege von den Dakota (Keating I, 432) und im 16. Jahrhundert in Florida gebraucht worden ſein (Davila Padilla I, 64), bei allen übrigen Völkern wird nichts dieſer Art erwähnt, daher man jene beiden Angaben mit einigem Zweifel aufzunehmen hat.

3. Eine Schilderung des geſellſchaftlichen Lebens der Eingeborenen von Nordamerika beginnt am beſten von den kleineren Kreiſen in denen ſich dieſes bewegt, von der Familie als dem hauptſächlichſten Träger der ſocialen Beziehungen. Die inneren Verhältniſſe derſelben ſind hauptſächlich durch die Stellung der Frau bedingt, welche bei den Indianern wie bei allen culturloſen Völkern eine untergeordnete und gedrückte, oft ſelbſt eine verachtete iſt. Schon als Kind gilt das Mädchen wenig neben dem Knaben, denn dieſer wird eines Tages ein großer

Krieger werden. Ist sie herangewachsen, so wird ihr Aufmerksamkeit und Rücksicht von Seiten des jungen Mannes zutheil der um sie wirbt, aber auch meist nur so lange die Bewerbung dauert. Ihre Schönheit oder Häßlichkeit kommt wenig in Betracht, nur Fleiß und Arbeitskraft werden an der Frau geschätzt, nächstdem ihre Fruchtbarkeit (Hunter 242). Ist sie unfruchtbar, so sinkt sie ganz zur dienenden Magd herab und wird verstoßen. Dieser Gesichtspunkt prägt sich deutlich darin aus, daß der Creek sein Weib als „seines Sohnes Mutter" bezeichnet und daß in Pennsylvanien in alter Zeit der Mord eines Weibes das Kinder zu gebären fähig war, schwerer gebüßt wurde als selbst der eines Mannes (Holm in Memoirs H. S. Penns. III, 136, Swan bei Schoolcr. V, 272, Buchanan 328).

Wie jedes Familienglied im Wigwam seinen bestimmten Platz hat, so sind auch die Arbeiten namentlich zwischen Mann und Frau bestimmt getheilt. Jenem fallen Krieg und Jagd als Hauptgeschäft zu, dieser die häuslichen Dinge. Sie baut das Feld, das abzubrennen und zu roden allein Sache des Mannes ist (bei den Irokesen, La Potherie III, 19), sie erntet die Früchte ab und bereitet die Nahrung, sammelt und trägt das Holz wie das erlegte Wild aus dem Walde heim. „Ihre Arbeit ist nie fertig", sagt Mrs. Eastman von dem Dakota-Weibe, „sie macht das Sommer- und das Winterhaus. Für jenes schält sie im Frühling die Rinde von den Bäumen, für dieses näht sie die Rehfelle zusammen. Sie gerbt die Häute aus denen sie Röcke Schuhe und Gamaschen für ihre Familie zu machen hat, während noch andere Sorgen auf ihr lasten. Wenn ihr Kind geboren ist, kann sie nicht sich ausruhen und pflegen. Sie muß für ihren Mann das Rudern des Kahnes übernehmen, Schmerz und Schwäche wollen dabei vergessen sein." Von Allem was dem Thätigkeitskreise des Mannes angehört, muß sie sich streng fern halten, dieß verlangt die Sitte und der Aberglaube: sie darf bei den Dakota kein Pferd reiten und niemals eines zäumen (Schoolcr. III, 230). Trotz der schweren und endlosen Arbeit die ihr oft aufgebürdet ist, halten Heckewelder (251) und Hunter (253) ihr Leben für nicht beschwerlicher als das der Männer, außer da wo sie auch die Feldarbeit zu thun hat und wo Holz und Wild selten sind. Zur richtigen Würdigung ihres Looses ist vornämlich die Bemerkung Mackenzie's beachtenswerth, daß die Sklaverei des Weibes bei den Biber-Indianern zum Theil die natürliche Folge der kargen Subsistenz-

mittel und der großen Anſtrengungen iſt welche die Jagd von dem Manne verlangt: das Leben des Weibes iſt um ſo härter, je karger die Natur, je häufiger Noth und Elend und je roher überdieß in Folge davon die Menſchen ſind. Dieß Alles iſt in hohem Grade bei den Nordindianern und Cheppewyans der Fall (Hearne 98, 110, 260, West 188), bei denen der Ringkampf ganz gewöhnlich über den Beſitz eines Weibes entſcheidet und von Achtung der Familienbande daher keine Rede iſt: die Behandlung der Weiber iſt die roheſte und oft wahrhaft grauſam (N. Ann. des v. 1852, IV, 327). Merkwürdig iſt dabei nur dieß, daß die Frau welche durch den Ringkampf einem Anderen zufällt, immer weint und ſich untröſtlich zeigt, entweder von Herzen oder weil es der Anſtand fordert. In Folge ähnlicher Verhältniſſe ſtehen wohl die Weiber der Haſen- und Hundsrippen-Indianer auf der unterſten Stufe der Menſchheit (Richardson, Arctic search. exped. 1851). Von dieſen und anderen Beiſpielen der Art abgeſehen, läßt ſich dem Indianer im Allgemeinen nicht der Vorwurf machen daß er ſein Weib mißhandle; er iſt dazu zu ſtolz, hat ein zu großes Gefühl ſeiner Würde und ſieht das andere Geſchlecht zu tief unter ſich. Mit einem Weibe zu zanken oder es zu ſchlagen galt für unwürdig des Kriegers und erſt der Branntwein hat Exceſſe dieſer Art häufig gemacht (Hunter 38, 256). Als Dienerin bleibt die Frau in der Regel unbeachtet und unberückſichtigt; theilnehmende Sorgfalt für ſie von Seiten des Mannes, wie bei den Delaware (Loskiel 76), und eine gewiſſe Aufopferung ihr zur Liebe kommen vor (Heckewelder 254), doch nur in vereinzelten Beiſpielen.

Trotz ihrer untergeordneten Stellung haben die Weiber bisweilen doch bedeutenden Einfluß. Dieß iſt z. B. bei den Cheppewyans der Fall, hauptſächlich in allen Handelsangelegenheiten (Schoolcr. V, 176, Dunn 108). Die Weiber der Irokeſen und einiger anderen Völker hatten ſogar eine Stimme über Krieg und Frieden (Rogers), und es mag wohl ſein daß in älterer Zeit bei vielen Völkern, wie bei den Natchez, die Weiber in höheren Ehren ſtanden (Nuttall 268), da man Weiber ſelbſt mit der Häuptlingswürde bekleidet fand bei den Narraganſet, Sogkonate, Winibeg, Creek (Drake III, 64 ff.); auch bei den Potowatomi wird Aehnliches erwähnt (Atwater 290, andere Beiſpiele bei Tanner). Daß ſie bei den Ojibway am Kriege, den Rathsverſammlungen und ſelbſt den Midéfeſten theilnehmen (Kohl I, 176)

iſt eine ſonſt wohl nirgends weiter vorkommende Vergünſtigung. Die Navajos (ſpr. Navahos, Bartlett I, 325) behandeln ihre Weiber rückſichtsvoller als ſonſt bei den Indianern gewöhnlich iſt, dieſe nehmen an den öffentlichen Verſammlungen Theil und haben überhaupt eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit, weil ſie ihre Herden zu eigen beſitzen und daher den Mann verlaſſen können ohne dadurch elend und hülflos zu werden: die grobe Arbeit wird daher meiſt nicht von ihnen, ſondern von den Armen und Schutzbedürftigen gethan (Davis 411, Backus bei Schoolcr. IV, 214, Möllhauſen II, 233).

Wie ſehr die menſchliche Natur überall dieſelbe iſt, bezeugt der merkwürdige Umſtand, daß trotz der Erniedrigung des Weibes Beiſpiele von romantiſcher Liebe nicht einmal ſehr ſelten ſind. Im Lande der Muskogee giebt es einen Lover's Leap, einen Felſen von dem ſich einſt zwei verfolgte unglücklich Liebende zuſammen herabſtürzten in den Fluß (White 571, 486), und der Miſſiſſippi hat ſeinen Maiden's rock, an den ſich eine ähnliche Sage knüpft (Keating I, 292, Mrs. Eastman). Daß ſich Mädchen in Folge von unglücklicher Liebe erhingen, iſt oft vorgekommen, und es giebt ſelbſt Beiſpiele von Selbſtmord bei Männern aus gleichem Grunde (Heckewelder 442, Tanner I, 288). Auch Liebestränke und andere Geheimmittel dieſer Art fehlen nicht: ein gewiſſes Pulver dem Bilde des Geliebten in der Herzgegend aufgeſtreut, zieht nach dem Glauben der Chippeway-Mädchen deſſen Liebe herbei (Keating II, 159). Selbſtmord, den manchmal ſchon ein geringer ehelicher Zwiſt veranlaßt, iſt bei den Weibern häufiger als bei den Männern, welche ſich bisweilen aus Neid gegen den Ruhm eines Rivalen umbringen, und gilt zwar für thöricht, doch nicht für ſittlich verwerflich (ebend. 168). Nach Bossu (II, 50) bliebe der Selbſtmörder im ſüdlichen Alabama unbegraben und würde als Feigling verachtet. Bei den Cherokee war Selbſtmord aus Kummer über die Entſtellung durch die Blattern (1738) ſehr häufig (Adair 282). Schwere Unglücksfälle oder Verluſte, auch Liebesgram oder Eiferſucht führen zu ihm: ein Weib begrub ſich einſt mit ihren Kindern in den Fällen des Miſſiſſippi von S. Anthony, da ihr Mann ein zweites nahm (ebend. I, 310). Das berühmte Beiſpiel einer ſüdamerikaniſchen Indianerin, die ſich auf dem Grabe ihres Geliebten umbrachte um nicht in die Hand der Spanier zu fallen (Guevara II, 11) iſt von del Barco Centenera (Argentina, Canto XII) aus-

führlich beſungen worden. Bei den Kniſteno geſchieht es öfter daß das Weib auf dem Grabe des Mannes ſich ſelbſt opfert (Mackenzie, Dunn 94), bisweilen werden aber auch Mädchen bei ihnen von ihren Eltern ſelbſt umgebracht um ſie dem elenden Looſe zu entziehen das ihrer im Leben wartet (Mackenzie). In Neu Caledonien geben ſich Weiber nicht ſelten ſelbſt den Tod in Folge ſchwerer Krankheiten und der Ueberbürdung mit Arbeit (Cox II, 331).

Im Allgemeinen iſt es Regel daß die Eltern die Ehe ihrer Kinder beſchließen und daß dieſe auch ohne vorausgegangene nähere Bekanntſchaft ſie willig eingehen, weil ſie ſich leicht wieder auflöſen läßt (Tanner I, 234). Bei den Irokeſen wie bei den Ojibway und anderen Algonkinvölkern waren es hauptſächlich die Mütter welche die Ehen ſtifteten. Die unverheiratheten jungen Männer hatten bei den erſteren faſt gar keinen Verkehr mit den Mädchen und durften öffentlich nicht einmal mit ihnen reden, obwohl trotz dieſes äußeren Anſtandes Ausſchweifungen nicht ſelten geweſen ſein ſollen; der junge Mann von 25 Jahren erhielt bei ihnen oft eine ältere Frau zugetheilt als er ſelbſt war, der alte Wittwer dagegen wählte ſich ein junges Mädchen. Die Braut brachte ihrer künftigen Schwiegermutter ein paar Maiskuchen, die ſie für ihren Verlobten gebacken hatte, und erhielt von ihr ein Stück Wildpret dagegen. Nach anderen Angaben mußte ſie auch Holz in's Haus des Bräutigam's ſchaffen, und die Ehe wurde einfach damit geſchloſſen, daß ſich der junge Mann neben dem Mädchen in der Wohnung niederſetzte (Lettres édif. I, 649, La Potherie III, 13, Morgan 320, 323). Die Ojibway pflegten die jungen Leute zur Ehe nicht zu zwingen und es kamen bei ihnen bisweilen auch Heirathen gegen den Willen der Eltern vor, wie auch bei den Potowatomi bei denen ſich ein junges Paar durch Davonlaufen der elterlichen Strenge entzog, namentlich in neuerer Zeit, da die alten Sitten mehr und mehr abkamen (Keating II, 154, I, 110). War zwar die Ehe meiſt ein bloßer Kaufcontract unter den Eltern, ſo verhielt es ſich doch anders unter den jungen Leuten ſelbſt. Wer um ein Mädchen werben wollte, ſtrebte ſich auszuzeichnen und ſchickte ſeine beſte Jagdbeute dem Mädchen, das ihm, wenn es ihm wohlwollte, davon ein Stück gekocht mit kleinen Liebesgaben zurückſandte; um den berühmten Krieger warben dagegen vielmehr die Mädchen, bei den Oſagen durch Darbieten einer Maisähre, ohne ſich dadurch etwas

zu vergeben (Hunter 83, 236), und die Ehe ſelbſt wurde meiſt nur dadurch geſchloſſen, daß bei einem Feſte das man veranſtaltete, beide Theile ihren Willen als Mann und Frau zu leben öffentlich erklärten und man ihnen mit gemeinſamen Kräften eine Hütte bauete (ebend. 239). Die Creek hatten verſchiedene Arten der Eheſchließung. Die ſtrengere Weiſe hatte zur Folge daß die geringſte Freiheit die ſich der Mann oder die Frau ſpäter nahm, als Ehebruch angeſehen und mit Spießruthenlaufen geſtraft wurde; ſie beſtand darin, daß der Mann der Geliebten etwas Fett von einem ſelbſt erlegten Bären ſchickte, ihr das Feld behacken und namentlich Bohnen pflanzen half, die mit den neben ſie geſteckten Stangen das Sinnbild inniger Vereinigung und Gebundenheit darſtellten (Swan bei Schoolcr. V, 269). An der Grenze von Canada pflegten die Brautleute einen 4′ langen Stock an den Enden zu faſſen, ſo daß ſie durch ihn zuerſt noch voneinander getrennt waren; ein älterer Mann hielt dann eine Rede und zerbrach den Stock in ſo viele Stücke als Zeugen gegenwärtig waren, welche dieſe Stücke ſorgfältig aufzubewahren hatten. Bei den Naudoweſſis (Sioux) wurde die Ehe durch Abſchießen von Pfeilen über die Köpfe der Brautleute geſchloſſen, was durch die Verwandten geſchah, welche als Zeugen dabei anweſend waren; der Mann mußte ein Jahr lang bei ſeinen Schwiegereltern dienen (Jones I, 171). Bei mehreren Algonkinvölkern dauerte dieſe Abhängigkeit überhaupt ſolange als keine Kinder da waren, der neue Haushalt blieb mit dem älteren völlig vereinigt (La Potherie I, 126, Morse App. 134). Das umgekehrte Verhältniß trat bei den Kanſas und Oſagen ein: ſobald die älteſte Tochter heirathete, gebot ſie über den ganzen elterlichen Haushalt, ſelbſt über Mutter und Schweſtern, welche letzteren gewöhnlich (wie auch bei den Omaha) an ihren Mann zugleich mitverheirathet wurden, und die Schwiegereltern geriethen oft in eine völlige Dienſtbarkeit beim Schwiegerſohne (Say bei James I, 123 f., 230, Gregg II, 189). Außerdem fordert die Sitte der Dakota Aſſineboin und Omaha daß Schwiegereltern und Schwiegerkinder einander nicht anſehen noch anreden; ſie bedecken ſich voreinander den Kopf und die letzteren bewohnen in der Hütte jener einen beſonderen abgetheilten Raum, der Name des Schwiegervaters darf nicht ausgeſprochen werden, und ſelbſt Onkel und Tanten [illegible] *Zurückhaltung zu beobach*[illegible]

253); bei den Mandan herrſcht eine ähnliche abergläubiſche Scheu der Schwiegermutter vor dem Schwiegerſohne (Pr. Max. c, II, 132), auch den ſüdlichen Völkern war dieſe Sitte in alter Zeit nicht fremd (Cabeza de Vaca 528).

So leicht und ſchnell die Ehe eingegangen wird — bei den Navajos durch bloßes Zuſammeneſſen von Maisbrei aus einem Gefäße (Davis 415) — ſo leicht wird ſie auch wieder gelöſt, um ſo mehr als ſie bei vielen Völkern urſprünglich nicht auf Lebenszeit, ſondern nur auf ein Jahr oder auf noch kürzere Zeit geſchloſſen zu werden pflegt: bei den Huronen, deren Leben freilich vorzugsweiſe vor wie nach der Verheirathung ſehr ausſchweifend geweſen ſein ſoll, gab es Ehen auf Probe für einige Tage (Sagard 160 f., 165, 188), und in Neu England wurden Leute die zuſammenlebten, erſt ſpäter durch den Sachem für immer miteinander verbunden, wenn ſie ſich gegenſeitig gefielen (Trumbull I, 38 nach Hutchinson). In Virginien waren die Häuptlinge welche beliebig viele Weiber hatten, nur an die erſte Frau dauernd, an die übrigen aber erſt dann gebunden, wenn ſie mit ihnen länger als ein Jahr gelebt hatten (Strachey 110). Bei den Muskogee dauerte die Ehe ein Jahr, pflegte aber, wenn Kinder aus ihr entſprungen waren, regelmäßig erneuert zu werden (Bartram). Solche Ehen auf Zeit gab es meiſt bei den ſüdlichen Völkern (Adair 141). Wurde bei den Creek die Ehe nach einem Jahre getrennt, ſo war eine anderweitige Verheirathung nicht vor dem nächſten Ernteſeſte geſtattet, das die Bedeutung einer allgemeinen Reinigung von Sünde hatte (Swan bei Schoolcr. V, 272). Die Scheidung, welche bei den Seminolen ſtets „eine gerichtliche Unterſuchung und einen öffentlichen Urtheilsſpruch“ erfordert haben ſoll (Bartram 112), war ſonſt meiſt ganz in den Willen des Mannes geſtellt; nur bei einigen Völkern ſcheint ſie auch dem Weibe freigeſtanden zu haben. Abneigung, die man oft von höheren Geiſtern eingegeben glaubt, iſt ſchon hinreichend die Ehe zu löſen, doch behält die Frau ihre Hütte, meiſt auch ihre Kinder, und ſucht ſich weiter zu verheirathen; indeſſen tritt nicht leicht Scheidung ein, wenn mehrere Kinder vorhanden ſind (Hunter 244). Unfruchtbarkeit von manchen Völkern als Beweis der Untreue und künſtlicher Fehlgeburten, von andern als Unglück betrachtet, hat gewöhnlich Verſtoßung zur Folge (de Laet II, 11, Keating I, 131, II, 165). Gänzliche Unfruchtbarkeit ſoll indeſſen äußerſt ſelten ſein,

häufig dagegen künſtliche Fehlgeburten bei Verheiratheten wie bei Unverheiratheten, denn meiſt werden nicht mehr als 3 — 4 Kinder aufgezogen (Hunter 195); doch ſcheint Kindermord, abgeſehen von einzelnen Fällen der Eiferſucht und der materiellen Noth, nur bei einigen geſunkenen Völkern in größerer Ausbreitung vorzukommen.

In Neu England war ſelbſt zwiſchen Bruder und Schweſter in der königlichen Familie die Ehe möglich, wenn ſonſt kein ebenbürtiger Gatte zu finden war (Potter 171 nach Hutchinson); der Cherokee durfte Mutter und Tochter zuſammenheirathen, mußte aber ſonſt die verbotenen Verwandtſchaftsgrade beobachten (Adair 190), deren Vernachläſſigung in Nord Carolina mit dem Feuertode geſtraft wurde (Lawson 186). Bei den Omaha wurde ſelbſt entfernte Verwandtſchaft zu einem Ehehinderniß (Say bei James I, 234), und bei vielen Völkern beſtand in alter Zeit die feſte Sitte, welche wir noch näher erläutern werden, immer nur in einen fremden Stamm zu heirathen (Cabeza de Vaca 531, Loskiel 72 u. A.). Sie herrſcht auch bei den Kenai Atnah und Koluſchen, welche ſich in verſchiedene Stämme oder Geſchlechter theilen, deren jedes nur in das andere heirathen darf, während die Kinder ſtets zum Stamme der Mutter gezählt werden (Wrangell 104), und die nächſten Erben eines jeden ſeine Schweſterkinder ſind.

Hierin begegnen wir einer Anſicht von den verwandtſchaftlichen Verhältniſſen die in Nordamerika allgemein verbreitet, der bei uns geltenden aber gerade entgegengeſetzt, und beſonders befremdend auch wegen der tiefen Stellung iſt die dem Weibe ſonſt zugewieſen wird, denn trotz derſelben gelten nur Verwandtſchaften in weiblicher Linie für wirkliche Verwandtſchaften; überdieß gab es, man weiß nicht ob bei allen, jedenfalls aber bei vielen Völkern, keinen Unterſchied zwiſchen Seitenverwandten und Verwandten in auf- oder abſteigender Linie: die Schweſtern und Brüder der Mutter hießen Mütter und Väter, die Söhne und Töchter der Mutterſchweſter hießen Geſchwiſter u. ſ. f., wodurch das Zerfallen der Familie in collaterale Zweige verhindert und ein weit engerer Zuſammenhalt der kleineren Kreiſe zu einer großen Familie begründet wurde als dieß bei uns der Fall iſt. Jedes Irokeſenvolk war in acht Geſchlechter getheilt welche durch ihre Marke (Totem bei den Algonkin) bezeichnet waren: Wolf, Bär, Biber, Schildkröte; Reh, Schnepfe, Reiher, Falke, von denen Bär und Reh

die urſprünglichen geweſen ſein ſollen.* Die gleichnamigen Geſchlechter der einzelnen Völker betrachteten ſich als Brüder, waren wirklich blutsverwandt und hierauf beruhte die Feſtigkeit dieſes Völkerbundes hauptſächlich. In alter Zeit konnten die erſten vier Geſchlechter nur in die letzten vier heirathen und umgekehrt, ſpäter mußten Mann und Frau wenigſtens immer verſchiedenen Geſchlechtern angehören, die Kinder wurden immer zu dem Geſchlechte der Mutter gerechnet und demgemäß alles Eigenthum und alle Würden und Rechte nur in weiblicher Linie vererbt (Morgan 79 ff.). Hier und da hat allerdings die Macht des Herrſchers das Recht durchbrochen das in der entwickelten Anſicht von den Verwandtſchaftsverhältniſſen wurzelte, aber dieſe Anſicht ſelbſt ſcheint im Princip überall gleich feſtgeſtanden zu haben. Wie bei den Irokeſen gehörten auch bei den Cherokee und den Völkern von Nord Carolina die Kinder der Mutter und folgten ihr im Falle einer Scheidung (Colden I, 13, Timberlake 66, Lawson 185). Wo die Herrſcherwürde erblich war, konnte ſie nicht vom Vater auf den Sohn übergehen, ſondern nur von der Mutter, die dem Königsgeſchlechte angehören mußte: daher hören wir vielfach, daß der Schweſterſohn ſuccedirte (bei den Huronen, Attakapa, Cherokee, in Nord Carolina und anderwärts, Rogers 280, Bossu bei Fabri II, 186, Lawson 195), was höchſt wahrſcheinlich ſo zu verſtehen iſt, daß dieſe Erbfolge insbeſondere dann eintrat, wenn der Herrſcher ältere Schweſtern hatte, die ſelbſt zwar nicht zur Regierung gelangen konnten, ihre Anſprüche aber auf ihre Söhne vererbten; nur wenn Schweſtern nicht vorhanden oder ohne männliche Nachkommen waren, konnte hier und da (wie es ſcheint) ausnahmsweiſe der älteſte Sohn des Herrſchers unmittelbar an deſſen Stelle treten, wie dieß wohl zu unbedingt Trumbull (I, 40) als Sitte in Neu England angiebt. Dieſelbe Weiſe der Succeſſion fand in Süd Carolina ſtatt und in Virginien, wo den Brüdern (d. h. den Söhnen derſelben Mutter, ohne Rückſicht auf den Vater) und nächſt dieſen den Schweſtern und deren Kindern die Erbfolge zukam (Lawson 51, Strachey 70). Von ſeinem Vater und deſſen Verwandten konnte niemand etwas erben, ſondern nur

* Eine Ausnahme machten nur die Oneida und Mohawk, welche bloß die drei Geſchlechter des Wolfs, des Bären und der Schildkröte hatten. Nach Colden (I, 1), Lafitau (I, 464) und W. Smith (74) wäre dieſe Dreitheilung vielmehr allgemein geweſen bei den Irokeſen.

von der Mutter, deren Brüdern und Schwestern, der eigenen Schwester u. s. f. (bei den Huronen nach Sagard 173). Bei den Creek und Natchez wie bei den Kenaiern bestimmten sich Stand und Rang des Mannes nur nach der Familie zu welcher seine Mutter gehörte. Es lag in dieser ganzen Einrichtung eine Art von Entschädigung des Weibes für das Uebergewicht des Mannes das sie oft so schwer empfinden mußte, und wir möchten in ihr nicht ausschließlich oder auch nur vorzugsweise ein tiefes Mißtrauen gegen die eheliche Treue des Weibes ausgesprochen finden, dem die Abkunft der Kinder von väterlicher Seite als stets zweifelhaft und nur die von mütterlicher als gewiß gegolten hätte, sondern der zu Grunde liegende Gedanke scheint vielmehr darin zu bestehen, daß der Antheil der Mutter an ihrem Kinde weit größer sei als der des Vaters, daß von jener in die Bildung des Kindes weit mehr übergehe als von diesem. Schwerlich richtig ist, daß wie Carver angiebt, das Kind nach der Ansicht der Indianer den Leib von der Mutter, die Seele vom Vater erhalte und daß man ihm den Namen der ersteren gebe, weil sie allein mit voller Sicherheit bestimmbar sei. Unsere Auffassung der Sache, für welche spricht, daß das Kind der Mutter im Falle der Scheidung folgte und zu ihrem Stamme gerechnet wurde, scheint ferner durch die in alter Zeit sehr allgemeine Sitte unterstützt zu werden daß sich der Mann von seinem Weibe während der Schwangerschaft und selbst längere Zeit nach derselben, in Florida zwei Jahre hindurch, fern halten mußte (Holm in Mem. H.S. Pennsylv. III, 126, La Potherie III, 16, Cabeza de Vaca 536). Die gewöhnliche Deutung, daß man die Frau während ihrer Schwangerschaft ebenso als „unrein" angesehen hätte wie dieß für die Dauer der Menstruation der Fall war, da sie dann in ähnlicher Weise abgesondert in einer Hütte für sich leben mußte und vielen Beschränkungen unterworfen war, ist wohl kaum zu billigen. Es scheint vielmehr daß sie durch ihre Abgeschiedenheit vor allen störenden Einflüssen bewahrt und unter den besonderen Schutz höherer Geister gestellt bleiben sollte, wie sich zu diesem Zweck auch der Fastende, um sich auf große Thaten und wichtige Unternehmungen würdig vorzubereiten, in die Einsamkeit des Waldes zurückzog. Wahrscheinlich glaubte man von der Enthaltsamkeit das Gedeihen des Kindes vor und selbst noch nach seiner Geburt abhängig.

Die Geringschätzung der Weiber, ihre oft leichte Erhaltung und

bloße Benutzung als Arbeitskraft, ihr frühes Altern in Folge von angeſtrengter Arbeit, ihre durch Kriege zeitweiſe herbeigeführte Ueberzahl ſind überall die Hauptmotive zur Polygamie. Dieſe war durchgängig in Nordamerika erlaubt, beſchränkte ſich aber der Natur der Sache nach meiſt auf die Häuptlinge und berühmten Krieger, bei den Natchez auf die Adeligen, die eine Hauptfrau und mehrere Nebenweiber hatten (Hunter 243, Garcilasso Hist. de la conq. I, 1, 4, Lettres édif. I, 760). Mehrere Frauen zu haben ohne ſie ernähren zu können galt für ſchimpflich. Wo ſich angegeben findet daß keine Vielweiberei ſtattfand (bei Irokeſen und Apachen, Lafitau I, 555, W. Smith 80, Pfefferkorn I, 388) iſt Scheidung häufig und willkürlich, ſo daß ein Wechſel der Weiber an die Stelle der Polygamie trat; indeſſen verſichert Morgan (324) daß Scheidung in alter Zeit bei den Irokeſen ſchimpflich geweſen ſei. Bei manchen Völkern beſchränkt ſich die Polygamie, wie ſchon erwähnt, faſt ganz auf den Gebrauch daß der Mann mit ſeiner Frau zugleich auch deren Schweſtern zur Ehe erhält, was ſich auch inſofern empfehlen mochte als darin eine größere Bürgſchaft für die Einigkeit der Weiber untereinander zu liegen ſchien. Für dieſe wurde außerdem auch dadurch geſorgt, daß jede derſelben in einer beſonderen Hütte wohnte, oder bei den Völkern deren Häuſer für mehrere Familien eingerichtet waren, doch ihr beſonderes Feuer hatte (Oſagen, Morse App. 219, 227). Häusliche Zwiſte, die von dem Manne in ſehr kategoriſcher Weiſe beigelegt zu werden pflegten, kamen überhaupt nur ſelten vor.

Bei vielen Völkern ſoll in früherer Zeit die Sitte beſtanden haben, daß die Ehe im Laufe des erſten Jahres nicht vollzogen wurde (Lafitau I, 574), und die Heirath ſelbſt geſchah erſt in reiferem Alter als ſpäterhin gewöhnlich war, nicht vor dem 20. Jahre und nach vollbrachten Kriegsthaten (Hunter 232). Die Weiber waren in hohem Grade abgehärtet, und beſonders bei den nomadiſch lebenden Völkern, wie den Dakota und andern, war die Geburt eines Kindes ein Ereigniß durch das die Frau kaum auf kurze Zeit von ihren ſonſtigen Arbeiten entbunden wurde. Unmittelbar nach der Geburt, bei welcher ſie die Dienſte einer Hebamme, bisweilen auch den Beiſtand eines Mannes erhielt, nahm ſie ſelbſt nebſt dem Kinde ein kaltes Bad und begab ſich dann mit dieſem beladen wieder an die Arbeit oder auf die Reiſe; minder hart als die Dakota-Weiber waren die der Potowatomi in

dieſer Hinſicht (Keating I. 434, 130). Beim Gebären zu ſchreien galt für ſchimpflich (La Potherie III, 21) und hatte, glaubte man, die Folge daß aus dem Kinde nur ein Feigling wurde.

Bei dem harten Looſe des Weibes iſt es erfreulich einiger Einrichtungen zu gedenken die daſſelbe etwas zu mildern und ſeiner Hülfloſigkeit einigen Schutz angedeihen zu laſſen beſtimmt waren. Dahin gehört die ſchon erwähnte gleichzeitige Verſorgung der Schweſtern mit der Heirath der einen von ihnen; bei den Kniſteno hatte der Wittwer die Pflicht die Schweſter ſeiner verſtorbenen Frau zur Ehe zu nehmen (Dunn 93); bei den Ojibway und Omaha wurde die Wittwe nach überſtandenem Trauerjahre das ſie fern von Männern — bei den Potowatomi ſelbſt in Unreinlichkeit, ungewaſchen und ungekämmt (de Smet 294) — zubringen mußte, die Frau ihres Schwagers, welcher für die Kinder ſeines verſtorbenen Bruders zu ſorgen hatte (Keating II, 165, Say bei James I, 243). Auch anderwärts war es die Pflicht der Freunde des verſtorbenen Mannes für deſſen Wittwe zu ſorgen, wenn ſie innerhalb eines Jahres keine Gelegenheit fand ſich wieder zu verheirathen (Loskiel 83); nur bei den Irokeſen ſoll der Wittwe eine zweite Ehe verboten geweſen ſein (Backus bei Schoolcr. VI, 57), und in Nord Carolina ſtand der Wiederverheirathung bisweilen wenigſtens die Schwierigkeit entgegen, daß der zweite Mann die Schulden des erſten zu bezahlen verbunden war, während an die Frau, für deren Lebensunterhalt übrigens geſorgt wurde, kein Anſpruch dieſer Art gemacht werden konnte (Lawson 179, 187). Meiſt kehrt die Wittwe wie die geſchiedene Frau zu ihren Eltern zurück, Waiſen werden in anderen Familien adoptirt, wozu es nie an Bereitwilligkeit fehlt, für die Armen und Kranken haben die Verwandten zu ſorgen (Hunter 251). Iſt ein Mann im Kriege gefallen, ſo fleht ſeine Wittwe um Rache für ihn; wer ſie ihr zuſagt, iſt dadurch mit ihr verlobt und nimmt den Namen des Gefallenen an. Man glaubt in dieſem Falle daß ſie für ihren früheren Mann deſto größere Liebe beweiſe, je früher ſie ſich wieder verheirathet. Um ihre Familie aufrecht zu halten wählt ſie wohl auch einen der Kriegsgefangenen (ebend. 237, 247). Bei den ſüdöſtlichen Völkern mußte die Wittwe, wenn nicht der Bruder ihres Mannes ſie zur Ehe nahm, bei Strafe des Ehebruchs drei oder ſelbſt vier Jahre ganz eingezogen und abgeſchloſſen der Trauer leben (Adair 186 ff.).

Die tiefe, zum Theil ſelbſt verachtete Stellung des weiblichen Geſchlechtes brachte vieles Entwürdigende für dasſelbe mit ſich. Wundert man ſich weniger darüber daß die rohen Nordindianer, die ihre Töchter ſorgfältig hüten und deren Eiferſucht nicht ſelten zum Morde des untreuen Weibes führt, bisweilen in Weibergemeinſchaft leben, bei welcher ſich der Ueberlebende zur Verſorgung der Kinder des Todten verpflichtet (Hearne 112, 128, 260), ſo iſt dagegen auffallender, daß ſchon in älterer Zeit das Anbieten von Weibern und Mädchen bei vielen Völkern zur Gaſtfreundſchaft zu gehören ſchien (Carver, in Virginien nach Strachey 79, bei den Kniſteno nach Mackenzie). Bei den Oſagen geſchah dieß nur mit den Nebenweibern; die Aſſineboin pflegen ſich ein Geſchenk dafür auszubedingen, wogegen den Chippeway dieſe Unſitte fremd iſt (Featherstonaugh 290, West 35ff., 53), und ſich die Sioux in dieſer Hinſicht ebenfalls vortheilhaft von den Mandan und Riccara unterſcheiden (Perrin du Lac II, 34). Auch daß bei Feſten das Weib einem Anderen überlaſſen wird um deſſen Gunſt zu gewinnen, iſt ſehr gewöhnlich (Pr. Maximilian), und den Verkauf an einen Andern mußte es ſich in Nord Carolina gefallen laſſen (Lawson 187). Die Proſtitution der Weiber und Mädchen aus Gewinnſucht hat jedenfalls erſt in neuerer Zeit unter dem Einfluſſe der Weißen in hohem Grade zugenommen. Indeſſen iſt nicht zu leugnen daß ſchon in älterer Zeit die Mädchen bei mehreren Völkern ein ausſchweifendes Leben führten ohne daß dieß Anſtoß erregte, was ſich natürlich im Laufe der Zeit nicht gebeſſert hat, wogegen nur die Frauen als gebunden betrachtet wurden, denn ſie waren Eigenthum des Mannes und durchaus von dieſem abhängig (Cartier bei Ramusio ed. Venet. 1606, III, 382, Champlain I, 294, de Laet II, 11, Bossu II, 18, Lawson 34 und 187, Swan bei Schooler. V, 272). In Süd Carolina bei den Waxſaw gab es öffentliche Mädchen, von denen der Herrſcher ein Einkommen bezog; ſie waren am Schnitte des Haares kenntlich und trieben Handelsgeſchäfte (Lawson a. a. O.). Dagegen liegt auch eine Reihe unzweifelhafter günſtiger Zeugniſſe aus älterer und neuerer Zeit vor. Die roheren Völker von Neu Caledonien freilich und die Kniſteno, welche auf Keuſchheit überhaupt nicht viel halten, obwohl ſie nicht ohne Erlaubniß des Mannes verletzt werden darf, und keinen Unterſchied zwiſchen ehelichen und unehelichen Kindern machen (Dunn 92, Schooler. V, 116, Cox II, 331), treiben die

Proſtitution der Mädchen in großem Umfange; die Ojibway ſetzten aber noch in neuerer Zeit einen hohen Werth auf die Sittſamkeit des anderen Geſchlechtes, welche bei den Kanſas und Omaha eine natürliche Folge davon war, daß weder ein Häuptling noch ein tüchtiger Jäger ein gefallenes Mädchen zur Frau genommen haben würde (Keating II, 165, Say bei James I, 128). Die Potowatomi ſind zwar obſcön in Worten, was ihnen als Witz gilt, aber ſelten oder nie in Handlungen (Keating I, 118); auch bei den Sauk verfallen Unzucht und Ehebruch der Verachtung und Schande (ebend. I, 225 ff.). Daß die Mädchen bei den Irokeſen ausſchweifend lebten, hat Lafitau (I, 584) für die ältere Zeit gegen Lahontan und das Zeugniß der Lettres édifiantes entſchieden in Abrede geſtellt, ebenſo wie für die neuere Heriot (339) in dieſer Rückſicht mit Backus (bei Schoolcr. VI, 57) im Widerſpruch ſteht. Es mag ſich verhalten haben wie in Neu England, wo es neben ſehr züchtigen Weibern auch ausſchweifende, obwohl nicht in Ueberzahl gab (Young a, 364). Hudson fand an dem Fluſſe ſeines Namens die Weiber ſehr ſittſam und zurückhaltend (Collect. N. Y. H. Soc. I) und Ribault ſpricht ſich ebenſo über die von Florida aus (Works iss. by the Hakluyt Soc. VIII, 100). Galt doch bei den Muskogee ſchon die Frau für eine Ehebrecherin die einem Manne zu trinken gab ohne ſich einige Schritte zu entfernen (Adair 143). Hunter (233) erzählt daß bei vielen Völkern die jungen Leute beider Geſchlechter in demſelben Hauſe ſchlafen, ohne daß Ausſchweifungen davon die Folge ſeien, obwohl die Verführung dadurch allerdings erleichtert werde; den Verführer treffe in ſolchem Falle größere Verachtung als das Mädchen, das ſpäter oft noch Gelegenheit finde ſich zu verheirathen.

Leidenſchaftliche Eiferſucht iſt beim Indianer nicht ſelten; daher wird Ehebruch oft mit groben Verſtümmelungen am Weibe geſtraft, durch Abreißen der Naſe, was auch ſonſt im Streite vorkommt, häufig auch nur durch die beſchimpfende Strafe des Kahlſcherens oder des Auspeitſchens (Pr. Max. c, I, 572, Tanner II, 34, Pfefferkorn I, 388, Garcilasso a. a. O. II, 1, 13, Morgan 330). Die Verführung eines Weibes gab nach der Sage die Veranlaſſung daß die Aſſineboin von den Dakota ſich trennen mußten und ſich mit ihnen verfeindeten (Keating I, 405). In Süd und Nord Carolina dagegen wurde Ehebruch leicht mit Geſchenken geſühnt und an der Frau ge-

wöhnlich nicht weiter beſtraft (Lawson 34, 188); überhaupt forderte das Sittengeſetz der Indianer meiſt nur daß die Ehe vom Weibe nicht ohne Erlaubniß des Mannes gebrochen werde, was in Virginien als ein ſeltener Fall bezeichnet wird (de Laet III, 18). Nicht oft kam es vor daß auch der Verführer des fremden Weibes geſtraft wurde, wie in Alabama, wo man ihn ſchlug, ihm den Kopf kahl ſchor und mit dem Weibe zuſammen fortjagte (Bossu II, 22), und bei den Muskogee, die ihn körperlich züchtigten und ihm die Ohren abſchnitten, während das Weib ihr Haar und im Wiederholungsfalle Ohren, Lippen oder Naſe verlor (Adair 143).

Unnatürliche Laſter, eine häufige und ohne Zweifel die traurigſte Folge der Polygamie, fehlen auch in Nordamerika nicht, und man hat ſogar behauptet daß ſie bei allen Völkern vorkämen (Tanner I, 206, Perrin du Lac II, 35). Wo dieß nicht der Fall war, ließ es ſich leicht conſtatiren, da man überall wo ſich Männer als Weiber gekleidet fanden und alle ſonſt den Weibern zukommenden Geſchäfte verrichteten, mit einiger Sicherheit darauf ſchließen durfte. Dieß wird ſehr häufig erwähnt (Hennepin 220, Marquette 53, La Salle in Collect. N. Y. H. S. II, 237 bei den Illinois, Bossu II, 101 bei den Chokta, Cabeza de Vaca 538 und Coreal I, 33 in Florida überhaupt, Pr. Max. c, II, 132 bei den Mandan u. a., Lafitau I, 52), und Marquette fügt merkwürdiger Weiſe hinzu, daß die Männer in Weiberkleidern bei den Illinois in beſonderem Anſehen geſtanden hätten Unter den Oſagen, heißt es bei Mc Coy (360), ſind einzelne Männer in Weiberkleidern, bei den Kanſas kommt dieſes Laſter bisweilen vor (Say bei James I, 129), bei den Dakota iſt es ſelten und verachtet (Keating I, 436), in Nord Carolina iſt es unbekannt (Lawson 186): es ſcheint demnach daß ihm keine große Verbreitung zukam und daß es hauptſächlich nur deshalb ſo häufig erwähnt wird, weil es ſich im Aeußeren ſchon durch die Kleidung kund gab. Ein gewiſſer Zuſammenhang desſelben mit den abergläubiſchen Vorſtellungen der Indianer wird dadurch angedeutet, daß ein Sauk erzählte, wem der Mond, die böſe Gottheit, im Traum erſcheine, der ziehe Weiberkleider an und diene als Weib (Keating I, 216), und J. Irving (I, 194) theilt eine Geſchichte mit, nach welcher ein gefeierter Krieger einem Traume gehorchend Weiberkleider anlegte, obgleich ihm dieß allgemeine Verachtung zuzog.

Die Liebe der Indianer zu ihren Kindern ist so zärtlich und innig als sie sein kann. Tritt Hungersnoth ein, so erhalten die letzteren stets das Meiste und Beste (West 125), und es werden viele Beispiele der Aufopferung für sie erzählt, von Vätern die den in Gefangenschaft gerathenen und mit dem Tode bedrohten Sohn dadurch retteten, daß sie für ihn eintraten und ihr eigenes Leben für ihn hingaben (Domenech im Ausland 1858, p. 939, Bossu I, 194), von Müttern die für ihre Kinder sich in jede Gefahr stürzten (Say bei James I, 244). Auch daß sich Weiber für ihre Männer aufopferten, für Weiße oder Eingeborene, wird mehrfach mitgetheilt. Ellis (204) erzählt einen Fall, in welchem sich beide Eltern miteinander stritten wer von ihnen ihrem Kinde entbehrlicher sei, als der sinkende Kahn nur noch eines von beiden zu tragen vermochte — jedes von ihnen wollte das Opfer sein. Die Zärtlichkeit der Indianer erstreckt sich nicht bloß auf ihre eigenen Kinder, sondern sie sind überhaupt nachsichtig und liebevoll gegen diese.

Einst kamen Indianer nach Quebec und sahen dort einen französischen Knaben trommeln. Einer von ihnen ging nahe hinzu um zuzusehen und erhielt von dem Knaben einen Trommelschlag ins Gesicht, so daß Blut floß. Den höchst aufgebrachten Indianern Genugthuung zu geben sollte der Thäter gezüchtigt werden; als man aber damit Ernst machte, baten sie selbst für ihn seiner Jugend wegen, und da man dennoch nicht abließ, zog einer sein Kleid aus und deckte den Knaben mit den Worten: „Schlagt mich wenn ihr wollt, aber nur nicht den Knaben" (Le Jeune, Hist. de la N. France 1633, p. 145).

In dem Kriege zwischen den Fuchsindianern und Chippeways im 17. Jahrhundert gerieth der Sohn eines berühmten alten Chippeway-Häuptlings, Bi-aus-wah, in die Gewalt der ersteren, während der Vater von seinem Wigwam abwesend war. Als er nach Hause kam, hörte der alte Mann die traurige Nachricht und da er das Schicksal kannte das seinen Sohn treffen würde, folgte er der Spur der Feinde allein und erreichte ihr Dorf als sie gerade das Feuer anmachten um den Gefangenen lebendig zu braten. Kühn trat er mitten unter sie und bot sich selbst statt seines Sohnes an. „Mein Sohn", sprach er, „hat erst wenige Winter gesehen, seine Füße haben den Kriegspfad noch nie betreten, aber das Haar meines Hauptes ist weiß, ich habe viele Skalps über den Gräbern meiner Verwandten aufgehängt, sie waren von den Köpfen eurer Krieger genommen: macht das Feuer um mich her an

und laßt meinen Sohn nach Hause zurückkehren." Das Anerbieten wurde angenommen und der alte Mann, ohne daß er einen Seufzer ausgestoßen hätte, an dem Pfahle verbrannt (Schoolcraft).

Ein Indianer vom Stamme der Kennebecks erhielt zur Belohnung für geleistete Dienste Land und siedelte sich in einer neuen Stadt an unter den Weißen. Zwar wurde er von diesen nicht schlecht behandelt, aber dem allgemeinen Vorurtheile gemäß zeigte man ihm auch keine Theilnahme. Besonders trat dieß beim Tode seines einzigen Kindes hervor. Kurz darauf ging er zu einigen Bewohnern der Stadt und sagte zu ihnen: „Wenn weißen Mannes Kind sterben, Indianer Mann traurig, er ihn begraben helfen. Wenn mein Kind sterben, Niemand mit mir sprechen, ich machen sein Grab allein. Ich kann nicht leben hier." Er gab seine Farm auf, grub sein Kind wieder aus und nahm es 200 Meilen weit durch die Wälder mit zu den Canada-Indianern (Drake).

Auch arbeitsunfähige und blödsinnige Kinder werden von den Potowatomi wohl verpflegt, es zu unterlassen gilt für schändlich und kommt selten vor (Keating I, 96). Stirbt die Mutter, so wird der Säugling bei den Huronen aufgezogen und die Kinder vergelten diese Liebe durch Unterstützung der Eltern im Alter (Sagard 167, 169). Ueberhaupt sind die Familienbande trotz der Polygamie oft fest und innig: der Indianer ist stolz auf eine große Familie (Keating II, 158), und die häufige Adoption eines Fremden an die Stelle eines Verstorbenen, der dann dessen Weib nimmt und so ganz dessen Platz ausfüllt, daß es sogar für ihn als recht gilt seine eigenen Verwandten im Kriege zu erschlagen, wenn er ihnen als Feind begegnet (ebend. I, 225, Mc Coy 137), hat nur den Zweck die Familie vor dem Aussterben sicher zu stellen. Beispiele von Aufopferung der Kinder für die Eltern, des Bruders für den Bruder (Swan bei Schoolcr. IV, 48, Say bei James I, 254) legen Zeugniß ab von der festen Anhänglichkeit der Familienglieder an einander. Vorzüglich innig war bei den Irokesen die Liebe des Sohnes zur Mutter, bei der er stets eine Hütte hat und Speise findet (La Potherie I, 358), dagegen pflegt sich der Vater namentlich um die Tochter nur wenig oder gar nicht zu kümmern. Ueberhaupt beweisen die Jüngeren den Aelteren meist große Achtung, sowohl innerhalb als auch außerhalb der Familie; sie widersprechen ihnen nie, sondern unterwerfen sich stillschweigend ihrer

Führung, selbst in Dingen die sie besser wissen: alte Leute genießen Pflege und Verehrung und werden respectvoll als „Großvater" und „Großmutter" angeredet (Heckewelder 114, 117, 270ff.). So will es die alte gute Sitte, die in späterer Zeit freilich vielfach vernachlässigt worden ist. Trotz dieser Pietät ist es kein seltener Fall, daß alte und kranke Leute von ihren Angehörigen mit etwas Nahrung Feuer und Wasser versehen, auf der Wanderung zu der die Noth zwingt, ausgesetzt und ihrem Schicksale überlassen werden, und daß selbst die Todten unbeerdigt bleiben; man scheidet alsdann weinend von den Hülflosen, aber die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung zwingt die übrigen zu dieser Härte (Chepewyans, Nordindianer, Sioux nach Mackenzie, Hearne 187, 280, West a. a. O., Mrs. Eastman). Es geschieht dieß oft mit, seltener wider den Willen der alten Leute, die bisweilen selbst die Ihrigen um den Tod bitten, den zu geben nur den eigenen Angehörigen erlaubt ist, wogegen der Todtschlag eines nicht zur Familie gehörigen Menschen unter solchen Umständen nur im allgemeinen Rathe beschlossen werden kann (Lafitau I, 488). Daß alte hülflose Leute um den Tod als um eine Wohlthat bitten, kommt auch im Süden in Alabama vor (Bossu II, 26), im Westen der Hudsonsbai sollen die Eltern von ihren Kindern es sogar als die Erfüllung einer Pflicht verlangen daß sie sie im Grabe erdrosseln (Ellis 207, Long bei Forster III, 285).

Die kleinen Kinder werden meist auf einem Bret oder einer Art von Wiege befestigt, welche oft hübsch verziert, mit Spielsachen und Amuleten behängt ist und von der Mutter auf allen ihren Wegen und bei allen ihren Geschäften mit herumgetragen wird. Bei den Natchez pflegte man Knaben auf Pantherfelle, Mädchen auf Häute von Büffelkälbern zu legen, damit sie die Gemüthsart dieser Thiere sich aneignen möchten (Adair 420). Bei den Irokesen wurden in älterer Zeit die Kinder, besonders die Töchter, sehr gut von der Mutter erzogen, hauptsächlich durch freundliches Zureden (La Potherie III, 16). Die Zucht war meist äußerst nachsichtig. Harte Schläge galten den meisten für eine Barbarei und scheinen fast nur von den Ojibway und von den Dakota, doch von diesen bloß den Mädchen, nicht den Knaben ertheilt worden zu sein (Keating II, 153, Prescott bei Schooler. III, 240), was darin seinen Grund hatte, daß man sich des Ungehorsams und der zügellosen Wildheit der Knaben vielmehr freute, weil

man in ihnen einen Beweis von selbstständiger Kraft sah. Ging man darin doch so weit, daß Knaben die sich feig gezeigt hatten, zu Hause von der Mutter auf jede Weise gereizt wurden, und daß diese sich gern den Schlägen und Stößen des Kindes preisgab in der Hoffnung es dadurch zu Muth und Kühnheit zu erziehen (Hunter 264). Die Eltern ließen den Kindern am Quälen der Kriegsgefangenen thätigen Antheil nehmen (Charlevoix), denn sie wünschten ihnen die Gefühle des Hasses und der Rache und jene unerbittliche Härte gegen den Feind frühzeitig einzuimpfen die den Indianer auszeichnet. Kinder der Sioux sah man auf dem Schlachtfelde den feindlichen Todten Stücke Haut abziehen, ihnen Fingerglieder herunterschneiden und sich spielend mit diesen Trophäen schmücken (Mrs. Eastman). Die rohen Takhali geben ihren Kindern sogar einen förmlichen Unterricht in der Grausamkeit, besonders in der Thierquälerei (West 153). Als Strafen welche die Kinder erhielten, werden bei den Creek Nadelstiche in's Bein (Swan bei Schoolcr. V, 273), sonst aber nur Schwarzmachen des Gesichtes und damit verbundenes Fasten genannt (Keating I, 98, 122, Morse App. 133); außerdem wirkte noch die Furcht vor dem großen Geiste, der dem Widerspenstigen kein Glück auf der Jagd und im Kriege verleihe, als Erziehungsmittel, das die Kinder bestimmte sich die Abhärtung durch kalte Bäder im Winter und durch Fasten gefallen zu lassen. Wer nicht zeitig aufstehen wollte, wurde mit kaltem Wasser begossen.

Die Kinder lernten spielend die nöthigen Fertigkeiten, die Knaben vom Vater, die Töchter von der Mutter. Jene übten sich vor Allem im Schießen kleiner Thiere, die bei den Irokesen und Chickasaw mit Blasröhren auf 20—30 Fuß Entfernung von ihnen erlegt wurden (Morgan, M'Kenney), und man veranstaltete ein großes Fest wenn dieß dem Knaben gelungen war. Mochte das getödtete Thier noch so klein, selbst eine Mücke oder ein Floh sein, der Ojibway hegte um so größere Hoffnungen von seinem Sohne, in je früherem Alter er zum ersten Male eine solche That vollbrachte (Keating II, 152). Um es zur Vollkommenheit zu bringen mußte sich der Knabe schon früh und unaufhörlich in den erforderlichen Künsten üben: es wird versichert daß die Kinder der Krähenindianer schon im dritten Jahre zu reiten versuchen (Irving 191). Ein anderes Fest das zu Ehren des Kindes gefeiert wurde, war das Fest der Namengebung (Keating I,

421, II, 151), welche von einem angesehenen älteren Manne den man dazu aufgefordert hatte, vollzogen und mit einer Rede begleitet wurde, die vor Allem die Hoffnung aussprach, daß der große Geist das Kind schütze, es zu einem gewaltigen Jäger und Krieger heranwachsen lasse und dergleichen (Potowatomi u. a., Morse App. 135). Die Namen welche gegeben werden, haben stets eine bestimmte Bedeutung, wie die scherzweise beigelegten Annamen bei uns: „Schlafauge, Rothflügel, großer Donner" u. s. f. Der wahre Name darf bei Vielen aus Gründen des Aberglaubens nicht ausgesprochen werden, bleibt ein sorgfältig bewahrtes Geheimniß und wird schwerlich je gewechselt wie dieß oft mit den vulgären Namen der Fall ist, die zu den großen Thaten oder eigenthümlichen Schicksalen des Mannes in Beziehung stehen.

Am Ausgange der Kindheit steht das Fest der Mannbarkeit und Wehrhaftmachung, das bei manchen Völkern durch mehrmonatliche Ceremonien, Fasten und andere Prüfungen eingeleitet wurde (Jones I, 37). Wenn in Nord Carolina die jungen Männer und selbst die Mädchen 5—6 Wochen lang in ein dunkles Haus eingesperrt wurden wo sie hart fasteten, angeblich um sie gehorsam zu machen und abzuhärten (Lawson 233), so steht dieß ohne Zweifel mit jenem Feste der Einweihung in Verbindung, bei welchem oft sehr schmerzhafte Proben der Standhaftigkeit gefordert wurden. Vor Allem aber ist für den Uebergang des Knaben zum Manne sein „Lebenstraum" von Wichtigkeit, durch den er einen individuellen Schutzgeist erwirbt, welchen er von da an als seine „Medicin" (so haben es die Franzosen genannt) gewöhnlich in Gestalt eines Thierbalges, immer mit sich führt. Zu diesem Zwecke zieht sich der 14—15jährige Knabe in die Einsamkeit zurück und fastet um besser träumen zu können. Der Traum offenbart ihm seine künftige Bestimmung und sein Lebensschicksal, die höheren Weisungen die er durch ihn erhält, begleiten ihn sein ganzes Leben hindurch (Beispiele solcher Träume bei Kohl). Manche sonderbare Namen erklären sich aus diesen Traumbildern: „Loch im Himmel" war der Name eines Mannes dem sein Schutzgeist durch ein Loch im Himmel erschienen war (Schooler. II, 160). Es handelt sich nämlich vor Allem darum, daß dieser sich sehen lasse: es muß das Fasten und Träumen so lange fortgesetzt werden bis ein Thier erscheint. Nach dem Erwachen wird diesem Thiere sogleich nachgespürt und der Balg oder sonst ein Theil des erlegten welchen der Traum besonders bezeichnete,

sorgfältig aufbewahrt und stets getragen, denn der Verlust desselben würde die tiefste Verachtung „des Mannes ohne Medicin“ von Seiten Anderer und beständiges Unglück im späteren Leben zur Folge haben (Catlin).

4. Der politische Verband des Volkes beruhte in alter Zeit sehr allgemein auf einer Eintheilung in Banden oder Geschlechter, deren jedes durch ein Thier oder einen Körpertheil eines Thieres als Marke bezeichnet war, z. B. Bär, Büffel, Fischotter, Falke u. dergl. Nur ein Fisch oder ein Theil eines Fisches konnte diese Marke nicht sein* so wenig als etwas von diesem zur Kleidung oder zum Schmuck verwendet werden durfte, was wahrscheinlich damit zusammenhängt, daß man sich den bösen Geist vorzüglich als Wassergeist dachte (Kohl II, 145, I, 86 und sonst). Diese Marke hieß bei den Algonkin das Totem. Daß sie wirklich Stammeszeichen war, geht daraus hervor, daß zwischen Leuten von gleichem Totem keine Ehe stattfinden konnte: dieses läßt sich als Familienname betrachten, nur mit dem Unterschiede daß die gleichnamigen Familien bei den Indianern viel größer waren als bei uns, obwohl alle ihre Glieder sich als nahe Blutsverwandte ansahen, und daß der Familienname der Kinder von der Mutter, nicht vom Vater herkam. Daß sich dieß bei den nördlichen Algonkin umgekehrt verhalten habe, wie Parkman (a. I, 10 note) behauptet, ist nicht wahrscheinlich. Wenn ein Einzelner nach seinem Namen gefragt wurde, gab er häufig nur das Totem an; dieses wurde meist mit einem gewissen Familienstolze genannt, es knüpfte sich an dasselbe eine Art von Patriotismus (Carver), der jedoch nur dem Volke als solchem galt welchem der Einzelne angehörte. Wahrscheinlich hatte es ursprünglich eine religiöse Bedeutung: das Thier des Totem war der Schutzgeist der nach ihm benannten Familie, wurde von dieser heilig gehalten und durfte von ihr nicht gejagt werden. Hatten gewisse Thiere doch bei manchen der nordwestlichen Völker sogar eine so hohe Stellung, daß die Abstammung des Menschen und selbst die Schöpfung der Welt auf sie zurückgeführt wurde, so z. B. bei den Atnas, Kenaiern, Koluschen u. a. der Rabe und der Wolf (Wrangell 100, 111, 93, Holmberg 12). In späterer Zeit scheint bei den meisten diese Beziehung auf einen gemeinschaftlichen Stammvater in den Hintergrund

* Dieser Angabe Kohl's widersprechen indessen die Lettres édif. (I, 679), welche eine Bande des Karpfen bei den Ottawa nennen.

getreten und das Bewußtſein der Verwandtſchaft die ſich auf das Totem gründete, allein übrig geblieben zu ſein, wie z. B. bei den Potowatomi (Keating I, 117).

Die Zahl der Familien oder Geſchlechter von verſchiedenem Totem innerhalb desſelben Volkes wechſelten von 3 (Delaware, Loskiel 168) und 5 bis zu 8, 10 und ſelbſt 14 (Sauk, Morse App. 182). Zur Bewahrung der Stammbäume, auf welche die Indianer viel hielten, wurden die Zeichen der Totems in Bäume, Ruder, Kähne, Waffen u. dergl. nach der Ordnung eingeſchnitten (Wagner u. Sch. II, 387). Dieſe Eintheilung in Familien beſtand überall bei den ſüdlichen Völkern (Charlevoix) — die Choktaw z. B. waren wie die Irokeſen in 8 Geſchlechter getheilt die zwei große Gruppen bildeten —, ebenſo bei den Algonkin- und Irokeſenvölkern (Huronen, Copway 69); bei den Sioux hat man ſie zwar nicht gefunden, doch wohl nur aus Unachtſamkeit, da bei den verwandten Omaha eine Einrichtung dieſer Art erwähnt wird (Say bei James I, 325). Ob eins der Geſchlechter, wie Gallatin angiebt, immer vor den übrigen den Vorrang hatte und gleichſam Vorort war, ſcheint ſich nicht mit Sicherheit entſcheiden zu laſſen. Oertlich waren die Geſchlechter natürlich nicht geſondert, ſondern in jedem Dorfe wohnten Leute von verſchiedenen Familiennamen, Bär, Schildkröte, Wolf, zuſammen (Irokeſen, Lafitau I, 464, La Potherie III, 29). Daß bei den Huronen jedes Dorf ſeine beſondere Marke gehabt habe (Sagard 348), iſt ſchwerlich richtig.

Die höchſte politiſche Entwickelung haben unter den einheimiſchen Völkern von Nordamerika die Irokeſen erreicht. Die Sage von der Stiftung ihres Bundes (mit anderen Sagen geſammelt bei Schoolcraft, Notes on the Iroquois; Cusic bei Schooler. V, 635; Clark, Hist. of Onondaga I) iſt in phantaſtiſcher Weiſe mit Erzählungen von Rieſen und Ungeheuern verwebt und geht auf den Heros Thannawage, von Späteren meiſt Hiawatha genannt, zurück, obwohl das Ereigniß ſelbſt keiner früheren Zeit als dem 15. oder 16. Jahrh. anzugehören ſcheint (Heckewelder 42 nach Pyrläus, Morgan 8). Es knüpft ſich an den kleinen Onondaga See im Südoſten des Ontario, den gewöhnlichen Verſammlungsplatz der ſouveränen politiſchen Körperſchaft der Irokeſen (Morgan 61 f.) Nach der Erzählung eines Onondaga hielt Hiawatha bei der Gründung des Bundes folgende Rede: „Ihr Mohawks ſollt das erſte Volk ſein, weil

ihr kriegeriſch und mächtig ſeid, ihr Oneidas das zweite, weil ihr ſtets weiſen Rath gebt, ihr Onondagas ſollt das dritte ſein, weil ihr die größte Gabe der Beredtſamkeit beſitzt, ihr Senecas das vierte, weil ihr die liſtigſten Jäger ſeid, ihr Cayugas das fünfte, weil ihr die Feldarbeit und den Hausbau am beſten verſteht. Seid einig, ihr fünf Völker, handelt ſtets nach einem Sinn und kein Feind wird euch unterjochen" (Schooler. III, 317). Faſt dieſelbe Rangordnung der Völker hat Cusic angegeben, nach Heckewelder (106) und Charlevoix (216) dagegen kam der erſte Platz vielmehr den Onondagas zu, die Mohawks hießen „der älteſte Bruder", die Oneidas „der älteſte", die Senecas „der jüngſte Sohn." Gallatin bemerkt daß die Oneidas und Cayugas die jüngſten Glieder des Bundes geweſen ſeien, wie ſich aus den Verhandlungen bei Abſchließung des Caſton-Traktates ergebe. Nach Morgan (96) war die Rangfolge dieſe: Mohawks, Onondagas, Senecas, Oneidas, Cayugas, und die drei erſten hießen „die Väter", die beiden letzten „die Kinder." Schoolcraft (V, 152) fabelt offenbar wenn er ſagt, die Oneidas hätten für eins der jüngſten Glieder gegolten, der Gedanke des Bundes ſolle aber von ihnen ausgegangen ſein. Die Tuſcaroras kamen als ſechſtes Bundesvolk erſt 1712/13 hinzu. Die Reſte beſiegter Völker wurden von den Irokeſen ſtets incorporirt und als gleichberechtigt aufgenommen, doch ohne die Anzahl der Bundesglieder zu vermehren.

Wie dieſes Letztere, ſo war die geſammte Organiſation darauf berechnet einen feſten Zuſammenhalt bei unbegrenzter Vergrößerungsfähigkeit der Geſellſchaft zu bewirken. Der Bund war oligarchiſch regiert. An ſeiner Spitze ſtand eine Verſammlung von 50 Häuptlingen (9 Mohawks, 9 Oneidas, 14 Onondagas, 10 Cayugas, 8 Senecas), deren Namen Titel und Würden erblich waren. Sie ſtanden einander gleich an Macht, den höchſten Rang hatten aber die Onondagas zu denen nach Cusic das Oberhaupt des geſammten Bundes gehörte, wogegen der Oberfeldherr ein Mohawk war. In der Verſammlung wurden nicht 50, ſondern nur 5 Stimmen gezählt: jedes Volk hatte gleich jedem anderen eine Stimme und ein Veto (Morgan 62, 94). Der Bund ruhete auf voller Gleichberechtigung und Unabhängigkeit der einzelnen Völker voneinander in allen eigenen Angelegenheiten derſelben; alle aber waren, wie z. B. aus Canaſſatego's Rede in Lancaſter von 1773 hervorgeht (Schooler. III, 183), auf's Tiefſte davon

durchdrungen, daß ihre Stärke einzig auf ihrer Einigkeit beruhte, und nur diese Ueberzeugung, verbunden mit einem äußerst lebhaften Ehrgefühl, machten es möglich daß Ehre und Ansehn die einzige Belohnung, Mißachtung die einzige Strafe von politischer Art war die es bei ihnen gab. Ihre Politik, höchst arglistig gegen die anderen Indianervölker in älterer Zeit (Heckewelder), war auch gegen die Weißen immer umsichtig und schlau, und bestand gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. vorzüglich in dem Bestreben das Gleichgewicht der Macht zwischen Engländern und Franzosen möglichst zu erhalten (Charlevoix 397, 534).

Die Regierungsform des Bundes gab das Muster ab für die der einzelnen Völker. Jedes derselben hatte ein Oberhaupt im Frieden und ein zweites für den Krieg (Cusic). Eine Versammlung von Häuptlingen stand an der Spitze, deren Würde in der Familie zwar erblich war, doch so, daß sie durch Wahl zunächst unter den Brüdern und Schwesterkindern, seltener durch Wahl in weiterem Kreise übertragen und unter Umständen sogar auch wieder entzogen werden konnte. Zu jedem Beschlusse sowohl des Bundes als jeder Einzelregierung war Einstimmigkeit erforderlich. Diese zu erzielen, waren die Häuptlinge in mehrere Klassen getheilt, deren jede zuerst für sich allein zu berathen hatte (Morgan 75, 88, 112). Die Beschlüsse der Regierung wurden im Geheimen gefaßt und dem Volke in großen öffentlichen Versammlungen mitgetheilt (Lafitau I, 473 ff., La Potherie III, 11, 31). Ob letzteres gar keine Stimme in den allgemeinen Angelegenheiten hatte oder nur zuzustimmen pflegte, wissen wir nicht. Daß auch der weibliche Theil der Häuptlingsfamilien einen Einfluß hatte, scheint gewiß, doch schwerlich stimmte er selbst mit; er soll durch einen gewählten Redner seine Ansicht in den Versammlungen haben vertreten lassen (Lafitau I, 477, La Potherie III, 30). Welche Stellung die im Journal étranger (1762 Avril p. 124) erwähnten Hotouissache-Frauen hatten, wahrscheinlich eine besondere privilegirte Kaste, findet sich nicht näher angegeben. Die Gewalt der regierenden Häuptlinge war so groß, daß sie nicht bloß innerhalb des Volkes zu dem sie selbst gehörten, sondern ebenso bei jedem anderen Bundesvolke Gehorsam fanden (Morgan 96). Außer jenen gab es für jede der Banden oder Geschlechter aus denen ein Volk bestand, immer je zwei Häuptlinge welche die Privatstreitigkeiten zu schlichten hatten

(Cusic). Von ſpäterem Urſprunge als die erblichen Häuptlinge iſt der Verdienſtadel, welcher auf Wahl beruhte; ſeine Macht wuchs aber in ſolchem Maaße, daß die Bundesorganiſation durch ihn untergraben wurde (Morgan 71). Nach Sagard (370) beſaß jedes Dorf einen Gemeindeſchatz aus welchem die allgemeinen Ausgaben beſtritten wurden. Wie er verwaltet wurde, iſt ebenſo unbekannt wie ſo vieles Andere das ſich auf die geſellſchaftlichen Einrichtungen der Irokeſen bezieht, trotz der Menge von Nachrichten die wir über ſie beſitzen und trotz der Wichtigkeit und des Intereſſes, die ſie namentlich auch noch dadurch erlangen, daß dieſelben Inſtitutionen von ihnen auf die Cherokee, Chippeway und andere Völker übergegangen ſein ſollen (Morgan 91).

Bei den Huronen war die Häuptlingswürde ebenfalls erblich und wurde während der Minderjährigkeit vom Muttersbruder verwaltet; der Häuptling entſchied bei ihnen alle wichtigen Angelegenheiten endgültig allein, ſchlichtete die Streitigkeiten und verkündigte die Ehen (Copway 140, 143). Zu einer politiſchen Verfaſſung von ähnlicher Feſtigkeit wie die der Irokeſen, haben ſie es nicht gebracht, obwohl es unzweifelhaft iſt daß zur Zeit der Ankunft der Weißen faſt allerwärts eine feſtere ſociale Organiſation beſtand die erſt allmälich unter dem Einfluß der letzteren ſich auflöſte, nachdem die Eroberungen namentlich der Irokeſen in dieſer Richtung ſchon vorgearbeitet hatten. So waren z. B. die Völker im Weſten des Connecticut-Fluſſes den Mohawk tributär geworden; die bei ihnen raubten und mordeten wenn ſie nicht zahlten, und öſtlich von jenem Fluſſe ſcheinen die Pequots ähnlich verfahren zu ſein (Trumbull I, 45).

Zur Zeit der Gründung der Kolonieen von Neu England ſtand dort Maſſaſoit, König der Wampanoags an der Spitze eines Völkerbundes. Er reſidirte in der Gegend von Warren (Rhode Island) und ſeine Herrſchaft erſtreckte ſich von Cap Cod bis zur Narraganſet Bai (Steele 266). Wie er herrſchten auch die Häuptlinge der Narraganſet monarchiſch, alle übrigen Häuptlinge, der Adel, waren ihnen untergeben, und die Würde blieb ſtets innerhalb derſelben Familie (Potter 10). Ob die Häuptlinge der erſten Klaſſe Sachem und die der zweiten Sagamore hießen oder umgekehrt, oder ob beide Namen nur auf verſchiedener Ausſprache desſelben Wortes beruhen (Young a, 210, Hutchinson I, 411, Thatcher II, 11 note) iſt ungewiß,

das Letztere aber wenig wahrſcheinlich, da beide Titel nebeneinander vorkommen. Die Gewalt der Sachems war allerdings meiſt nur discretionär: ohne die Zuſtimmung ihrer Vaſallen konnten ſie keinen Krieg anfangen, aber ein jeder derſelben hatte ſein feſt begrenztes Land das er zum Landbau und zur Jagd an ſeine Vaſallen auslieh, von denen er dafür einen beſtimmten Antheil an der Ausbeute und alljährliche Geſchenke in Getreide als Tribut erhielt. Alle Landverkäufe waren in alter Zeit von der Einwilligung der Sachems allein abhängig, denen daher auch der größte Theil der Kaufſummen zufloß. Sie hatten aber auch für die Wittwen und Waiſen zu ſorgen, überhaupt der Nothleidenden ſich anzunehmen, und Freigebigkeit galt als ihre erſte Tugend. Jeder Sachem hatte einen hohen Rath neben ſich, an welchen er je nach ſeinem perſönlichen Anſehn mehr oder weniger gebunden war: gewöhnlich entſchied er allein und fand allgemeine Zuſtimmung. Die Verbrechen ſtrafte er nach eigenem Ermeſſen und ſogar meiſt eigenhändig an ſeinen Untergebenen, mit Schlägen und ſelbſt mit dem Tode; die geringeren pflegte er der Privatrache zu überlaſſen (Young a, 360, Trumbull I, 40, Drake u. a.). Ganz dieſelbe politiſche Verfaſſung beſtand in Pennſylvanien (Holm in Memoirs H. S. P. III, 133, Buchanan 324). Höher im Norden bei den Micmac gab es gewählte Häuptlinge, wie überhaupt wo deren zwei nebeneinander beſtanden, einer für die Friedenszeit, der andere für den Krieg, der letztere in der Regel aus Wahl hervorging. Auch dort erhielt der Häuptling Abgaben und die jungen unverheiratheten Leute arbeiteten nur für ihn (Charlevoix). In New Hampſhire und Maine ſtanden alle Sachems unter dem Baſchaba als ihrem gemeinſamen Oberhaupt, dem man nur vermuthungsweiſe eine zugleich politiſche und prieſterliche Gewalt zugeſchrieben hat (Schoolcr. VI, 114). Daß de Laet (III, 3) nach J. Smith die Baſſabes als ein mächtiges Volk im Weſten der Tarratins nennt, beruht wohl auf einem Irrthum; nach Champlain (I, 65) führte nur ein beſtimmter Häuptling den Namen Bessabez.

Daß in alter Zeit die Häuptlingswürde ſehr allgemein erblich war, hat M'Culloh (123) mit Recht daraus geſchloſſen, daß auch Weiber und ſelbſt Kinder als Häuptlinge genannt werden, für welche letzteren gewöhnlich der Mutterbruder die Regierung führte. Awashonks war die Königin der Sogkonate oder Seconet im ſüdlichen Rhode

Island (Church 21) und Carver fand die Winibeg von einem Weibe beherrſcht wie Juan Pardo die Bewohner von Guatari in S. Carolina (Coleccion de doc. 17) und de Soto die von Coſachiqui in Florida (Herrera VII. 1, 15). Am Potomac war im J. 1634 ein Kind mit der höchſten Würde bekleidet (Bozman 271). Wo das Oberhaupt gewählt wurde, war die Wahl meiſt auf gewiſſe Familien beſchränkt. Mancherlei Intriguen, doch ſelten Streitigkeiten kamen bei dieſer Gelegenheit vor, daß aber die Candidaten ihre Heldenthaten öffentlich erzählten und ihre Trophäen zeigten (Hunter 314), ſcheint eine Weiſe der Bewerbung zu ſein die erſt dem Verfalle der Geſellſchaft in neuerer Zeit angehört. Erſt dieſer Verfall hat es mit ſich gebracht daß die Macht der Häuptlinge ſehr geſunken und noch weit mehr als früher von perſönlichen Eigenſchaften und ſelbſt von bloß äußeren Dingen, beſonders von ihrem Reichthum abhängig geworden iſt. Tapferkeit und Freigebigkeit, Intrigue und Schmeichelei wurden dann die Mittel die Häuptlingswürde zu gewinnen und in Anſehn zu erhalten, was dem Uebermuthe Einzelner gegenüber oft ſehr ſchwer war; denn jeder dünkte ſich vollkommen frei und unverantwortlich für alle ſeine Thaten: es war nur perſönliche freiwillige Nachgiebigkeit, wenn man ſich dem Häuptlinge fügte. Nur im Kriege änderte ſich meiſt das Verhältniß, da die allgemeine Sicherheit und das Gelingen des Unternehmens alsdann eine ſtrenge Disciplin und eine dictatoriſche Gewalt des Häuptlings als nothwendig erſcheinen ließ (Hunter 311, Morse App. 132). So haben die Apachen und die Navajos Häuptlinge nur im Kriege, im Frieden ſtehen bloß die Armen in einem gewiſſen Verhältniß der Abhängigkeit oder Hörigkeit zu den Reichen (Pfefferkorn I, 389, Schoolcr. IV, 89, 209). Aehnlich war es vor Alters auch ſchon bei den Völkern deren ſociales Leben weniger entwickelt war: bei den Sioux, welche vor ihrer Bekanntſchaft mit den Weißen gar keine Häuptlinge gehabt haben ſollen, ſind auch jetzt deren Anordnungen und Beſchlüſſe durchaus nicht maßgebend, ſie können aus eigener Macht keine Verträge ſchließen und müſſen ſich durch Freigebigkeit in allgemeiner Gunſt erhalten, denn obgleich ihre Würde eigentlich erblich iſt, werden ſie doch bisweilen abgeſetzt (Prescott bei Schooler. II, 182, ebend. IV, 69, Parkman, Mrs. Eastman). Nur im Kriege giebt der Häuptling für deſſen Dauer beſtimmte Geſetze, deren Uebertretung er mit dem Zerbrechen der Flinte oder

Zerſchneiden des Kleides ſtraft (Schooler. IV, 62). Die rohen Taculli haben Häuptlinge faſt nur dem Namen nach und es ſcheint deren einziges Vorrecht zu ſein, daß ſie einen Uebelthäter durch ein geſchenktes Kleid unantaſtbar zu machen vermögen (Morse App. 343). Hier und da hat man in neuerer Zeit die Häuptlinge ganz heruntergekommen und nur durch unerträgliche Bettelei ausgezeichnet gefunden (Schwarzfüße, Pr. Max. c, I, 624).

Bei den meiſten der öſtlichen Völker waren die politiſchen Verhältniſſe in früherer Zeit feſter geordnet. In Virginien beſtand zur Zeit der Gründung der engliſchen Kolonie in Cheſapeake Bai (1606) ein ausgebreitetes Reich, das Powhatan theils durch Gewalt theils durch Liſt gegründet hatte. Nach Capt. Smith's Darſtellung, der bei ihm in Gefangenſchaft gerieth, war er ein Mann von bedeutenden Geiſtesgaben und hatte ſeine Herrſchaft von 8 kleinen Indianervölkern die ihm urſprünglich untergeben waren, allmälich auf einige dreißig ausgedehnt. Er wurde von allen ſeinen Nachbarn ſehr gefürchtet und hoch geehrt und ließ ſich von ſeinen Vaſallen einen ſehr großen Tribut zahlen, es heißt $^4/_5$ von ihrer geſammten Habe. Sein Wille war Geſetz und er verurtheilte den Schuldigen bisweilen zu grauſamen Verſtümmelungen. Zu ſeinem Hofſtaate gehörten nächſt einer Leibgarde, die auch Nachts ſeine Wohnung bewachte, hundert Weiber, von denen er einzelne nach Belieben verſchenkte. Die engliſchen Koloniſten behandelte er ebenſo wie dieſe ihn, mit Liſt und Verſtellung, ganz nur auf ſeinen eigenen Vortheil bedacht (Strachey 48 ff., Williamson, Thatcher I). Bei dem kleinen Volke der Santee oder Seretee in Süd Carolina beſtand ebenfalls ein abſolutes Königthum, und in Nord Carolina müſſen die politiſchen Verhältniſſe von ähnlicher Art geweſen ſein, da wir hören daß dort über allgemeine Angelegenheiten von den verſammelten Räthen des Königs entſchieden wurde (Lawson 20, 195). Der Häuptling der Pani ſteht in ſo hohen Ehren, daß man vor ihm niederfällt, und er hält die Ordnung in der Geſellſchaft hauptſächlich durch eine Polizeimannſchaft aufrecht, die ſogar Nachtwachen zu thun und den Dienſt nach ſeiner Anordnung abwechſelnd zu verſehen hat (Morse App. 238, 240). Eine Art von Polizei, die jedoch nicht vom Häuptling angeordnet iſt, ſondern von beſonderen Geſellſchaften ausgeübt wird die ihre eigenen Abzeichen Tänze und Gebräuche haben, giebt es auch bei den Schwarzfüßen,

Mandan, Krähen, Riccari und anderen Völkern (Pr. Max. c, I, 576, II, 138 ff.). Die Oſagen ſind ihren Häuptlingen ſtreng gehorſam. Die Würde derſelben iſt erblich und ihre Befugniß geht bis zu körperlicher Züchtigung. Das Volk iſt in drei Stände getheilt, in Krieger Köche und Aerzte; die Köche dienen zugleich als öffentliche Ausrufer der Neuigkeiten (Pike II, 262, 265, Nuttall 172, Mc Coy 354, 358).

In Florida erzählt Laudonnière (9) von täglichen Verſammlungen, in denen der König auf einem erhöhten Sitze von 10 Prieſtern und Aelteſten, ſeinem hohen Rathe, umgeben, begrüßt wurde. Die Mutterſtadt und der Hauptſitz des Bundes der Creek-Völker, in welchen ſpäterhin auch die ſtammfremden Uchees und Natchez aufgenommen wurden, war Apalachucla. Dort wurden die allgemeinen Rathsverſammlungen gehalten (Bartram 372). Die Creek hatten „weiße" und „rothe Städte": die erſteren waren Friedensorte, Aſyle, wo das ewige Feuer brannte, und wurden nur von Friedenshäuptlingen oder Micos (beloved men) regiert, in deren Gegenwart kein Blut vergoſſen werden durfte, die letzteren gehörten den Kriegern. Die Micos, obwohl ohne äußere Auszeichnung und ohne entſcheidende Stimme im Rathe, überhaupt ohne materielle Macht, beriefen die Verſammlungen, waren hochgeehrt und wurden vom Volke faſt wie eine unſichtbare Vorſehung angeſehen (Bartram, Gallatin, Swan bei Schoolcr. V, 279). Die Cherokee waren, als die Engländer mit ihnen zuerſt in Berührung kamen (1730), damit beſchäftigt ſich für jede ihrer ſieben Mutterſtädte einen König zu wählen. Die aus Wahl hervorgegangenen Häuptlinge bildeten bei ihnen einen Adel, zu welchem auch Weiber gehören konnten, wenn ſie im Kriege tapfer mitkämpften, wodurch ſie dann auch eine Stimme im Rathe erhielten; der Reſt des Volkes war in zwei Klaſſen getheilt nach Maßgabe ſeiner kriegeriſchen Leiſtungen (Timberlake 70).

Die wenigen und fragmentariſchen Nachrichten die wir über die politiſche Verfaſſung der Indianervölker in alter Zeit beſitzen, laſſen jedenfalls ſo viel durchblicken, daß bei vielen ein wohlgeordnetes politiſches Leben ſich entwickelt hatte, das zu der Desorganiſation der Geſellſchaft in ſpäterer Zeit in auffallendem Gegenſatze ſteht, und was wir am meiſten an ihnen zu bewundern haben, daß, wie es ſcheint, der Beſtand der politiſchen Ordnung in vielen Fällen durch das allgemeine Rechtsbewußtſein und den politiſchen Takt des Volkes allein

geſchützt und ausreichend geſchützt war, woraus wir ohne Zweifel auf eine hohe politiſche Befähigung ſchließen dürfen.

Außer dem früher ſchon beſprochenen Erbrechte gab es bei den Indianern nur wenige feſtſtehende Rechtsverhältniſſe. Ordentliche Gerichte fehlten durchgängig. Wo die Häuptlinge, eine Verſammlung der Notabeln oder ein Rath der Alten Recht ſprachen, da geſchah es vermöge ihres perſönlichen Anſehens und ihrer factiſchen Macht, ſie wurden darin von der öffentlichen Meinung unterſtützt, die für ſie ſelbſt maßgebend war und von der ſie ſich gleich allen Andern abhängig fühlten, und richteten ſich nächſt der Natur des beſonderen Falles nach dem Herkommen. Dieſes letztere aber brachte es mit ſich daß in Rechtsſtreitigkeiten nur ſelten auf einen Richterſpruch gewartet zu werden brauchte, da der Einzelne gewöhnlich ſeine Sache ſelbſt in die Hand nahm und ſich, wenn er nach dem Herkommen handelte, keinen weiteren nachtheiligen Folgen dadurch ausſetzte. So blieben ſelbſt die groben Verbrechen meiſt der Privatrache überlaſſen, und der Häuptling oder die Verſammlung der Häuptlinge miſchten ſich meiſt nur ein, wenn der daraus entſpringende Streit ganze Familien ergriff oder zu ergreifen drohte. War z. B. bei den Irokeſen ein Mord geſchehen, ſo traten zwar die Häuptlinge zur Berathung zuſammen, aber private Mittelsperſonen ſuchten inzwiſchen eine Ausgleichung unter den verfeindeten Parteien herbeizuführen (Morgan 331). Nur die allgemeinen Angelegenheiten gehörten dem Herkommen nach zur Competenz der Häuptlinge, Krieg und Frieden, der Aufbruch des Lagers, das Abhalten einer Jagd u. ſ. f., und ſie konnten daher auch über einzelne Verbrechen richten, ein Todesurtheil fällen, vollſtrecken oder vollſtrecken laſſen, wenn das öffentliche Intereſſe dieß zu fordern ſchien. Zauberei ſcheint meiſt als eine allgemeine Angelegenheit behandelt und mit dem Tode beſtraft worden zu ſein, Mord, Ehebruch, Diebſtahl, Schulden, pflegten als Privatſachen zu gelten.

Die Eigenthumsverhältniſſe waren allerdings meiſt feſt geordnet, aber nur unvollkommen entwickelt. Die Grenzen des Landes das einem jeden Volke zukam, und das zu durchreiſen der Fremde einer beſonderen Erlaubniß bedurfte (Sagard 127), waren faſt überall feſt und ſehr genau beſtimmt (Roger Williams). Das Land galt entweder als Eigenthum des Häuptlinges oder als Geſammteigenthum des Volkes und wurde namentlich in ſpäterer Zeit von vielen Völkern für un-

veräußerlich erklärt, wofür ein Oſage einſt den Grund anführte daß es ja nicht bloß ihnen ſelbſt, ſondern ihren Nachkommen mit gehöre (Brackenridge 103). Wo das Land Geſammteigenthum war, hatte der Einzelne der ein Stück urbar machte, die Nutznießung davon ſo lange er es bebaute (Irokeſen, Morgan 326; Cartier ſagt nach Schoolcr. VI, 57, Alles ſei bei ihnen Gemeingut geweſen), oder es trat eine gemeinſame Bearbeitung und Ausbeutung desſelben ein: Ernte und Jagdbeute wurden nach Bedürfniß vertheilt oder ein jeder nahm aus dem vorhandenen Vorrathe was er brauchte (Hunter 258). Bei den Huronen wurden ſonſt ſogar die Häuſer der Einzelnen mit gemeinſamen Kräften erbaut (Sagard 97). Jedes Dorf der Creek hatte ein gemeinſchaftlich eingehegtes Feld, das in abgegrenzte Stücke für die einzelnen Familien getheilt war; Muſchelhörner kündigten den Beginn der Feldarbeit an, welche gemeinſam verrichtet wurde, und von der Ernte wurde zuerſt eine beſtimmte Quote an den Gemeindeſchatz abgeliefert, aus welchem der Mico die Bedürftigen zu unterſtützen hatte (Bartram). Herrenlos blieb nichts im Lande der Indianer, Alles was für ſie von Werth war, Biberteiche, Zuckerahornhaine, Preißelbeerplätze u. dergl., hatte auch ſeinen Eigenthümer (Kohl II, 263). Auch auf der Jagd war durch das Herkommen beſtimmt wem die Beute oder die einzelnen Stücke derſelben gehörten, wenn der Jäger ſich fremder Waffen bedient oder ein Anderer vor ihm dem angeſchoſſenen Wilde ſich genähert hatte, und erſt in neuerer Zeit hat bei den Dakota das Recht des Stärkeren ſich über dieſe Beſtimmungen hinweggeſetzt (Schoolcr. IV, 60). Back (94) erzählt von einem Chippeway der nach tagelangem Hunger ein Muſethier mit fremder Flinte ſchoß und es an deren Eigenthümer dem Jagdrechte gemäß unverſehrt ablieferte.

Sonderbarer Weiſe ſcheinen die Weiber, durch welche, wie wir oben geſehen haben, alles Eigenthum vererbt wurde, ſelbſt, außer bei den Cherokee (Timberlake 68) und Navajos, entweder gar kein Privateigenthum gehabt zu haben oder nur ein ſehr geringes. Heckewelder verſichert zwar das Gegentheil, ſteht aber mit dieſer Behauptung allein. Daß keine Gütergemeinſchaft unter den Ehegatten ſtattfand, folgt aus der Natur des Erbrechtes der Indianer von ſelbſt.

Diebſtahl ſoll in alter Zeit bei den Irokeſen kaum vorgekommen ſein und galt für ſehr ſchimpflich. Wer häufig ſtahl, wurde deſſen

von seinen Verwandten selbst angeklagt und erschlagen (Colden I, 14, Morgan 331, La Potherie III, 29). Anderen Völkern galt Lüge und Falschheit für noch schändlicher als Diebstahl, jene wie dieser waren selten, und die Ehrlichkeit der Weißen wurde ihnen verdächtig, da sie sahen daß diese alles Werthvolle sorgfältig verschlossen (Hunter 300, Heckewelder). Als Strafe des Diebes fand man es hinreichend seinen Namen öffentlich auszurufen und ihn durch den Anzug kenntlich zu machen (Copway 144); in Nord Carolina wurde er Sklave, bis er das Gestohlene ersetzte (Lawson 203). Von den Quappa sagt La Salle (Collect. N. Y. H. S. II, 267) daß man sie kaum Wilde nennen könne, weil alles Privateigenthum bei ihnen sicher sei und sie geordnete Gerichte hätten. Muß man sich hierbei daran erinnern, daß diese Sicherheit fremden Eigenthums bei vielen Völkern vermöge des Gastrechtes allerdings nur so lange stattfand als es unter ihrem Dache war, und daß sie draußen in der Prairie ungescheut stahlen und plünderten, so geht doch aus dem Vorstehenden zur Genüge die Unrichtigkeit der Behauptung hervor, daß nach der Ansicht der Indianer zu tödten zwar Sünde gewesen, daß aber wer stehle und böse Worte im Munde führe, von ihnen nur als „nicht weise" bezeichnet worden sei (Baseler Miss. Magaz. 1855, III, 142).

Ein großer Unterschied fand in Hinsicht der Ehrlichkeit zwischen der älteren und der neueren Zeit statt, ein zweiter betraf die Stammesgenossen und die Fremden, namentlich die Weißen: die letzteren zu belügen und zu bestehlen verbietet die Sitte und die Moral des Indianers nicht, und er fängt nur an sich solcher Vergehen auch gegen sie zu schämen und sie zu unterlassen, wenn er überlegenem Scharfblicke begegnet (Back 290). Schon bei der Gründung der ersten Niederlassung in Neu England fand man die Eingeborenen mit allen Geboten der christlichen Religion einverstanden, außer mit dem siebenten. Gleichwohl darf man behaupten daß Rechtschaffenheit und Treue einen Hauptzug im Charakter dieser Völker ausmachten, gegen den es nichts beweist, daß sie, als ihre Macht durch die Weißen gebrochen, als sie selbst moralisch gesunken waren und jene als ihre geschworenen Feinde zu betrachten sich gewöhnt hatten, auf alle Weise ihnen auch im Frieden zu schaden und sich an ihnen zu rächen suchten, was nur noch durch Betrug und Diebstahl gelingen konnte. Aus freier Entschließung eingegangenen Verträgen, in denen sie sich nicht übervortheilt sahen,

und Verpflichtungen die sie ehrlich und mit vollem Verständniß übernommen hatten, sind sie immer mit voller Treue nachgekommen; selbst ihr officieller Geschichtschreiber Schoolcraft (I fin.) erkennt dieß an und rühmt mit Rücksicht hierauf einen „edlen Zug volksthümlicher Ehrlichkeit und Redlichkeit" an ihnen. Freilich hielten sie sich durch das bloß formelle Recht der Verträge nicht für gebunden, wo sie sich materiell grob betrogen sahen, wie dieß so oft geschah, sondern griffen dann zu List, Verrath oder Gewalt je nach den Umständen. Der Integrität ihres Charakters thut dieß keinen Eintrag. Auch der Bezahlung ihrer Schulden an die Weißen sind die Einzelnen sehr häufig gewissenhaft nachgekommen und haben in Folge davon bisweilen hohen Credit erhalten (Hoffmann II, 33, nicht so die Omaha nach Say bei James I, 219), selbst die sonst so treulosen Taculli. Die Ungleichheit der bürgerlichen Stellung und der Lebensverhältnisse welche durch das Geld bei uns hervorgebracht wird, die Einsperrung eines Menschen weil er nicht zahlen kann und dergl., erschienen ihnen freilich von jeher als Ungeheuerlichkeiten und grobe Verhöhnungen des Rechtsgefühls (Carver 214). Der Werth äußerer Güter war nach der Ansicht der Indianer mit dem Werthe des Mannes, mit seiner Freiheit und Selbstständigkeit gar nicht vergleichbar, erschien gegen diesen gehalten als Nichts. Schulden drückten sie daher nur wenig und die Dakota waren der Meinung, daß ihre Verpflichtung zum Bezahlen an die Weißen, die ihnen stets als überschwenglich reich vorkommen mochten, theils mit der Zeit theils mit der steigenden Noth in die sie selbst geriethen, allmälich abnehme (Schoolcr. II, 195, Loskiel 127). Der Bankerottirer wurde bei den Cherokee an einen Baum gebunden und ausgepeitscht; damit waren seine Schulden getilgt. Anderwärts wurden Streitigkeiten über Geldsachen durch selbstgewählte Schiedsrichter geschlichtet; wer an Bezahlung seiner Schulden durch Krankheit oder andere Umstände ernstlich gehindert war, wurde nicht dazu angehalten, allgemeine Verachtung traf aber den der zahlen konnte und nicht wollte (Gregg II, 2, Hunter 294). Zu den Vergehen gegen das Eigenthum gehörte nach Indianerbegriffen auch der Ehebruch, von dem wir schon gehandelt haben: er wurde meist nur als eine bloße Verletzung der Rechte des Mannes angesehen und demnach nur gestraft, wenn er ohne dessen Erlaubniß geschehen war.

Grobe Verbrechen waren in der älteren besseren Zeit seltener als

ſpäterhin. Das Strafrecht, ſoweit es ein ſolches gab, ruhte auf der ſtrengen talio, die vor Allem für den Mord die allgemeine Regel war. Die Rache welche Blut mit Blut ſühnt, erſchien dem Indianer als eine ſittliche Nothwendigkeit: der nächſte Verwandte des Gemordeten lud eine unauslöſchliche Schande auf ſich, wenn er ſich der Blutrache entzog. Die Weißen haben ſich öfters die Verachtung der Indianer dadurch zugezogen, daß ſie ſich bei Verluſten im Kriege indifferent zeigten, ihre Todten nicht mit lautem Geſchrei betrauerten und nicht die heiße Begierde ihren Tod zu rächen an den Tag legten (Lafitau II, 291), welche die Liebe und Pietät dem Indianer eingiebt. Heckewelder (231) erzählt zwar mehrere Fälle in denen Todtſchlag und anderes Unglück das unvorſätzlich angerichtet wurde, ungerächt blieben, in denen ſogar Schadenerſatz nicht einmal angenommen wurde, man darf ſie aber nicht als Regel betrachten. Während allerdings, wie früher bemerkt, für das im Trunke Gethane nicht der Thäter, ſondern der Geiſt des Weines als verantwortlich galt, forderte doch ein im Trunke begangener Mord, auch wenn der Thäter ſelbſt ihn bitter bereuete, die Blutrache heraus; indeſſen giebt es Beiſpiele von Selbſtüberwindung und Großmuth, ſogar ein ſolches der Adoption des Mörders von Seiten der Mutter des Erſchlagenen (Tanner II, 227). Geſchieht ein Mord durch einen Fremden, ſo muß der Tod eines Gefangenen der demſelben Volke angehört wie der Mörder die That ſühnen, außer wenn dieß von dem betreffenden Volke als Kriegsfall bezeichnet wird, den herbeizuführen man ſich ſcheut (Adair 380). Ein Weißer hatte (1721) einen Irokeſen im Streite umgebracht und es drohten ernſtliche Feindſeligkeiten; man veranſtaltete eine genaue Unterſuchung der Sache, und als dieſe ausgeführt war, erklärten ſich die Irokeſen für befriedigt und verlangten die Hinrichtung des Schuldigen nicht, „weil genug Blut gefloſſen und ſie ſelbſt verſöhnt ſeien“ (Gordon 188): ſie waren als gleichberechtigt mit den Weißen von dieſen behandelt worden, ihrem Ehrgefühle war genug gethan, ſie bewieſen ſich großmüthig.

Der Grundſatz der ſtrengen Vergeltung brachte es mit ſich daß vor Allem bei Mord nächſt dem Thäter ſelbſt ſeine Verwandten und ſogar ſeine Landsleute haften mußten; auch bei Ehebruch und Diebſtahl trat dieſe Haftbarkeit der Verwandten bei manchen Völkern ein (Loskiel 20, Morse App. 99). Eine Verjährung der Blutſchuld

gab es nicht; wo die Erinnerung an alle anderen Verbrechen bei einem jährlichen großen Feste begraben wurde, blieb der Mord davon ausgeschlossen (ebend.). Der Mörder wurde bei den Irokesen den Verwandten des Erschlagenen zur Rache übergeben, anderwärts ergriffen diese ihn gewöhnlich selbst, er floh in der Regel nicht und war meist zu stolz um seine Schuld zu leugnen oder zu verheimlichen (Beispiel bei James I, 306), fand aber bisweilen beim Häuptlinge Schutz, namentlich wenn er zur That provocirt worden war (Morgan 331, Copway 143). Es ist unrichtig daß die Indianer, insbesondere die Irokesen, keine andere Strafe als den Tod, keine Geldstrafe gekannt hätten (Colden II, 26). Es war bei diesen gewöhnlich daß Mord mit 60 verschiedenen Geschenken gesühnt wurde, deren erstes die Axt aus der Wunde ziehen, das zweite das Blut von der Wunde abwischen, das dritte das Land beruhigen sollte u. s. f.; aber es blieb den Verwandten freigestellt die Geschenke anzunehmen oder nicht, sie konnten statt dessen auch die Auslieferung des Schuldigen fordern, der alsdann ihr Sklave wurde und ganz zu ihrer Verfügung stand (Lafitau I, 491). Auch bei anderen Völkern war der Loskauf des Mörders gebräuchlich. Ob die Geschenke welche bei den Potowatomi an die Verwandten des Mannes oder der Frau gegeben werden mußten, die eines natürlichen Todes starben (de Smet 294), nach dieser Analogie des Loskaufes oder Ersatzes gedeutet werden dürfen, wissen wir nicht.

Den Verbrecher, wie die Weißen verlangten, an eine Staatsbehörde auszuliefern zum Zwecke einer oft lange sich hinziehenden Untersuchung, in der sie nur Feigheit sahen, ist den Indianern stets als unsinnig erschienen; Ketten und Gefängniß hielten sie für unnütze Grausamkeit, da der Mörder bei ihnen die Folgen seiner That auf sich nahm und es unter seiner Würde hielt um Gnade zu betteln. Auch beim Vollzug der Strafe zu schreien galt ihnen für äußerst schimpflich (Young a, 364). Die früher erwähnte Prügelstrafe die in Neu England gebräuchlich war, galt für so entehrend, daß der Gestrafte bisweilen aus Schaam und Verzweiflung sein Volk ganz verließ und nie wieder zum Vorschein kam (Connecticut Hist. Collect. 427).

Bei den Nordindianern scheint keine Blutrache zu herrschen: Mord ist selten, den Verbrecher trifft allgemeiner Haß und Abscheu, Verwandte und Freunde verlassen ihn, er ist wie geächtet (Hearne 112).

Von geſchickten Vergiftungen, die jedoch grauſam geſtraft werden, hören wir in Nord Carolina (Lawson 195), doch ſollen ſie auch anderwärts zeitweiſe häufig geweſen ſein (Loskiel 152, Say bei James I, 226, de Smet 299).

Zu der inneren Leidenſchaftlichkeit die den Indianer bewegt, ſteht ſein äußeres Benehmen meiſt in auffallendem Gegenſatz: die Nothwendigkeit einer vollkommenen äußeren Selbſtbeherrſchung mochte ſich um ſo fühlbarer machen, je furchtbarer und unheilvoller die Ausbrüche waren zu denen das Ueberkochen der Leidenſchaften führte. Allerdings erklärte ſich die vorſichtige Zurückhaltung, die oft lauernde und berechnende Beobachtung, die langſamen Bewegungen, die ruhige und leiſe, nicht ſelten ſtudirte Weiſe des Redens in Gegenwart von Fremden hauptſächlich aus einem allgemeinen und ſehr gerechtfertigten Mißtrauen gegen dieſe (Morton), und wo letzteres hinwegfiel, zeigten ſie ſich nach der Angabe der älteren Berichterſtatter (W. Penn u. A.) ſehr heiter und lachluſtig (de Laet II, 12), doch führen ſie meiſt auch untereinander in der Unterhaltung wie in öffentlichen Verſammlungen eine leiſe, ſtets leidenſchaftloſe Sprache, zanken und ſtreiten nicht, bleiben äußerlich kalt und gleichgültig, auch wenn ſie die ſchwerſten Beleidigungen ausſprechen (La Potherie III, 28) oder durch ſolche auf's Höchſte erbittert und voll Rachedurſt ſind; Ironie und Sarkasmus ſind die einzige Waffe die gebraucht und deren Wunden äußerſt ſchmerzlich empfunden werden (Adair 429). Verwunderung, welche vier Finger auf den Mund legt (Hennepin), als ob ihr die Sprache verginge, iſt eben ſo ſelten wie offener directer Wiederſpruch; was der Andere ſagt, wird ruhig angehört ohne ihn zu unterbrechen, und zuſtimmend hingenommen, beim eigenen Reden aber der dem die Rede gilt, meiſt nicht einmal angeſehen (Timberlake 55). Dieſes Betragen iſt der unmittelbare Ausfluß der eigenthümlichen Anſichten von Höflichkeit Anſtand und Würde die dieſe Menſchen haben. Was in ihm zu Tage tritt, iſt eine nichts weniger als aufrichtig gemeinte Beſcheidenheit die ſich Andern ganz unterzuordnen ſcheint; was ihm in Wahrheit zu Grunde liegt, iſt ein faſt erhabener Stolz, der ſich in der ganzen Größe ſeiner Selbſtüberwindung zeigt, wo es gilt Hunger, Kälte, Krankheit, Schmerz, ſelbſt die qualvollſten Martern zu erdulden, ein Stolz, der es nicht nur zu keiner Klage kommen läßt, ſondern den Schmerz nicht einmal eingeſteht oder ihn ſelbſt zu einem Triumphe

macht: auch das Weib muß ohne Stöhnen gebären, und die Weißen werden verachtet, „weil sie schreiend sterben und sauere Gesichter dazu machen“. Ruhige Würde unter allen Umständen ziemt allein dem Manne, dieß ist ein unverbrüchlicher Grundsatz der Lebensansicht des Indianers.

Allerdings herrscht nicht die gleiche Strenge in dieser Rücksicht bei allen Völkern, und die Athapasken zeigen großentheils nicht dasselbe Benehmen. Die Cheppewyans und Biber-Indianer fand Mackenzie im Gegensatz zu den Knisteno gesprächig mittheilend und lebhaft, die Kenaier sind heiter und singen viel bei der Arbeit (Wrangell 111). Bei Gastmahlen und Festlichkeiten, beim Ballspiel und anderen Vergnügungen geben sich auch die Algonkinvölker der Lust und dem Scherze hin, oft bis zur Ausgelassenheit; sie sind dann sehr gesprächig, oft witzig, entwickeln vielen Sinn namentlich für die Auffassung des Komischen und wissen nicht selten schlagende Antworten zu geben, wogegen eine schnelle Erwiderung in wichtigen Verhandlungen ihnen immer als unbesonnen gilt, so einfach die Sache auch sein mag; religiöse Gegenstände und Handelsgeschäfte bleiben bei solchen Gelegenheiten durchaus unberührt (Schoolcr. II, 75). Bei Gastmahlen ißt der Gastgeber selbst in der Regel nicht mit (Keating I, 398). Die Potowatomi laden durch kleine Ruthen dazu ein die sie überschicken; die abschlägige Antwort zu versüßen, pflegt der Eingeladene der zurückgesendeten Ruthe etwas Tabak beizugeben (de Smet 298). Wie bei Festlichkeiten wird die würdevolle Ruhe des äußeren Betragens bisweilen auch beim Abschiednehmen von alten Freunden und Verwandten oder beim Wiedersehen derselben durchbrochen, das gepreßte Innere macht sich durch lautes Weinen oder durch Freudengeschrei und Gewehrsalven Luft (Beispiele bei Heckewelder 30, 62, Irving 161, Bouquet's Feldzug in Samml. v. Reisebeschr. XI, 331), aber die strenge alte Sitte forderte auch in solchen Fällen völlige äußere Ruhe und scheinbare Kälte (Carver 206 ff., Catlin u. A.). Daß sein Sohn eine Heldenthat vollführt hat oder daß er in Gefangenschaft gerathen oder erschlagen worden ist, hört der Vater mit derselben Miene an, er sieht ihn fortziehen dem Tode entgegen oder den todtgeglaubten zurückkehren und spricht darum nicht mehr zu ihm und keine anderen Worte als die gewöhnlichen von der Sitte vorgeschriebenen Begrüßungen. Wir können dieß unnatürlich finden, daß

aber eine gewiſſe Großartigkeit des Charakters darin liegt, iſt vergebens zu leugnen; denn derſelbe Mann der kein Wort und keinen Blick für den Scheidenden zu haben ſcheint, iſt fähig ſein Leben für ihn zu opfern, wenn es möglich iſt ihn zu retten. Daß der eingeborene Amerikaner von kälterem Gemüthe ſei als andere Menſchen, kann nur behaupten wer ihn nicht kennt oder nur in ſeiner ſpäteren Entartung kennt.

Die Begrüßung durch Händeſchütteln wird zwar ſchon früh erwähnt, doch beruht ſie wahrſcheinlich auf Nachahmung europäiſcher Sitte. Der urſprüngliche Gruß auf der canadiſchen Küſte war das Berühren oder Reiben der Bruſt, der Arme, Beine oder des Kopfes; auf dieſelbe Weiſe verfuhr man in Virginien, wo nur die Berührung des eigenen Kopfes und der Bruſt vorausging. In Carolina ſcheint man dem zu Begrüßenden die Schulter gekratzt zu haben (Keating I, 263). Niederfallen und Händeküſſen ſcheint, wie anderwärts, nicht ſowohl ein Gruß als eine Bezeigung der Unterwürfigkeit geweſen zu ſein. Um ein Zeichen der Freundſchaft zu geben reiben die Schwarzfüße ihre Naſe auf den Backen des Anderen (de Smet 116), was dem Eskimo-Gruſſe durch Zuſammenſtoßen der Naſen nahe kommt. Von den Eingeborenen von Florida erzählt Cabeza de Vaca (529), daß ſie bei der Begegnung lange Zeit miteinander zu weinen anfangen, ohne Zweifel in der Erinnerung an erlittene Verluſte, die bei dieſer Gelegenheit gemeinſam zu beklagen die Sitte fordert. Angeſehene Fremde anzureden und zu bewillkommnen iſt Sache des Häuptlings und geſchieht ſtets mit beſtimmten Förmlichkeiten, der gemeine Mann würde, ſelbſt wenn der Fremde ihn anredete, keine Antwort geben (Keating I, 185). Eſſen und Trinken iſt beim Empfang eines Fremden natürlich eine Hauptſache, und wie bei Gaſtmahlen die Höflichkeit fordert daß jeder ſeine Portion vollſtändig aufeſſe, wobei jedoch Hülfe geſtattet iſt, ſo verlangt ſie auch vom Fremden daß er in jeder Hütte etwas genieße in die er eingetreten iſt (Gregg). Bei den Muskogee geht der Reiſende in's erſte beſte Haus und ſpricht: „ich bin gekommen"; man antwortet ihm: „das iſt gut". Hierauf ißt trinkt raucht er und unterhält ſich mit der Familie nach Belieben, und wenn er genug hat, ſagt er: „ich gehe", worauf man ihm antwortet: „das thuſt du" (Bartram). Erhält ein Familienglied allein Beſuch, ſo entfernen ſich alle übrigen, ſobald dieſer ſich darüber erklärt hat mit wem er zu reden habe (Carver 208).

Das viele und das laute Reden der Weißen iſt ebenſo ein Gegenſtand des Spottes für die Indianer wie ihr Naheherantreten aneinander in der Unterhaltung: die Weißen hören und ſehen ſchlecht, ſagen ſie. Auch mit Geſticulationen pflegen die Indianer beim Reden ſehr ſparſam zu ſein und die große Beſtimmtheit des Ausdruckes die ihre Sprachen möglich machen, laſſen jene in der That als überflüſſig erſcheinen; ihr Geſicht belebt ſich aber, alle Glieder gerathen in Bewegung, der leiſe einförmige Redeton wird lebendig und modulirt, wenn ſie von der Unterhaltung untereinander in ihrer Mutterſprache, zu einem Geſpräche mit Fremden und zum Gebrauch eines Jargons übergehen (Hale). Letzteres gilt in gleicher Weiſe von ihren Reden in feierlichen Verſammlungen, wenn Weiße zugegen ſind von denen ſie verſtanden ſein wollen (Charlevoix 174, Bartram 491).

Ueber ihre geſelligen Vergnügungen und Spiele ausführlich zu handeln fehlt uns der Raum. Die Irokeſen haben eine Art von Carneval, eine Art von Würfelſpiel und eines mit Strohhalmen (La Potherie III, 22). Kohl (I, 116) beſchreibt ein ſolches bei welchem Figuren, denen unſeres Schachſpieles ähnlich, aus einer Schüſſel ſo geworfen werden müſſen, daß ſie auf die Beine zu ſtehen kommen. Bei anderen Völkern ſind die Würfel von der Geſtalt der Aprikoſenkerne und haben verſchieden gefärbte Seitenflächen (Jones I, 173, complicirte Würfelſpiele bei Schooler. II, 72 beſchrieben, vgl. auch Morgan 294 ff., Copway 48, Tanner I, 228, Heriot 489). Eine der beliebteſten geſelligen Vergnügungen, die jedoch ernſthaft und mit großem Ehrgeize betrieben zu werden pflegt, iſt das Schlagballſpiel (Beſchreibung bei Copway 42, Bossu II, 101), in welchem die Creek einſt an die Cherokee einen werthvollen Strich Landes verloren haben (White 404). Ganze Dörfer fordern einander zu demſelben heraus und ſpielen dasſelbe oft mehrere Tage lang, bald nur um die Ehre des Sieges bald auch um Geld: es ſind dabei bisweilen Summen bis zum Betrage von 5000 Dollars verloren gegangen, doch trotz der Leidenſchaft die ſich entwickelt und trotz der bedeutenden Verletzungen die öfters vorkommen, entſteht nicht leicht ernſthafter Streit bei dieſer Gelegenheit. Daß die Leidenſchaft des Spieles bei den Indianern faſt durchgängig herrſchend war, iſt bekannt. Es iſt nichts Seltenes daß ſie ihre geſammte Habe verſpielen.

Die großen und feierlichen Verſammlungen der Häupter des Vol-

kes oder der Aelteſten werden an manchen Orten in einem eigenen dazu beſtimmten Hauſe gehalten, das z. B. bei den Natchez auf einem Hügel ſtand (Adair 421). Eröffnung und Schluß derſelben geſchah im Namen des großen Geiſtes, meiſt durch einen gewählten Sprecher, der dieſen anrief und um Weisheit für die Verſammelten bat (Morse App. 142). Die einzelnen Redner traten in beſtimmter Reihenfolge auf und einem jeden derſelben wurden etwa fünf Minuten zum Beſinnen geſtattet, damit er nichts Wichtiges vergeſſe; tiefes Schweigen herrſchte unter den Zuhörern, alle Unordnung und alles ſtürmiſche Weſen blieb aus der Debatte ſtreng verbannt. Bei verwickelten Discuſſionen führt der Hauptredner ein Bündel Stöcke in der Hand und giebt einen davon bei jedem Artikel an einen Häuptling, welcher damit den Auftrag erhält die richtige Auffaſſung und Beantwortung desſelben zu controliren (Colden I, 107, White 404). Handelt es ſich um wichtige Anträge von Seiten Fremder, ſo geſchieht die Beantwortung immer erſt nach längerer Zeit, oft nach mehreren Tagen, und die Verſammlung zieht ſich zur Discuſſion der gemachten Vorſchläge immer zu langen eigenen Berathungen zurück.

Die feierlichen Reden welche in ſolchen Verſammlungen gehalten wurden, hatten einen ganz beſtimmten ceremoniellen Stil, der eine Menge von herkömmlichen Metaphern mit ſich brachte: die Axt erheben (Krieg anfangen), die Kette der Freundſchaft halten, das Rathsfeuer anzünden, die Gebeine der Todten bedecken (Buße geben und Vergebung erhalten für einen Mord); die ſchwarze Wolke bedeutete den Krieg, heller Sonnenſchein und offener Pfad den Frieden zwiſchen zwei Völkern u. ſ. f. Der Anfang einer Rede in dieſem Stile lautete ungefähr folgendermaßen: „Brüder, mit dieſem Gürtel öffne ich euere Ohren damit ihr höret; ich nehme Kummer und Sorge von eueren Herzen; ich ziehe die Dornen aus eueren Füßen, die ihr euch eingeſtochen habt als ihr hierher reiſtet; ich reinige die Sitze des Verſammlungshauſes damit ihr bequem ſitzet; ich waſche euer Haupt und euern Körper damit ihr erfriſcht werdet; ich beklage mit euch den Verluſt der Freunde die geſtorben ſind, ſeit wir zum letzten Male zuſammen waren; ich wiſche alles Blut ab das zwiſchen uns gefloſſen ſein mag" (Heckewelder 215, Parkman a, vgl. namentlich das ſehr gute und ausführliche Beiſpiel einer Indianer-Geſandtſchaft in d. Memoirs H. S. Penns. II).

Unter dem eben erwähnten Gürtel ist ein solcher aus Wampumperlen zu verstehen, der bei jedem Absatze einer feierlichen Rede und insbesondere bei jedem Artikel eines zu schließenden Vertrages übergeben wurde um als Symbol desselben zu dienen, und als Erinnerungszeichen an die betreffende Vertragsbestimmung im Staatsarchive der Nation (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) aufgehoben zu werden. Jeder Gürtel hatte seine besondere Stickerei und die verschiedenen Farben der Perlen ihre eigenthümliche Bedeutung. Wird eine Botschaft mit Verachtung aufgenommen, so wirft Einer dem Andern den Wampumgürtel der sie begleitet, mit entsprechenden Gesten zu (Parkman a, I, 134). Wampumschnüre dienten außerdem als werthvoller Schmuck um Hals und Arme, wohl später erst als Geld, denn letzteres scheint meist aus dem Schmucke seinen Ursprung genommen zu haben, wie auch der so allgemeine Gebrauch der edlen Metalle zu diesem Zwecke vermuthen läßt. Das Wampum, auch Sewan in Neu England, Peak, Wampumpeag oder Ronoake in Nord Carolina genannt, bestand aus Perlen von $^1/_4$—$^1/_5$" oder noch geringerem Durchmesser. Je sechs derselben hatten die Länge des ersten Daumengelenkes (Holm in Memoirs H. S. P. III, 132), sie waren aus Stückchen von Muschelschalen (buccinum, venus mercatoria) geschliffen und wurden mit einem Nagel durchbohrt, den man auf einem Stocke befestigte und mit dessen Hülfe auf dem Schenkel drehte (Lawson 194). Den Indianern des fernen Westens fehlte das Wampum ganz (Squier Antiqq. 135), und in Neu England scheint es hauptsächlich den Pequot und Narraganset eigen gewesen zu sein, die es in größerer Menge besaßen und durch den Handel mit demselben nach den westlicheren Ländern reich und mächtig wurden (Steele 334). Insbesondere haben die Narraganset ihr Wampum häufig verwendet um Mohawk und andere Indianer als Hülfstruppen im Kriege zu miethen (Trumbull I, 167, 175). Das von Neu England war weiß schwarz und blau, die Mohawk verfertigten auch purpurfarbiges (Trumbull I, 42); drei Perlen des letzteren, das den doppelten Werth des weißen besaß, galten 1640 in Manhattan und Fort Orange = 1 penny. Elliott (87) giebt den Werth des Fadens (fathom) um 1633 zu 5 Schilling an. Daß die Eingeborenen vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern nur Wampum von Holz gehabt und dieses weiß und schwarz angestrichen hätten (Loskiel 34), ist ein Irrthum.

Große Talente haben ſich unter den Indianern oft gezeigt, in der Beredtſamkeit von ihrer glänzendſten Seite. Weiß man zwar nichts von großen Rednern bei den Völkern von Neu England (Hutchinson I, 414), ſo gab es deren deſto mehrere bei den Irokeſen, wie die hohe Entwickelung ihres politiſchen Lebens dieß erwarten läßt. Von dem Seneca-Häuptling Red Jacket wird erzählt daß er begeiſtert durch die Redekunſt des berühmten Logan, ſich in die Einſamkeit zurückzog und dort um ſich zu bilden ähnliche Studien machte wie Demoſthenes (Schoolcr. V, 669). Ihm ſelbſt kam das mit Mühe erworbene Talent ſehr zu ſtatten, als er ſpäter von Cornplanter's Bruder, „dem Propheten," der Zauberei angeklagt wurde, und es bewährte ſich in dem Maaße, daß er dieſen als Betrüger entlarvte und ſelbſt über den Aberglauben des Volkes durch ſeine Kunſt den Sieg davon trug (Collect. N. Y. H. S. II, 74). Als unpaſſend muß es freilich erſcheinen daß Jefferson alle Redner der civiliſirten Welt, Demoſthenes und Cicero nicht ausgenommen, herausgefordert hat etwas aufzuweiſen das die Muſter indianiſcher Beredtſamkeit übertreffe, denn wo die Bewunderung weſentlich verſchiedenen Eigenthümlichkeiten gilt, wie in dieſen Fällen, ſind Vergleichungen immer ungeſchickt; aber jeder unbefangene Beurtheiler wird allerdings zugeben daß es unter den Indianern Redner giebt die durch einfache Naturwahrheit, ſchlagende Kürze und Kraft des Ausdruckes eine ebenſo überwältigende und unwiderſtehliche Wirkung auszuüben wußten wie nur die größten Redner civiliſirter Nationen. So urtheilen viele der älteren Miſſionäre und Reiſenden, und treffend bemerkt Colden in dieſer Hinſicht daß die Schönheit ihrer Reden in der Ueberſetzung durch die Dolmetſcher jedenfalls ſtark gelitten habe und bei der großen Bildlichkeit der Sprache ihre Wirkung auf das Gemüth zum großen Theile verloren gegangen ſei. Wir wollen hier nur einige Beiſpiele geben; für mehrere verweiſen wir auf Drake, Hist. of the Indian chiefs, Heckewelder 210, Collect. N. Y. H. S. II, 99, Filson 194, Buchanan 38, Schoolcraft IV, 259. Die vielen im Magazin v. merkw. Reiſebeſchr. XXIII enthaltenen Reden ſind, wie das Buch ſelbſt, durchaus romanhaft.

Die bedeutendſte Rede welche Logan, dem Sohne des Cayuga-Häuptlings Schikellimus, zugeſchrieben wird, iſt die von ihm an Lord Dunmore im J. 1774 gerichtete. Ihre Aechtheit, die School-

craft (IV, 619 f.) neuerdings zu beweiſen geſucht hat, ſteht nicht ganz außer Zweifel, da jenem auch noch eine zweite von ähnlichem Inhalt aus dem J. 1754 beigelegt wird, die weit weniger oratoriſch und von viel geringerer Wirkung iſt. Wir theilen ſie hauptſächlich deshalb mit, weil ſie als Muſter indianiſcher Beredtſamkeit zu einer gewiſſen Berühmtheit gelangt iſt. Zum Verſtändniß derſelben bemerken wir nur noch daß die ganze Familie Logan's von den Leuten des Capt. Cresap verrätheriſcher Weiſe umgebracht worden war.

„Ich fordere jeden Weißen auf zu ſagen ob er je in Logan's Hütte hungrig kam und er ihm nicht Speiſe gab, ob er je kalt und nackend kam und ob er ihn nicht kleidete.

Während des letzten langen blutigen Krieges blieb Logan ruhig in ſeiner Hütte und rieth immer zum Frieden. So groß war meine Liebe zu den Weißen, daß meine Landsleute wenn ſie an meiner Hütte vorbeigingen, auf ſie hinwieſen und ſagten: „Logan iſt der Freund der Weißen."

Ich hätte ſogar daran gedacht ganz unter euch zu leben, hätte nicht ein Mann mir Böſes gethan. Oberſt Creſap ermordete im letzten Frühjahr mit kaltem Blut und aus eigenem Antriebe alle meine Verwandten, ſelbſt meine Weiber und Kinder verſchonte er nicht.

Kein Tropfen von meinem Blut läuft mehr in den Adern eines lebenden Weſens. Das rief mich zur Rache. Ich habe ſie geſucht. Ich habe viele umgebracht. Ich habe meine Rache ganz geſättigt. Für mein Land freue ich mich der Sonne des Friedens. Aber denkt nicht daß dieß die Freude der Furcht ſei. Logan hat nie Furcht gekannt. Nie wird er den Rücken wenden um ſein Leben zu retten. Wer iſt denn noch da der um Logan trauern könnte? — Nicht Einer!"

Als ſicher ächt fügen wir einen Theil der Rede Canaſſateego's an den Gouv. von Maryland hinzu, nach Colden (II, 61) und der actenmäßigen Darſtellung in A Treaty held at the town of Lancaster in Pennsylv. by the Lt. Governor with the Indians of the six nations in June 1744. Philad. 1744, p. 11. Zugleich benutzen wir dieſe und die folgenden Beiſpiele um in die ſpäter zu beſprechenden Verhältniſſe der Indianer zu den Weißen ſchon hier einen Blick thun zu laſſen.

„Bruder, als du geſtern die Streitigkeit um Land erwähnteſt, biſt du auf die alte Zeit zurückgegangen und haſt geſagt, ihr wäret über

hundert Jahre im Beſitze von Maryland. Aber was ſind hundert Jahre im Vergleich mit der Zeit aus welcher unſer Anſpruch ſtammt, mit der Zeit da wir hier aus der Erde kamen! Denn du mußt wiſſen daß vor viel längerer Zeit als vor hundert Jahren unſere Vorfahren hier aus der Erde gekommen und ihre Kinder immer hier geblieben ſind.

Ihr ſeid aus der Erde gekommen in einem Lande jenſeits des Meeres, dort mögt ihr einen gerechten Anſpruch haben, aber hier müßt ihr anerkennen daß wir eure ältern Brüder ſind und daß das Land uns gehörte lange ehe ihr etwas davon wußtet.

Es iſt wahr daß vor mehr als hundert Jahren die Holländer in einem Schiffe hierher kamen und mancherlei Güter mitbrachten, Pfriemen, Meſſer, Aexte, Flinten und manches Andere das ſie uns gaben; und als ſie uns den Gebrauch dieſer Dinge gelehrt und wir geſehen hatten was für Leute ſie waren, gefielen ſie uns ſo wohl daß wir ihr Schiff an den Büſchen am Ufer feſtbanden. Später, da ſie uns immer beſſer gefielen und wir die Büſche für zu ſchwach hielten, befeſtigten wir das Seil an Bäumen; da dieſe aber vom Sturm gebrochen oder morſch werden konnten, befeſtigten wir ihr Schiff an einen großen harten Felſen, und ſelbſt damit über ſeine Sicherheit noch nicht beruhigt, ſchlangen wir das Seil um einen großen Berg*, machten es ſehr feſt und legten Wampum rund um dasſelbe herum, und zu noch größerer Sicherheit ſetzten wir uns ſelbſt wieder auf das Wampum um es zu ſchützen und gaben uns alle mögliche Mühe es vor jedem Schaden zu bewahren.

Während dieſer ganzen Zeit haben die Ankömmlinge, die Holländer, unſer Recht auf das Land anerkannt, uns von Zeit zu Zeit gebeten ihnen Theile deſſelben abzutreten und mit ihnen ein Friedens- und Freundſchaftsbündniß zu ſchließen.

Später kamen die Engländer in das Land und wurden, wie man uns ſagte, ein Volk mit den Holländern. Ein paar Jahre darauf kam ein engliſcher Gouverneur nach Albany, billigte die große Freundſchaft die wir zu den Holländern hatten und wünſchte ſich mit uns eben ſo feſt zu verbünden wie dieſe. Bei genauerer Unterſuchung fand er daß das Seil, mit welchem das Schiff an dem großen Berge feſtge-

* Mit dem Felſen iſt das Land der Oneidas, mit dem Berge Onondago gemeint, wo die großen nationalen Angelegenheiten alljährlich gemeinſam von den Irokeſen berathen werden.

bunden war, nur von Wampum gehalten wurde das zerbrechen und verderben kann, und ſagte uns deshalb er wolle uns eine ſilberne Kette geben, die ſtärker wäre und ewig dauerte. Wir nahmen dieß an und die Kette hat ſeitdem ſtets gehalten.

Allerdings haben wir kleine Mißhelligkeiten mit den Engländern gehabt und manche ihrer jungen Leute haben uns da zu Zeiten geſagt, wir würden zu Grunde gegangen ſein, wenn ſie nicht in's Land gekommen wären und uns Aexte Flinten und andere Dinge gebracht hätten; aber wir haben ihnen immer zu verſtehen gegeben daß ſie ſich irrten, daß wir vor ihrer Ankunft gelebt haben und eben ſo gut oder beſſer, wenn wir den Erzählungen unſerer Väter glauben. Wir hatten damals Platz genug und Jagdthiere in Menge die wir leicht fingen, und obgleich wir keine Meſſer Aexte und Flinten beſaßen wie jetzt, ſo hatten wir doch Meſſer und Aexte von Stein und Bogen und Pfeile, und dieſe dienten uns eben ſo gut als die engliſchen die wir jetzt haben.

Wir ſind jetzt in ſchlechterer Lage, haben bisweilen Mangel an Jagdthieren und leiden noch manche andere Noth, ſeit die Engländer zu uns gekommen ſind, beſonders in Folge dieſes Feder- und Dinten-Werks das hier auf dem Tiſche vor ſich geht. Ich will euch ein Beiſpiel davon geben.

Unſer Bruder Onas (der Gouverneur von Pennſylvania) kam vor langer Zeit nach Albany um das Land am Suſquehannah von uns zu kaufen, aber unſer Bruder der Gouverneur von New York, der mit unſerem Bruder Onas nicht in gutem Einvernehmen war, widerrieth es uns, weil er einen ſchlimmen Gebrauch davon machen würde. Als Freund ſich ſtellend rieth er uns, um jedem Betruge vorzubeugen, unſer Land in ſeine Hand zu legen und verſprach uns, er wolle es zu unſerem Gebrauche aufheben und ſeine Hand feſt ſchließen und ſie nur öffnen auf unſern Wunſch. Wir vertrauten ihm, legten unſer Land in ſeine Hand und baten ihn es uns aufzuheben. Aber nach einiger Zeit ging er nach England und nahm unſer Land mit, und verkaufte es dort an unſern Bruder Onas für eine große Summe Geldes; und als wir auf Bitten unſeres Bruder Onas geneigt waren ihm einiges Land zu verkaufen, ſagte er uns daß er das Suſquehanna-Land vom Gouverneur von New York in England gekauft habe, obwohl er uns, da er den Betrug des letzteren erkannte, freigebig noch einmal dafür bezahlte."

Daß auch den ſüdlichen Völkern die Gabe der Rede nicht mangelte, mögen folgende Beiſpiele aus neuerer Zeit zeigen.

Als die Cherokee bei General Jackſon über die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen Klage führten die ſich der Staat Georgia in deſſen Gebiet ſie lebten, gegen ſie erlaube, ließ ihnen dieſer erwidern daß er als Präſident gegen den Willen jenes Staates nichts für ſie thun könne, daß er als liebender Vater für ſie als ſeine Kinder fühle, aber ihnen rathe ſich in ihr Schickſal zu fügen, ihr Land zu verlaſſen und nach Weſten zu ziehen. In der Verſammlung welcher dieſe Botſchaft mitgetheilt wurde, hielt ein Häuptling folgende Rede:

„Brüder! Wir haben die Rede unſeres großen Vaters gehört, ſie iſt voll Güte für uns. Er ſagt, er liebe ſeine rothen Kinder.

Brüder! Als der weiße Mann zuerſt an dieſe Küſten kam, gaben die Muskogee ihm Land und machten ihm ein Feuer ſich zu wärmen und als die Bleichgeſichter vom Süden (die Spanier) ihn angriffen zogen ihre jungen Männer den Tomahawk und ſchützten ſein Haupt vor dem Skalpirmeſſer. Aber als der weiße Mann ſich gewärmt hatte am Feuer des Indianers und ſich geſättigt an ſeinem Maisbrei, da wurde er ſehr groß, er reichte bis über die Berggipfel hinweg und ſeine Füße bedeckten die Ebenen und die Thäler. Seine Hände ſtreckte er aus bis zum Meere im Oſten und im Weſten. Da wurde er unſer großer Vater. Er liebte ſeine rothen Kinder, aber ſprach zu ihnen: „Ihr müßt ein wenig aus dem Wege gehen, damit ich nicht von ungefähr auf euch trete.“ Mit dem einen Fuße ſtieß er den rothen Mann über den Oconnee und mit dem andern trat er die Gräber ſeiner Väter nieder. Aber unſer großer Vater liebte doch ſeine rothen Kinder und änderte bald ſeine Sprache gegen ſie. Er ſprach viel, aber der Sinn von Allem war nur: „Geht ein wenig aus dem Wege, ihr ſeid mir zu nahe.“ Ich habe viele Reden von unſerm großen Vater gehört und alle begannen und endigten ebenſo.

Brüder! Als er früher einmal zu uns ſprach, da ſagte er: „Geht ein wenig aus dem Wege, geht über den Oconnee und den Oakmulgee, dort iſt ein ſchönes Land.“ Er ſagte auch: „es ſoll euer ſein für immer.“ Jetzt ſagt er: „das Land in dem ihr wohnt iſt nicht euer, geht über den Miſſiſſippi, dort iſt gute Jagd, dort ſollt ihr bleiben, ſo lange Gras wächſt und Waſſer fließt.“

Brüder! Wird nicht unſer großer Vater auch dahin kommen? Er liebt ja ſeine rothen Kinder und ſeine Zunge iſt ohne Falſch."

Ein Seitenſtück zu der vorſtehenden Rede iſt die noch bedeutendere eines Choctaw-Häuptlings, des Oberſten Cobb, eines Miſchlinges von Geburt, eine Antwort an den Agenten der Vereinigten Staaten, wahrſcheinlich aus dem Jahre 1843.

„Bruder! Wir haben deine Rede gehört, wie wenn ſie von den Lippen unſeres großen Vaters käme, des großen weißen Häuptlings in Waſhington, und mein Volk hat mir aufgetragen zu dir zu ſprechen. Der rothe Mann hat keine Bücher, und wenn er ſeine Meinung mittheilen will, wie ſein Vater vor ihm, ſo ſpricht er ſie aus durch ſeinen eigenen Mund. Er fürchtet die Schrift. Wenn er ſelbſt ſpricht, weiß er was er ſagt, der große Geiſt hört ihn. Schrift iſt die Erfindung der Bleichgeſichter, ſie gebiert Irrthum und Streit. Der große Geiſt ſpricht — wir hören ihn im Donner, im brauſenden Sturm, in der mächtigen Woge — aber er ſchreibt niemals.

Bruder! Da du jung warſt, waren wir ſtark, wir kämpften an deiner Seite, jetzt aber iſt unſer Arm gebrochen. Ihr ſeid groß, mein Volk iſt klein geworden.

Bruder! Meine Stimme iſt ſchwach, du kannſt ſie kaum hören; ſie läßt nicht den Ruf eines Krieges erſchallen, ſondern den Ruf eines kleines Kindes; ich habe ſie verloren durch das Klagen über das Unglück meines Volkes. Hier ſind die Gräber der Geſchiedenen, in dieſen alten Fichten hörſt du das Rauſchen ihrer Geiſter. Ihre Aſche iſt hier und wir ſind zurückgeblieben um ſie zu ſchützen. Unſere Krieger ſind faſt alle weit nach Weſten gezogen, aber hier ſind unſere Todten. Sollen auch wir gehen und ihre Gebeine den Wölfen überlaſſen?

Bruder! Wir haben zweimal geſchlafen ſeitdem wir dich reden hörten. Wir haben darüber nachgedacht. Du willſt daß wir unſer Land verlaſſen ſollen und ſagſt uns es ſei der Wunſch unſeres Vaters. Wir möchten ſein Mißfallen nicht erregen. Wir verehren ihn wie du, ſein Kind. Aber der Choctaw denkt immer nach. Wir brauchen Zeit um zu antworten.

Bruder! Unſere Herzen ſind voll. Vor zwölf Wintern haben unſere Häuptlinge unſer Land verkauft. Jeder Krieger den du hier ſiehſt, war gegen den Vertrag. Wenn die Todten hätten mitreden können, wäre er nimmer zu Stande gekommen; aber ach! obwohl ſie rings-

umher ſtanden, konnte man ſie nicht ſehen noch hören. Ihre Thränen kamen in den Regentropfen herab und ihre Stimmen im klagenden Winde, aber die Bleichgeſichter wußten nichts davon und nahmen unſer Land.

Bruder! Wir wollen jetzt nicht klagen. Der Choctaw leidet, aber er weint nicht. Euer Arm iſt ſtark und wir vermögen nichts gegen ihn: aber das Bleichgeſicht betet zum großen Geiſte und ſo thut der rothe Mann. Der große Geiſt liebt Wahrheit. Da ihr unſer Land wegnahmt, verſpracht ihr uns ein anderes. Dort ſteht euer Verſprechen im Buche. Zwölfmal ſind die Blätter von den Bäumen gefallen, aber wir haben kein Land erhalten. Unſere Häuſer ſind uns genommen worden. Der Pflug des weißen Mannes gräbt die Gebeine unſerer Väter aus der Erde. Wir wagen nicht unſere Feuer anzuzünden, und doch habt ihr geſagt wir ſollen hier bleiben und ihr wolltet uns Land geben.

Bruder! Iſt das Wahrheit? Aber wir glauben jetzt daß unſer großer Vater unſere Lage kennt, er wird uns hören. Wir ſind wie trauernde Waiſen in unſerem Lande, aber unſer Vater wird uns bei der Hand nehmen. Wenn er ſein Verſprechen erfüllt, wollen wir auf ſeine Rede antworten. Er meint es gut. Wir wiſſen es. Aber wir können jetzt nicht darüber nachdenken. Der Kummer hat uns zu Kindern gemacht. Wenn unſere Sache geordnet iſt, werden wir wieder Männer ſein und mit unſerm großen Vater reden über den Vorſchlag den er uns gemacht hat.

Bruder! Du ſtehſt in den Mocaſſins (im Dienſte) eines großen Häuptlinges, du ſprichſt die Worte eines mächtigen Volkes und deine Rede war lang. Mein Volk iſt klein, ſein Schatten reicht kaum bis an dein Knie, es iſt zerſtreut und fortgegangen. Wenn ich rufe, höre ich meine Stimme in der Tiefe der Wälder, aber keine Antwort kommt zurück. Meiner Worte ſind darum wenige. Ich habe nichts mehr zu ſagen als dich zu bitten daß du meine Rede dem großen Häuptlinge der Bleichgeſichter mittheilſt deſſen Bruder neben dir ſteht."

Der Choctaw-Häuptling Puſchmataha, ein Indianer von reinem Blute, obwohl von Herzen ganz den Weißen zugethan, richtete 1824 an Lafayette, der gerade in Waſhington war als jener an der Spitze einer Geſandtſchaft dahin kam, zur Begrüßung folgende Anrede: „Faſt funfzigmal iſt der Schnee geſchmolzen ſeit du das Schwert als

Gefährte Waſhington's gezogen haſt. Mit ihm kämpfteſt du gegen Amerika's Feinde. Du haſt dein Blut mit dem der Feinde gemiſcht und dich als Krieger bewährt. Nach dieſem Kriege kehrteſt du in dein Vaterland zurück und jetzt biſt du wiedergekommen um noch einmal ein Land zu ſehen wo du von einem großen und mächtigen Volke verehrt wirſt. Ueberall ſiehſt du die Kinder derer an deren Seite du in die Schlacht gingeſt, ſich um dich drängen und deine Hand ſchütteln wie die Hand eines Vaters. Wir haben davon gehört in unſern fernen Dörfern und unſer Herz verlangte dich zu ſehen. Wir ſind gekommen, haben deine Hand in der unſrigen gehalten und ſind zufrieden. Es iſt das erſte Mal daß wir dich ſehen, es wird wahrſcheinlich das letzte Mal ſein. Wir haben nichts mehr zu ſagen. Die Erde wird uns für immer ſcheiden."

Der alte Krieger ſprach dieſe Worte mit ergreifender Feierlichkeit in Ton und Ausdruck wie im Vorgefühl ſeines nahen Todes. Nach wenigen Tagen ſtarb er fern von der Heimath. Kurz vorher wendete er ſich noch einmal zu ſeinen Freunden: „Ich werde ſterben, ihr aber zu unſern Brüdern zurückkehren. Den Weg entlang werdet ihr die Blumen ſehen und die Vögel ſingen hören, aber Puſchmataha wird ſie nicht mehr ſehen und nicht mehr hören. Wenn ihr in die Heimath kommt, wird man euch fragen: „wo iſt Puſchmataha?" und ihr werdet ihnen ſagen: „er iſt nicht mehr." Sie werden die Kunde hören wie das Krachen vom Fall einer mächtigen Eiche in der Stille der Wälder."

Der hohe Werth und die große Bedeutung welche die Beredtſamkeit hatte, iſt leicht verſtändlich aus der politiſchen und ſocialen Verfaſſung der Indianer. Die monarchiſche Regierungsform war ziemlich ſelten bei ihnen und meiſt nur von kurzer Dauer, die oligarchiſche häufiger, am weiteſten verbreitet aber die Einrichtung, daß erbliche Häuptlinge an der Spitze des Volkes ſtanden, deren Macht von ihrer perſönlichen Autorität und nächſtdem von dem Anſehn und dem Willen der Männer aus dem Volke abhing die ſich durch Kriegsthaten ausgezeichnet hatten. Dieſe letzteren dünkten ſich dem Häuptling nicht unterworfen, ſondern vollkommen frei und ſelbſtſtändig, ſie thaten ſeinem Anſehn oft großen Eintrag und konnten Unternehmungen faſt jeder Art auf eigene Hand organiſiren, ſobald ſie andere zur Theilnahme daran zu gewinnen wußten: die Verſammlung des Volkes,

d. h. der selbstständigen Männer, war die souveräne Macht; bald war es die Intrigue, bald die Beredtsamkeit welche hier den Ausschlag gaben; vielfache Unschlüssigkeit, langes Schwanken im Entschluß, allgemeine Planlosigkeit, Zersplitterung der Kräfte waren die häufigen und natürlichen Folgen dieser Verhältnisse.

Die Irokesen hatten zwar zwei oberste Kriegshäuptlinge, doch kam diesen nicht sowohl die Leitung im Kriege selbst, als vielmehr der Entwurf des Planes und die Sorge für dessen Ausführung im Allgemeinen zu; die meisten kriegerischen Unternehmungen gingen von Einzelnen aus, deren Ansehen andere dazu herbeizog (Morgan 73). Wer durch eigene Verluste gestachelt, zur Rache am Feinde auffordern will, malt sich schwarz, fastet und trauert, beachtet seine Träume und veranstaltet ein Festmahl für die welche geneigt sind mit ihm auszuziehen (Morse App. 130). Das Hauptgericht bei diesem Mahle war Hundefleisch bei den Irokesen, Arkansas u. a., weil der Muth des Hundes der bis zur Aufopferung für seinen Herrn in der Vertheidigung geht, auch dem Krieger eigen sein soll (Bossu I, 112). Wer mitißt, wer den Kriegsgesang und Kriegstanz mitausführt, in welchem man sich durch die pantomimische Darstellung der Heldenthaten der Vorfahren begeistert (Colden I, 7), verpflichtet sich dadurch zur Theilnahme an dem Unternehmen das der Versammlung vorgeschlagen und von ihr besprochen worden ist. Dieß geschah bei andern Völkern durch gemeinsames Rauchen, durch Uebergabe einer Wampumschnur oder eines Stückes Baumrinde auf welchem das Zeichen des Namens (Totem) stand; wieder zurückzutreten galt dann für schmachvoll und führte bisweilen Verluste an Eigenthum oder selbst Vertreibung herbei (Keating I, 121, Jones II, 165). Bei wichtigen allgemeinen Unternehmungen wurde der Bruch der eingegangenen Verpflichtung, die zu übernehmen einem jeden freistand, von den Huronen sonst sogar mit dem Tode bestraft; auch anderwärts erlitt der Feige bisweilen den Tod (Lafitau II, 186, Hunter 298). Dagegen fand ein massenweiser Abfall vom Anführer nicht selten statt, wenn im Laufe der Ausführung das Unternehmen mißlingen zu wollen oder den persönlichen Vortheil der Einzelnen zu gefährden schien. Das Mißlingen wurde sogar dem Führer leicht gefährlich, wenn man es als eine Folge davon ansah, daß er unrein sei und irgend welche religiösen Pflichten übertreten habe (Adair 388). Den Kriegstanz der

Irokesen, die ihn begleitenden Gesänge, welche in einer todten Sprache abgefaßt zu sein scheinen, und die Reden welche bei dieser Gelegenheit gehalten zu werden pflegten, hat Morgan (268 ff.) trefflich beschrieben.

In diesem Mangel an fester Vereinigung der Kräfte und der damit verbundenen vielfachen Planlosigkeit lag eine der Hauptursachen, aus welchen die Weißen den Eingeborenen so überlegen waren. Bei den Dakota gab es zwar Bündnisse von religiöser Art die durch Tänze und Fasten eingeweiht, die Theilnehmer verpflichteten selbst ohne Waffen allen Gefahren zu trotzen, aber sie erstreckten sich nur auf 30 bis 40 Krieger, wurden nur auf eine bestimmte Zeit geschlossen und häufig durch den Tod eines Mitgliedes allein wieder aufgelöst (Keating I, 436). In ähnlicher Weise pflegte die junge Mannschaft mancher Stämme im Felsengebirge, sobald sie waffenfähig geworden war, in die Wildniß zu ziehen und dort ihre religiösen Ceremonien zu verrichten, um nur mit dem Blute der Feinde befleckt wieder nach Hause zurückzukehren (Dunn 327), aber alle solche Streifpartieen waren einer wohl disciplinirten Truppe sehr ungefährlich. Außer dem Irokesenbunde und dem der Creekvölker hat in neuerer Zeit fast nur noch die Conföderation der Schwarzfüße einige Bedeutung und etwas längern Bestand gewonnen. Sie besteht, wie früher erwähnt, aus den Satsika Kena Piekan Arpahoe und Sarsi, deren versammelte Häuptlinge über alle allgemeinen Angelegenheiten beschließen und ihren Spruch durch den Kriegshäuptling und dessen Leute vollstrecken lassen (Schoolcraft V, 686).

Die Hauptleidenschaft des Indianers, sein eigentliches Lebenselement war der Krieg, der Ruhm der Tapferkeit das höchste Ziel seines Ehrgeizes. Es gab viele Völker für die der Krieg ein regelmäßig wiederkehrendes Bedürfniß und ein alljährlich zu bestimmter Zeit unternommenes Geschäft geworden ist. Es war nichts Ungewöhnliches Züge bis zu 200 deutschen Meilen zu machen um den Feind aufzusuchen, obwohl die Schlachten nur selten zu großen Menschenverlusten führten. In den nördlicheren Gegenden waren die Irokesen, in den südlicheren die Chickasaw das kriegerisch tapferste Volk (Charlevoix 618). So lange der Creek sich noch keinen Kriegs-Namen erworben hatte, blieb er zu niederen Diensten verurtheilt; erwarb er sich überhaupt keinen, so hieß er ein „altes Weib" oder „Niemand" (Swan bei Schooler. V, 280). Wer keine Kriegsthaten aufzuweisen hatte,

bekam bei vielen Völkern kein Weib, konnte an den Rathsverſammlungen und ſelbſt an den meiſten Feſten nicht Theil nehmen. Die waffenfähigen jungen Männer waren, ſo lange ſie noch keine Proben der Tapferkeit abgelegt hatten, gewiſſen Einſchränkungen unterworfen die der Aberglaube verlangte (Tanner I, 248). Die berühmten Helden, pnieses in Neu England, eine Art von Adel, glaubte man ſogar mit höheren Geiſtern im Bunde, die ſie ſchützten und unverwundbar machten. Sie waren höchſt eiferſüchtig auf ihre Ehre, ihre Kinder wurden hart erzogen und durch den Genuß von gewiſſen Erbrechen erregenden Tränken und andere Arten der Selbſtpeinigung für ihren Stand herangebildet (Young a, 359).

Dem vorherrſchenden kriegeriſchen Sinne der Indianer hat man ihre Tapferkeit oft wenig entſprechend gefunden. Abgeſehen davon daß ſich die einzelnen Völker in dieſer Rückſicht verſchieden verhalten und daß in neuer und neueſter Zeit mit der phyſiſchen Verkümmerung der Indianer auch eine ſittliche Entartung derſelben eingetreten iſt, liegt der Grund dieſer Erſcheinung in der Verſchiedenheit ihrer Begriffe von Tapferkeit und Heldenmuth von den unſrigen. Offene Feldſchlachten, wie ſie die Weißen zu liefern pflegen, ſind zwar von den Irokeſen oft geſchlagen worden, die als Bundesgenoſſen der Engländer gegen die Franzoſen immer im Kampfe wenigſtens eben ſo lange Stand hielten als jene, und ſelbſt vor der Ueberzahl nicht zurückwichen (Lafitau II, 250, Colden); auch zwiſchen den Dakota und Menitari iſt es zu förmlichen Schlachten gekommen, und den Oſagen wird, obwohl im Widerſpruch mit andern Zeugniſſen, dieſelbe Weiſe der Kriegführung zugeſchrieben (Pr. Max. c, II, 68, Paul Wilh. 229). Dieß ſind jedoch ſeltene Ausnahmen. Die Kühnheit mit welcher der Europäer in offenem Felde der Gefahr ſich bloß ſtellt, erſcheint dem Indianer geradezu als albern; ſeinen Ruhm ſucht er vorzüglich in Waffenthaten, bei denen Schlauheit Schnelligkeit und Verwegenheit mit einander verbunden, eben ſo ſehr den Erfolg ſichern als ſie zugleich das eigene Leben decken. Er verläßt ſich daher faſt immer auf liſtige Ueberfälle und den erſten Anlauf, Rückzug und Flucht gelten ihm, wo ſie vortheilhaft erſcheinen, für nichts weniger als ſchimpflich. „Es iſt ſein Ruhm zum Feinde heranzuſchleichen wie ein Fuchs, ihn anzugreifen wie ein Tiger und wieder zu fliehen wie ein Vogel“ (West 57). Eine ganze Truppe geht deshalb ſelbſt zum Angriff eines Ein-

zelnen oft nicht vor, wenn dieſer eine kampfbereite und einigermaßen ſichere Stellung eingenommen hat (Gregg I, 56), beſonders, müſſen wir hinzufügen, in neuerer Zeit, und wo es ſich nicht um eigentlichen Krieg, ſondern um einen räuberiſchen Anfall handelt.

Wenn wir leſen daß 6—8 Delawares einſt auf eine große Reiſe ſich begaben und in den Dörfern wo ſie eine freundliche Aufnahme gefunden hatten, zum Abſchied das Kriegsgeſchrei erhoben, einige Skalps mitnahmen und dann die Flucht ergriffen, oder daß ein Dakota ſich Nachts in ein Panidorf ſchlich, dort eine Hütte erſtieg, durch den Rauchfang hinabgelaſſen ſich ſeine Schlachtopfer mit Ruhe ausſuchte und in ſeiner blutigen Arbeit fortfuhr, bis er durch das Geſchrei eines Kindes geſtört das Kriegsgeſchrei ausſtieß und floh, ſo haben wir für ſolche Heldenthaten nur Abſcheu, keine Bewunderung. Indeſſen fehlt es bei den Indianern auch nicht an Beiſpielen von Tapferkeit Heldenmuth und Seelengröße, die unſerem moraliſchen Maßſtabe beſſer entſprechen (vgl. Parkman a, II, 46, Adair 392, Perrin du Lac I, 208). Außer den Irokeſenkriegen ſind beſonders die äußerſt erbitterten Kämpfe der Creek und Seminolen gegen die Weißen reich an Beweiſen höchſter Tapferkeit und Standhaftigkeit (J. L. Thomson I, 362, 383), und Adair (319) verſichert daß ihm kein Fall in der Geſchichte der ſüdlichen Völker bekannt ſei, in welchem auf der Flucht vor der Uebermacht des Feindes die Weiber und Kinder von ihnen preisgegeben worden ſeien. Als man den Indianern von Fond du Lac den Vorwurf der Feigheit gemacht hatte, verbanden ſich deren 13 um ihren Ruf zu retten, griffen eine Schaar von 100 Sioux an und fielen alle bis auf den letzten, der die Kunde von dem Ausgange des Kampfes nach Hauſe zu bringen vorher beſtellt worden war (Froſt 426). Es iſt müßig an dem Heroismus von Menſchen wie die Irokeſen zu zweifeln, bei denen man Kinder von 5—6 Jahren miteinander wetteifern ſah, wer von ihnen im Stande ſei eine glühende Kohle am längſten auf dem Arme zu halten (Lafitau II, 280).

Eroberungskriege ſind außer von den Irokeſen nicht leicht von den Indianern unternommen worden. Sie kämpften in den meiſten Fällen um ihre Subſiſtenz, um den Beſitz ihres Jagdgebietes oder der Fiſchereien (Ojibway und Sioux, Copway 55), um den Beſitz des Landes ihrer Väter, deren Gebeine in früherer Zeit häufig ausgegraben und mitgenommen wurden, wenn ſie fortzogen (Carver). Die

gewöhnlichen Veranlaſſungen zum Kriege gaben Noth, Grenzverletzung, der Aberglaube, welcher in Todesfällen die Wirkung einer Zauberei aus der Ferne ſah, die Blutrache und der eingewurzelte erbitterte Haß der ſich aus ihr entwickelte und von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgeerbt, allmälich ganze Völker in tödtliche Feindſchaft ſtürzte und bisweilen dem Untergange entgegenführte.

Ehrliche Kriege, im Gegenſatz zu bloßen Raubkriegen und alten nie geſchlichteten, nur zeitweiſe ruhenden Fehden, wurden förmlich erklärt, meiſt auf ſymboliſche Weiſe, durch ein Bündel Pfeile das auf dem Wege aufgeſtellt oder in eine Klapperſchlangenhaut gewickelt überſchickt wurde (Elliott I, 80) in Neu England, in Florida durch einen Pfeil mit einem daran befeſtigten Haarbüſchel, anderwärts durch Ueberſendung einer Axt oder eines Spießes mit roth bemaltem Stiele mittelſt eines Sklaven (Laudonnière 164, Carver 266). Um ein Volk zur Bundesgenoſſenſchaft aufzufordern ſchickte man ihm eine Axt oder einen Wampumgürtel, die von jenem dann entweder aufgenommen oder zurückgewieſen wurden. War von dem hohen Rathe der Irokeſen Krieg beſchloſſen, ſo ſchlug man in jedem Dorfe eine roth gemalte Axt mit rothen Federn und ſchwarzem Wampum in den ſogenannten Kriegspfahl und es ſtand von da an einem jeden frei eine Unternehmung zu organiſiren (Morgan 339). Auf den Auszug zum Kriege bereitete man ſich durch religiöſe Ceremonien vor: die jungen Leute mußten vorher drei Tage lang im Schwitzhauſe zubringen und nahmen einen Talisman (Kriegsmedicin) mit, einen Knochen von der Schlange und einen von der wilden Katze (Morse App. 100); Purificationen durch Purganzen Faſten und Opfer vor dem Auszuge, Enthaltſamkeit vom Umgange mit Weibern unmittelbar vor und ſelbſt nach dem Kriege ſcheinen allgemein gebräuchlich geweſen zu ſein (Dunn 94, Say bei James I, 293, Adair 159). Nach der Rückkehr von den erſten Kriegsthaten ſoll bei den Natchez ſogar eine ſechsmonatliche Enthaltſamkeit eingetreten ſein (Lettres édif. I, 761). Wer ſeine Ausrüſtung zum Kriege nicht ſelbſt zu beſchaffen vermochte, wurde von den Reicheren oder von dem der an der Spitze des Unternehmens ſtand, ausgeſtattet (Tanner I, 297).

Ueble Vorbedeutungen und ſchlimme Träume ſtören den Kriegszug, man entſchließt ſich dann zur Umkehr (Adair 381). Geht er ungehindert vorwärts, ſo handelt es ſich vor Allem darum Anzahl

Stellung und Operationen des Feindes genau auszukundſchaften, was mit ſo großer Vorſicht und Sorgfalt geſchieht, daß die Weißen ſehr oft in nächſter Nähe an den Büſchen vorbeigegangen ſind in denen die Indianer verſteckt lagen. Der Indianer im Verſteck ſchließt bei Gefahr ſelbſt die Augen um ſich durch deren Glanz nicht zu verrathen (Alexander 38). Oft verkleiden ſie ſich in Thiere oder geben einander durch nachgeahmte Thierſtimmen verabredete Signale. Um ihre Anzahl nicht durch die Spur zu verrathen, marſchiren ſie gewöhnlich alle in einer langen Reihe (Indian file), der eine genau in den Fußtapfen des andern. Trotz dieſer Vorſichtsmaßregeln ſichern ſie ſich oft nur ſchlecht oder gar nicht gegen Ueberfälle, da ſie in dieſer Hinſicht auf ihre Schutzgeiſter vertrauen (Carver); nur die Irokeſen und einige andere Völker pflegten im Kriege regelmäßige Nachtwachen auszuſtellen (Charlevoix 102, Pr. Max. c, II, 198). Die Ausſtoßung des Kriegsgeſchreies, deſſen ſchneidender Ton nur von Wenigen ohne Grauſen gehört wird, und bisweilen einen Büffel oder Bären betäubt und fluchtunfähig gemacht haben ſoll (Tanner I, 295), iſt das Zeichen zum Angriff. Von der außerordentlichen Geſchicklichkeit und Kraft im Bogenſchießen und dem gewandten Ausweichen durch Seitenſprünge von Seiten des Gegners erzählt ſchon Cabeza de Vaca (537); mit großer Sicherheit wurde auch die Streitaxt geworfen, und vor Allem die Irokeſen, welche ſchon um 1682 mit Flinten verſehen waren, wußten auch dieſe ſehr geſchickt zu gebrauchen (W. Smith 81). Kämpfe zu Waſſer kamen nicht vor.

Die Verwundeten und Todten zurücklaſſen zu müſſen galt als ein großes Unglück und gab zugleich dem Feinde der das Feld behauptete, Kunde von dem erlittenen Verluſt; daher nehmen die Indianer der Prairieen immer eine Anzahl von ledigen Pferden mit in den Krieg um die Kampfunfähigen fortzuſchaffen (Kendall I, 222). Dagegen haben die Kniſteno die ſonderbare Sitte ihre getödteten Krieger ſchön geſchmückt dem Feinde auszuſetzen — wahrſcheinlich in der Abſicht der Bezauberung —, von welchem ſie in Stücke gehauen werden (de Smet 115). So wenig Ritterliches die Kriegsführung der Indianer im Allgemeinen hat, ſo iſt doch auch bisweilen eine Art von Duell unter den Häuptlingen oder den Tapferſten der feindlichen Parteien an die Stelle des allgemeinen Kampfes getreten; ja die Arkanſas theilten einſt mit den Chickaſaw ihr Pulver, da dieſe daran Mangel litten,

griffen ſie dann erſt an und beſiegten ſie (Nuttall 85). Ein Ehrgefühl ähnlicher Art das alle äußeren Vortheile über den Feind verſchmäht, um ihn nur durch eigene Tapferkeit zu überwinden, zeigten die Algonkin, als ſie im Jahre 1609 nach Verſchanzung des Lagers den Irokeſen die Schlacht anboten, den Angriff aber unterließen, da dieſe ihnen vorſtellten daß die Nacht ſchon hereinzubrechen beginne: beide Parteien überließen ſich ruhig dem Schlafe (Charlevoix 104). Heckewelder (300) behauptet daß Geſandte in älterer Zeit auch während des Krieges unverletzlich geweſen ſeien und unter dem Schutze des großen Geiſtes geſtanden hätten, Adair (278) und Lafitau (II, 314) aber ſtellen dieß in Abrede. Sicherer iſt daß es für alle nördlicheren Völker ein gemeinſames nationales Heiligthum gab, in deſſen Nähe jede Feindſeligkeit aufhören mußte, weil dort einſt der große Geiſt zu den Menſchen geredet und ſie zur Einigkeit unter einander ermahnt hatte, den früher ſchon erwähnten Rothpfeifenſteinbruch von Prairie du chien.

Von Schonung war in den Indianerkriegen meiſt keine Rede, außer wenn ſie der eigene Vortheil gebot. In Virginien zwar wurden in alter Zeit die Häuptlinge (weroances) Weiber und Kinder im Kriege nicht getödtet, ſondern zu Gefangenen gemacht (Strachey 107), auch die Huronen brachten Weiber und Kinder nur in ſeltenen Fällen um (Sagard 186, 214); der Ehrgeiz des Siegers ſtrebte aber nach dem Skalp des Feindes und dieß ließ keine Schonung zu. Den Skalp zu nehmen wurde nicht ſelten gefährlich, da Verwundete bisweilen ſich todt ſtellten und mit Anſtrengung ihrer letzten Kräfte den Sieger niederſchlugen der ſich ihres Haarſchopfes bemächtigen wollte. Daß die Sitte des Skalpirens um 1675 noch neu geweſen ſei und urſprünglich von den Franzoſen in Canada herrühre (Talvj 571 not.), iſt unrichtig, da ſie ſchon von Laudonnière (164) in Florida und von Strachey in Virginien erwähnt wird; den Apachen ſcheint ſie fremd geblieben zu ſein (Schoolcr. V, 212). Wie groß die Begierde nach dieſer Trophäe auch anderwärts war, erſieht man daraus, daß einſt ein Miſſionär im Kriege ein lebendes Kind nur gegen einen Skalp von einem Huronen eintauſchen konnte (Lettres édif. I, 718). Wo der Kampf erbittert und anhaltend war, mordeten die Sieger bisweilen bis zu gänzlicher eigener Erſchöpfung, und obgleich in den Kriegen im Vergleich mit den unſrigen oft nur wenig Blut floß, ſahen ſich doch

namentlich die Irokeſen durch bedeutende Menſchenverluſte genöthigt viele Heirathen mit gefangenen Weibern einzugehen und Fremde in größerer Anzahl in ihren Stamm aufzunehmen (La Potherie III, 43).

Wie der Ruhm des Läufers beneidet wird der das Jagdwild niederzurennen vermag, ſo iſt es auch ein Gegenſtand des Ehrgeizes eine Siegesbotſchaft zuerſt zu überbringen (Kohl I, 170). Die aus dem Kriege heimkehrenden Sieger, welche auf dem Marſche ihre Gefangenen Nachts mit Armen und Beinen an vier Pfähle und außerdem noch an ihren eigenen Leib feſſelten, wurden bei manchen Völkern feſtlich empfangen, bei den Irokeſen pflegten ſie nur einen ſtillen Einzug zu halten, zuerſt ihre eigenen Todten zu beklagen und erſt ſpäter bei der Feier des Siegesfeſtes ihre Thaten zu erzählen (Heriot 455, W. Smith 81). An einem geſchälten Baume (Colden I, 8), anderwärts hauptſächlich an den Pfeifenröhren wurden die Kriegsthaten in eingeſchnittenen Figuren dargeſtellt (Adair 424). Bei den Nord-Indianern galten die mit Blut befleckten Krieger als unrein, durften nicht kochen, waren manchen Speiſeverboten unterworfen u. dergl. mehr (Hearne 189). Der Friedensſchluß geſchah durch feierliches Begraben der Streitaxt und Uebergabe von Wampumgürteln in allgemeiner Verſammlung, und wurde bei vielen Völkern durch gemeinſchaftliches Rauchen aus der Friedenspfeife beſiegelt. Dieſe letztere Sitte war nicht allgemein, die Irokeſen und die Indianer des unteren Lorenzſtromes hatten ſie nicht (Lafitau II, 314). Ob ſie erſt, wie M'Culloh (145) glaubt, im 17. Jahrhundert größere Ausbreitung gewonnen habe, wird ſich ſchwer entſcheiden laſſen; wahrſcheinlich iſt dieß nicht, da die Friedenspfeife ſchon von Pater Marquette (54, 60), dann von Hennepin und Carver erwähnt und beſchrieben worden iſt. Sie wird von den Indianern als ein Geſchenk der Sonne an den Menſchen bezeichnet (La Potherie II, 14); die Pani ſollen ſie zuerſt von ihr erhalten haben, und ſie richten daher die Pfeife zunächſt zum Himmel, dann gegen die Erde, dann horizontal um ihren Mitmenſchen den Frieden darzubieten (Morse App. 237). Nach Marquette wurde ſie von den Illinois auch gegen die Sonne erhoben um gutes Wetter zu erhalten. Jedenfalls war das Rauchen der Pfeife urſprünglich eine religiöſe Ceremonie und ſchützte ſchon in alter Zeit vor Feindſeligkeit oder gab doch die eigene friedliche Ge-

ſinnung kund. Die Friedenspfeife war von rothem Thon oder Marmor mit einem Rohre von 2½—4' Länge, das mit Figuren ſchön bemalt und mit bunten Federn, auch mit Haarlocken reich verziert wurde. Die Angaben darüber ſind verſchieden, da jedes Volk ſie auf andere Weiſe ſchmückte, ſo daß auf den erſten Blick zu erkennen war, welchem Stamme die Pfeife zugehörte (Carver 303, Archaeol. Am. I, 70). Um Frieden beim Feinde zu bitten, wie die treuloſen Jowa bei den Weißen thaten (Paul Wilh. 240), iſt ſonſt dem Indianer fremd, er erbittet und gewährt keine Gnade außer nach vollſtändigem Siege, ſondern hält ſeine Sache mit den Waffen aufrecht bis zum Untergange ſeines Volkes.

Eine Auswechſelung der Gefangenen fand bei den Indianern gar nicht ſtatt; dieſe wurden entweder umgebracht, in eine Familie adoptirt oder zu Sklaven gemacht. In den beiden letzteren Fällen verdanken ſie ihr Leben der Gnade des Feindes und werden von ihrem eigenen Volke zurückgeſtoßen, wenn ſie zu dieſem entfliehen ſollten (Carver 294). Das Gewöhnlichſte war daß die waffenfähigen Männer getödtet, Weiber und Kinder als Gefangene in einer dienſtbaren Stellung gehalten wurden. Die Irokeſen gaben bisweilen einen großen Krieger ſeinem Volke zurück und dieſer war dann moraliſch verpflichtet ſich vom Kampfe fern zu halten (Morgan 341). Sklaven wurden die Gefangenen bei ihnen niemals (Colden I, 11, anders Lafitau), ſondern zunächſt führte man ſie im Triumphe umher und ließ ſie Spießruthen laufen, dann bot man ſie den Familien an welche Verluſte im Kriege erlitten hatten. Wurden ſie von dieſen als Erſatz angenommen, ſo trat die Adoption ein, durch welche ſie den Namen und alle bürgerlichen Rechte deſſen erhielten den ſie zu erſetzen beſtimmt waren; wurden ſie verſchmäht, ſo erlitten ſie einen qualvollen Tod (Colden I, 9). Die gewöhnliche Weiſe der Marter war die, daß der Gefangene an einen Pfahl gebunden, ringsum mit Reißholz umgeben und dieſes angezündet wurde. Dazu kam das Brennen mit glühenden Eiſen und das Abſchneiden von Stücken Fleiſch von dem Lebendigen. Darauf wurde er ſkalpirt, der Kopf mit heißer Aſche beſtreut und in dieſem Zuſtande zwang man ihn umherzulaufen ſoweit ſeine Kräfte noch reichten. Der Tapfere pflegte alle dieſe Qual zu verſpotten und während derſelben ſeine Feinde zu verhöhnen. Daß die Irokeſen dieſes Martern der Gefangenen erfunden hätten (Lettres édif. I, 683), iſt

bei der großen Allgemeinheit desſelben nicht beweisbar, aber allerdings mögen ſie es am weiteſten darin getrieben und andere zu gleichem Verfahren, um Repreſſalien zu üben, veranlaßt haben. Es war hauptſächlich bei den öſtlichen Völkern in Uebung, auch im Süden, wo beſonders die Weiber mit Feuerbränden den Gefangenen zuſetzten (Adair 390). Weiter im Weſten ſoll zwar bei den Pani, niemals aber bei den Mandan Menitari und Krähen etwas dieſer Art geſchehen ſein (Pr. Max. c, II, 198). Auch die Oſagen bringen ihre Gefangenen nur ſelten um (Brackenridge), die Dakota behandeln ſie milde, obwohl ſie in einzelnen Fällen ihnen erſt nach Jahren den Tod gaben (Keating I, 415). Nur die Apachen machen eine Ausnahme, theils inſofern als ſie die Gefangenen quälen, theils auch inſofern ſie auf einen Austauſch derſelben mit den Spaniern eingehen und ſie häufig verkaufen (Arricivita bei Buſchmann 1854, p. 300, Pfefferkorn I, 400). Unter den Athapasken pflegen die Cheppewyans die Beſiegten ſämmtlich im Kriege umzubringen, Aufhebung derſelben um ſie ſpäter zu quälen findet bei ihnen ſo wenig ſtatt als Adoption (Mackenzie).

Um dieſe barbariſchen Sitten nicht unrichtig zu beurtheilen, muß man beachten daß der Aberglaube einen ſehr weſentlichen Antheil an ihnen hatte: man dachte ſich daß die Geiſter der Erſchlagenen nicht eher zur Ruhe kämen als bis ſie gerächt wären; hatte letzteres nicht geſchehen können, ſo wurden die Gefangenen zum Erſatz dafür gequält (Adair 151). Eines gewaltſamen Todes zu ſterben der nicht gerächt wurde, galt demnach für ein großes Unglück, daher man im ſüdlichen Alabama Unruhſtiftern die fortgejagt wurden, zugleich ankündigte daß ihr Tod unbeweint und ungerächt bleiben ſolle (Bossu II, 50). Der Abſcheu vor dieſen Greueln hat oft dazu verführt die Indianer für rohe Wilde zu erklären die alles Mitgefühles baar, den Charakter der Menſchheit nur äußerlich an ſich trügen. Man vergaß dabei daß Engländer und Franzoſen ihnen nicht allein bisweilen Gefangene übergeben haben um ſie lebendig zu verbrennen und zu ſchinden (La Potherie II, 298, III, 255, 281, IV, 75, 98 und ſonſt), ſondern daß ſie bei Vertilgung der Pequot (1637) und in den Irokeſenkriegen (1691) wie die Holländer in Neu Amſterdam (New York, Valentine 50) ſogar ſelbſt zu wiederholten Malen ganz das Nämliche gethan haben (Colden I, 143, 190, 195, Parkman a, I, 71, Lafitau II,

289, Halkett 50ff.); man vergaß daß in ſpäterer Zeit einzelne hervorragende Häuptlinge, wie Blackhoof, Tecumséh u. A., bemüht geweſen ſind dieſe Grauſamkeiten abzuſtellen (Drake), daß ſie wirklich abgeſchafft wurden, z. B. bei den Ojibway, bei den Schwarzfüßen (Pr. Max. c, I, 580), Seminolen (Bartram 204), und daß in alter Zeit gerade diejenigen Völker die ſie am weiteſten getrieben hatten, die Irokeſen, die geiſtig am beſten begabten und am höchſten entwickelten von allen waren. Wenn über den Beſitz eines Gefangenen unter zwei Indianern Streit entſtand, war es ein nicht ſeltenes Auskunftsmittel daß man jenen erſchlug (Loskiel 193, Anburey im Magaz. v. Reiſebeſchr. VI, 143); auch hierin haben die erſten Anſiedler von Connecticut, fromme Puritaner, das Beiſpiel jener nachgeahmt (Talvj 278).

Wo von Sklaven die Rede iſt welche die Indianer hatten, ſind abgeſehen von den wenigen früher erwähnten Fällen, in welchen ein verurtheilter Verbrecher Sklave wurde, durchgängig nur Kriegsgefangene darunter zu verſtehen denen man das Leben geſchenkt hatte. Eine ſolche Begnadigung trat bei mehreren Völkern hauptſächlich dann ein, wenn der Verfolgte einen als Aſyl aufgerichteten rothen Pfahl noch lebend erreicht hatte und die Rathsverſammlung über ihn keine andere Verfügung traf (Hunter 328). Wo es Sklaven gab, wurden ſie bisweilen gegen Waaren verkauft (Marquette 50), von ihren Herren aber meiſt gut behandelt und nicht mit Arbeit überladen (Nord Carolina, Lawson 232; Navajos, Möllhauſen II, 234; Irokeſen und Huronen, Lafitau II, 308); das Gewöhnlichere war indeſſen, wie ſchon früher bemerkt, daß der Beſiegte, wenn man ihn begnadigte, als Freier unter die Sieger aufgenommen, dem Stamme des Siegers einverleibt wurde (Irokeſen, Creek).

Es hat öfters Befremden erregt daß die Indianer, mit einziger Ausnahmen der Apachen (Schoolcr. V, 212), gefangene weiße Frauen immer mit Achtung und Rückſicht behandelt und ſich ihnen gegenüber in den Grenzen des Anſtandes gehalten haben. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich daraus, daß nach dem Glauben des Indianers der Krieger zur Enthaltſamkeit vom Umgange mit dem weiblichen Geſchlecht vor wie nach dem Kriege aus religiöſen Gründen verpflichtet, daß Unenthaltſamkeit ſeiner unwürdig iſt, ihn lächerlich macht und ſogar, wie man glaubt, ſeiner Tapferkeit für die Zukunft ſchadet (Hunter 299,

Swan bei Schoolcr. V, 269). Die Kriegshäuptlinge der Irokesen blieben deshalb sogar meist unverheirathet bis sie sich von der Theilnahme am Kriege ganz zurückzogen (Journal étranger 1762, Avril 132, 137).

Mit der glühenden Rache, die sich an der lange fortgesetzten Qual des Feindes weidete, verband sich bei den Indianern meist noch ein weiterer Greuel, der Cannibalismus. „Das Herz des Feindes essen, sein Blut trinken" waren gewöhnliche Ausdrücke in denen man ihm den Untergang schwor, und wenn sie auch in späterer Zeit oft nur figürlich zu verstehen waren, so lassen sie doch keinen Zweifel darüber worin der Ursprung ihres Gebrauches zu suchen ist. Daß bei den Algonkinvölkern und Irokesen diese Art des Cannibalismus fast ganz allgemein war, ist bekannt; unter den ersteren werden nur die Abenaki bestimmt davon freigesprochen (Lettres édif. I, 703, Lafitau II, 307), unter den letzteren sollen die Mohawk selbst ihren Namen davon haben (Mohawk, eig. Mauquawog, Menschenfresser, Drake III, 37). Noch im Jahre 1813 und selbst nach dieser Zeit sind Fälle von Cannibalismus bei Algonkinvölkern vorgekommen, obwohl sie immer seltener wurden (McCoy 314f.) Auch die Sioux, welche später großen Abscheu davor zu zeigen schienen (Keating I, 412), aßen sonst das Herz des Feindes auf (Schoolcr. III, 241). Bei den Miami und Potowatomi gab es eine besondere Gesellschaft welche Menschenfleisch verzehrte; ihre Mitglieder mußten bestimmten Familien angehören und glaubten sich im Besitze höherer Kräfte, die sie durch Zauberei auf andere zu übertragen im Stande wären (Keating I, 103). In Louisiana gab es außer den Atacapa, deren Name dieß anzeigt, keine Anthropophagen (du Pratz II, 231), und wie die Pani so sollen auch die Natchez niemals Menschenfleisch gegessen haben (Paul Wilh. 375, Adair 412), obgleich Menschenopfer bei jenen bisweilen, bei diesen gewöhnlich vorkamen. Daß außer der Rache auch die Noth einzelne Völker zum Cannibalismus geführt hat, wurde schon früher angegeben. Als ein drittes Motiv zu demselben, das sich wahrscheinlich nicht selten mit dem ersten verband, ist noch der Aberglaube zu nennen: wie man vor dem Kriege vom Hunde aß um sich dessen Muth anzueignen, so verzehrte man das Fleisch und namentlich das Herz, den Sitz des Muthes, von einem tapferen Manne um sich selbst dadurch unwiderstehlich zu machen (Keating I, 102). So glaubte

man der Eigenſchaften der Thiere überhaupt theilhaftig zu werden wenn man ſie aß: der Schnelligkeit des Hirſches, des ſchlechten Geſichts des Maulwurfs u. ſ. f. (Adair 133 ff.).

5. Die Indianer ſind Menſchen von großen und gewaltigen Leidenſchaften; wir haben dieß ſchon mehrfach hervorzuheben gehabt. Im Spiel, auf der Jagd, im Kriege verfolgen ſie ihr Ziel mit einer ſo angeſpannten Thätigkeit und ausdauernden Energie, daß man ſich um ſo mehr über die ſchläfrige Apathie und das unbewegliche Phlegma wundert, dem ſie ſich hingeben ſobald kein Sporn dieſer Art ſie zur Anſtrengung treibt. Zuſtände großer innerer Aufregung ſcheinen ſie zu lieben und lange feſtzuhalten — nirgends kommt eine ähnliche Unerſättlichkeit der Rache ſo häufig vor als bei ihnen —, Zuſtände großer Abſpannung und träger Ruhe wechſeln mit ihnen ab. Sie fallen aus einem Extrem in's andere, dieſer ſchroffe Wechſel liegt ihrer Natur näher als anderen Menſchen, eine gewiſſe Gleichmäßigkeit der Gemüthslage ſcheint ſelten von langer Dauer zu ſein, große Reizbarkeit und gänzliche Abſtumpfung ſind ihre gewöhnlichen Stimmungen. Dieſe Neigung ſich in extremen Gegenſätzen zu bewegen mit Ausſchluß der Mittelzuſtände iſt das Charakteriſtiſche des nervöſen oder ſogenannten melancholiſchen Temperamentes; es äußert ſich ſinnlich in der großen Schreckhaftigkeit, die den Eingeborenen von Nord- wie von Südamerika oft bei unbedeutenden Veranlaſſungen zu plötzlichem Zuſammenfahren bringt (Unanúe Observ. sobre el clima de Lima, 2. ed. Madr. 1815, p. 102 not.) und ihn durch Träume aufgeſtört ſchlaflos macht (de Laet II, 12), es zeigt ſich auf geiſtigem Gebiete in ſeiner Empfindlichkeit gegen das Urtheil Anderer und der öffentlichen Meinung über ihn ſelbſt, und vor Allem in ſeiner nie ruhenden abergläubiſchen Aufmerkſamkeit auf die kleinſten Naturereigniſſe aus denen er den Willen höherer Geiſter herausleſen zu können glaubt.

Um ſein Gemüthsleben und ſeinen moraliſchen Charakter näher kennen zu lernen, werden wir vorher den Maaßſtab aufſuchen müſſen nach welchem er ethiſche Verhältniſſe mißt und beurtheilt. Dieſer ſteht meiſt in keiner unmittelbaren Beziehung zu ſeinen religiöſen Ueberzeugungen, obwohl eine ſolche nicht ganz fehlt; der Begriff der Sünde tritt völlig gegen den des Verbrechens zurück, für das der Thäter nur den Menſchen und unter dieſen wieder vorzugsweiſe, wenn nicht allein, den Verletzten und Beleidigten ſelbſt verantwortlich iſt. Nach

der Ansicht mancher Völker hat der große Geist den Menschen sogar eine unbeschränkte Freiheit des Handelns gegeben und kümmert sich nichts um ihre Thaten.

Am sichersten und richtigsten entnehmen wir jenen ethischen Maaßstab aus den Erzählungen welche im Familienkreise theils der Unterhaltung theils der Bildung der Jugend dienten (Schoolcr. A. R., vgl. auch Keating I, 126, 225). Ihre Moral ist hiernach folgende. Diebstahl und Mord, Grausamkeit und Zauberei sind schändliche Handlungen die im Leben nicht ungestraft bleiben; dieß gilt nicht minder von ehelicher Untreue, von der Verletzung religiöser Gelübde, der Impietät gegen das Alter und besonders dem Ungehorsam gegen die Eltern: wenn auch erst spät, führen sie doch immer in's Unglück. Dagegen sind Selbstverleugnung und Standhaftigkeit, Tapferkeit und Uneigennützigkeit, Geschwisterliebe, Freigebigkeit und Gastfreundschaft alles Lobes werth und es wird ihnen die verdiente Belohnung zu Theil. Stolz und Anmaßung kommen zu Schaden, Ueppigkeit stürzt sich selbst in's Verderben. Ein guter Mann ist nach der Vorstellung des Indianers immer mild sanft und freundlich, besonders gegen sein Weib, er streitet nie, zeigt sich grenzenlos gastfrei, vertheilt was er an Geschenken erhält unter die jungen Leute und bringt dem Herrn des Lebens Opfer dar. Demnach liegen dem Menschen zwar religiöse Pflichten ob, deren Erfüllung Segen bringt und Achtung erwirbt, z. B. langes Fasten und dergl., ebenso hat er eine Menge von moralischen Pflichten auf sich, deren Beobachtung ihm ein glückliches Loos bereitet, während der Uebertreter von der Nemesis ereilt wird, aber die Vorstellung daß die Forderungen der Moral zugleich solche der Religion seien oder daß der Wille des großen und guten Geistes selbst ihre Erfüllung verlange, scheint dem Indianer, wenn auch nicht völlig fremd geblieben, doch nicht zur Klarheit gekommen zu sein, wie vor Allem daraus hervorgeht, daß ihm die strenge talio als höchster und unbestreitbarer Grundsatz des Handelns galt.

Wie man bei uns die Moralität von der Moral unterscheiden muß, so auch bei den Indianern. In Rücksicht der erstern wird von manchen versichert daß sie im Allgemeinen sicherlich nicht hinter der Moralität der Weißen zurückstand, da die älteren Leute durch Rede Lehre und Beispiel einen großen und wohlthätigen Einfluß auf die jüngeren ausübten (Hunter 205). Mord, Raub, Ehebruch, auch Trunken-

heit, Völlerei u. dergl. kamen in alter Zeit bei den Eingeborenen von Neu England selten vor (Elliott I, 315, Potter 9 nach Roger Williams). Allenthalben aber stoßen wir auf die Zeichen einer rasch fortgeschrittenen Demoralisation seit der Ankunft der Weißen und unter deren Einfluß (Warren bei Schooler. II, 139), so daß wir sogar der Versicherung begegnen (Heckewelder 8), der spätere Charakter der Indianer „habe mit dem ehemaligen keine Aehnlichkeit mehr." Betrügerei und Lüge war bei den Algonkin fast allgemein verhaßt und zogen öffentlichen Tadel zu (La Potherie I, 132), auch unter den Irokesen herrschte große Offenheit und strenge Wahrheitsliebe (Morgan 335), bei den Huronen war es anders (Sagard). Filson (131) behauptet sogar Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit seien bei den Indianern weit allgemeiner verbreitet gewesen als bei uns; vorzüglich wurde die Lüge als ein Zeichen von Feigheit gescheut und verachtet (Jones I, 69). Vor Allem den Sachems war Unredlichkeit und Unwahrhaftigkeit fremd, sie hielten dergleichen unter ihrer Würde (Elliott I, 314, vgl. z. B. über Logan Schooler. IV, 619 f.). Großsprecherei bei Erzählung der Kriegsthaten, heißt es noch neuerdings, ist zwar allgemein, aber wer sich in Betreff des Thatsächlichen Lügen erlaubt, verliert alles Vertrauen und alle Achtung (Kohl I, 34). Bei manchen der nordwestlichen Völker gab es einen „Redlichkeitsbaum", einen Pfahl an welchem Gefundenes aufgehängt wurde um vom Eigenthümer abgeholt zu werden (Domenech im Ausland 1858, p. 940). In der Unterhaltung, sagt Hunter (271), rühmen die Weiber einander oft ihre Männer Söhne und sich selbst, von Abwesenden Uebles zu sagen gilt für sehr häßlich, sie verleumden nicht, man spricht überhaupt nicht von dem der Verachtung verdient und mischt sich nicht in die Angelegenheiten Anderer. Daher ist auch Zank und Streit selten, sowohl auf der Jagd und über die Beute im Kriege, als auch beim Spiel und bei anderen Gelegenheiten (Carver).

Diesen Zeugnissen gegenüber ist es befremdend daß Roger Williams, der einzige unter den ersten Ansiedlern Neu Englands der sich eifrig mit der Erlernung der Indianer-Sprachen beschäftigte, ein Mann von wohlwollender Gesinnung und tüchtigem Verstande (in seinem Key to the Indian languages, mit welchem Edw. Winslow, Good news from N. England zu vergleichen ist), bei näherer Bekanntschaft die Indianer als habsüchtig und rachgierig, lügnerisch und be-

trügerisch bezeichnet hat. Die zu große Strenge dieses Urtheils im Ganzen geht schon daraus hervor daß Williams selbst, wie wir sahen, versichert hat, grobe Verbrechen seien selten bei ihnen. Der Vorwurf der Habsucht ist jedenfalls ungerecht und überhaupt nur dem Weißen gegenüber verständlich: dieser trat dem Indianer mit einer Menge von äußeren Gütern ausgerüstet entgegen die ihm neu und unbekannt waren, er lernte ihren Werth kennen — dürfen wir uns wundern daß seine Begierden in hohem Grade erregt wurden und daß sie ihn zu manchen Handlungen verleiteten die den Stempel der Habsucht trugen, eines Fehlers der, wie wir sogleich zeigen werden, ihm sonst gänzlich fremd ist? Mit der Rachbegierde hat es seine Richtigkeit und gegen den Vorwurf der Lüge und des Betruges können die Eingeborenen von Neu England nur bedingter Weise in Schutz genommen werden. Die Kunst des Ränkeschmiedens und Intriguirens stand bei vielen Völkern in Blüthe, vor Allem den Weißen gegenüber, die sie von Anfang an als das was sie waren, als Eindringlinge, und daher mit dem größten Mißtrauen, oft wohl auch mit dem heimlichen Wunsche ansahen sich ihrer zu entledigen. Aber auch untereinander behandelten sie sich nicht immer mit Offenheit: die vielfachen Kriege in denen sie mit ihren Nachbarn standen, der sehr lebhafte politische Ehrgeiz Einzelner und die patriarchalisch-demokratische Verfassung der meisten Völker erzeugten und nährten ein System der Intrigue, oft so fein gesponnen wie man es nur bei höher gebildeten Nationen zu finden erwartet, aber dieses scheint sich fast ausschließlich auf das politische Leben beschränkt zu haben, während im Privatverkehr meist eine große Integrität herrschte.

Die Tugenden welche durchgängig von den Indianern am höchsten geschätzt werden, sind Tapferkeit und Freigebigkeit. Von jener ist schon die Rede gewesen, diese legt William Penn den Indianern in hohem Maaße bei: „Nichts", sagt er, „ist ihnen zu gut für einen Freund. Giebt man ihnen eine Flinte, einen schönen Rock oder was sonst, so kann das Geschenk zwanzig Hände durchlaufen ehe es in einer bleibt ... Reichthum circulirt bei ihnen wie das Blut, alle Glieder nehmen Theil daran, und da keiner zu besitzen wünscht was ein anderer hat, achten sie das Eigenthum." In Chicago stritt sich einst eine Gesellschaft von Weißen, ob die Indianer freigebig seien. Man rief einen alten Mann herbei der keinen der Anwesenden kannte, und in kurzer Zeit hatte man

ihn dazu beredet alle seine Sachen an sie zu verschenken (Hoffmann II, 94 note). Wer von der Jagd oder vom Fischfang heimkommt, muß viel von der Beute an die Bedürftigen austheilen, wenn er sich selbst nicht beschimpfen will, und bei Hungersnoth theilen sie alles unter einander was sie haben (Lafitau II, 89f.) Mit Recht nimmt sie Kohl (1, 99) in Schutz gegen die oft versuchte Herabsetzung des Werthes ihrer Freigebigkeit: sie helfen einander und selbst dem Fremden bei allgemeinem Mangel, im Glücke aber geben sie mit vollen Händen denen die sich als wahre Freunde bewährt haben, es wird dann nicht gerechnet. In Krankheitsfällen sucht man die Ursache des Uebels nicht selten in unbefriedigt gebliebenen Wünschen des Patienten, die dann der Häuptling oder ein Anderer auf die freigebigste Weise befriedigt; daraus entspringt diesem aber auch die Verpflichtung sich bei dem nächsten Feste das gefeiert wird, für gesund und geheilt zu erklären, wenngleich ihm der Tod auf der Zunge säße (Heriot 526).

Die Veranlassung zum Zweifel an ihrer Freigebigkeit hat nächst der Bettelhaftigkeit zu welcher viele Indianer in neuerer Zeit herabgesunken sind, hauptsächlich der Umstand gegeben, daß viele Dienste und Geschenke von ihnen allerdings nur in der bestimmten Absicht angeboten werden einer noch größeren Gegenleistung theilhaft zu werden, und daß es nach Indianersitte eine fast gleich grobe Unhöflichkeit ist Anerbietungen dieser Art zurückzuweisen, als Geschenke einem Freunde zu weigern wenn er sie erbittet.

General Johnson erhielt eines Tages eine Sendung reich gestickter Kleider aus England, an denen Hendrik, ein Häuptling der Mohawk, großes Wohlgefallen fand. Daher kam dieser eines Tages mit der Erzählung zu ihm, er habe geträumt daß er von ihm eine seiner neuen Uniformen zum Geschenk erhalten habe. Der General gerieth in Verlegenheit, doch entschloß er sich rasch zu dem was sich anständiger Weise allein thun ließ und ließ den Traum in Erfüllung gehen. Einige Zeit darauf ließ er sich nun auch seinerseits träumen daß Hendrik ihm einen Strich Landes von ungefähr 500 Acker geschenkt habe und beschrieb ihn genau. Hendrik besann sich keinen Augenblick, trat ihm das Land ab und setzte gewitzigt hinzu: „Sir William, ich will niemals wieder mit Euch träumen."

So richtig es auch ist daß, wie Gregg sagt, Geschenke immer der Eckstein der Freundschaft mit Indianern sind, so muß man doch die

Freigebigkeit derſelben nicht verdächtigen, weil ſie ſo oft bei ihr auf ein Gegengeſchenk rechnen (Lettres édif. I, 746), denn dieſe Art des Schenkens, wie überhaupt das Schenken an die Weißen, die ihnen als unerſchöpflich reich erſcheinen, iſt eben nichts weiter als eine höfliche Art um etwas zu bitten, ganz wie ſie bei uns auch oft genug vorkommt. Den beſten Beweis für ihre Liberalität liefert ihre unbegrenzte Gaſtfreundſchaft. Freilich auch dieſe hat man als Unbedachtſamkeit und Sorgloſigkeit bezeichnen wollen, ja Morton behauptet ſogar, ſie werde nur in beſchränktem Maaße und mit Zurückhaltung, wenn nicht mit Widerſtreben vom Indianer ausgeübt, obwohl er die Erfahrungen welche Lewis und Clark auf ihren Reiſen in dieſer Rückſicht machten, richtig daraus erklärt, daß die Völker zu denen ſie kamen, theils ſelbſt Mangel litten, theils voll Verdacht und Mißtrauen in die Abſichten der Weißen zu ſein ſchienen. Ueberhaupt giebt es kaum eine gute Seite an dem Charakter des Indianers die man nicht mißverſtanden und übel gedeutet hätte. So hat man ihm auch ſein häufiges höfliches Schweigen, ſeine Zurückhaltung oder anerkennende Beiſtimmung oft als Stupidität ausgelegt. Lafitau (II, 479) erzählt z. B. daß die Miſſionäre einen Diener hatten der zwar kein Wort von der Sprache der Huronen verſtand, aber deren Laute und Manieren beim Reden gut nachzuahmen wußte. Dieſer hielt öfters zu ſeinem Vergnügen den Indianern lange Reden die natürlich gar keinen Sinn hatten, und wurde deshalb von dieſen wegen ſeiner Fertigkeit bewundert, obwohl ſie bemerkten daß ſie ſelbſt nichts davon verſtänden. Gelehrte Europäer waren naiv genug dieſen höflichen Spott „der Wilden“ für Dummheit zu nehmen. So wenig hat man ſich bis heute um ein genaueres Verſtändniß dieſer Menſchen bemüht!

Ihre Gaſtfreundſchaft zu bezweifeln iſt thöricht. Der Hungrige konnte in jede Hütte treten um mitzueſſen und wohl nicht leicht hat dieß ein Indianer verſagt in älterer und ſelbſt in ſpäterer Zeit (Hennepin 70 u. A.). Ich kenne keinen Fall, ſagt Irving, in welchem ein ausgehungerter kranker und müder Menſch von den Indianern ſchlecht behandelt worden wäre und nicht die Hülfe gefunden hätte die ſie leiſten konnten. Von den Weißen läßt ſich jedenfalls nicht dasſelbe rühmen. Der Gaſtfreund den die Irokeſen bei ſich aufnahmen, ſtand ganz unter dem Schutze des Volkes, er wurde nicht von ihnen herausgegeben, ja ſie haben, um ſich gegen ſolche Zumuthungen ſicher zu

ſtellen, bisweilen ſogar die Schulden der zu ihnen geflohenen Weißen ſelbſt bezahlt (Colden I, 12f.). Sagard erzählt vielfach von der ausgezeichnet ſorgſamen und wohlwollenden Behandlung welche die Huronen den Miſſionären erwieſen: der Gaſtfreund ſchien ganz an die Stelle deſſen zu treten der ihn bei ſich aufgenommen hatte und redete deſſen nächſte Verwandten ſelbſt als „Mutter, Bruder" u.ſ.f. an. Tanner (I, 50, 62, 102, II, 223 und ſonſt) erzählt viele Beiſpiele der aufopferndſten Gaſtfreundſchaft der Indianer unter einander wie gegen die Weißen und weiſt oft auf den Contraſt ihres Benehmens zu dem der letzteren hin. Nach ſeiner Anſicht ſind es nur die an den Europäern gemachten Erfahrungen geweſen, in Folge deren bei jenen eine Aenderung der alten Sitte eingetreten iſt.

Allerdings iſt der Schutz des Gaſtrechtes verwirkt, wenn man in dem Gaſte einen Feind entdeckt (Keating I, 98). Wie ein Fremder der ſich draußen allein betreten läßt, etwa gar auf dem Kriegspfade, von vielen Völkern je nach den Umſtänden als Feind behandelt wurde, ſo kam es beſonders in neuerer Zeit nicht ſelten vor daß dieſelben Menſchen die den Gaſt und ſein Eigenthum ſchützen und vertheidigen ſobald und ſolange er unter ihrem Dache iſt, draußen im Felde ungeſcheut jeden plündern der ihnen begegnet. Indianer die kurz vorher einige Weiße umgebracht hatten, nahmen andere die bei ihnen einkehrten (1755) kalt aber höflich in ihrem Dorfe auf und bewirtheten ſie, dieß hinderte ſie aber nicht dieſelben am anderen Tage unterwegs zu überfallen und ebenfalls zu tödten (Gordon 614).

Seltener als Beiſpiele der Gaſtfreundſchaft ſind ſolche der Beſcheidenheit, wie ſie Pr. Maximilian erzählt, daß ſich nämlich die Indianer von ihm zurückzogen wenn die Eſſenszeit kam; vielmehr pflegen ſie ihrer Sitte gemäß alsdann zu bleiben und zu erwarten daß alle Anweſenden auch bewirthet werden. Dagegen ſchließt ſich an die allgemeine Gaſtlichkeit bei manchen Völkern ein gewiſſer Sinn für Wohlthätigkeit an: arbeitsunfähige und blödſinnige Kinder werden von den Potowatomi ſorgſam gepflegt, Hülfloſe geſchont und mit Rückſicht behandelt (Keating I, 96); hat in Nord Carolina einer durch Brand oder anderes Unglück einen großen Verluſt erlitten, ſo wird ein Feſt veranſtaltet, bei welchem ihn alle reichlich beſchenken (Lawson 178); an Feſttagen erhalten bei den Cherokee die Armen Geſchenke (Timberlake 69); die Kniſteno und andere Stämme haben die ſinnige

Sitte, daß der Hungrige selbst Opfergaben angreifen darf, wenn er nur irgend eine Kleinigkeit namentlich etwas Tabak als Ersatz hinlegt (Dunn 95), nur die dem großen Geiste dargebrachten Gaben sind hiervon ausgenommen (Keating I, 409).

Daß der Indianer inniger Anhänglichkeit an seine Freunde und warmer Dankbarkeit fähig ist, steht außer Zweifel. General Harrison bezeichnet aus eigener reicher Erfahrung Treue in der Freundschaft als eine ihrer glänzendsten Eigenschaften. „Ein Pfand dieser Art", sagt er, „das ein Indianer, von welchem Charakter er auch sonst sei, einmal gegeben hat, wird bei ihm zur herrschenden Leidenschaft, von der jede andere zum Schweigen gebracht wird." Viele Beispiele von aufopfernder Freundschaft hat Heckewelder (480 ff.) zusammengestellt mit der Bemerkung, „welche Fehler den Indianern auch immer eigen sein mögen, Undankbarkeit ist keine derselben." Roger Williams, der sich stets als Freund und Wohlthäter der Indianer bewiesen hatte, ging während ihrer erbitterten Kriege gegen die Kolonisten von Neu England unangefochten zu ihnen hin und verkehrte mit ihnen ganz wie sonst. Ebenso blieb in dem Kriege König Philip's (1675) das Haus eines Schmiedes Namens Leonard, dem jener Dank schuldig zu sein glaubte, verschont; das Haus ist noch jetzt bewohnt von den Nachkommen des Schmiedes (Talvj 557). Oberst Cole, der mit König Philip stets in persönlicher Freundschaft gelebt hatte, erhielt von diesem am Tage vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten die Nachricht von der drohenden Gefahr, so daß er noch zur rechten Zeit flüchten konnte (Drake zu Church 339). Der Missionär Lambreville, erzählt Charlevoix, war 1687 zur hinterlistigen Gefangennehmung mehrerer Irokesenhäuptlinge von den Franzosen benutzt worden und fiel bald darauf in die Hände der Oneida. Sie sagten daß sie ihn seit lange kennten und nicht glauben könnten daß er an der Verrätherei Theil habe, daß sie aber vielleicht außer Stande wären ihn vor der Wuth ihrer jungen Leute zu schützen, die ihn als Feind betrachten würden: sie gaben ihm daher Wegweiser mit die ihn begleiteten bis er in Sicherheit war. So haben die Indianer die Missionäre öfters geschont und geduldet, während sie alle übrigen Weißen dem Tode weihten, und dieß ist ihnen um so höher anzurechnen, als sonst der Grundsatz der Vergeltung nach ihrer Ansicht keine Ausnahme gestattet.

Die aufopfernde Freundschaft des Häuptlings Atakullakulla für

Capt. Stuart im Cherokeekrieg (1760) kann man bei Ramsey (58), andere Beiſpiele dieſer Art bei Parkman (a, I, 308), Froſt (65, 317) und Hunter (326) nachleſen. Nimmt man noch die aus eigener Erfahrung unter den Dakota entworfene Schilderung von Mrs. Eastman hinzu, welche verſichert und in eingehender Weiſe zeigt daß die Indianer welche ſie kennen lernte, „die wärmſte Dankbarkeit gegen jeden zeigten der ſie jemals freundlich behandelt hatte", ſo bedarf es wohl keiner weiteren Beweiſe dafür, daß der Indianer, ſo verſunken und verwildert man ihn auch hier und da gefunden haben mag, doch nicht der gefühlloſe Barbar iſt den man ſo oft aus ihm gemacht hat. Das Beiſpiel der Pocahontas, zu dem es mehr als eine Parallele giebt, ſteht allerdings inſofern einzig da, als es ein Muſter ächter Weiblichkeit, hohen Zartgefühls und moraliſcher Größe in allen Lagen des Lebens darſtellt, ſelbſt abgeſehen von der zweifachen Aufopferung für Capt. Smith und von dem edelmüthigen Schutze ſeiner Landsleute in ſeiner Abweſenheit, es ſteht einzig da auch in dem Bilde über dem weſtlichen Thor der großen Rotunde des Capitoles in Waſhington, wo die weißen Amerikaner zu ihrer eigenen Schmach den Edelmuth der rothen Raçe der ihre erſten Kolonieen vom Untergange rettete, vor aller Welt Augen hinſtellten.

Es iſt vergebens zu beſtreiten daß dieſe Menſchen, wie man ſonſt auch über ſie urtheilen mag, einer Großartigkeit der Geſinnung fähig ſind, die dem ſtolzeſten Römer Ehre gemacht haben würde, und daß Beiſpiele dieſer Art ſelbſt nicht allzu ſelten bei ihnen ſind. Ein 60jähriger Ajowa, deſſen Häuptling im Kampfe gegen die Dakota gefallen war, ſprengte mit ſeiner Frau, als er deſſen Tod gehört hatte, gegen den Feind an und ſtürzte von vielen Pfeilen durchbohrt mit den Worten: „Wo der Skalp meines Freundes hängt, mag auch der meinige ſein!" (Paul Wilh. 299). Ein Choctaw, erzählt Gregg, verbürgte ſich für ſeinen Bruder der einen Mord begangen hatte. Dieſer zeigte ſich ängſtlich und wagte nicht ſich zu ſtellen. Da ſprach jener: „Bruder, du biſt nicht tapfer und fürchteſt dich vor dem Tode; bleibe hier und ſorge für meine Familie, ich will ſtatt deiner ſterben." Er ging ſogleich und erlitt den Tod.

Ein ſtarkes Rechtsgefühl ſteht bei den Indianern oft in Verbindung mit lebhafter Ehrliebe. Streng gerechte Behandlung imponirt ihnen und macht ſie auch gegen den Schwächern zur Nachgiebigkeit geneigt

(Beispiele bei Tanner), während Ungerechtigkeit sie leicht erbittert. Die Aeußerung ihres Rechtsgefühles erscheint freilich bisweilen als Rohheit wie bei jenem Irokesen, der über die Schlechtigkeit der Juden die Christus kreuzigten aufgebracht ausrief: „wäre ich dort gewesen, ich würde ihn gerächt und die Juden skalpirt haben!“ (La Potherie IV, 91). Einen Fall in welchem das Ehrgefühl dem Rechtssinne zu Hülfe kam, erzählt Blundell (Colonial Magazine XXIII, 207): Ein Indianer war wegen Mordes von seinem Stamme zum Tode verurtheilt worden. Ein weißer Ansiedler gab ihm ein Pferd zur Rettung, aber in der Nacht zwar geflohen, kehrte der Verbrecher am anderen Tage zurück um sich zu stellen. Er hatte es nicht über das Herz bringen können sich der verdienten Strafe zu entziehen, die nach der Sitte seiner Väter über ihn verhängt worden war.

Die Rechtsbegriffe der Indianer und das Ehrgefühl zu erläutern mit welchem sie an ihnen festhalten, mögen noch folgende Fälle dienen.

Ein Indianer von einem andern schwer beschimpft, erstach diesen. Das Dorf lief zusammen, Alles schrie um Rache, der Mörder aber setzte sich ruhig neben die Leiche und erwartete den Tod. Da man jene fortgetragen und ihn selbst geschont hatte, ging er hin zur Mutter des Ermordeten und übergab sein Leben ihrem Willen. Die Frau war nicht rachsüchtig, sie verschmähte es noch ein zweites Leben zu opfern und bat den Mörder um seinen Sohn, der von ihr adoptirt werden und sie versorgen solle. Jener erwiderte daß sein Sohn erst 10 Jahre alt und dazu nicht tauglich, er selbst aber bereit sei wie ein Sohn für sie zu sorgen. Die Frau ging darauf ein und nahm den Mörder an Kindesstatt an mit seiner ganzen Familie (Heckewelder 119).

Ein junger Choctaw hatte einen Mord begangen und sollte eben umgebracht werden, als sich seine Mutter erbot seine Stelle zu vertreten. Dieß wird angenommen. Sie nimmt von einer Wohlthäterin Abschied die sie um einen Sarg und ein Leichentuch „für ihren Sohn“ bittet, wie sie sagt, „so groß wie sie selbst, dann würden sie für ihn passen.“ Als sie fort ist, hört jene den wahren Zusammenhang der Sache und eilt auf den Richtplatz, aber sie kommt zu spät, die Indianerin hat ihren Tod möglichst beeilt. Einige Zeit später wird der Sohn als Feigling verspottet, weil er seine Mutter habe für sich sterben lassen; er ersticht einen der Spötter mit den Worten: „Jetzt sollt ihr sehen daß ich auch sterben kann wie ein Mann!“ Er läßt sich ein

Grab machen und verſucht wiederholt ob es für ihn groß genug ſei. Die Rächer ſind fern, man will ihn überreden es mit einem Löſegelde zu verſuchen und bietet ihm Hülfe dabei an. Doch vergebens; nach Beendigung aller Vorbereitungen erſchießt er ſich in Gegenwart ſeiner Familie, der er vorher ſtreng verboten hatte zu weinen, damit er in ſeinem Entſchluſſe nicht wieder wankend werde (Morse App. 260).

Ein empfindliches Ehrgefühl und ein hoher Stolz, namentlich auch den Weißen gegenüber, ſind Charakterzüge die ſich beim Indianer häufig finden. Spott, Geringſchätzung, beſchimpfende Strafen verletzen ihn auf's Tiefſte. Daß die Delaware von den Irokeſen ſich den Weiberrock anziehen laſſen mußten, war deshalb eine Strafe von ausgeſuchter Härte. Wir ſehen häufig den Tod der Gefangenſchaft oder Entehrung von Indianern vorgezogen. Durch die Hand eines Fürſten oder Helden zu fallen war ein Ruhm, aber wie Chopart 1729 im Aufſtande der Natchez von einem gemeinen verachteten Manne mit hölzernem Tomahawk niedergeſchlagen zu werden, die tiefſte Erniedrigung.

Das hohe Selbſtgefühl des Indianers ſpricht ſich vor Allem in dem ſonſt öfter gehörten Lobe aus, das ſie einem Weißen durch die Worte zu ſpenden glaubten: „Du biſt faſt ſo geſchickt wie ein Indianer", während auf der anderen Seite „So dumm wie ein Weißer" ein Sprüchwort bei ihnen war (West 153, Keating II, 163 ff., 241, Hunter 40). Sie glaubten längere Zeit daß die Europäer eben nur gut genug dazu ſeien um Tuch Flinten Aexte u. dergl. für ſie ſelbſt zu verfertigen, im Grunde aber nur zu ihnen kämen, weil die Armuth ihres Vaterlandes ſie zur Auswanderung zwänge. Worauf dieſe Verachtung der Weißen beruhete und inwiefern ſie allerdings nicht ohne natürliche Berechtigung war, geht aus folgender Anekdote hervor.

Bei Schließung des Vertrags von Lancaſter 1744 (erzählt Franklin Works 2d ed. III, 384) zwiſchen der Regierung von Virginien und den ſog. „fünf Nationen" (Irokeſen) wurde den Indianern angeboten einige junge Leute nach Virginien in ein College zu ſchicken um ſie dort erziehen zu laſſen. Auf dieſes Anerbieten antworteten ſie folgendermaßen: Wir wiſſen daß ihr die Art von Gelehrſamkeit hochſchätzt die in ſolchen Colleges erworben wird und daß die Erziehung unſerer jungen Leute euch große Koſten machen würde. Wir ſind von euter Güte überzeugt und danken euch von Herzen. Aber ihr die ihr

ſo klug ſeid, müßt wiſſen daß verſchiedene Völker verſchiedene Vorſtellungen haben und werdet es deshalb nicht übelnehmen wenn unſere Vorſtellungen von dieſer Art von Erziehung nicht dieſelben ſind wie die eurigen. Wir haben darüber einige Erfahrung: einige unſerer jungen Leute ſind früher in den Colleges der nördlichen Provinzen erzogen worden. Man hat ſie in allen euren Wiſſenſchaften unterrichtet, aber da ſie zu uns zurückkamen, waren ſie ſchlechte Läufer, unwiſſend in Allem was nöthig iſt um in den Wäldern zu leben, unfähig Kälte oder Hunger zu ertragen, ſie verſtanden keine Hütte zu bauen, keinen Hirſch zu fangen, keinen Feind zu tödten, ſprachen unſre Sprache ſchlecht, taugten alſo weder zu Jägern noch zu Kriegern oder Rathgebern, ſie waren vollſtändige Taugenichtſe. Wir ſind darum jedoch euch für euer Anerbieten nicht weniger verbunden, obwohl wir es nicht annehmen, und um uns dankbar zu zeigen wollen wir, wenn ihr uns ein Dutzend eurer Söhne zur Erziehung ſchicken wollt, uns ihrer mit aller Sorgfalt annehmen, ſie in Allem unterrichten was wir wiſſen und Männer aus ihnen machen.

Läßt ſich nach der vorſtehenden Schilderung nicht leugnen daß der Charakter des Indianers an edeln und bewundernswerthen Zügen reicher iſt als der vieler anderen Völker, ſo bleibt doch, wie es ſcheint, ein Flecken an ihm haften der unauslöſchlich iſt, gemüthloſe Rohheit und hartherzige Grauſamkeit, die ſich vor Allem in dem kaltblütigen Martern der Gefangenen kundgiebt. Es iſt wahr, ſie können von dieſem Vorwurf nicht freigeſprochen werden. Es iſt nicht unſere Abſicht ſie beſſer erſcheinen zu laſſen als ſie waren, ſondern nur ihnen gerecht zu werden, und wir möchten darum nicht ſo verſtanden ſein als wenn wir die angeführten Beiſpiele moraliſcher Kraft und Größe die ſie gegeben haben, für das mittlere Maaß ihrer ſittlichen Geſinnung überhaupt genommen wiſſen wollten. Dieſe Beiſpiele ſind großentheils Ausnahmen von der Regel, aber trotzdem ſind ſie geeignet zu zeigen was der Indianer fähig war zu leiſten, was er bewunderte und welche Ideale den beſſern und begabteren Naturen unter ihnen vorſchwebten und zum Muſter dienten. Eine große Rohheit der ſittlichen Denkweiſe ſpricht ſich unzweifelhaft darin aus, daß die Vergeltung allein zum oberſten Princip des Handelns gegen Andere gemacht und daß deſſen Ausbeutung bis in ſeine äußerſten und gräßlichſten Conſequenzen meiſt der Rache des Einzelnen überlaſſen wurde; und doch tritt uns

auch hier zweierlei entgegen das unſer Urtheil milder ſtimmen muß, wenn wir uns der Gerechtigkeit nicht verſchließen wollen.

Es liegt oft in den Handlungen der Indianer eine eiſerne Strenge. So hart wie die Schickſalsidee im Drama irgend auftreten kann, ſo hart und unerbittlich iſt ihre talio. Oft vermag ſelbſt kein Beweis von Edelmuth und Großherzigkeit ſie zu brechen, obwohl es dem Indianer nicht an ſtiller Bewunderung für dieſe fehlt. Es liegt etwas Großes in dieſer Auffaſſung, und wer ſie tadelt, kann ihr doch eine gewiſſe Achtung nicht verſagen; denn wie der edlere Indianer keine Beleidigung vergiebt, ſo vergißt er auch keine Wohlthat. Dazu kommt daß er ſich ſelbſt, wo ein unglückliches Schickſal oder ſeine eigene Schuld ihn dazu beſtimmt jener Vergeltungsidee zum Opfer zu fallen, ſeinem Looſe nicht ſelten mit der erhabenſten Ruhe unterwirft und ſo noch im Tode über ſeinen Feind triumphirt: er weiß für ſeine Vergeltungsidee zu ſterben und zwingt uns zur Bewunderung, mögen wir auch ſeinen Irrthum beklagen. Wir wollen dieß noch etwas näher beleuchten; man mag dann ſelbſt urtheilen, ob die Grauſamkeit dieſer Menſchen, welche wenigſtens in ſehr vielen Fällen erſt eine Folge vielfach von den Weißen provocirter und genährter Erbitterung war, noch in demſelben Lichte erſcheint.

Ruhe und Standhaftigkeit im Tode flößt dem Indianer Achtung ein und gilt ihm als Beweis von Pflichttreue und geiſtiger Größe (Hunter 353). Auch bei vollkommen ſicherer Vorausſicht desſelben zeigt er oft gänzliche Furchtloſigkeit (Beiſpiele bei Froſt 50), der Wunſch vorher nur noch eine Pfeife in Ruhe rauchen zu dürfen oder ein ähnliches unbedeutendes Verlangen, verrieth bisweilen ſogar eine gewiſſe Coquetterie in dieſer Hinſicht. Wie die Todesfurcht hat man ihn öfters auch großen inneren Schmerz mannhaft bekämpfen ſehen (James I, 243). Der Qual des phyſiſchen Schmerzes weicht er nicht aus, er trägt oft noch ſelbſt dazu bei ſie zu erhöhen um den Ruhm der Standhaftigkeit zu ernten, und leidet ſie triumphirend, wenn ihm vergönnt iſt ſeinen Feind zugleich dabei zu verſpotten.

Ein alter Häuptling der Oneida, der als Kriegsgefangener von einem Indianer erſtochen wurde, verhöhnte dieſen weil er ihn nicht dem Feuertode ausgeſetzt habe, damit die franzöſiſchen Bundesgenoſſen ſähen, wie Männer ſterben. — Als General Armſtrong ein Dorf zerſtörte, wurde ein Haus in Brand geſteckt in das ſich Indianer zu-

rückgezogen hatten. Er ließ ſie daher auffordern ſich zu ergeben, aber der Häuptling der dieß für ſchimpflich hielt, gab zur Antwort: „Verbrennt nur das Haus, wir können Feuer eſſen!“ (Williamson 186).

„Als ich mich in dem Hauptorte der Ottogamie aufhielt,“ erzählt Carver, „wurde ein gefangener Illinois-Indianer eingebracht. Nach den zu ſeiner Verurtheilung nöthigen Ceremonien führte man ihn am frühen Morgen vor das Dorf hinaus und band ihn an einen Baum. Hierauf erhielten alle Jungen aus dem Orte deren es eine große Menge gab, Erlaubniß mit Pfeilen nach ihm zu ſchießen. Da keiner von ihnen über zwölf Jahre alt war, und ſie außerdem ſehr weit von ihm ſtanden, ſo konnten ihre Pfeile nicht tief in den Körper eindringen, ſo daß das unglückliche Schlachtopfer ſeine Qualen zwei volle Tage erduldete. Unterdeſſen beſang er ſeine Kriegsthaten und erzählte alle Liſten die er angewandt hätte, um ſeine Feinde zu überfallen. Er zählte die Menge der Skalps und Gefangnen auf, die er fortgeſchleppt hätte. Er beſchrieb alle grauſamen Qualen die er dieſen angethan, und ſchien bei dieſer Erzählung das lebhafteſte Vergnügen zu empfinden. Vorzüglich aber verweilte er bei den Grauſamkeiten die er gegen Anverwandte ſeiner jetzigen Peiniger verübt hätte, und ſuchte ſie durch alle möglichen Beleidigungen zur Vermehrung ſeiner Qualen aufzureizen, um deſto größere Proben der Standhaftigkeit ablegen zu können. Selbſt als er ſchon mit dem Tode rang und nicht mehr ſprechen konnte, zeigte er noch Züge von Hohn und Stolz auf ſeinem Geſichte.

Man erzählte mir daß ein Indianer als er gequält wurde, ſich rühmte, er habe ſeine Gefangenen an einen Pfahl gebunden, ſie mit vielen kleinen Splittern vom Lärchbaum durchſtochen und dieſe angebrannt. Seine Peiniger ſeien dagegen nur alte Weiber, die es gar nicht verſtänden einen tapfern Krieger hinzurichten. Dieſe Prahlerei hatte ſelbſt für das Ohr eines Indianers zu viel Beleidigendes und brachte die Sieger ſo auf, daß einer ihrer Häuptlinge ihm das Herz aus dem Leibe riß und damit den Mund verſtopfte aus dem ſie ſo fürchterliche Dinge gehört hatten.“

Hat jene kecke Herausforderung der Grauſamkeit etwas Wildes und Barbariſches, ſo ſteigert ſich dieß in der frohlockenden Freude über die dem Feinde angethanen Qualen zum Dämoniſchen, doch giebt es unter den Indianern auch edlere Erſcheinungen, die an würdevoller

Feſtigkeit und großartiger Ruhe im Unglück den gefeiertſten Römern nicht nachſtehen.

Nanuntenoo, Haupt der Narraganſet, wurde in ſeinem Lager von den Engländern überraſcht und auf der Flucht von ihnen gefangen genommen. Ein junger Mann, Robert Staunton, wendete ſich zuerſt an ihn und ſtellte ihm einige Fragen. Anfangs ſchien der Häuptling den jungen Menſchen mit ſtillem Unwillen zu betrachten, dann aber warf er auf ihn einen verachtenden Blick und ſprach: „Du biſt noch ein Kind, verſtehſt nichts vom Krieg, laß deinen Bruder oder Häuptling kommen, ihm will ich antworten.“ Man bot ihm ſein Leben an für die Unterwerfung ſeines Volkes; er wies es ſtolz zurück und erklärte ruhig daß ſein Tod dem Kriege kein Ende machen würde. Man ſuchte ihn zu reizen, erinnerte ihn daran daß er ſich gerühmt habe die Engländer in ihren Häuſern verbrennen zu wollen und daß er ſeinem Verſprechen alle Wampanoags ihnen auszuliefern zuwider, vielmehr vor den Seinigen geprahlt habe, nicht den Abfall des Nagels von einem Wampanoag ſollten die Weißen erhalten. Er hörte dieß Alles ruhig mit an und erwiderte nur: „Andere waren ebenſo voreilig als ich und ich will jetzt nichts weiter davon hören.“ Als man ihm ankündigte daß ſein Tod beſchloſſen ſei, zeigte er keine Spur von Schrecken und ſoll nur noch geſagt haben: „Es iſt mir lieb; ich werde ſterben ehe mein Herz weich geworden iſt und ich etwas geſprochen habe das meiner unwürdig wäre.“

Daß der Indianer trotz ſeiner glühenden Rache der Großmuth nicht unfähig iſt, haben wir ſchon oben durch ein Beiſpiel belegt. Ein anderes findet ſich bei James (I, 161). Ein Pani-Häuptling ſchützte einen Schurken der ihm vielfach durch Verleumdung geſchadet hatte, gegen Unrecht, und entließ ihn dann mit ſtolzer Verachtung. Keating erzählt zwei Fälle in denen die Kühnheit eines Einzelnen, der furchtlos in das feindliche Lager der Dakota ging um ein gefangenes Kind zurückzufordern, dieſen ſo imponirte, daß er gaſtlich aufgenommen und in Frieden wieder entlaſſen wurde. Demſelben Eindruck war ohne Zweifel auch der Erfolg Petaleſcharu's zuzuſchreiben, welcher das von den Pani dem großen Sterne geweihte und ſchon an den Pfahl gebundene Opfer befreiete, entführte und in die Heimath entließ*

* Seine That, die das Glück hatte bei den jungen Damen von Waſhington Beifall zu finden, wurde von dieſen mit einer ſilbernen Medaille belohnt.

(Say bei James I, 358). Wo das Beſſere mit kühner Entſchloſſenheit durchgeführt wird, findet es ſelten Widerſtand bei dem Indianer, er vermag es zu würdigen und ſich zu ihm zu erheben, nur wo die Rache noch kocht, bleibt er taub gegen alle höheren Motive. Wir zeigen dieß noch an einem Beiſpiele aus Heckewelder.

Seit mehreren Jahrzehnten hatten ſich die mähriſchen Brüder unter den Irokeſen und Delawares angeſiedelt und lebten mit ihnen friedlich zuſammen. Die Indianer wurden in den Krieg der Franzoſen und Engländer gegeneinander hineingezogen und ſchützten ſie, aber viele von ihnen auf ihre Unſchuld und Friedfertigkeit vergebens vertrauend fielen den letzteren in die Hände und wurden ſchmählich ermordet. Auf einer ſolchen Expedition im J. 1782 gerieth Oberſt Crawford der ſich ſelbſt indeſſen nicht thätlich dabei betheiligt hatte in die Gefangenſchaft der Delawares. Dem Tode noch entfliehen zu können durfte er nur noch darum hoffen, weil er von früher mit einem der Häuptlinge befreundet war. Dieſer Häuptling Wingenund hielt ſich abſichtlich fern von ihm und von dem Gerichte das über ihn ergehen ſollte. Crawford ließ ihn rufen und beſchwor ihn ſeinen Tod abzuwenden. Nur widerwillig war der Häuptling herbei gekommen und zeigte ſich tief ergriffen von dem Schickſal des Freundes den er nicht verleugnete und deſſen eigene Unſchuld er anerkannte, aber er blieb dabei ihn zu verſichern daß es in dieſem Falle außer ſeiner Macht liege etwas für ihn zu thun. „Wäre euer Oberanführer Williamſon mit dir gefangen worden, ſagte er ihm zuletzt, ſo hätte ich vielleicht dich retten können. Aber jetzt da er es nicht iſt, vermag ich es nicht. Das Blut der mähriſchen Brüder, das ihrer Weiber und Kinder ſchreit um Rache. Die Verwandten der Erſchlagenen und das Volk dem ſie angehören verlangt Rache. Die Schawanoes fordern deinen Mitgefangenen um Rache zu nehmen, alle Völker die mit uns verbündet ſind, ſchreien: Rache! Rache! Es bleibt dir nur übrig dich in dein Schickſal zu ergeben." Mit Thränen im Auge ſoll er von ſeinem Freunde geſchieden ſein. Er überließ ihn dem grauſamſten Tode und zog ſich in die Einſamkeit zurück.

Unter den einzelnen Völkern gab es natürlicher Weiſe manche Verſchiedenheiten der Charaktere. Die Kikapu ſtanden im Rufe der Hinterliſt, Verrätherei und laxer Sitten, und waren von den übrigen Stämmen wenig geachtet, während von den Kanſas in jeder Hinſicht

das Gegentheil galt (Hunter 19) Als vorzüglich ausſchweifend und grauſam werden die Winebagoe geſchildert, die durch ihre Verrätherei gegen die Illinois ſich alle ihre Nachbarn zu Feinden machten (La Potherie II, 73). Die Krähen-Indianer ſind als treuloſe Menſchen, arge Räuber und geſchickte Pferdediebe verrufen (Irving). Dagegen hat man die Schwarzfüße mit Unrecht vielfach der Verrätherei und des Blutdurſtes beſchuldigt, ſie ſind ſtolz wild und unbeugſam, Treuloſigkeit liegt nicht in ihrem Charakter, aber allerdings ſchenken ſie dem Feinde, und als ſolchen ſehen ſie vor Allem den Weißen an, keine Gnade (Schoolcr. V, 687, Dunn 319). Den Miami ſchreibt Charlevoix (263) eine vorzüglich ſanfte und ſtille Gemüthsart zu. Auch die Sioux zeigten ſich bei ihrer erſten Bekanntſchaft mit den Weißen (1659) ſanft, gut begabt und minder grauſam gegen ihre Gefangenen als die öſtlicheren Völker (ebend. 213). Die Apachen und Navajos zeichnen ſich durch ihre große Raubluſt aus, erſtere feig und grauſam, bei weitem nicht ſo kühn als die Indianer der Vereinigten Staaten, letztere treulos und falſch ſelbſt gegen ihre Stammgenoſſen (Möllhauſen a, II, 232). Unter den ſüdöſtlichen Völkern entwirft Adair (283, 304) ein ſehr ungünſtiges Bild von den Chocta: im Krieg und auf der Jagd ſind ſie durch Liſt, im Rathe durch Ueberredungskunſt ausgezeichnet, diebiſch treulos undankbar und bettelhaft. Ueber den Charakter der Seminolen finden ſich widerſprechende Urtheile bei Bartram (204, 419), die Cherokee bezeichnet er (461 ff.) als ernſt, vorſichtig und beſtändig, ehrlich und gutmüthig, den Muskoge, die äußerlich lebhafter ſind als jene, ſchreibt er Tapferkeit und Eroberungsſucht, aber Güte und Milde gegen die Beſiegten zu, und rühmt ihre Rechtſchaffenheit und Freigebigkeit, ihren Fleiß und ihre Mäßigkeit.

Gehen wir nach Norden zurück, ſo werden die Aſſineboin vorzüglich geſchwätzig zänkiſch und eiferſüchtig genannt, auch ſind ſie äußerſt ſchmutzig (de Smet 101). Unter den nördlichen Algonkinvölkern zeigen ſich namentlich die Kniſteno durchaus ehrlich im Verkehr (Heriot 302). Die Micmac, früher kriegeriſch und den Europäern mit Ausnahme der Miſſionäre ſehr feindlich, betragen ſich jetzt friedlich und ſanft gegen dieſe, wogegen ſie mit den Eskimo beſtändig in erbitterten Kriegen leben; von den Weißen ſtehlen ſie bisweilen Kinder wie die Zigeuner (Charlevoix, Alexander II, 233). Den friedlichen Cheppewyans iſt Mord Blutvergießen und Grauſamkeit ein Greuel,

ſie beſchränken ihre Rache auf einige Fauſtſchläge und ſind eher furchtſam und ſchreckhaft als muthig, obwohl ſie ſich im Kampfe tapfer vertheidigen; harte Behandlung ertragen ſie ruhig, wenn ſie ſolche verdient haben, hängen ſehr an Erwerb und Beſitz und ſind nicht freigebig, doch ſkrupulös ehrlich und dem Diebſtahl durchaus abgeneigt, aber unverſchämte Bettler (Mackenzie, N. Ann. des voy. 1852, IV, 327ff.). Die Nord-Indianer werden als äußerſt roh und gefühllos geſchildert, ſie betrügen und ſchmeicheln aus Eigennutz und werden unverſchämt wenn man ſie gütig behandelt; alte Leute finden bei ihnen nur geringe Pflege und ſchlechte Verſorgung (Hearne 258, 283). Das verſunkenſte von allen dieſen Völkern ſcheinen die Takhali zu ſein: faul und ſchmutzig, leben ſie hauptſächlich von Fiſchen (Lachs), genießen das Fett der Fiſche und Jagdthiere in großen Maſſen und lieben vorzugsweiſe faules Fleiſch und faulen Fiſchroggen; ſie wohnen in Erdhöhlen, ohne Keuſchheit, ohne Kinderliebe, ohne irgend eine beſtimmtere Vorſtellung von einem höheren Weſen (Hale, Wilkes IV, 452). Ebenſo fand Cox (332) die Eingeborenen von Neu Caledonien alles feineren Gefühls ermangelnd, unmenſchlich und lieblos untereinander, und erzählt mehrere Beiſpiele von großer Brutalität und Barbarei bei ihnen.

6. Der Glaube an den „großen Geiſt", den „Herrn des Lebens" oder „Geber des Lebens", iſt der bekannteſte und auffallendſte Zug der die Religion des Indianers charakteriſirt, obwohl er weder überall gleich deutlich hervortritt noch ſo beſtimmt im Mittelpunkte derſelben ſteht als man bisweilen behauptet hat. Gallatin (Transact. Am. Ethnol. Soc. II, p. CXLVI) will ſogar den Theismus, welchen namentlich Heckewelder den Delaware zuſchreibt, erſt von ihrem Verkehr mit den Europäern, insbeſondere den Quäkern herleiten, da ſie urſprünglich die Gottheit mit keinem beſonderen Worte benannt hätten, und Brasseur (I, 22) verſichert daß von den Irokeſen die urſprüngliche vage Vorſtellung vom höchſten Weſen erſt mit der beſtimmten vom großen Geiſte, die ihnen die Miſſionäre dargeboten hätten, vertauſcht worden ſei.

Man muß geſtehen daß die Schnelligkeit und Allgemeinheit mit welcher dieſe Vertauſchung geſchehen ſein müßte, etwas ſehr Befremdendes hätte im Vergleich zu der Zähigkeit mit welcher ſonſt die Indianer ihre religiöſen Vorſtellungen feſtzuhalten pflegen; auch würden

die Lettres édifiantes welche über die Religion der Eingeborenen faſt gänzlich ſchweigen, ſchwerlich unterlaſſen haben einen ſo entſchiedenen Erfolg der Miſſion in helles Licht zu ſetzen. Doch wir haben nicht nöthig bei indirecten Gegenbeweiſen ſtehen zu bleiben. Als Winslow (1622) bei dem König Maſſaſoit von Gott als dem Schöpfer und Geber alles Guten erzählte zu dem ſie beteten und dem ſie dankten, antworteten die Indianer, dieß ſei ſehr gut und ſie glaubten faſt ganz dasſelbe von ihrem Kiehtan, dem Schöpfer aller Dinge, er wohne weit im Weſten im Himmel und die guten Menſchen kämen zu ihm nach dem Tode, die böſen weiſe er ab und ſtoße ſie in's Elend, er ſei von niemand geſchaffen und erſcheine ihnen nicht, ſie bäten ihn aber um Alles was ſie wünſchten (Young a, 326, Elliott I, 312). Im Weſentlichen denſelben Glauben wie in Neu England an einen höchſten Gott im Himmel, Ahoue (Strachey 82), den Schöpfer aller Dinge, fanden Hariot (1587), Whitaker (1613) und White (1634) in Virginien (Jarvis in Collect. N. Y. H. S. III, 251, Schooler. VI, 87, 129). Von den Sioux erzählt Charlevoix (213) daß ſie zur Zeit ihrer erſten Bekanntſchaft mit den Europäern (1659) im Beſitze „einer deutlichen Erkenntniß von einem Gotte“ geweſen ſeien, woraus wir wenigſtens wohl ſo viel ſchließen dürfen, daß ſie gleich den anderen Indianern an ein höchſtes Weſen als Weltſchöpfer und Geber alles Guten glaubten. Wenn ein neuerer Bericht (Pond bei Schoolcraft IV, 642 f.) dieß in Abrede ſtellt, weil die Dakota ihre Götter nur Tahuwakan d. i. „das was wakan, unbegreiflich iſt“, nennen und weder Tänze noch Geſänge haben die ſich auf den großen Geiſt beziehen, ſo liegt es nahe entweder an einen Irrthum des Berichterſtatters zu denken, dem Mrs. Eastman, Keating u. A. beſtimmt widerſprechen, oder an eine ſpätere Erſtickung des reineren Glaubens durch unreinere Elemente, welche ſehr vielfach eingetreten zu ſein ſcheint.

Der große Geiſt ſteht an der Spitze der Religion des Indianers, aber nicht im Mittelpunkte derſelben. Hoch erhaben über die Welt die er geſchaffen, kümmert er ſich wenig oder nicht um deren Lauf noch um das Treiben der Menſchen, nur ſelten richten dieſe ihre Bitten an ihn, denn auch ohne dieſe giebt er ihnen alles Gute, und nicht oft danken ſie ihm für ſeine Gaben. Es iſt eine ungewöhnliche, vielleicht aus chriſtlichem Einfluß zu erklärende Erſcheinung daß ein Chippeway ihn am Abend um Verzeihung für begangenes Unrecht zu bitten pflegte (Back

458), und daß ein Dakota öfters zu ihm betete ihn vor Sünde zu bewahren und seine Familie im Rechtthun zu stärken (Mrs. Eastman). Gleichwohl erzählen mannigfaltige Sagen von einem alten Verkehr des großen Geistes mit den Menschen, dessen Schauplatz der oft genannte Pfeifensteinbruch von Côteau des Prairies war, das gemeinsame Heiligthum vieler Sioux- und Algonkinvölker. Bei manchen knüpft sich daran die Sage daß er sich später von den Menschen nur zurückgezogen habe, weil sie ihm nicht gehorsam waren. Dort bei dem Pfeifensteinbruch sind noch die Fußspuren die er zurückgelassen zu sehen, denen eines großen Vogels ähnlich. Am häufigsten nämlich wird der große Geist unter der Gestalt eines Riesenvogels vorgestellt der mit seinen Schwingen das Meer berührend die Erde schuf, seine Augen waren Feuer, seine Blicke Blitze, sein Flügelschlag Donner (Chippeway, Mackenzie; Sioux, Prescott bei Schooler. III, 238); auch bei den Irokesen, den Pani und anderwärts finden sich Spuren dieser Auffassung, die jedoch mancherlei Mißverständnisse erfahren zu haben scheint (Schooler. V, 157, de Smet 292, 305). Da die Sage auch von Kämpfen des großen Vogels mit der Schlange (dem bösen Principe) erzählt welche die Eier des Vogels fressen will, so ist über die Deutung des oben (p. 66) angeführten alten Bauwerkes kein Zweifel. Mit Schooler. (I, 32) dabei an das Weltei und an asiatische Analogieen zu denken liegt keine Veranlassung vor. Der große Geist ist dem Indianer vor Allem der Donnerer — daher die Todesfurcht besonders bei Gewittern (Loskiel 49) —, was man nicht nöthig hat mit Kohl (I, 286) aus dem donnerähnlichen Geräusch auffliegender Waldhühner zu erklären, denn das schnelle Heranziehen der Gewitter legt dieses Bild nahe genug, und läßt es zugleich als natürlich erscheinen daß sein gewöhnlicher Sitz im Himmelsraum, vor Allem in der Sonne gesucht wird, die bei manchen Völkern geradezu das Haus des großen Geistes heißt (Copway 165). Außer der Gestalt des Vogels findet sich dem großen Geiste sonst nur noch die Menschengestalt beigelegt (Chippewyans, N. Ann. des v. 1852, IV, 317; Sauk, Keating I, 216), er wird bisweilen als „der weiße Mann von oben" oder „der große Häuptling im Himmel" bezeichnet (Berghaus Zeitschr. f. Erdk. X, 54, Memoirs H. S. P. III, 139). Man glaubt von ihm daß er Alles hört und sieht, den Menschen nicht erscheint, aber gleichwohl nicht körperlos ist. Mag dieß dem Nachdenkenden widersprechend

ſcheinen, ſo hört es doch auf dieß zu ſein, ſobald man gleich dem Indianer keine Conſequenzen zieht, ſondern einfach dabei ſtehen bleibt, daß der höchſte Gott überall gegenwärtig iſt und daß er einen Körper hat, uns aber ſich entzieht, und daß ſich die Menſchengeſtalt immer als die nächſtliegende und erträglichſte Perſonification desſelben darbietet.

Als Herr des Lebens wurde der große Geiſt für manche der Gott des Krieges (Jones I, 44), weit allgemeiner aber war er als Himmelsgott unter dem Bilde der Sonne und des Feuers verehrt. Sonnencultus herrſchte in Florida und von hier nach Weſten bis zu den Apachen; die Sonne ſcheint hier vielfach an die Stelle des großen Geiſtes ſelbſt getreten zu ſein, ſie wird um Sieg in der Schlacht gebeten, ihr werden Loblieder geſungen, und überhaupt finden nur ſichtbare Gegenſtände Verehrung (Laudonnière 8, 99, Herrera VII, 1, 15 u. 2, 6, Arricivita III, 3, Buſchmann 1854, p. 300), während man von den nördlicheren Völkern neuerdings behauptet hat daß ſie nur den großen Geiſt, nicht ſinnliche Dinge anbeteten (Hunter 114). Die Spanier galten in Florida für Söhne der Sonne weil ſie viele Kranke durch Beten und Anblaſen heilten (Cabeza de V. 535). Auch der Mond ſoll dort Verehrung gefunden haben (Garcilasso Hist. de la c. de la Fl. I, 1, 4, Coreal I, 32), wie bei den Schwarzfüßen (de Smet 245), wogegen den Oſagen die Sonne als der große Geiſt gilt der den Mond und die Erde regiert (Morse App. 229), und die Winebagoe dem Monde überhaupt keinen Einfluß auf den Menſchen zuſchreiben (Schoolcr. IV, 240), die Potowatomi aber ihn für eine böſe Gottheit halten (Keating I, 216). Alle bekannten Völker Amerika's, ſagt Lafitau (I, 130), verehren die Sonne; es gilt dieß bis zu den Krähen-Indianern und den Schwarzfüßen im Weſten (Pr. Max. c, I, 401, 584, de Smet 245) und den Ottawa und Kniſteno im Norden (Charlevoix 233, 236).

Allerdings tritt bei den meiſten nördlicheren Völkern der Sonnencultus nicht ſo deutlich hervor*, aber er zeigt ſich mittelbar in der Bewahrung eines heiligen Feuers und in der religiöſen Bedeutung des

* Was J. G. Müller von der Vermiſchung eines ſüdlichen Natur- und Sonnencultus mit einem nördlichen Schamanismus ſagt, iſt gänzlich grundlos. Das (p. 120 ff.) über die Erſcheinung des großen Geiſtes in verſchiedenen Thiergeſtalten Geſagte, vieles von dem über die Menſchenopfer (p. 142 ff.) Mitgetheilten u. A. beruht auf Mißverſtändniß, und es fehlt dem Buche ſehr an Kritik der Quellen, wie ſich ſchon aus der Benutzung von Vollmer ergiebt.

Rauchens, denn die Pfeife ist nach dem Glauben der Huronen Mandan Menitari u. a. ein Geschenk der Sonne und wird, wie auch bei den südlichen Völkern geschieht, mit aufwärts gewendetem Gesichte nach dieser, nach der Erde und nach den vier Weltgegenden hin geraucht (Lafitau II, 134ff., 314ff., Bartram, Lettres édif. I, 763, Nuttall 274, Keating I, 408, Mackenzie u. a.); sie ging in der Versammlung stets rechts herum, wie es heißt, dem Laufe der Sonne folgend (Perrin du Lac I, 179). Die Häuptlinge der Indianer an der Hudsonsbai rauchten dreimal der aufgehenden Sonne zu und redeten sie ehrfurchtsvoll dabei an, auch ihrem persönlichen Schutzgott und selbst den Franzosen rauchten sie zu als Ehrenbezeigung (La Potherie I, 121, 131, II, 106). Die Osagen welche eine Lamentation, wohl als Gebet, beim Aufgang der Sonne sprachen, leiteten jede ihrer Unternehmungen mit dem Rauchen einer Pfeife ein, das sie mit den Worten begleiteten: „Großer Geist, lasse dich herab mit mir zu rauchen als Freund! Feuer und Erde rauchet mit mir und helfet mir meine Feinde zu Grunde richten! Meine Hunde und Pferde (unter diesen sind nach Frost (437) vielleicht die Diener zu verstehen) rauchet auch mit mir!" (Nuttall 95). Bei den Irokesen wie bei den Algonkin war das Rauchen eine religiöse Ceremonie (Morgan 164, Lettres édif. I, 645). Die Sioux nannten sich selbst das Volk der sieben Rathsfeuer, der Name „Potowatomi" bedeutet „wir machen Feuer" (Keating I, 89), und wie die Ojibway unterhielten auch viele andere Völker beständig ein heiliges Feuer als Symbol ihrer Nationalität (Schoolcr. II, 138). Den Namen der Cherokee leitet Adair von cheera „Feuer" ab, vielleicht dasselbe Wort welches Lawson (211) als den Namen des guten Geistes in Nord Carolina Quera schreibt. Besonders aber tritt der Feuercultus bei dem Feste der ersten Früchte hervor, das die Creek und Natchez wie die Virginier und Knisteno in ähnlicher Weise begingen: die Häuser wurden gereinigt, alles alte Feuer ausgelöscht, nach dreitägigem Fasten eine allgemeine Amnestie ertheilt und endlich das neue Feuer angezündet. So beschreibt es Bartram bei den Creek. Das Ganze entspricht im Wesentlichen einem Feste der Mexicaner (vergl. Squier, Serpent symbol 112ff. von der Heiligkeit des Feuers Schoolcr. V, 63ff.). Nach dem Glauben der Chickasaw-Priester ist der höchste gute Gott auf Erden in dem reinen heiligen Feuer gegenwärtig wie er auch im Himmel in der Gestalt eines feinen Feuerwesens

lebt (Adair 92). In den Geſängen der Propheten der Algonkin iſt eine Verehrung des großen Geiſtes unter dem Bilde der Sonne, durch das er oft dargeſtellt wird, deutlich zu erkennen (Schooler. I, 399). Die Potowatomi ſtiegen bisweilen bei Sonnenaufgang auf ihre Hütte hinauf und brachten ihre Kniee beugend der Sonne ein Opfer von Maisbrei dar (Journal étranger 1762 Mai p. 7).

Es gilt dem Indianer als eine Grundwahrheit daß Böſes nicht von Gutem kommen kann noch Gutes von Böſem (Heckewelder): der gütige Himmelsgott, das belebende Princip der Natur, die wohlthätige Macht der Sonne und des Feuers herrſcht nicht allein in der Welt; neben ihm ſteht der böſe Geiſt, welcher im Gegenſatz zum überirdiſchen Gotte als unterirdiſches Weſen, als Waſſergott, im Gegenſatz zum Vogel als kriechende Schlange dargeſtellt zu werden pflegt (Copway 134); dieß iſt — ſo hörte ſchon Winslow bei Maſſaſoit (Young a. 355) — die gewöhnliche Form unter welcher Hobbamock (auch Abamocho, Chepian, Hutchinson 421) erſcheint, doch nimmt er auch andere Thiergeſtalten an und ſcheint vorzugsweiſe an gewiſſen unheimlichen Orten gegenwärtig zu ſein: eine natürliche Folge des Umſtandes daß das Uebel und Unglück an den Menſchen ſo viel gewaltiger herantritt, auf ihn einen ſo viel ſtärkeren Eindruck macht und in ſo vielen verſchiedenen Formen ſich ihm entgegenſtellt, während er das Gute und Wohlthuende gleichmüthiger und gleichgültiger hinnimmt. Hiermit ſteht weiter in Verbindung daß man ſich ſeinem Dienſte meiſt viel eifriger widmet als dem des großen Geiſtes oder ihn ſogar allein verehrt und zu verſöhnen beſtrebt iſt, da man ohnehin von dem guten Geiſte nichts zu fürchten hat (Memoirs H. S. P. III, 139, Schoolcraft VI, 129, Strachey 82 u. a.). Er erhielt Geſchenke und Opfer, zu ihm betete man hauptſächlich, um den Ausbrüchen ſeiner Bosheit zuvorzukommen oder ſie zu beſchwichtigen.

Zwar wird verſichert daß Einzelne an die Exiſtenz eines böſen Geiſtes nicht glaubten und daß man ihm geringere Macht zuzuſchreiben pflegte als dem guten Geiſte (Hunter 218, 215), im Ganzen aber läßt ſich die Annahme jener Duplicität der Principien als der allgemeinſte und am beſtimmteſten ausgeprägte Zug in der Religion der Indianer bezeichnen (Schooler. III, 60, Keating I, 408, Lawson 211 u. a.); neueren und chriſtlichen Urſprunges (wie im Journal étranger 1762 Mai p. 33 angegeben wird) iſt ſie gewiß nicht. Bei

den Irokeſen treten der gute und der böſe Geiſt, Hawennéyu und Hanegoatégeh (Kluneólux, Schooler. V, 155) als Zwillingsbrüder auf, die gleichen Theil haben an der Schöpfung der Welt (Morgan 156, Cusic bei Schooler. V, 632), während ſonſt der erſtere allein als Schöpfer und Herr des Lebens gilt und der andere ihm entſchieden untergeordnet wird. Jener wohnt nach dem Glauben der Creek in einer Art von Paradies, dieſer in einem unglücklichen dornenvollen Lande (Swan bei Schooler. V, 269). Abweichend von der gewöhnlichen Auffaſſung ſcheint es nur daß die nördlichen Algonkinvölker das gute und böſe Princip auch als Sonne und Mond benannten (La Potherie I, 121); man darf dieß nämlich nicht im eigentlichen Sinne verſtehen: „Sonne und Mond" bezeichnen nach einer gewöhnlichen Ausdrucksweiſe der Indianer zwei Gegenſtände oder Erſcheinungen überhaupt die einander ſtets begleiten oder einander regelmäßig folgen. Eine wirkliche Umkehrung des Verhältniſſes, die ſonſt nirgends vorzukommen ſcheint, liegt in der von einem Attivoindaron (Atirondack?) herrührenden Ueberlieferung der Huronen, daß der Weltſchöpfer Yoscaha eine Großmutter Ataensiq habe und daß dieſe das böſe, jener das gute Princip ſei (Sagard 228). Am verbreitetſten iſt bei ihnen der Glaube an die Oki, wie die Algonkins zugleich die höheren Geiſter und ihre Zauberärzte nennen (Champlain I, 296); und mit demſelben Worte Okee oder Okeus wurde in alter Zeit auch in Virginien der böſe Geiſt benannt (Strachey 82, Schooler. VI, 129).

Die Schöpfungsſagen der Indianer erheben ſich in der Abſtraction von dem ſinnlich Wirklichen nicht höher als bis dahin, daß urſprünglich außer dem großen Geiſte nur Himmel und Waſſer war: nur die Himmelskörper und die Erde werden geſchaffen und letztere mit lebenden Weſen bevölkert, oft ſind auch ſolche ſchon vorhanden und der ſchaffende Gott erſcheint dann zugleich als der erſte Menſch. Ja es werden Einzeldinge bisweilen geradezu für ungeſchaffen erklärt, z. B. der wilde Reis von den Sioux: ſie ſagen er ſei von ſelbſt gekommen (Schooler. II, 197). Wir theilen einige dieſer Sagen mit.

Alles, erzählen die Chippeway, war urſprünglich Waſſer. Wieska hieß den Biber untertauchen um ein wenig Erde heraufzuholen, aber dieſer vermochte es nicht. Der ausgeſendeten Moſchusratte gelang es beſſer, doch nur nach mehrfacher vergeblicher Anſtrengung. Wieska nahm die Erde und blies darauf, da wurde ſie größer. Darauf ließ

er den Raben um ſie herumfliegen, doch dieſer kehrte ſchnell zurück, die Erde war noch zu klein: Wieska fuhr daher fort zu blaſen bis ſie groß genug wurde (de Smet 281, La Potherie II, 5 ff.). Mit geringen Modificationen und Zuſätzen findet ſich dieſe Geſchichte bei den Ottawa, welche Michabou, den Stammvater ihrer Bande des großen Haſen, an die Stelle des Wieska ſetzen (Lettres édif. I, 679), bei den Menitari (Pr. Max. c, II, 221), im Weſten bei den Takhali (Morse App. 345 nach Harmon), deren religiöſe Vorſtellungen überhaupt nur ſehr unklar und ſchwach ſind, und ſelbſt die Erzählung der Atna und Kenaier, welche die Welt und den Menſchen vom Raben erſchaffen werden läßt, der die Elemente eines nach dem anderen entwendete, ſcheint nur eine Abſchwächung der Chippeway-Sage zu ſein (Wrangell 100 ff.). In der kosmogoniſchen Mythe der Irokeſen ſpielt hauptſächlich die Schildkröte eine große Rolle, die ſchon vor der Erde exiſtirte und auf deren Rücken dieſe als eine große Inſel ruhete und immerfort wuchs (Lafitau I, 94, Cusic bei Schoolcr. V, 155, 632, VI, 166). Sie ſelbſt glauben aus der Erde heraufgekommen, von der Erde geboren zu ſein, eine weit verbreitete Anſicht der Indianer, die in vielen Abänderungen wiederkehrt und mit welcher es wahrſcheinlich zuſammenhängt, daß ſie ſich immer auf ein wenig Raſen oder einen Baumzweig, nie auf die nackte Erde niederſetzen (Tanner I, 250), da ſie in dieſer ihre gemeinſame Mutter verehren. Dahin gehört die Sage der Mandan daß ihr Volk vor Zeiten unter der Erde lebte, wo nur eine Rebe die ihre Wurzeln hinunterſtreckte etwas Licht einfallen ließ. Einige der Kühnſten erkletterten ſie, fanden auf der Oberwelt Büffel und Früchte in Menge vor, pflückten Trauben und brachten ſie ihren Verwandten hinunter die nun ſämmtlich den Verſuch nachmachen wollten. Es geſchah; als aber die Hälfte des Volkes oben war, brach die Rebe unter der Laſt eines dicken Weibes und entzog den Leuten unter der Erde alles Licht von oben und alle Hoffnung jemals hinaufzukommen (Lewis et Cl. I, 138, Pr. Max. II, 160, nebſt einer anderen Sage ebend. 152). Eine bloße Variation der vorſtehenden Erzählung ſcheint die der Navajos zu ſein, daß ſie nur mit Hülfe des Graſchbärs und einer Raupe welche Löcher in die Erde bohrten von unten heraufgeſtiegen ſeien (Schoolcr. IV, 89, anders wird dieß ebend. 218 erzählt). Dahin gehört auch die ſich öfters findende Angabe daß die erſten Menſchen aus einer Felſenhöhle gekommen ſeien

(Hunter 29). Nach der Sage der Schwarzfüße kamen die Männer aus dem See der Männer, die Weiber aus dem der Weiber; eine Gottheit lehrte jenen die Jagd, diesen die häuslichen Geschäfte, führte beide zusammen und ließ sie einander feierlich versprechen jene Theilung der Arbeit streng zu beobachten (de Smet 118). Von den beiden Stämmen der Miami will der eine aus dem Wasser, der andere aus der Erde gekommen sein (Keating I, 104).

So beschränkt sich häufig die Schöpfungsgeschichte der Indianer auf eine Erzählung von der Entstehung des Menschen, und fast nirgends zeigt sie eine Spur tieferen Nachdenkens, sondern hat meist den Charakter einer Geschichte wie sie ein müßiger Kopf zur Unterhaltung und Belustigung erfinnt. So verhält es sich in der That vielfach damit, man scheint diesen Dingen nur selten eine große Wichtigkeit beizulegen, wie sich auch daran bestätigt, daß diese Traditionen oft innerhalb desselben Volkes mit vielen Veränderungen vorgetragen werden. Die Winebagoe erzählen: der große Geist war zuerst allein. Er schuf vier Männer und ein Weib; jene sind die vier Winde, dieses die Erde. Um die letztere zu befestigen stellte er sie auf den Rücken von vier Landthieren, vier Schlangen und zuletzt auf den des Büffels. Endlich bildete er auch aus Theilen seines eigenen Leibes einen Mann und ein Weib. Auch der böse Geist versuchte sich im Schaffen. Das Einzelne wird von Verschiedenen verschieden erzählt (Fletcher bei Schoolcraft IV, 229). Den Charakter einer müßigen und nach unseren Begriffen frivolen Erfindung hat auch die Sage der Nordindianer bei Hearne (281): ein Weib das mit einem zahmen Hunde lebte welcher sich zeitweise in einen schönen jungen Mann verwandelte, wurde die Mutter des Menschengeschlechtes. Einst erschien bei ihnen ein Riese dessen Haupt bis in die Wolken reichte, zeichnete die Seen und Flüsse mit einem Stocke auf die Erde und füllte sie mit Wasser, den Hund aber zerriß er in Stücke und verwandelte diese in vierfüßige Thiere, Fische und Vögel. Diese Fabeln, die für sich so bedeutungslos und nur insofern interessant sind, als sie die Indianer selbst charakterisiren, finden sich häufig vermischt mit Erzählungen von Riesenthieren, welche von den Herren der Vorzeit bekämpft und vertilgt wurden, und mit Fluthsagen der verschiedensten Art, die sich bei Rougemont (Le peuple primitif 548 ff.) gesammelt finden.

Wie Vieles von diesen letzteren auf die Lehren der Missionäre zu-

rückzuführen iſt, kann man oft kaum zu entſcheiden wagen; da indeſſen die Beweglichkeit und Veränderlichkeit der kosmogoniſchen Mythen ſich, trotz der allgemein feſtſtehenden Lehre vom guten und böſen Geiſte, ziemlich groß zeigt, und der Einfluß der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte auf jene in mehreren Fällen ganz unverkennbar hervortritt (Kohl I, 264, Gregg II, 175), iſt man berechtigt den Antheil der Miſſionäre ziemlich hoch anzuſchlagen. So heißt es z. B. bei den Creek daß während der großen Fluth zwei Tauben ausgeſendet wurden die zuerſt nur die Excremente des Regenwurmes, zum zweiten Male ausgeſchickt aber einen Grashalm fanden und daß darauf das Waſſer fiel und das Land erſchien (Schoolcr. I, 266). Die Potowatomi erzählen daß der große Geiſt zuerſt zwei Männer aus Erde und zwei Weiber aus den Rippen jener bildete (Morse App. 138), wobei ſich die Zweiheit ſehr natürlich daraus erklärt, daß der Indianer dem rothen und weißen Menſchen ſtets verſchiedenen Urſprung zuzuſchreiben geneigt iſt: der große Geiſt ſelbſt hat nach ſeiner Anſicht die Rollen an ſie vertheilt, dem einen Künſte und Kenntniſſe, dem andern nur Bogen und Pfeil und den treuen Hund zum Begleiter gegeben (Keating I, 231). Demgemäß darf auch der Fluthſage der Potowatomi, obgleich ſie nach Indianerbegriffen umgearbeitet iſt, ein moſaiſcher Urſprung zugeſchrieben werden; de Smet (280) erzählt ſie ſo. Als der große Geiſt die Erde aus der Fluth wieder hervorgezogen hatte, ſchuf er einen jungen Mann und gab ihm eine Schweſter. Einem Traume gemäß wurde dieſer von fünf jungen Leuten beſucht, dem Tabak, der Citrone, der Waſſermelone, der Bohne und dem Mais. Die vier erſten ſtarben bald vor Kummer und wurden begraben, der fünfte aber heirathete die Schweſter jenes erſten Menſchen und von ihm ſtammen alle Indianer ab. Meiſt erſt in Anknüpfung an die Fluthſagen und den Untergang des Menſchengeſchlechtes findet ſich auch von einer zweiten Schöpfung des Menſchen geſprochen (Iowa, Schooler. III, 263), doch fand R. Williams eine ſolche Sage ohne Beziehung auf jene bei den Narraganſet. Die Apachen erzählen von einer großen Fluth die in Folge der Schlechtigkeit der Menſchen hereingebrochen ſei, und von der Gründung eines großen mexicaniſchen Reiches durch Montezuma unmittelbar nach derſelben (Schoolcr. V, 688). Daß beide Angaben ausländiſchen und die erſte chriſtlichen Urſprunges iſt, läßt ſich ſchwer bezweifeln. Das Merkwürdigſte dieſer Art iſt das

große Feſt der Arche bei den Mandan, das früher auch die Riccari hatten (Pr. Max. c, II, 243, 172, 658). Die dabei gebräuchlichen Tänze in mannigfaltigen Thierverkleidungen, die langen Faſten und äußerſt ſchmerzhaften Büßungen ſind zwar ächt indianiſch, mit dieſen aber iſt die Darſtellung der Arche Noah und der bibliſchen Geſchichte von der Sündfluth verbunden, deren Einzelnheiten ſo beſtimmt feſtgehalten werden, daß ſich an keinen andern Urſprung als den von chriſtlichen Miſſionären denken läßt. Einen vollkommen ſichern Fingerzeig in dieſer Richtung giebt der Umſtand, daß es nach Catlin's Bericht über jenes Feſt ein weißer Menſch war, der allein aus der großen Fluth ſich rettete. Alle Fluthſagen der Indianer ohne Unterſchied aus derſelben Quelle abzuleiten würde ſich durch nichts rechtfertigen laſſen, dagegen reicht das Vorſtehende zu dem Beweiſe hin, daß in ſolchen Traditionen wohl einige verwirrte Reminiscenzen aus neuerer Zeit, ſicherlich aber keine Erinnerungen an die Urgeſchichte des Menſchengeſchlechtes enthalten ſind.

Daß eine Aufnahme fremder Elemente in die mythologiſchen Vorſtellungen der Indianer in großer Ausdehnung und ohne erhebliche Schwierigkeiten ſtattgefunden hat, wird vor Allem daraus verſtändlich, daß die Zauberärzte und Wunderthäter durch die Verbreitung und theilweiſe Erfindung thörichter Geſchichten die ſie in ihrer Weiſe aufputzen, ſtets bemüht ſind ihr eigenes Anſehen zu heben und zu ſtützen, während dem Indianer, dem ſchon die gute Sitte den Widerſpruch verbietet, ſeine Indifferenz und geiſtige Trägheit das Glauben näher legt als das Zweifeln.. Beſtimmt ihn dieſe zu einer allgemeinen Toleranz die allerdings nicht viel werth iſt, ſo verſteht ſich die große Vielgeſtaltigkeit der religiöſen Anſichten auch darum für ihn von ſelbſt, weil ein jeder die vollſte perſönliche Unabhängigkeit für ſein Denken und Handeln in Anſpruch zu nehmen und Andern zuzugeſtehen bereit iſt. Daher kann es nicht befremden daß namentlich der Glaube an untergeordnete Geiſter und an ein anderes Leben individuell ſehr verſchieden iſt (Hunter 219), daß bei den Nordindianern jeder Zauberer andere Geiſter citirt und der Aberglaube der Einzelnen nicht derſelbe iſt (Hearne 284), daß die Irokeſen erſt von den Völkern die ſie beſiegten, eine große Menge von Aberglauben angenommen haben (La Potherie III, 8). Wie der Indianer über Andersgläubige denkt, geht deutlich aus der Antwort der Creek-Häuptlinge hervor, die

in England nach der Religion ihres Landes gefragt wurden: eine herrſchende Religion, ſagten ſie, gebe es bei ihnen nicht, und ſie dächten daß in Dingen, über die zur Uebereinſtimmung zu kommen doch nicht möglich wäre, das Beſte ſei „einen jeden ſeinen Kahn auf ſeine eigene Weiſe rudern zu laſſen.“

Während nach der älteren und reineren Anſicht der große Geiſt der Schöpfer der Welt und des Menſchen iſt — nach der Sage der Sioux am oberen Miſſouri bildete er dieſen aus dem rothen Pfeifenſtein (Catlin) —, hat man ſpäter den großen Geiſt, den man ſich oft ſelbſt in Menſchengeſtalt dachte, bisweilen mit dem erſten Menſchen oder mit dem Culturheros verſchmolzen, welcher von den Stammesſagen als der große Lehrer und Wohlthäter des Menſchengeſchlechts bezeichnet wurde. Eine ſolche Verſchmelzung iſt hauptſächlich eingetreten in Rückſicht des Stammheros der Algonkin, Menabozho (Menaboſchu, Nanaboojoo), „des Neffen des Menſchengeſchlechts“, der bald als Vermittler zwiſchen den Menſchen und dem großen Geiſte, als Vertilger der ſchädlichen Thiere, als Schöpfer alles deſſen was dem Menſchen nützlich iſt, verehrt wird, obwohl man auch von ihm erzählt daß er ſich gegen den großen Geiſt einſt ſelbſt einmal aufgelehnt habe (de Smet 280 ff., Tanner II, 99), bald auch als Stammvater aller Menſchen gilt und zugleich ſeinem Namen gemäß — Menabozhoo heißt „der die Erde gemacht hat“ — als zweiter Schöpfer der Welt erſcheint, nachdem dieſe durch böſe Geiſter zerſtört worden war (Schoolcr. V, 418 f.). In der großen Menge beluſtigender Legenden welche die Ojibway von ihm haben (Schoolcr. A. R.) treten an ihm nächſt der Zaubermacht mit der er ausgerüſtet iſt, Prahlerei und Argliſt als Hauptzüge hervor, obwohl er trotz ſeiner Künſte nicht ſelten hinter's Licht geführt wird. Alle Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten der Indianer ſtammen von ihm: er hat ſie die Jagd und Fiſcherei, den Bau der Kähne, die Gewinnung des Zuckers, das Malen des Geſichtes und das Tabakrauchen gelehrt. Sein Lieblingsaufenthalt ſind die Apoſtel-Inſeln im weſtlichen Theile des Oberen See's (Kohl I, 4, II, 256). Scheint er demnach vom großen Geiſte als irdiſcher Halbgott urſprünglich verſchieden, ſo kommt doch die Verwechſelung mit dieſem beſonders auch darin zu Tage, daß der Schlangenkönig oder Waſſergott, der böſe Geiſt, als ſein geſchworener Feind auftritt, und daß er von letzterem mit Waſſerfluthen verfolgt, ſich ebenſo wie andere

Sagen vom großen Geiſte erzählen, der Moſchusratte bediente um ſich aus der Tiefe einige Sandkörner heraufholen zu laſſen und die Erde aus ihnen neu zu ſchaffen (Kohl I, 321).

Der Culturheros der Irokeſen, Thannawage, Tarenyawago, ſpäter Hiawatha genannt, iſt von mehr menſchlichem Charakter. Er kämpft in der Urzeit mit Rieſen und Ungeheuern und ſtiftet den Bund der fünf Völker; mit dem großen Geiſte ſelbſt ſcheint man ihn nicht verſchmolzen zu haben (Schooler. V, 157). In ähnlicher Weiſe wird von den Mandan der erſte Menſch als Heros verehrt (Pr. Max. c, II, 149). Die Sagen der Eingeborenen von Pennſylvanien erzählen von Wunderthätern mit großen Bärten die in alter Zeit unter ihnen gelebt, ſpäter aber ſich in den Himmel zurückgezogen hätten (Holm, Memoirs H. S. P. III, 140).

Je mehr der große Geiſt für den Indianer in unerreichbare Ferne zurückzutreten pflegt, deſto ſtärker iſt ſein Bedürfniß ſich an niedere Gottheiten zu wenden, die ihm näher ſtehen und über die er jenen nicht ſelten ganz vergißt. Die Anzahl derſelben iſt groß, nicht geſchloſſen, wie es ſcheint, und jeder Einzelne verehrt ſo viele und welche er will. Dieſe niederen Götter ſind Perſonificationen der drohenden oder Segen ſpendenden Naturgewalten: bei den Irokeſen z. B. Héno, der Gott des Donners und des Regens, Gæoh der Gott der Winde u. a. (Morgan 157). Bei höherſtehenden Völkern ſind manche derſelben recht ſinnig gebildet und zeigen von einem gewiſſen poetiſchen Sinne, bei anderen ſind ſie wüſte Traumgebilde einer rohen und maßloſen Phantaſie.

Den Todesgott, Pauguk, denken ſich die Ojibway als ein menſchliches Knochengerippe mit feurigen Augen das nur mit dünner Haut überzogen und ſprachlos iſt. Er führt Bogen und Pfeil und eine Keule, doch tödtet er ſchon mit dem Blicke, iſt ein Jäger, der aber nur auf Menſchen Jagd macht. Weeng, der Gott des Schlafes, übt ſeine Macht vorzüglich durch ſeine Trabanten, eine Menge von kleinen mit Keulen bewaffneten Gnomen, die den Menſchen leiſe auf die Stirn klopfen und dadurch betäuben. Dem Menſchen freundlich geſinnt, wollen ſie ſeine erſchöpften Kräfte durch Ruhe ſtärken; unſichtbar ſitzen ſie auf ſeinem Bette, hängen an den kleinen Vorſprüngen der Rindenhütte herum und kriechen dem Jäger ſelbſt in den Tabaksbeutel: wenn ein Kind gähnt, wenn ein Krieger zaudert oder ein Redner ſtockt, ſagt man daß Weeng ſie geſchlagen habe. Mudjekewis, der jüngſte von

zehn Brüdern, der den Rieſenbären beſiegte und die heilige Wampumſchnur gewann von welcher das Glück der Menſchheit abhing, iſt der Vater des Shawondasee, des Südwindes. Dieſer letztere wird als ein beleibter bruſtleidender Alter vorgeſtellt, der durch Schlemmerei faul geworden, ſich nur ſelten regt; ſein Seufzen im Herbſte bringt die Wärme und den balſamiſchen Duft vom Süden, den ſog. Indianer-Sommer (Schooler. A. R. II, 140, 214, 226, 240). Bei Schoolcraft IV, 496, pl. 41 findet ſich eine Abbildung des Kampfes zwiſchen dem Gotte des Nordens und dem des Südens von einem Dakota: der letztere ſchickt die Krähe und den Taucher in Begleitung eines Gewitters aus um die Wölfe des Nordens anzugreifen; der Angriff iſt glücklich, Schnee und Eis werden geſchmolzen und der Gott des Nordens ertränkt, doch ſein kleiner Sohn hat ſich vom Kampfe fern gehalten, er iſt zu Hauſe geblieben und daher muß dieſer alle Jahre von Neuem beginnen.

Was wir ſonſt von der Mythologie der Dakota wiſſen (Mrs. Eastman 206, Pond bei Schooler. IV, 642 ff., II, pl. 55, III, pl. 36) iſt bei weitem weniger anziehend und erlaubt nur theilweiſe eine verſtändige Deutung ihrer Götter auf beſtimmte Naturmächte. Am höchſten geehrt werden die Onkteri-Götter welche die Erde und den Menſchen geſchaffen und den Medicin-Tanz eingerichtet haben. Sie ſind von der Geſtalt ſehr großer Ochſen; der Erdgeiſt iſt der vornehmſte unter ihnen, unter dieſem ſtehen die Schlange, die Eidechſe, der Froſch, die Eule, der Adler, die Geiſter der Todten u. a. Eine zweite Klaſſe mit verſchiedenen Unterabtheilungen bilden die Wakinyan, welche die Onkteri befehden und hauptſächlich zerſtörende Kriegsgötter ſind, obwohl ſie auch Schöpferkraft beſitzen: der wilde Reis und eine Grasart verdanken ihnen den Urſprung. Sie haben ſämmtlich phantaſtiſche Vogelgeſtalten und wohnen auf einem hohen Berge im Weſten; am öſtlichen Thore ihrer Wohnung ſteht ein Schmetterling Wache, am weſtlichen ein Bär, am nördlichen ein Rennthier, am ſüdlichen ein Biber. Die Gottheit Takuſchkanſchkan wohnt im heiligen Speer und Tomahawk, in Donnerkeilen (boulders) und den vier Winden. Sie freut ſich der in der Schlacht Fallenden und hat mehrere Thiergeiſter unter ſich, den Buſſard Raben Fuchs u. a. Die Rieſen Heyoka oder Haskah ſind von verſchiedener Geſtalt, ſie leiſten dem Verliebten und dem Jäger Hülfe, geben Krankheit und Geſundheit. Das Warme iſt

für ſie kalt, das Gute böſe, das Gefährliche ſicher u. ſ. f. Außer dieſen giebt es noch eine Menge von andern Göttern und nach der Ausſage eines intelligenten Dakota „iſt nichts das ſie nicht als Gottheit verehrten.“

In den wohlthätigen Naturgegenſtänden, z. B. dem Mais, vorzüglich aber in allen Dingen die ihm Schaden thun können, ſieht der Indianer eine geiſtige Macht: in dem Feuer Waſſer Donner, der Kanone, dem Pferde u. ſ. f. (Virginien, Strachey 82). Dieſe erſcheint ihm als etwas Geheimnißvolles, flößt ihm religiöſe Ehrfurcht ein, und er ſucht ſich daher auf ſeine Weiſe mit ihr auf möglichſt guten Fuß zu ſetzen. „Die ganze Natur iſt für den Indianer voll von geheimnißvollen Einflüſſen. Kein wildes Thier jagt in ſeinen Bergen, kein Vogel ſingt, kein Blatt rauſcht das nicht ſein Schickſal lenken und ihn warnen könnte. Er beobachtet die Natur um ſich her wie ein Aſtrolog die Sterne“ (Parkman); denn faſt jeder höhere Geiſt kann jede beliebige Form annehmen und zu ihm reden durch jeden Naturlaut, es kommt nur auf ſeine eigene Spannung an ob er den Geiſt vernimmt und was er hört. Aus dieſer Menge von Gegenſtänden ſeiner religiöſen Verehrung treten für den Indianer hauptſächlich drei hervor, der perſönliche Schutzgeiſt jedes Einzelnen, der auf die früher beſchriebene Weiſe um die Zeit der Pubertät gewonnen und ſtets mitgeführt wird, die Geiſter der Todten und die Geiſter der Thiere.

Wie hoch die Stellung iſt welche die Indianer den Thieren geben, geht ſchon daraus hervor, daß der perſönliche Schutzgeiſt eines jeden meiſt ein Thier iſt. Ferner leiten ſie ihre Abſtammung meiſt von Thieren her (S. oben p. 119), die Chippeway vom Hunde (Mackenzie), die Delaware vom Adler, die Tonkaway vom Wolfe (Schoolcraft V, 683), die Oſagen wollen von einer Menſch gewordenen Schnecke ſtammen, welche ſich mit der Tochter eines Bibers verheirathete (ebend. IV, 305, Gregg II, 175) u. ſ. f. Adair (16) verſichert zwar daß ſie den Thieren nach denen ſie ihre Stämme benennen, keine religiöſe Verehrung bewieſen, viele andere Berichterſtatter aber haben ihm darin widerſprochen, und es ſcheint ſich dieſe Verehrung für ſie jedenfalls erſt in ſpäterer Zeit verloren zu haben. Die Ranticokes ſtellten in ihrer Mythologie neben den großen Geiſt ein weibliches Weſen, die Mutter der Thiere von denen die Menſchen ſtammen, und

leiteten die Charaktereigenſchaften der letzteren von den Thieren her als deren Nachkommen ſie galten, die Weisheit von der Eule, den Blutdurſt vom Wolfe, die Gefräßigkeit und den Schmutz vom Bären u. ſ. f. (Jones II, 93). Die Indianer ſahen in den Thieren die Vorfahren und Stammverwandten der Menſchen, ſchrieben ihnen Verſtand und eine ganz menſchliche Handlungsweiſe zu, manchen von ihnen ſogar noch höhere Einſicht und übermenſchliche Kräfte, während andere welche ungefährlich waren und keine erheblichen Kunſtfertigkeiten zeigten, von ihnen dagegen mit Verachtung behandelt wurden.

Am höchſten werden die Klapperſchlange und der Biber geſtellt; nur der Eule trauen ſie noch größeren Verſtand zu als der erſteren, die als ein höchſt ehrwürdiger Verwandter betrachtet, als „Großvater" angeredet und ſelbſt mit Tabaksrauch angeblaſen wird; ſie gilt nach einer Legende als ein großer Wohlthäter der Menſchen (Parkman a, II, 135, Jones II, 259, III, 33). Sie iſt der König oder Häuptling der Schlangen, wie auch jede andere Thiergattung ihren König hat, deſſen Tod von den übrigen an dem Mörder gerächt werden würde (Adair 238). Aus Furcht vor dieſer Rache, zu welcher der Geiſt der getödteten Klapperſchlange ſeine Anverwandten aufwiegeln würde, ſchonen die Seminolen Sioux und Jowa ſie ſtets (Bartram 252, Schoolcr. III, 273). Anderwärts wird ſie trotz der Ehrfurcht die man vor ihr hat, nicht ſo milde behandelt: „Sei willkommen, Freund aus dem Geiſterland!" redet der Indianer ſie an der ihr begegnet. „Wir waren unglücklich, unſere Freunde dort wußten es. Der große Geiſt wußte es. Du biſt gekommen uns zu tröſten. Wir kennen deine Botſchaft. Nimm dieſe Spende Tabak," (er ſtreut ihr etwas Tabakspulver auf den Kopf) „ſie wird dir eine Stärkung ſein nach deiner langen Reiſe." Mit dieſen Worten ergreift er ſie am Schwanze, fährt ihr mit einem Kunſtgriff raſch über den Rücken hinauf bis zum Kopfe und zerquetſcht ſie. Die abgezogene Haut trägt er als Trophäe (M'Kenney). Auffallend iſt dabei vor Allem daß der Indianer es wagt ſelbſt das Geiſterreich zu überliſten und zu bekämpfen, der Europäer hat nicht Muth genug mit den Geſpenſtern zu kämpfen an die er glaubt.

Dem Grafen v. Zinzendorf hat jener Aberglaube (1742) das Leben gerettet. Die Cayuga bei denen er am Wyoming lebte, hatten ihn im Verdachte ſchlimmer Abſichten. Sie beſchlichen ihn eines

Abends um ihn zu erſchlagen. Er ſaß an einem kleinen Feuer auf einem Bündel Holz und ſchrieb, neben ihm und von ihm ſelbſt unbemerkt eine Klapperſchlange. Die Mörder dadurch von dem göttlichen Urſprunge des Fremden überzeugt, gaben ihr Vorhaben auf und kehrten ſtill nach Hauſe zurück.

Von den Bibern gehen unter den Indianern eine Menge myſteriöſer und wunderbarer Geſchichten (Parkman, Jones III, 69); beſonders gelten die weißen Biber, welche indeſſen nur in der Fabel zu exiſtiren ſcheinen, für Weſen die mit übernatürlichen Kräften begabt ſind. Ein ſonſt recht verſtändiger Indianer verſicherte Parkman alles Ernſtes daß er die Biber und die weißen Menſchen für die klügſten Leute auf der Erde halte. Die Geſchichte von der treuloſen Freundſchaft der Biſamratte zum Biber (bei Back 167) iſt aus der Gegend des Aylmer See's: die Biberverehrung findet ſich alſo auch bei den Athapasken; „der Geiſt des Bibers", ſagte der Erzähler am Ende ſeiner Geſchichte mit leiſer dumpfer Stimme, „ſchwebt noch um ſeine alte Wohnung her und beherrſcht das Waſſer, und wehe dem der ohne Gebet um Hülfe bei ihm vorüberfährt!" Auch andere Thiere von denen man Vorbedeutungen hernimmt oder die man um Orakel fragt, z. B. manche Heuſchrecken, ſtehen in Anſehn und werden ehrfurchtsvoll angeredet. Auf welchen Fuß man ſich mit den Thieren ſtellt, kann eine Geſchichte bei Kendall (II, 418) und folgende Rede lehren die einſt ein Indianerweib einem alten Hunde hielt: „Du ſollteſt dich ſchämen," ſprach ſie. „Ich habe dich gut gefüttert und gepflegt ſeit der Zeit da du noch klein und blind warſt. Da du alt wurdeſt, habe ich geſagt du ſeiſt ein guter Hund. Du warſt immer brav wenn du bepackt wurdeſt und biſt nicht den Pferden zwiſchen die Beine gelaufen. Aber du haſt ein ſchlechtes Herz. Wenn ein Kaninchen aus dem Buſche ſprang, biſt du immer zuerſt ihm nachgelaufen und haſt die andern Hunde verleitet. Du hätteſt wiſſen ſollen daß dieß gefährlich war, denn weit draußen auf der Prärie hätte dir niemand helfen können gegen einen Wolf, und kein Hund kann ſich vertheidigen mit der Laſt auf dem Rücken. Noch neulich biſt du davongelaufen und haſt die hölzernen Nadeln umgeworfen mit denen ich die Hütte feſtmache. Siehſt du wohl wie ſie nun offen ſteht und klafft? Und dieſe Nacht haſt du ein Stück Fleiſch geſtohlen das für meine Kinder gekocht werden ſollte. Ich ſage dir, du haſt ein ſchlechtes Herz und mußt ſter-

ben.“ Mit dieſen Worten ging die Frau in die Hütte, holte einen großen ſteinernen Hammer und ſchlug den Hund todt.

So ſchlecht der Hund auch im Leben behandelt wird, ſo werden doch die Gebeine des todten geehrt (Keating I, 453). Man bewahrt ſie vor Profanation um den Geiſt der Thiere nicht zu erzürnen, denn jede Thierart hat ihren beſonderen Geiſt der nicht ausſtirbt, ſondern in den übrigen fortlebt, oder vielmehr der Geiſt des einzelnen todten Thieres beſpricht ſich noch und verkehrt mit den Geiſtern der lebenden Thiere von derſelben Art. Dieſe Thiergeiſter glaubt der Indianer auch durch gewiſſe Tänze und andere Zaubermittel ſich geneigt machen und anlocken zu können. Der Büffeltanz und Bärentanz z. B., welche mit den entſprechenden Thierköpfen als Masken aufgeführt werden, dienen dieſem Zwecke: man hofft die Thiere dadurch herbeizuziehen und ihnen die Furcht ſo weit zu benehmen, daß ſie ſich ſchießen laſſen. Bisweilen bedient man ſich hierzu auch desſelben Zaubermittels das man gebraucht um einem Menſchen das Leben zu nehmen: man fertigt kleine Bilder der Jagdthiere und beſtreicht ſie mit einem gewiſſen Pulver (Tanner II, 58).

Endlich liegt noch ein Motiv der Ehrfurcht mit welcher der Indianer viele Thiere behandelt, in dem Umſtande daß die Geiſter der Todten, wie er glaubt, oft in Thiergeſtalt erſcheinen: ſo wird namentlich der Bär wenn man ihm begegnet, von manchen mit einer eigenthümlichen Formel begrüßt und nach den Todten gefragt zu welchen man wünſcht daß er baldigſt wieder zurückkehre. Von einem eigentlichen Thiercultus kann demnach bei den Indianern zwar keine Rede ſein, aber die Thierwelt erſcheint ihnen als ein geiſterhaftes Reich in das ſie ſelbſt durch ihre Abſtammung verflochten ſind, als ein Reich von höheren und niederen Geiſtern das nicht von dem Menſchen beherrſcht wird, ſondern ihm ebenbürtig iſt und zum Theil ſogar über ihm ſteht.

Die Vorſtellungen der Indianer von der menſchlichen Seele ſind abenteuerlich genug. Dieſe iſt ein von dem Leibe völlig verſchiedenes Weſen, ein Bild des Menſchen im Kleinen (une ressemblance de l'homme, de Smet 305). Eine alte und weit verbreitete Lehre ſchrieb dem Menſchen zwei Seelen zu, eine vegetative und eine ſenſitive (Keating I, 232, 410), nach einer anderen hatte er drei Seelen, eine gute die nach dem Tode in ein warmes, eine böſe die in ein kaltes Land kommt, eine dritte die beim Körper bleibt (Sioux, Journal

hist. 55), oder ſelbſt deren vier, von denen eine im Geiſterlande fortlebt, die zweite in die Luft geht, die dritte im Leibe, die vierte am Wohnorte zurückbleibt (Pr. Max. c, II, 206, Schooler. IV, 70). Im Traume verläßt die Seele den Körper und wandert umher nach den Dingen von denen ſie ſich angezogen findet: der Wachende muß ſich bemühen dieſe zu erlangen, damit ſich die Seele nicht betrübe und den Körper ganz verlaſſe (La Potherie III, 6). Was ein Indianer träumt, dazu glaubt er ſich unabänderlich beſtimmt; ſei dieß ſelbſt ein Mord oder Cannibalismus, er führt es aus (Kohl II, 186). Die Seelen der Ohnmächtigen Verzückten Scheintodten kommen entweder nur bis an die Grenze des Landes der Seelen oder beſuchen dieſes bloß auf kurze Zeit: durch ſie hat man aus dieſem Lande und von dem Wege der dahin führt, Nachricht erhalten (ebend. I, 295, Keating II, 154). Mit dem Tode verläßt die Seele den Körper, doch glaubt man daß ſie ſich noch einige Zeit in der nächſten Umgebung aufhalte, ja bei den Takhali weiß der Zauberer ſogar eine directe Transfuſion der Seelen zu bewirken: er hält dem Sterbenden oder Todten die Hände auf die Bruſt, legt ſie dann auf den Kopf eines Verwandten desſelben und bläſt hindurch; das Kind welches dem letzteren zunächſt geboren wird, hat dann die Seele des Verſtorbenen in ſich und nimmt den Rang und Namen desſelben an (Morse App. 345, vgl. Hale und Wilkes IV, 453).

Von der Ruhe und Faſſung mit welcher ſie häufig dem Tode entgegenſehen, iſt ſchon oben die Rede geweſen. Der Häuptling pflegt bei dieſer Gelegenheit eine Sterberede zu halten, nimmt Abſchied von den Seinigen und läßt ein Gaſtmahl zurichten (Carver 333), läßt ſich waſchen, bemalen, mit Fett einreiben und in die Stellung des Todten bringen (Lafitau II, 408). Erleichtert wird ihm der Abſchied durch den Glauben, daß er auch in Zukunft noch in das irdiſche Leben herüberzuwirken und mit den Seinigen in Verbindung zu bleiben im Stande ſein werde. Deshalb ſpeiſt man die Seele noch ein ganzes Jahr am Grabe (Potowatomi, de Smet 294), oder unterläßt dieß erſt wenn die Speiſen einige Zeit unberührt auf dem Grabe liegen geblieben ſind, da man daraus ſchließt daß der Todte ihrer nicht mehr bedürfe, ſondern ein reiches Jagdgebiet im Jenſeits gefunden habe (Nuttall). Die Irokeſen bringen ſogar in jedem Grabe ein kleines Loch an, damit die Seele ungehindert aus- und eingehen könne (Mor-

gan 176). Hauptſächlich um den abgeſchiedenen Seelen zu ſchmeicheln, deren Zorn und Rache gefürchtet wird, veranſtaltet man eine große und reiche Todtenfeier, hält wiederholte laute Lamentationen, die ſchwerlich immer ſo aufrichtig gemeint ſind* als Hunter (359) verſichert (in Nord Carolina werden Leute zum Trauergeheul ſogar gemiethet, Lawson 183), trauert lange Zeit und meiſt in ſehr oſtenſibler Weiſe: der Leidtragende malt ſich ſchwarz — nur bei den Omaha weiß (Say bei James I, 282) —, faſtet, ſchlägt ſich Wunden „um den Kummer herauszulaſſen" und läßt das Haar lang wachſen. Bloß die Jowa ſchneiden letzteres in der Trauer vielmehr ab oder raufen es aus. Manche Indianer am Miſſouri, ebenſo die Berg- und Biber-Indianer (Mackenzie) hacken ſich ſogar ein Fingerglied ab. In Florida, wo alte Leute ſonſt nicht betrauert wurden, mußte die von einem Todesfalle betroffene Familie drei Monate lang ganz von Andern mit Lebensmitteln verſehen werden, da ſie nicht ausgehen durfte um für ihren Unterhalt zu ſorgen (Cabeza de V. 528). Bei den Cheppewyans gilt das Weinen zur Trauer nur für Weiber als anſtändig (Mackenzie), wogegen anderwärts die laute Klage allgemein war und in ſpäterer Zeit nicht ſelten benutzt wurde um Branntwein zu betteln, entweder „den Kummer zu ertränken" oder „deſto reichlicher weinen zu können" (Keating I, 433). Auch die Nothwendigkeit der Blutrache ſcheint, wie die bisweilen wegen übler Nachrede gegen Verſtorbene verhängte Todesſtrafe, in naher Verbindung mit der Furcht geſtanden zu haben, die man vor der Rache hegte welche der Todte noch nehmen könnte; um ihn nicht zu citiren vermied man es ſogar ſtreng ſeinen Namen auszuſprechen.

Die Seelen der Todten gelangen ganz in der Verfaſſung und mit den Eigenthümlichkeiten in's Jenſeits, mit welchen ſie das irdiſche Leben verlaſſen: daher verwandelte ſich die Trauer einer Nadoweſſierin die ihr vierjähriges Kind verloren hatte, in Freude, als kurz darauf auch deſſen Vater ſtarb, weil jenes unfähig ſich ſelbſt zu verſorgen, nun gegen Mangel und Gefahr durch den nachgefolgten Vater geſchützt war (Carver 337, vgl. auch Kohl I, 154). Das Leben nach dem

* Seine Freude über das bevorſtehende Wiederſehen des Grabes ſeines Bruders drückte ein Indianer einſt in den Worten aus: „O sir, what fine shoutin' and bawlin' I'll have when I go to my brother's grave. 'Tis I that'll play murther over it!"

Tode, von dem ſich Viele überhaupt keine beſtimmtere Vorſtellung machen, wird demnach meiſt für eine einfache Fortſetzung des irdiſchen Lebens angeſehen, nur denkt man ſich das Jenſeits reicher ausgeſtattet und das Leben müheloſer. Die Sage von den „glücklichen Jagdgründen" des Jenſeits findet ſich bei Jones in ſechs verſchiedenen Formen mitgetheilt, die ſechs verſchiedenen Völkern angehören. Die Oſagen glauben daß die Seelen der Todten ſich auf dem Monde aufhalten (Morse App. 229), die Takhali und Kenaier daß ſie im Innern der Erde im Helldunkel fortleben (ebend. 345, Wrangell 111 ff.). Die Winebagoe halten die Milchſtraße für den Weg den ſie nehmen (Fletcher bei Schoolcr. IV, 240). Bei den Algonkin, den Cheppewyan, Dakota und Pani herrſcht die Vorſtellung, daß die abgeſchiedenen Seelen um in's Jenſeits zu gelangen auf einer großen Schlange, einer ſchwankenden Brücke oder in einem ſteinernen Kahne einen Strom zu paſſiren oder einen ſchmalen Felſen zu überſchreiten haben, und daß diejenigen welche herabfallen, im anderen Leben unglücklich und elend ſind (Keating II, 154, I, 172, 410, Mackenzie, de Smet 305 u. a.). Ob der Uebergang über jenen Strom gelingt oder nicht, hängt nach dem Glauben mancher Indianer mit der Vergeltung zuſammen die im anderen Leben der Todten für ihre Thaten auf Erden wartet (nur Kohl I, 294 widerſpricht hierin den älteren Berichterſtattern). Daß dieſer Glaube ihnen erſt von den Miſſionären gekommen ſei, wie man neuerdings mehrfach behauptet hat, iſt jedenfalls nicht allgemein richtig; ſeine Verbreitung würde ſonſt geringer und die Vorſtellungen die ſich an ihn knüpfen den chriſtlichen mehr analog ſein als ſie ſind. Nur bei den Irokeſen findet eine ſolche Analogie mit der katholiſchen Lehre vom Fegefeuer und dem chriſtlichen Paradieſe ſtatt, die von den Jeſuiten herſtammen mag (Morgan 170, 177). Schon R. Williams fand in Neu England den Glauben daß die Seelen der guten Menſchen nach ihrem Tode zu dem Gotte Kautantowit im Südweſten gingen, die der Mörder Diebe Lügner und Ehebrecher dagegen ruhelos umherwanderten (Potter 10, Elliott I, 312). Die Eingeborenen im Weſten der Hudſonsbai hatten die Lehre von einer moraliſchen Vergeltung im Jenſeits ſchon vor der Mitte des 18. Jahrh. (Ellis 213 not.), ſie wird von Lafitau (I, 404) als einheimiſch angegeben, und im Süden ſcheint ſie bei den Cherokee und Natchez vor der Ankunft chriſtlicher Miſſionäre verbrei-

tet gewesen zu sein (Timberlake 64, Lettres édif. I, 758). Bei einem Chickasaw-Priester fand Adair (92, 118) religiöse Vorstellungen von so entschieden ethischer Färbung, daß nach dessen Ansicht das höchste Wesen schon auf Erden die Schicksale der Menschen nach Verdienst vertheilt, und die Uebelthaten der Menschen galten überhaupt den südlichen Völkern für die Ursachen alles Unglückes das sie zu dulden hatten. Auch Bartram berichtet daß nach der Ansicht der Floridavölker der große Geist alle Guten und Tapferen liebe, was ihnen nahe genug lag, da sie ihn als die Personification und den Geber alles Guten betrachteten, obgleich ihnen trotzdem das Sittengesetz nicht als göttliches Gebot erschien. Bei den Dakota und Mandan, über welche sich der Einfluß der christlichen Vorstellungen in älterer Zeit sicherlich nicht verbreitet hat, herrschte der Glaube an eine moralische Vergeltung im anderen Leben (Jones I, 228, Pr. Max. c, II, 206), doch war er bei den letzteren neuerdings wieder in Abnahme gekommen. Aehnlich verhält es sich mit vielen andern Völkern (Lawson 180, Bossu II, 48, Loskiel 49, Mc Coy 70, Hunter 215, Swan bei Schoolcr. V, 269, Morse App. 138, 144). Der Unterschied von den christlichen Vorstellungen beruht zumeist darauf, daß an die Stelle der christlichen Moralbegriffe die der Indianer treten, denen gemäß der tüchtige Jäger und Krieger, der Tapfere und Freigebige im Jenseits glücklich, der Geizige Feige Betrüger Lügner u. s. f. unglücklich wird, und daß anstatt der Hölle oft nur von einem unfruchtbaren dornenvollen Lande die Rede ist. Virginien macht davon eine Ausnahme: dort sprach man nur den Vornehmen und den Priestern, welche später auf Erden wiedergeboren werden sollten, ein zweites genußreiches Leben zu (Strachey 96).

Die Leiche zu conserviren war man in verschiedenen Gegenden auf verschiedene Weise bemüht. Lafitau (II, 389) erzählt daß bei manchen Völkern vornehmen Todten die Haut abgezogen, nach Entfernung aller Weichtheile aber dem Skelete wieder umgelegt, mit Sand gefüllt und zugenäht wurde. Die Santee in Süd Carolina hatten eine Art der Einbalsamirung, zu welcher sie ein rothes Pulver und Bärenfett anwendeten (Lawson 21). In Florida, wo die Tempel zugleich die Begräbnißplätze der Großen waren, scheint man ein ähnliches Verfahren beobachtet zu haben (Herrera VII, 1, 15, Garcillasso, Hist. de la conq. I, 4, 15). In Virginien befanden sich in den Tempeln

nur die Kenotaphien der Häuptlinge, ihre Leichen wurden mit Koſtbarkeiten ausgeſtopft, in Matten gewickelt und auf Gerüſten ausgeſtellt (Strachey 89). Die erſten Europäer welche nach Cap Cod kamen (1620), fanden dort in einem Grabe ſchöne Matten, einen Bogen, ein mit Schnitzwerk verziertes und gemaltes Bret nebſt zwei Bündeln voll rothen Pulvers, worin Menſchenknochen lagen (Elliott I, 60, Young a, 142): es ſcheint alſo daß ein großer Theil der Indianervölker ſich künſtlicher Mittel bediente um die Leichen angeſehener Leute möglichſt lange vor Verderbniß zu ſchützen. War es nicht mehr möglich die Leiche zu erhalten, ſo bewahrte man wenigſtens die Knochen auf: bei vielen Völkern wurde zu dieſem Zwecke die Leiche wieder aus der Erde gegraben, die Gebeine ſorgfältig gereinigt und in einem Beinhauſe zuſammen aufgehoben; im Falle der Auswanderung in ein anderes Land war man vor Allem darauf bedacht, dieſe Reliquien mitzunehmen (Lawson 21, 182, Adair 183, Morgan 173, Loskiel 156 u. a.). Nur von den Navajos hören wir daß ſie ſich ſcheuen eine Leiche anzurühren (Davis 414), ein Aberglaube der wohl aus Mißverſtändniß von Adair (124) auch den ſüdöſtlichen Völkern zugeſchrieben wird, denn er verträgt ſich mit der ſonſtigen Pietät der Indianer gegen ihre Todten und mit der Art wie ſie deren Ueberreſte zu behandeln pflegen, kaum beſſer als der wahrſcheinlich neuere Gebrauch der Ojibway den Verſtorbenen eiligſt zu begraben, damit er nicht Andere nachziehe, und ihn nicht zur Thüre, ſondern zu einem an der Seite gebrochenen Loche aus dem Hauſe hinauszubringen (Kohl I, 149).

Das Einreißen des Hauſes, ſobald der Beſitzer geſtorben war, darf wie das Verbrennen oder Begraben ſeiner Habe mit ihm, das in Florida wie im Norden gewöhnlich war (Cabeza de V. 534, Laudonnière 10), bei den Ojibway aber in neuerer Zeit abgekommen iſt (Schoolcr. A. R. II, 127), nicht auf eine Scheu vor dem Gebrauche der hinterlaſſenen Gegenſtände als unreiner Dinge gedeutet werden, ſondern als ein Opfer das man dem Todten bringt. Man giebt ihm ſeinen beſten Schmuck, ſein werthvollſtes Eigenthum und hinreichende Nahrung mit auf die Reiſe, ja nach Sagard (233) wäre die Meinung der Huronen ſogar die, daß die Seelen der mitbegrabenen Sachen ihrem Herrn in der andern Welt dienen ſollten, wie ehemals in Florida ſelbſt Weiber und Diener in dieſer Abſicht mit ihm

beerdigt wurden (Herrera VII, 7, 4, Garcilasso a. a. O. II, 3, 11). So herrſchte auch bei mehreren der nördlicheren Völker die Anſicht, daß die Geiſter der erſchlagenen Feinde den Sieger im anderen Leben zu bedienen hätten: dem Todten eine ſolche Bedienung zu ſchenken, konnte auch ein Anderer auf deſſen Grabe einen von ihm ſelbſt gewonnenen Skalp aufhängen; wer den Haarſchopf im Leben getragen hatte, wurde dadurch jenem dienſtbar im Jenſeits (Morse App. 137, McCoy 360). Bei den Takhali wird die Wittwe zwar nicht mit ihrem Manne verbrannt, aber ſie muß nicht nur 9 Tage lang neben dem Todten liegen, ſondern ihn auch auf den Scheiterhaufen begleiten, den ſie erſt verlaſſen darf, wenn ſie ſelbſt halb verbrannt und faſt erſtickt iſt; darauf muß ſie die Gebeine ihres Mannes ſammeln und mehrere Jahre lang ſtets auf dem Rücken mit ſich tragen. Während dieſer Zeit wird ſie allgemein als Sklavin behandelt, bis an einem Feſte mit der Beiſetzung der Aſche des Todten in einem beſonderen Hauſe die Wittwenſchaft von ihr genommen wird (Morse App. 336, 339, Cox II, 339) — eine Sitte deren Grauſamkeit vermuthlich keinen weiteren Zweck hatte als dem Weibe den Gehorſam und die Dienſtbarkeit einzuſchärfen die ſie ihrem Manne während des Lebens leiſten ſollte.

Morton hat behauptet daß in alter Zeit von Feuerland bis nach Canada hin die Sitte geherrſcht habe die Todten in ſitzender oder vielmehr kauernder, zuſammengebogener Stellung zu begraben. Dieß iſt unerweislich und man kann es kaum wahrſcheinlich finden daß eine ſolche allgemeine Gleichförmigkeit jemals ſtattgefunden habe; richtig iſt nur dieß, daß jene Begräbnißweiſe in den entlegenſten Gegenden Amerika's erwähnt wird und daß ſie in neuerer Zeit ſeltener geworden zu ſein ſcheint. Sie war in Uebung und iſt es zum Theil noch an der Hudſonsbai, bei den Irokeſen, bei den Völkern am oberen Miſſouri, den Congaree in S. Carolina, in Alabama, bei den Muskoge und Creek u. a. (Ellis, Morgan 173, Barber in Connecticut H. Coll. 79, Perrin du Lac I, 176, Lawson, Bossu II, 49, Bartram, Swan bei Schoolcr. V, 270), doch bemerkt Lafitau (II, 407) ausdrücklich daß ſie den Huronen und Illinois fehlte. Die Bedeutung derſelben hat man oft in entlegenen Dingen geſucht; es liegt am nächſten an Raumerſparniß zu denken, beſonders wo ſteiniger Boden es erſchwerte ein tiefes Grab zu machen: man brachte den Körper auf

ſein kleinſtes Volumen um nicht dem Grabe größere Dimenſionen geben zu müſſen als nöthig war. Iſt dieſe Vorausſetzung richtig, ſo erſcheint die zuſammengekrümmte Stellung nicht mehr als auffallend und man kann die Uebereinſtimmung welche ſich in ganz Amerika in dieſer Hinſicht ſo vielfach gefunden hat kaum noch als ſo merkwürdig und intereſſant anſehen als man gethan hat.

Nur ausnahmsweiſe kommt es vor daß der Todte im Grabe die aufrechte Stellung erhielt (Barber a. a. O. 295), z. B. zu dem Zwecke daß er eine Kohlengrube bewache (McCoy 136). Der Kopf wird ihm häufig ſo geſtellt daß er „nach dem glücklichen Lande im Weſten hinſehen" kann (Algonkin, Loskiel 155; Irokeſen, Morgan 173; Mandan, Pr. Max. c, II, 206; Winebagoe, Schoolcr. IV, 54), die Mohawk richteten ihm das Geſicht nach Süden (Barber a. a. O. 79). Nächſt der Beerdigung, welche das Gewöhnlichſte war und bisweilen in beträchtlicher Tiefe geſchah (6—8′ tief bei den Chippeway, Keating II, 155), war die Ausſtellung der Leiche auf hölzernen Gabeln oder einem ähnlichen Gerüſte mit oder ohne Sarg ſehr häufig (Sioux, Mandan, Krähen-Indianer, Mönitari, Irokeſen, Iowa, Pr. Max. c, I, 345 f., 402, Lewis et Cl. 82, Morgan 173, McCoy 533). Als Grund davon wird von den Indianern angegeben daß ihnen als freien Menſchen die Erde zu ſchwer ſei (Wagner und Sch. III, 82); wahrſcheinlicher iſt daß man zu dieſem Auskunftsmittel zuerſt nur griff, wenn die Erde gefroren oder Beerdigung aus einem anderen Grunde nicht möglich war (McCoy 83), auch mochte man wünſchen die geliebten Todten noch möglichſt lange vor Augen zu behalten. Bei den Choctaw und den Dakota wurden die Knochen ſpäter von dem Gerüſte herabgenommen und bei einer allgemeinen Todtenfeier die man veranſtaltete, begraben (Bartram, Bossu II, 95, Schoolcr. IV, 65 f.). Das Begräbniß in zuſammengebogener Stellung iſt bei den letzteren eine Auszeichnung der im Kriege Gefallenen. Auch in Süd Carolina, bei den Irokeſen und Huronen wurden große Todtenfeſte gehalten, bei denen man die Leichen ausgrub, ihre Gebeine reinigte und ſchmückte, und mit Geſchenken auf's Neue beerdigte in einem gemeinſamen Grabe (Herrera II, 10, 6, Sagard 290, Lafitau II, 446, La Potherie III, 10). Anſtatt des Gerüſtes auf welchem man die Leichen ausſtellte, bediente man ſich wohl auch der Bäume, an denen man die in Felle gehüllten oder in einen Trog

gelegten Todten befestigte (Illinois, Lettres édif. I, 681; am Arkansas, Gregg u. a.).

Ueberhaupt finden sich verschiedene Begräbnißweisen nicht selten bei demselben Volke (Hunter 355) wenigstens in neuerer Zeit, je nach dem Wunsche des Todten oder den Träumen seiner Verwandten (Morse App. 143): in einem Sarg, in Häuten, auf Bäumen, in einer Verzäunung, unmittelbar am Boden zwischen Steinen über die etwas Erde aufgeschüttet ist. Am seltensten war die Verbrennung der Leichen. Sie findet bei den Takhali oder Carriers statt, welche die Todten vorher 9 Tage in der Hütte aufstellen (Parker 238, Cox II, 339), bei den Kenaiern, die gleich jenen die Asche beerdigen und später ein Gedächtnißfest für die Todten halten (Wrangell 106). Unter den Algonkinvölkern scheint die Verbrennung nur bei den Ottawa vorgekommen zu sein, nämlich bei der Bande des großen Hasen (Michabou), während die Bande des Karpfen und die des Bären die Leichen zu begraben pflegte (Lettres edif. I, 679). In Florida wurden nur die Zauberärzte in alter Zeit verbrannt und deren Asche von den Verwandten im Getränk genossen (Cabeza de V. 528), die übrigen begrub man oder stellte sie eingesargt im Tempel auf (Herrera VII, 1, 15, Laudonniere 10). Die Leichen in einen Fluß zu werfen, wie bei den Cherokee als gewöhnlich angegeben wird (Timberlake 67), widerstrebt sonst der Pietät der Indianer vollständig, besonders auch deshalb weil sie sich das böse Princip als Wassergott vorstellen.

Auf dem Grabe wurde in der Regel ein Pfahl mit dem Familienwappen des Todten (Totem der Algonkin) aufgepflanzt, an welchem man die von ihm gewonnenen Trophäen oder wenigstens die Symbole derselben anbrachte. Wer die Ruhestätte des Todten besuchte, schlug mit einem dort bereit stehenden Stocke an den Pfahl (McCoy 195). In Nord Carolina baute man um ihn her das Grab selbst mit Rinde und Stöcken zu einer Art von Haus in der Erde aus, auch pflegte ihm dort der Zauberarzt eine Lobrede am Grabe zu halten, in welcher er u. A. die Freuden des Paradieses schilderte zu dem er eingegangen war (Lawson 180 f.). Die Santee in S. Carolina errichteten über den Gräbern der Vornehmen glatte Hügel und auf diesen ein Regendach, das auf 9 Pfählen ruhete und mit Federn und anderem Schmucke geziert war (ebend. 21 f.). Wo jemand eines gewaltsamen Todes gestorben war, warfen sie einen Haufen von Steinen oder Zwei-

gen auf, den jeder Vorübergehende zu vergrößern sich angelegen sein ließ. Nach Adair (185) wäre dieß bei den Choctaw nur mit den Gräbern berühmter Männer geschehen. Die Irokesen bedeckten ihre Todten mit Rinde Steinen und etwas Erde und überbauten das Grab mit einer Hütte (La Potherie III, 9). In Neu England wurde das Grab eines Sachem mit einem Palisadenzaune von 30—40 Fuß Höhe umgeben in dessen Mitte eine Hütte stand (Drake a, 45).

Der religiöse Cultus der Indianer war ohne Gepränge, seine äußere Ausstattung selbst unbedeutend, so wesentlich die Stelle auch war die der Gottesdienst in ihrem inneren Leben einnahm. Nur im Süden scheint es Tempel von größeren Dimensionen gegeben zu haben. Garcilasso (a. a. O. I, 4, 15) giebt den von Talomeco als 100 Schritte lang und 40 Schritte breit an, er war mit großen hölzernen Statuen und mit Muscheln geschmückt und besaß einen großen Reichthum an Perlen und Waffen aller Art. Die Tempel in Louisiana waren dagegen oft kaum besser als gewöhnliche Hütten (du Pratz III, 21). Auch in Virginien glichen sie den übrigen Häusern in der Bauart, nur hatten sie die Thüre auf der Ostseite, enthielten viele Idole, die Gräber der Häuptlinge und ein ewiges Feuer; der Haupttempel des Landes stand in Pamunky, nur Priester und Könige durften ihn betreten (Strachey 82, 90). Der Cultus den man in den Tempeln verrichtete, bestand in Gebeten Gesängen und Opfern (de Laet III, 23). Die Völker weiter im Norden hatten meist nur eine Zauberhütte in welcher der Zauberarzt sein Wesen trieb; neben ihr stand oft ein hoher Pfahl mit einem geschnitzten Menschenkopfe (McCoy 195), sie war außen und innen mit sonderbaren Heiligthümern und Zaubermitteln aller Art aufgeputzt. Zur Feier ihrer religiösen Feste hatten die Indianer des oberen Missouri eine besondere Hütte, in welcher die Alten wohnten, Fremde aufgenommen wurden und selbst Feinde eine Freistätte fanden (Perrin du Lac I, 171). Hunter (224) sah nur noch bei den Riccara einen von Steinen auf einem künstlichen Hügel gebauten Opferaltar, auf welchem Tabak und Abfälle von Büffeln und Hirschen als Opfer für den großen Geist verbrannt wurden. Ein Tempel mit heiligem Feuer wird auch bei den Narraganset erwähnt (M'Culloh 111 nach Purchas Pilgrims IV, 1868).

Wo es besondere Tempel gab, fehlten auch Götzenbilder nicht, obwohl beide zusammen schon in ziemlich früher Zeit verschwunden und

gelegten Todten
sas, Gregg'
Ueberha
bei demselb
nach dem
(Morse
einer Be
etwas
Leiche
Todt
339
ein
Al
ge
b

204

daher [illegible] selten ganz übersehen worden sind. Bartram fand bei den [illegible] Völkern keine Idole mehr, und Adair (22) bemerkt zwar daß die oberen Muskoge ein hölzernes Bild hatten dem sie an Festtagen die erste Schale von ihrem Tranke darbrachten, dieses Bild aber war seiner Ansicht nach kein Idol, sondern stellte einen verstorbenen Helden dar. In Süd Carolina wurden zwei kleine Götzenbilder alljährlich von den Priestern in großer Prozession umhergetragen; auch ist dort von einem hölzernen Bilde die Rede das bei Gelegenheit eines Festes im Felde aufgestellt und verehrt, darauf aber in's Wasser geworfen wurde um den Gott, von dem man wahrscheinlich das Gedeihen der Feldfrüchte erwartete, zu den übrigen Wassergöttern zurückkehren zu lassen (Herrera II, 10, 6). Vielleicht ist dieß derselbe Gott von welchem Lawson (174) in Nord Carolina erzählt daß man sein Bild in's Feld gestellt und den jungen Leuten gesagt habe, er sei ein großer Krieger der ihren Fleiß bei der Feldarbeit beobachten und durch seine Vermittelung beim großen Geiste ihnen Erntesegen und Tapferkeit im Kriege auswirken wolle, wenn er sie dessen würdig finde. Auch in Virginien gab es auf den Feldern Altäre für die Oki oder Okeus (de Laet III, 18), worunter man ebenso die Götterbilder wie die Götter selbst verstand. Andere Idole wurden in den Tempeln verehrt. Sie scheinen dort in großer Anzahl vorhanden gewesen zu sein. Auch die Hinrichtung der von Powhatan verurtheilten Missethäter geschah an einem „Altar oder Opferstein", auf welchem ihnen der Kopf zerschmettert wurde (Strachey 79, 52, Schoolcraft VI, 87 nach Hariot). Wie in Virginien erwähnen die ältesten Berichte auch in Neu England oft hölzerne Bilder (Collect. N. Y. H. S. III, 255 ff.), doch wissen wir nicht genauer welche Rolle diese im Cultus der Eingeborenen spielten. Sie scheinen schon frühzeitig verloren gegangen zu sein. Daß die Pani religiöse Tänze und Gesänge vor dem Bilde eines Vogels auszuführen pflegten, haben wir schon früher bemerkt. Bei den Irokesen hat man einige grob geschnitzte Figuren gefunden, die wahrscheinlich eine Art von Hausgöttern waren (W. Smith 89); sicherer ist von den Mandan daß sie vor sonderbar gestalteten Figuren aus Reisig Gras und Fellen heulend und klagend ihre Bitten und Wünsche aussprachen (Pr. Max. c, II, 172, 187). Die Peoria hatten zwar keine eigenen Götzen dieser Art, „fanden aber einst am Fuße eines Berges im Walde" ein monströses Bild von Thiergestalt, das

ſie auf Bossu's Rath verbrannten (Bossu I, 219). Ein Idol der Ottawa, das in einem Menſchenkopfe auf einem hinten ausgehöhlten Pfahle beſtand, wird von McCoy (298), kleine aus Holz geſchnitzte Familiengötter der Kniſteno von etwa 8" Länge von Dunn (96) erwähnt. Die letzteren pflegen dieſe Figuren auf verſchiedene Weiſe eingewickelt in dem ſogenannten Medicinſacke mit ſich zu führen; ſie nehmen dieſelben bei feierlichen Gelegenheiten heraus und behandeln ſie mit großer Verehrung (Schoolcr. V, 169).

Der Indianer iſt in hohem Grade gottesfürchtig. Die Art und Weiſe ſeiner Gottesverehrung legt ihm oft die ſchwerſte Selbſtüberwindung auf, denn es ſind nicht blos Tänze und Feſte durch die er ſeine Götter ehrt, ſondern ſeine Religion verlangt auch Opfergaben, ſtrenge Faſten und Nachtwachen, ſelbſt ſchmerzhafte Büßungen von ihm, und er iſt gewiſſenhaft genug um jede wichtigere Unternehmung mit Gottesdienſt zu beginnen. „Auf eine Reiſe gehen wie es ein Weißer thun würde", d. h. ohne eine religiöſe Handlung die dem Antritt der Reiſe vorhergeht, iſt ein gewöhnlicher Ausdruck für ihn (McCoy 305). Vorzüglich ſtreng ſollen die Ofagen in ihrer Gottesverehrung ſein (Paul Wilh.); in lautem Recitativ beten ſie jeden Morgen eine Stunde lang bei Tagesanbruch, oft auch Abends: „Wohkonda (Vater des Lebens), habe Erbarmen mit mir, ich bin arm" u. ſ. f.; ehe ſie auf die Jagd oder in den Krieg ziehen, wenn ſie einen Verwandten verlieren oder ſonſt eine Unglücksbotſchaft erhalten, reiben ſie ſich Kopf und Geſicht mit Erde, die ſie nicht eher wieder abwaſchen als bis ſie die Gunſt ihrer Götter erlangt zu haben glauben (McCoy 359, Morse App. 213, 224). In Virginien kauerten die Eingeborenen nieder beim Auf- und Untergang der Sonne und erhoben zu ihr die Augen und Hände (Strachey 93). Wie hier wurden auch anderwärts die Gebete bisweilen laut, meiſt aber nur innerlich geſprochen; bei feierlichen Gelegenheiten, bei Kriegserklärung oder Friedensſchluß, bei der Ernte oder bei einem nationalen Unglück fanden gemeinſame Gebete ſtatt (Hunter 216). Die Dakota pflegen nur kurz die Bitte auszuſprechen die ſie auf dem Herzen haben, mit Hinzufügung der Worte: „Geiſter der Todten ſeid mir gnädig!" (Prescott bei Schoolcr. III, 226, 237). Auch die Irokeſen ſollen ſonſt gewiſſe Gebete gehabt haben (W. Smith 90). Bei den Mandan fand Pr. Maximilian c, II, 157) über den Urſprung des Gebetes folgende ſinnige Legende.

Der erſte Menſch (ein Halbgott) hatte den Mandan verſprochen beizuſtehen, wenn ſie in Noth geriethen, und war darauf nach Weſten gegangen. Von Feinden angegriffen, ſchlug einer von ihnen vor einen Vogel an ihn abzuſenden um ihn zu Hülfe zu rufen, aber Vögel konnten nicht ſo weit fliegen. Ein anderer meinte, der Blick des Auges müſſe zu ihm dringen, aber die Prärie-Hügel begrenzten ihn. Da ſagte ein dritter: Gedanken müſſen das ſicherſte Mittel ſein den erſten Menſchen zu erreichen. Er wickelte ſich in ſein Biſonfell, fiel nieder und ſprach: „Ich denke — ich habe gedacht — ich komme zurück!“ Er warf das Fell ab und war ganz in Schweiß gebadet. Der Helfer den er angerufen hatte in der Noth, erſchien.

Das Feſt zur Einweihung und Wehrhaftmachung der jungen Männer ſcheint den doppelten Zweck zu haben, dieſe dem großen Geiſte ihre Ergebenheit beweiſen zu laſſen und zugleich ihre Standhaftigkeit einer ſchweren Prüfung zu unterwerfen. So bei den Dakota Mandan Mönitari u. a. (Catlin, Pr. Max. c, II, 226). Sie ſtoßen ſich ſtarke Holzſplitter, an welche ſchwere Büffelſchädel angebunden ſind, durch das Fleiſch an der Bruſt oder auf dem Rücken und laufen dann, während zwei Andere die Arme gefaßt halten, mit voller Kraft vorwärts bis das Fleiſch heruntergeriſſen iſt und die ſchwere Laſt zurückbleibt. Aehnliche grauſame Selbſtpeinigungen vollziehen ſie bisweilen in Folge von Gelübden um ihre Dankbarkeit und Ergebung zu beweiſen, wenn einer ihrer heißeſten Wünſche in Erfüllung gegangen iſt (Keating I, 448). Auch bei den Schwarzfüßen gehört es zu den gottesdienſtlichen Handlungen ſich Wunden zu ſchlagen, und ſelbſt ein Fingerglied ſchneiden ſie ſich bisweilen ab um es als Opfer darzubringen (de Smet 245).

Daß jeder ſeinen perſönlichen Schutzgeiſt nur durch langes Faſten und anhaltende Nachtwachen in der Einſamkeit gewinnt, haben wir ſchon früher bemerkt. Strenge Faſten, bei denen man ſich das Geſicht ſchwärzte, waren überhaupt die Einleitung zu jeder wichtigeren Unternehmung, zu welcher man der Gunſt der Götter bedurfte; ſie gingen ſelbſt dem Ballſpiele voraus (Adair 401), wurden nie gebrochen und nach ihrer Beendigung, welche mit der Abwaſchung der Kohle vom Geſicht geſchah, wurde immer nur mäßig gegeſſen (Keating I, 94).

Die Opfer welche die Indianer ihren Göttern darbrachten, waren

von verſchiedener Art. Die herrſchende Vorſtellung ſcheint dabei geweſen zu ſein daß die Götter dieſer Opfergaben bedurften oder ſie doch genoſſen, daß ſie den dargebotenen Tabaksrauch einſogen und von den Speiſen aßen, denn ſie lebten untereinander ganz nach menſchlicher Weiſe und entführten ſogar einzelne Menſchen um ſich mit ihnen zu verheirathen (Schoolcraft A. R. II, 140). Nach Garcilasso (a. a. O. II, 3, 11) wurde in Florida das erſtgeborene Kind der Sonne geopfert*, auch in Virginien ſoll dieß bisweilen mit den eigenen Kindern geſchehen ſein, während dort ſonſt auf Altarſteinen außerhalb der Tempel Blut von Thieren, Tabak u. dergl. und der erſte Biſſen von jeder Mahlzeit, den man in's Feuer warf, den Göttern dargebracht wurden. In manchen Gegenden des Landes ſchlachtete man Knaben, denen Okeus, wie die Eingeborenen ſagten, „das Blut aus der linken Bruſt ſauge"; einige der zum Opfer beſtimmten Knaben wurden aber geſchont und dieſe traten dann in den Prieſterſtand ein (Strachey 82, 93f.). In Neu England ſcheint man ebenfalls in alter Zeit bisweilen Kinder geopfert zu haben (Young a, 358); auch von den Sioux iſt ein Beiſpiel dieſer Art aus dem vorigen Jahrhundert bekannt (Keating I, 409, Schoolcr. II, 132). Der Zweck desſelben war ſich des Kriegsglückes zu verſichern, wogegen die Pani dem von ihnen beſonders verehrten „großen Sterne", der Venus, ein Menſchenopfer alljährlich im Frühling zu bringen pflegten (zuletzt im Jahre 1837 oder 1838) um eine gute Ernte zu erhalten. Der Gefangene den man hierzu auserſehen hatte, es war in den letzten und bekannteſten Fällen ein Sioux-Mädchen, wurde vorher wohl genährt und gepflegt, über ſein Schickſal aber in Unwiſſenheit erhalten. Das Opfer wurde auf einen Scheiterhaufen gebunden und mit Pfeilen durchſchoſſen, doch ehe es ſtarb, ſchnitt man Stücke Fleiſch von ihm ab und ließ das Blut welches man herauspreßte auf die junge Saat fallen (de Smet, J. Irving II, 136, Schoolcr. IV, 50, V, 77). Auf welche Weiſe dieſe grauſame Sitte beſeitigt wurde, haben wir ſchon oben angeführt.

Von den Thieropfern galt das des Hundes, namentlich eines weißen Hundes, für das größte (Kohl I, 86), ohne Zweifel weil der Hund

* Oviedo's Angabe (XVII c. 26) daß de Soto's Leute in Florida Menſchen im Tempel gefunden hätten die als Opfer verbrannt worden ſeien, iſt zu vag als daß man viel darauf geben dürfte.

in alter Zeit das werthvollſte Thier war das die Indianer beſaßen. Bei manchen Völkern war es gewöhnlich den dargebrachten Hund ſelbſt lebendig zu verzehren (Quapaw, Nuttall). Nächſtdem wird den Göttern Alles dargeboten was man ſelbſt werth hält und ihnen angenehm glaubt, beſonders Tabak. Das Verbrennen war die gewöhnlichſte Form der Darreichung und geſchah in der Regel durch den Prieſter oder Zauberarzt, da dieſer der Gottheit am nächſten ſtand. Manche Gegenſtände wurden auch nur aufgehängt an einem Pfahle: ſo machen es z.B. die Dakota, wenn ſie dem großen Geiſte eine ſcharlachrothe Decke weihen (Mrs. Eastman). Sehr allgemein waren auch die Libationen bei jeder Mahlzeit und beim Beginn eines Feſtes: der erſte Biſſen oder der erſte Löffel voll Getränk wurde in's Feuer geworfen (Pamlicoe, Lawson 232; Kniſteno, Dunn 99 u. A.). Dieſer Sitte analog war es daß man die Erſtlingsfrüchte des Feldes darbrachte, was bei dem großen Erntefeſt geſchah. — Die Cheppewyan bringen nur wenige und geringe Opfer, ihr religiöſer Cultus iſt überhaupt beſchränkt, nur bei großen Feſten pflegen ſie den großen Geiſt um Geſundheit, glückliche Jagd und dergleichen zu bitten (N. Ann. des v. 1852, IV, 318).

Das Feſt der erſten Früchte hat ſich am längſten und in der eigenthümlichſten Form bei den Creek und deren Verwandten erhalten, obwohl es auch ſonſt nirgends gefehlt zu haben ſcheint. Der Prieſter oder „Feueranmacher", welcher dabei ganz weiß gekleidet war — Weiß war das Symbol der Reinheit und des Glaubens hier wie bei den Irokeſen (Adair 111, Morgan 210) — beſorgte die Anordnung desſelben. Mehrtägige ſtrenge Faſten des Volkes machten den Anfang. Darauf brachte jener das neue heilige Feuer zum Altar, das die Muskoge ihren „Großvater" nannten, verbrannte in ihm nach ſorgfältiger Auslöſchung aller alten Feuer etwas von allen Arten der neu geernteten Früchte, und ermahnte ausführlich die Männer und Weiber. Jene nahmen die „Kriegsmedicin" ein, die in heftigen Brech- und Purgirmitteln beſtand (Schoolcr. V, 685), dieſe badeten und wuſchen ſich mit Waſſer: alle Uebelthaten des vergangenen Jahres, außer Mord, wurden in Folge hiervon als getilgt betrachtet und das Feſt mit einer reichen Mahlzeit am vierten Tage beſchloſſen (Adair 105, 120, Swan bei Schoolcr. V, 266f.). Daß die Vorſtellung einer Reinigung von Sünde dieſen Ceremonien zu Grunde lag, insbeſon-

dere beim Baden und beim Trinken des ſog. „ſchwarzen Getränkes", eines Aufguſſes der getrockneten Caſſineblätter, wird beſtimmt verſichert. Letzteres wurde mit eigenthümlichen Formalitäten genoſſen und hatte außerdem den Zweck „Tapferkeit zu verleihen und die Freundſchaft feſt zu binden". Auch die Cherokee nahmen einen ähnlichen Trank ein um, wie ſie ſagten, „ihre Sünden wegzuwaſchen" (Timberlake 78). So nahe es liegt hierbei an Reminiscenzen chriſtlicher Lehren zu denken, ſo ſcheint es doch bei näherer Betrachtung wenig annehmbar daß in die Feier eines ſo wichtigen ächt einheimiſchen Feſtes, deſſen Mittelpunkt der alte Feuercultus iſt, chriſtliche Elemente eingedrungen ſein ſollten, nach denen wir ſonſt bei dieſen Völkern vergebens ſuchen. Mit beſſerem Grunde darf man mexicaniſchen Urſprung hier vermuthen. Eine Art von Beichte ſelbſt der geheimſten Uebelthaten an den Prieſter, ſoll in ſchwerer Krankheit bei den ſonſt ſo rohen Taculli vorkommen und als weſentliche Bedingung der Geneſung betrachtet werden (Morse App. 345). Auch die Ojibway haben einen Monat im Jahr in welchem ſie ſagen: „ich werfe meinen ſchlechten Lebenswandel weg" (Kohl I, 167) — vielleicht ein Reſt einer ähnlichen Feſtfeier wie man ſie bei den Creek kennt. Was Adair (109, 124, 130) ſonſt noch von dem erzählt was den Creek als rein oder unrein galt, verdient wohl weniger Zutrauen, da er zu den Schriftſtellern gehört, welche jüdiſche Eigenthümlichkeiten an den Eingeborenen mit allzugroßer Vorliebe aufſuchen.

In Virginien ſcheint es keine feſten Feiertage gegeben zu haben außer einem ähnlichen Erntefeſte. Wir erfahren nur daß man dabei um ein Feuer her tanzte, Beſchwörungen und Anrufungen vornahm (Strachey 91). Durchgängig iſt ſeit der Ankunft der Weißen mit der einheimiſchen Religion auch der Cultus raſch in Verfall gerathen, und die Eingeborenen ſelbſt wiſſen meiſt über die Bedeutung der religiöſen Gebräuche die ſich noch erhalten haben, keine Auskunft mehr zu geben. Außer dem Feſte der erſten Früchte wurde ein anderes vor der Beſtellung der Felder ſehr allgemein von ihnen gefeiert unmittelbar nach ihrer Rückkehr von der Winterjagd (McCoy 194). Die Irokeſen hatten ſechs religiöſe Dankfeſte zu verſchiedenen Zeiten im Jahre, die ſich ausführlich und mit den dabei gehaltenen Reden bei Morgan (187) beſchrieben finden. Der Morgen war urſprünglich bei dieſen Feſten dem großen Geiſte, der Nachmittag den Seelen

der Todten geweiht. Sie traten ein mit der Reife der verſchiedenen Früchte von denen ſie lebten, und ihr Hauptzweck war dem großen Geiſte und den Gaben der Natur für ihre Wohlthaten zu danken, hauptſächlich „ihren Erhaltern", „den drei Schweſtern", dem Mais, der Bohne und dem Kürbis. Am Neujahrsfeſte zu Anfang des Februar erdroſſelten ſie einen ganz weißen Hund, der vier Tage lang aufgehängt und dann verbrannt wurde; wahrſcheinlich ſollte er ein Bote ſein, der den großen Geiſt von der fortdauernden Treue des Volkes gegen ihn zu unterrichten hatte.

Einen Haupttheil des Cultus machten die Tänze und Aufzüge aus, welche zum Theil in höchſt eigenthümlichen Koſtümen oder Verkleidungen vorgenommen wurden und oft mehrere Tage dauerten. Sie ſind keine bloßen Vergnügungen, ſondern haben alle eine beſtimmte Bedeutung, die ſich jedoch meiſtentheils nicht mehr ermitteln läßt, und kehren alljährlich wieder. Ihre Vernachläſſigung würde vom großen Geiſte geſtraft werden. Edw. James (im Append. zu Tanner) hat deren 9 aufgezählt, die Irokeſen hatten deren neuerdings noch 21, es ſollen aber früher 32 geweſen ſein (Morgan 261); den Skalptanz Medicintanz Hundetanz u. ſ. f. der Dakota hat Mrs. Eastman ausführlich beſchrieben (vgl. auch McCoy 207, Timberlake 80 u. A.). Manche wurden nur von Männern, andere nur von Weibern, wieder andere von beiden Geſchlechtern zuſammen aufgeführt (Dakota, Schoolcr. IV, 63). Die meiſten waren nach Thieren benannt, wurden in Thiermasken dargeſtellt und glichen mehr pantomiſchen Farçen als unſeren Tänzen. Beim Bärentanz der Dakota z. B. verkleidete ſich der junge Menſch welcher in die Geſellſchaft aufgenommen werden ſollte — denn viele dieſer Tänze wurden als Geheimniſſe angeſehen die einer beſonderen Geſellſchaft angehörten — in einen Bären; dieſer kam aus ſeiner Höhle hervor und mußte ſich, nachdem die Uebrigen auf ihn Jagd gemacht hatten, dreimal in dieſe wieder zurückziehen (Keating I, 283). Daß dieſe dramatiſchen Poſſenſpiele einen obſcönen Ausgang hatten, ſcheint faſt nur bei den Creek vorgekommen zu ſein (Swan bei Schoolcr. V, 277); Heckewelder (350) hebt ausdrücklich hervor daß dieß anderwärts nicht der Fall war. Die Nord-Indianer beſitzen keine eigenen Tänze und Lieder, ſondern haben die ihrigen ſämmtlich von den ſüdlicheren Indianern oder den Hundsrippen entlehnt (Hearne 276).

Da dieſe Dinge wenig lehrreich ſind, begnügen wir uns mit einem einzigen Beiſpiele.

Der Skalptanz der Dakota wird von den Weibern ausgeführt, ſeine Beſtimmung iſt die Feier der Siege. Die Zauberärzte fingen zum Tanze, ſchlagen die Trommel, ſchwingen die Klapper (einen hohlen Kürbis der einige kleine Steinchen enthält) oder bedienen ſich irgend welcher anderen Inſtrumente mit denen ſich ein Ohren zerreißender Lärm hervorbringen läßt. Zu dieſen gehört namentlich ein eingekerbter Knochen, deſſen eines Ende auf einer zinnernen Schüſſel als Reſonanzboden ruht, das andere in der linken Hand, während der Zauberarzt mit einem Knochenſtücke in der Rechten über die Kerben hinfährt um ſo kratzende und ſchrille Töne als möglich hervorzubringen (Abbildung bei Schoolcraft II, pl. 75). Die Weiber tanzen in concentriſchen Kreiſen um die Skalps herum, zu vieren bis zu zwölfen ihre Schultern gegen einander preſſend. Bei jedem Trommelſchlag erheben ſie ſich ſo hoch als möglich, ſpringen und gleiten etwas nach links und ſingen dabei fortwährend mit den Zauberärzten zuſammen. Sie halten vollkommenen Takt. In der Mitte hängen die Skalps an einem Pfahle oder eins der Weiber hat ſie auf den Schultern. Jeder derſelben iſt an einem Bügel ausgeſpannt und auf einem Stock von einigen Fuß Länge befeſtigt, roth bemalt, mit Federn Bändern Perlen u. dergl. geſchmückt, gewöhnlich auch mit einer Scheere oder einem Kamm, je nachdem er von einem Manne oder einer Frau genommen iſt. Nach einigen Minuten ruhen die Weiber aus. In der Pauſe erzählt eine von ihnen die einen Sohn Gatten oder Bruder im Kriege verloren hat, die Geſchichte ſeines Unglücks und ſchließt mit den Worten: „Weſſen Skalp habe ich jetzt auf meiner Schulter?“ In dieſem Augenblicke jauchzen alle laut auf, und der Tanz beginnt von Neuem. Bisweilen wird er mit einigen Unterbrechungen Monate lang fortgeſetzt. Nach Beendigung des Tanzes wird der Skalp begraben oder zu dem Todten der ihn im Kriege erbeutete, auf das Gerüſt gelegt (Mrs. Eastman).

Die vorhin erwähnten muſikaliſchen Inſtrumente zeigen deutlich auf wie niedriger Stufe die Muſik der Indianer ſteht. Außer einer Art von Trommel und Klapper die ſich überall finden — beide, und namentlich die Klapper, weſentliche Attribute der Zauberärzte — werden nur noch Flöten oder vielmehr Pfeifen, meiſt aus dem Knochen

eines Adlerflügels, gewöhnlich erwähnt; eine ſolche mit 6 Löchern die 6 aufeinander folgende Töne gab, iſt die bedeutendſte Erfindung dieſer Art welche den Eingeborenen zugeſchrieben wird (Morgan 380). Die Melodieen der Geſänge ſind meiſt ſchlecht und unbedeutend (Beiſpiele in Noten bei Keating I, 456 u. A.), der Takt aber wird beim Singen und Tanzen genau beobachtet (Morgan 289). Nur Bartram (236), der ſie überhaupt wohl öfters in einem zu günſtigen Lichte erſcheinen läßt, hörte ſanfte melancholiſche Geſänge bei den Seminolen und anderen Völkern des Südens.

Die eigentlichen Träger und Vertreter des religiöſen Cultus und die theologiſchen Autoritäten der Indianer, wenn dieſer Ausdruck erlaubt iſt, waren eine Menſchenklaſſe, welche in hohem Anſehen ſtand, für ihre Dienſte reich belohnt und oft, wie es ſcheint, mehr gefürchtet als geachtet wurde. Sie waren gewöhnlich Prieſter Zauberer Aerzte und Wahrſager in einer Perſon, nur bei einzelnen Völkern blieben dieſe Functionen getrennt, ſtanden mit höheren Geiſtern im Bunde, konnten dieſe citiren und befragen oder bannen, wurden hauptſächlich dadurch die Mittelsperſonen zwiſchen der Gottheit und dem Menſchen und damit die Zuflucht in aller Noth: über Entferntes oder Zukünftiges Aufſchluß zu geben, verlorene oder geſtohlene Sachen zu entdecken und wieder herbeizuſchaffen, Regenwolken oder Jagdthiere heranzuziehen, geſund oder krank zu machen, ſelbſt aus der Ferne, Verliebten Gegenliebe zu ſchaffen, dieß Alles mußten ſie verſtehen, und noch überdieß den Willen der Götter zu erkunden und ſie, wenn nöthig, günſtig zu ſtimmen im Stande ſein. Daß hierbei vieler ſchlaue Betrug mit unterlief, bedarf keines Beweiſes, doch iſt es mehr als wahrſcheinlich daß dort wie bei uns der Selbſtbetrug oft weit größer war als der Betrug welcher Andern geſpielt wurde.

Die Beaufſichtigung und Leitung der Feſte beſorgte bei den Irokeſen eine Art von Prieſtern, „die Bewahrer des Glaubens“. Sie wurden gewählt und bildeten keinen beſonderen Stand; jeder, auch Weiber konnten dieſen Auftrag erhalten, mit welchem zugleich eine Art von Cenſorenamt verbunden war (Morgan 184). Zauberkünſte Wahrſagerei und anderen Unfug ſcheinen ſie nicht getrieben zu haben. Auch bei den ſüdlichen Völkern gab es nach Adair (152) eigentliche Prieſter, welche die Opfer darbrachten; ſie zogen nicht mit in den Krieg, weil ſie kein Menſchenblut vergießen durften. Dagegen läßt der gro-

teske Schmuck der Prieſter in Virginien und die Zauberklapper die ſie führten (Strachey 90), darauf ſchließen daß ihnen jene Gaukeleien nicht fremd waren. Bei den Dakota finden wir ſie in ſchönſter Blüthe. Ihre Prieſter hatten eine beſondere geheime Sprache, in welcher die Wörter des gemeinen Lebens zwar gebraucht wurden, aber in ganz verſchiedenem Sinne; auch die Häuptlinge bedienten ſich dieſes Vortheiles um ſich dadurch gegen das Volk abzuſchließen (Riggs). Schon ihre Geburt glaubte man in tiefes Geheimniß gehüllt: die Medicin-Männer und Medicin-Weiber kommen nämlich zuerſt als geflügelte Samen, wie z. B. die der Diſteln, in die Welt, werden von den Winden umhergetrieben und treten ſo in Gemeinſchaft mit höheren Geiſtern deren Einſicht und Macht ſie ſich aneignen. Darauf gelangen ſie in ein irdiſches Weib und werden als Menſchen geboren, nach dem Tode aber kehren ſie zu den Göttern zurück; endlich nachdem ſie viermal das irdiſche Leben durchlaufen haben, trifft ſie Vernichtung. Alles was die Faſſungskraft Anderer überſteigt auf Erden und im Himmel, benutzen ſie und wiſſen es ſich dienſtbar zu machen. Von ihnen hängt das Glück im Krieg und auf der Jagd ab, aus ihrer Hand empfängt daher der Krieger und Jäger ſeine gefeiten, mit geheimnißvollen Bildern bemalten Waffen, die er heilig hält und beſonders vor jeder Berührung eines Weibes bewahrt (Pond bei Schooler. IV, 646). Wie einträglich dieſes Handwerk ſein muß, ſieht man beſonders daraus daß in jedem Dorfe ſich 20 und mehr ſolche Medicin-Männer und -Weiber aufhalten.

Hier und da waren die Aerzte, die indeſſen meiſt durch Zaubermittel ihre Kunſt übten, von den Wahrſagern und Wunderthätern verſchieden (z. B. bei den Potowatomi, Keating I, 133); da jedoch die innern Krankheiten durchgängig als eine Art der Beſeſſenheit von böſen Geiſtern betrachtet wurden, erwartete man deren Heilung nur von den Geiſterbeſchwörern, die ihr Weſen ganz in der Art der aſiatiſchen Schamanen trieben. Ihr Zauberbeutel oder Medicinſack enthält die Heilmittel und Heiligthümer die gegen Schlangenbiß ſichern, den Einfluß böſer Geiſter abwenden u. ſ. f. Trommel und Klapper dienen ihnen bei den Tänzen und Manipulationen durch welche ſie ſich zu der Kur vorbereiten die ſie ausführen wollen. Bald ſaugen ſie an der ſchmerzenden Stelle um dann den Dämon auszuſpeien von dem ſie den Kranken befreien, bald blaſen ſie darauf, oder machen ein kleines

Thierbild das sie erstechen oder erschießen, wenn der böse Geist sich in Thiergestalt in den Leib des Kranken eingeschlichen hat. Mißglückt die Kur, so zieht dieß in Neu Caledonien wie bei den Natchez und den Creek dem Zauberer oder „klugen Manne" (cunning man), wie ihn die letzteren nennen im Gegensatz zum Häuptling, dem „geliebten Manne", nicht selten die Rache der Verwandten zu und kostet ihm das Leben (Cox II, 332, Lettres édif. I, 762, Swan bei Schoolcr. V, 271). Anderwärts denkt man in dieser Hinsicht liberaler und hält unglückliche Kuren für genügend motivirt durch den übermächtigen Einfluß höherer Geister oder das verkehrte Verhalten des Kranken: sie thun dem hohen Rufe des Arztes keinen Eintrag. Auf dieselbe Weise wie mit dem kleinen Thierbilde verfährt der Zauberer mit dem Bilde des Feindes um diesen durch Krankheit zu tödten (La Potherie II, 39, Keating II, 159), und es ist nichts Ungewöhnliches daß der Bezauberte oder vielmehr der sich dafür hält, in tiefe Melancholie versinkt und in Folge davon wirklich stirbt. Ein ganz ähnliches Mittel, ein Pulver das man auf das Herz des Bildes der Geliebten streut, zwingt diese zur Gegenliebe (Kohl II, 233). Nur die Ojagen sollen überhaupt an keine Bezauberung eines Menschen durch einen anderen glauben (Nuttall), während die Ojibway schon jede Arzenei die sie nehmen als eine Zauberei ansehen und sie deshalb immer mit einem gewissen Gesange begleiten um ihr die erforderliche Wirksamkeit zu geben (Keating II, 158). Die Nordindianer haben ganz dieselben Zauberkuren wie die Algonkin (Hearne 176, 199). Wer im Besitze von Geheimmitteln ist, seien es Zauberformeln, magische Gesänge, Amulete oder Anderes dieser Art, verkauft natürlich seinen Schatz nur zu sehr theurem Preise, wenn er sich überhaupt entschließt sich von ihm zu trennen.

Wie man Krankheiten allgemein von der Wirksamkeit böser Geister ableitet und häufig als göttliche Strafen ansieht, so geschieht es auch mit angeborenen Deformitäten, die deshalb immer mit abergläubischer Furcht betrachtet werden (Hunter 350, 191). Auch der Verrückte genießt allgemein eine gewisse Achtung (Schoolcr. IV, 49), da man ihn unmittelbar in der Gewalt höherer Wesen glaubt. Die Masse ihres Aberglaubens läßt sich nicht vollständig aufzählen, da er bei den Einzelnen verschieden ist und vielfach wechselt. Sie ist so groß (vgl. Pr. Max. a, II, 188) daß die Indianer dadurch oft zu ganz un-

berechenbaren Menſchen werden. Eine Viſion, ein kleines unerwartetes oder ungewöhnliches Geräuſch, ein unvermutheter Anblick beſtimmt ſie plötzlich einen Plan aufzugeben, denn ſie ſehen darin eine Vorbedeutung oder einen Befehl von deſſen Ausführung, ſo albern die Sache auch ſein mag, ihnen plötzlich ihr ganzes Lebensglück abhängig ſcheint. Der Glaube an Verwandlung der Menſchen in Thiere durch Zauberei iſt ſehr verbreitet (Morgan 165), wie ja auch die Geiſter der Verſtorbenen in Thiergeſtalten erſcheinen. Die Dakota ſehen ſogar Männer und Weiber als feurige Meteore durch die Luft fliegen. Gegen ein Gewitter, ein Nordlicht oder andere ungewöhnliche Himmelserſcheinungen wird oft förmlich ausgezogen, man ſchreit pfeift lärmt und ſchießt ihnen entgegen, um wie bei Mondfinſterniſſen die böſen Geiſter zu erſchrecken und zu verſcheuchen in deren Gewalt ſich der Himmel befindet. Beſonders gefährlich war es meiſt Indianer abzumalen, denn wie ſie ſelbſt kleine Bilder als Zaubermittel gebrauchten, ſo hegten ſie auch hierbei den Verdacht der Zauberei, da ſie glaubten daß die Seele des Menſchen ihm entlockt und zum Theil in das Bild übertragen werde das der Maler anfertigt. Der Aberglaube hat die Indianer bisweilen ihrer beſten Hülfsmittel beraubt: Tanner (II, 10) erzählt von einem Schawanoe-Propheten der unter den Ojibway auftrat und neben manchen moraliſchen Verbeſſerungen auf denen er beſtand, auch die Abſchaffung der Jagdhunde, des Feuerzeuges und anderer Dinge dieſer Art durchſetzte.

Ganz verſchieden von den eigentlichen Zauberkünſten, deren Ausübung, wo ſie Andern nach dem Leben trachtet, meiſt als todeswürdiges Verbrechen behandelt wird, ſind die religiöſen Myſterien der verſchiedenen Orden und geheimen Geſellſchaften, welche bei den Indianern im höchſten Anſehen ſtehen; indeſſen ſind Geiſterbeſchwörungen auch bei ihnen durchgängig die Hauptſache. Schooleraft führt drei ſolche Geſellſchaften an, die Jossakeed, Meda (Meday, Midé) und Wabeno, unter denen die zweite die bekannteſte iſt. Zu dem Meda-Orden gehören Individuen verſchiedener Stämme und Sprachen: ſie werden in das Verſammlungshaus zugelaſſen, wenn ſie nur den Meda-Dienſt verſtehen (Copway 168). Was über den Urſprung desſelben erzählt wird (ebend. 169) iſt offenbar werthlos, da das altteſtamentliche Paradies, der Baum der Erkenntniß und der vom Weibe ausgegangene Sündenfall darin nicht zu verkennen ſind. Das höchſte und

wichtigste Fest des Ordens ist das Medawin, das jedoch von den Sioux in etwas anderer Weise begangen wird als von den Chippeway. Die dabei vorkommenden Gesänge werden durch eine Geheimschrift in symbolischen Bildern aufbewahrt: sie kann nur von den Eingeweihten gelesen werden, welche die wahre Bedeutung der Bilder kennen und die Gesänge selbst auswendig wissen, an deren Inhalt jene nur im Allgemeinen zu erinnern bestimmt sind. Die Aufnahme in diese Gesellschaft, welche selbst kleinen Kindern schon gestattet ist, geschieht in einer besonders zu diesem Zwecke erbauten Hütte. Ein Priester hält dabei eine Rede über die Güte des großen Geistes, dann folgt ein Umgang der Bundesglieder im Kreise mit ihren Medicinsäcken, aus denen die einzelnen, vorzüglich aber der Aspirant angeblasen wird. Durch die Macht des Zauberbeutels fällt der Angeblasene wie todt nieder und wird ebenso durch ein zweites Anblasen wieder ins Leben zurückgerufen. Darauf erhält er selbst einen solchen Medicinsack, mit diesem wird ihm die Kraft eines Meda zutheil, und er erprobt diese sogleich indem er Andere mit demselben berührt, die in Folge davon ebenfalls niederstürzen. Ist ein Kind aufzunehmen, so wird es den Medicinsäcken im Kreise präsentirt und man giebt ihm zu seinem eigenen Namen noch einen zweiten hinzu, den es als Glied der Gesellschaft führt. Jeder Ordensbruder giebt bei dem Feste eine Muschel von sich, das Symbol des Bösen und der Krankheit die in ihm stecken, der Festgeber theilt Geschenke aus, besonders das Kind wird mit Amuleten und Zaubermitteln verschiedener Art versorgt und eine Mahlzeit macht den Schluß der Feier (Schoolcr. V, 430 ff., Kohl I, 59, II, 71).

Die Medas sind mehr Zauberer und Aerzte, die Jossakeed mehr Propheten und Wahrsager, doch kann wer zu den ersteren gehört, zugleich auch Mitglied der letzteren sein, und selbst Weiber sind hiervon nicht ausgeschlossen. Der Jossakeed vermag von den vier Weltgegenden her acht verschiedene Geister in seine Zauberhütte herbeizuziehen, von denen die Schildkröte unter mancherlei übernatürlichem Geräusch und eigenthümlichem Erzittern der Hütte immer zuerst ankommt. Ist dieß geschehen, so beginnen die Fragen an das Orakel dieses Geistes, dessen Antworten durch dargebotene Geschenke und Gelübde sollicitirt, nach der nöthigen Berathung der Geister mit einander (der Wunderthäter ist oft Bauchredner) unter ähnlichen geheimnißvollen Anzeigen wie die erwähnten erfolgen. Zur Ausübung seiner Function bereitet

ſich der Joſſakeed durch Faſten und Schwitzbäder vor, welche dazu dienen ihn in einen Zuſtand der Ekſtaſe und Verzückung zu verſetzen, der ihm den Schaum vor den Mund treibt und die äußeren Sinne zu ſchließen ſcheint. Ob der Genuß gewiſſer Gifte hierzu auch noch mitwirkt, iſt unbekannt. Das Schwitzbad, deſſen Gebrauch bei den Indianern ſehr verbreitet iſt, wird in einer kleinen eigenthümlich conſtruirten Hütte (Morse App. 330) durch Aufgießen von Waſſer auf erhitzte Steine bereitet und nur von Eingeweihten genommen: es iſt eine religiöſe Handlung (Dakota, Kniſteno, Keating I, 432), durch die man ſich auf eine Zauberkur oder zur Ausübung von Zauberkünſten vorbereitet, und ſpielt namentlich auch eine große Rolle bei der Aufnahme in den Orden der Joſſakeed, deren Ceremonien von denen der Medas verſchieden ſind. Als Candidat kann hierzu nur derjenige präſentirt werden, deſſen Verwandten oder Freunde geträumt haben daß ihm ein naher Tod in Ausſicht ſtehe (Schoolcraft V, 421ff.).

# Anhang.

## Ueber die Natchez.

Die eigenthümlichſte und entſchiedenſte Ausprägung des Sonnencultus in Verbindung mit theokratiſchen Staatseinrichtungen fand ſich bei den Natchez und deren Verwandten. Daß ſie und die Floridavölker überhaupt auf einer höheren Stufe materieller und geiſtiger Cultur ſtanden als die Mehrzahl der nördlicheren Indianer, hat M'Culloh (151 ff.) zu erweiſen geſucht, und wir haben im Vorhergehenden mehrfache Gelegenheit gehabt dieſe Anſicht zu beſtätigen, nur ſcheint es daß die Floridavölker, insbeſondere die Muskoge, deren Stammverwandtſchaft zu den Natchez unerwieſen und kaum wahrſcheinlich iſt, erſt als die Erben der von dieſen erreichten höheren Cultur aufgetreten ſind.

Als die beiden Hauptzweige der Natchez giebt du Pratz die Taenſas im nordöſtlichſten und die Chetimaches im ſüdlichen Louſiana an. Bei den Tonicas oberhalb Point Coupee, heißt es (Lettres édif. I, 254), hätten die Natchez ihr ewiges Feuer wieder anzünden müſſen, wenn es ihnen ausgegangen wäre: wir dürfen alſo anneh-

men daß auch dieſe zu den Natchezvölkern gehörten und daß ſie eines der älteſten derſelben waren. Die Oumas am Miſſiſſippi 25 lieues oberhalb Neu Orleans ſind ebenfalls wahrſcheinlich zu ihnen zu rechnen (Bossu I, 39). Der religiöſe Cultus der Temas ſtimmte mit dem der Natchez überein (Journal historique 29). Die Nachitoches im Weſten beſaßen (1690) Tempel welche denen der Taenſas glichen, und eine weitere, ſpäter von Charlevoix beſtätigte Aeußerung Tonti's (Collections N. Y. H. S. II, 334 f.) über die Aehnlichkeit des religiöſen Cultus der ſämmtlichen Völker von Louiſiana macht es wahrſcheinlich daß, wenn vielleicht auch keine Stammverwandtſchaft, doch wohl wenigſtens ein politiſcher Verband derſelben in alter Zeit vorhanden war welcher dieſe Gleichförmigkeit hergeſtellt hatte. Die Nechas welche Rivera (1728) an dem gleichnamigen Fluſſe in Texas fand, ſind vermuthlich mit den Natchez identiſch. Sie hatten, wie er bemerkt, die Nabidachos (die Nacodoches, ſagt Villa-Señor V, 42) von dort vertrieben und waren ein Zweig der Aynays oder Aſſinais, des Hauptvolkes von Texas, deſſen Name ein Fluß führte der ſich unter 32° n. B. zwiſchen dem Neches und Sabine findet. Espinosa (V c. 10—12) giebt außer den Naichas auch die Nacocdochis (Nachitoches?) als zu den Aſſinais gehörig an, von denen ſie wie die Nazonis ihr heiliges Feuer mitgetheilt erhalten hatten; als Feinde der Aſſinais nennt er namentlich die Apachen, als Nachbarvölker die Yatafis, die Adays (50 leguas nach Oſten von den Aſſinais und nur 10 von dem franzöſiſchen Fort im Lande der Natchez)* und die Caddodachos (im Norden derſelben). Auf ihre weite Verbreitung in Texas läßt insbeſondere auch der Umſtand ſchließen daß Indianer in der Nähe der Bai von Espiritu Santo den Spaniern auf die Frage nach ihrem Namen (1688) das Wort „Texia" zuriefen, das in der Sprache der Aſſinais „Freunde" bedeutete (ebend. V, c. 4). Wie weit nach Oſten über den Miſſiſſippi hinüber ſich dieſes Reich der Natchez, wie wir es kurz nennen wollen, erſtreckt haben möge, läßt ſich nicht mehr ermitteln, da der gänzliche Untergang des Hauptvolkes ſelbſt kurze Zeit nach dem großen Streiche erfolgte den ſie 1729 gegen die Franzoſen führten. Indeſſen fehlt es nicht an Thatſachen welche darauf hindeuten daß namentlich die Muskoge oder Creek in die Cultur der Natchez früh-

* Lake Soda hieß ſonſt „der große See der Adaes" (Villa-Señor V, 44).

zeitig mithineingezogen worden sind und an derselben theilgenommen haben: hauptsächlich tritt in ihrem vorhin besprochenen Feste der ersten Früchte ein ähnlicher Feuercultus zu Tage wie bei den Natchez, als deren wichtigstes Fest ebenfalls das der ersten Früchte beschrieben wird (Espinosa V, 12); die Culmination der Plejaden wurde bei dieser Gelegenheit von den Affinais sorgfältig beobachtet und der Aufgang der Sonne, wie bei dem großen Säcularfeste der Mexicaner, mit Ungeduld erwartet. Die Aehnlichkeit der Natchez und Creek erstreckte sich bis in's Einzelne auf viele eigenthümliche Gebräuche (Nuttall 277, Lettres édif. I, 760), insbesondere auch auf die sonst nicht in Nordamerika vorkommende Sitte, daß Alles was ein Glied der königlichen Familie betraf, seine Handlungen Zustände Eigenschaften u. s. f. mit anderen Wörtern bezeichnet wurde als wenn es einen Adeligen anging, und wenn einen solchen, wieder mit andern als bei einem Gemeinen, so daß man je nach dem Range namentlich die Anrede an den Einzelnen einzurichten und in verschiedene Sprachen einzukleiden hatte (du Pratz II, 324, Nuttall 268, 277).

Das Reich der Natchez war eine absolute Monarchie an dessen Spitze „der Bruder der Sonne" stand, welcher alle Morgen die aufgehende Sonne begrüßte und ihr zurauchte. Seine Gewalt war so groß, daß ihm das Leben jedes Einzelnen zur Verfügung stand, und im Kriege bot man Alles auf das seinige vor Gefahr zu schützen. Er ernannte alle Beamten, sowohl für den Krieg als für den Frieden und sogar die Priester, da er selbst zugleich Oberpriester war. Bei der Geburt des Thronerben, welcher stets der Schwesterssohn des Herrschers war — denn die Kinder folgten auch hier dem Stande der Mutter — wurde sogleich eine Anzahl von Kindern zu seinem persönlichen Dienste ausgewählt. Diese blieben zeitlebens in demselben Verhältniß zu ihm und folgten ihm nebst mehreren seiner Frauen selbst in den Tod; sie wurden auf seinem Grabe erwürgt oder brachten sich selbst um. Auch die Brüder und Schwestern des Staatsoberhauptes wurden mit einer solchen Dienerschaft umgeben, deren Leben ebenfalls mit dem ihrer Gebieter ein Ende nahm. Die königliche Familie, das Geschlecht der Sonne, das schon zu Anfang des 17. Jahrh. stark zusammengeschmolzen war, stand als eine erbliche Aristokratie dem Volke gegenüber und war hoch erhaben über dieses, keines ihrer Mitglieder konnte am Leben gestraft werden, sie genossen eine Menge von Privilegien,

doch durften ſie nicht untereinander, ſondern nur in das Volk heirathen. Die Weiber welche zu dieſem Geſchlechte gehörten, konnten ſich indeſſen beliebig viele Liebhaber halten und ihre Männer nach Willkür verſtoßen, ja dieſe mußten ihnen ſogar in den Tod folgen (Bossu I, 44).

Der Tempel, welchen außer den Schweſtern des Herrſchers kein Weib betreten durfte, hatte Mauern von 10' Höhe und 2' Dicke, ein kuppelförmiges Dach, und war mit einer Ringmauer, nach einer anderen Angabe mit einem Paliſadenzaune umgeben, auf welchem die Köpfe der Feinde als Trophäen aufgeſteckt waren. Sein Umfang betrug 100', doch hatte er eine nur 4' hohe Thüre und keine Fenſter. In der Mitte desſelben ſtand ein Altar mit einem ewigen Feuer, welches die im Vorgemache ſitzende Tempelwache ſo zu unterhalten hatte, daß es ſtets ohne Flamme fortbrannte. Hier wurde dreimal täglich gebetet. Hier ſtanden auch die Körbe deren einige die Gebeine der verſtorbenen Häuptlinge und der Opfer enthielten die mit ihnen geſtorben waren, während andere die Götterbilder einſchloſſen, welche ſehr zahlreich geweſen zu ſein ſcheinen: männliche und weibliche Figuren, Köpfe und Schwänze von Schlangen, ausgeſtopfte Eulen, Stücke von Kriſtall, Kiefer von Fiſchen. Drei adlerartige hölzerne Vögel waren auch am Dache des Tempels angebracht. Der Cultus, welcher von Prieſtern in weißen Gewändern beſorgt wurde, war feſt geregelt. Die Verehrung des Feuers trat bei demſelben entſchieden hervor, wie ſich u. A. darin zeigt, daß kein Feuer, ſelbſt nicht das gewöhnliche Küchenfeuer mit Waſſer gelöſcht werden durfte (Adair 405). Das Saatkorn mußte, ehe es gebraucht wurde, im Tempel vor dem heiligen Feuer eingeſegnet werden und das Rauchen hatte als religiöſe Ceremonie bei den Natchez dieſelbe hohe Bedeutung wie bei den nördlicheren Völkern; die Aſſinais rauchten dem Himmel, der Erde und den vier Winden zu um ihre Verehrung auszudrücken und das Rauchen als Zeichen des Friedens und der Freundſchaft war zu Anfang des 18. Jahrh. in Texas allgemein im Gebrauch (Espinosa V, 12 u. 8). Die große Gewalt der Prieſter bei den Natchez iſt namentlich darin zu erkennen, daß ſie es waren welche beim Siegesfeſte den Kriegern ihre Ehrennamen und Inſignien zum Lohne der Tapferkeit verliehen (Adair 398). Abgeſehen von den angegebenen Eigenthümlichkeiten ſcheinen ſich die Natchez nur wenig von den übrigen Indianern unterſchieden zu haben. Die ehelichen Verhältniſſe waren bei ihnen von ganz ähnlicher

Art, sie skalpirten und verbrannten ihre Kriegsgefangenen wie diese, auch die Eigenthumsverhältnisse waren schwerlich weiter entwickelt, da Feldarbeit und Ernte von allen gemeinsam besorgt wurden. (Das Vorstehende hauptsächlich nach den Lettres édif. I, 756 ff. und La Salle in Collect. N. Y. H. S. II, 296 ff., da du Pratz zwar viele Details giebt über den Culturheros The, die Schöpfungsgeschichte, den Hofstaat, den Tempel u. s. f. — II, 327 ff., 360 ff., III, 16 — aber zu leichtfertig und selbst nicht frei vom Verdachte der Lüge ist).

Von den Assinais oder Ainais erzählt Espinosa (V, 9 f. u. 13) daß sie mit den Naichas ein gemeinsames Haus des heiligen ewig brennenden Feuers hatten. Es stand in der Mitte zwischen beiden Völkern, war von runder Form, von Stroh gebaut und enthielt einen Thronhimmel aus Matten, vor welchem man auf einer Bank Rauchwerk und andere Opfergaben darbrachte. Nächst diesem Tempel, der zugleich als Rath- und Versammlungshaus diente, gab es noch zwei kleinere in denen auf einem hölzernen Altar ein paar Lederkoffer standen, welche mit einigen Schüsseln Federn und Musikinstrumenten gefüllt waren. Die Assinais glaubten an einen Gott und Schöpfer der Welt der im Himmel wohne, doch erzählten sie mehrere absurde Mythen von ihm. Die Seelen der Todten gelangten auf ihrer Wanderung nach Westen zunächst zu ihm, wendeten sich später aber nach Süden dem Hause des Todes zu. Den Menschen haben nach ihrer Ansicht Feuer und Wasser hervorgebracht, doch führten sie ihre Abstammung auch auf gewisse Thiere zurück. Im Ganzen scheinen die Assinais auf einer etwas höheren Culturstufe gestanden zu haben als die anderen nordamerikanischen Indianervölker: die Weiber waren bei ihnen vollständig bekleidet mit zwei Wildhäuten; der Landbau wurde in bedeutender Ausdehnung und mit großer Sorgfalt betrieben, die Felder, bis auf das Einsäen welches der Eigenthümer selbst besorgte, wie der Hausbau mit vereinigten Kräften bestellt, und zwar zuerst die der Priester; der Häuptling, bei dessen Minderjährigkeit eine Stellvertretung stattfand, besaß zugleich eine richterliche Gewalt, die von den Einzelnen angerufen wurde, wenn sie ihre Eigenthumsrechte beeinträchtigt glaubten.

7. Mißt man die geistige Begabung der Indianer an ihren Leistungen allein, so kann das Urtheil nur sehr ungünstig ausfallen; mißt man sie nach dem Verhältnisse ihrer Leistungen zu der Enge und

Beſchränktheit ihres Gedankenkreiſes, ſo gelangt man zu einem entgegengeſetzten Ergebniß. Was in den Umfang ihrer Beobachtung und Ueberlegung wirklich eintritt, wird von ihnen meiſt richtig, gewandt und ſelbſt ſcharfſinnig benutzt, vor Allem aber was ihre Faſſungskraft überſteigt oder deſſen Zuſammenhang ihnen nicht unmittelbar klar iſt, ſo einfach er übrigens auch ſein mag, ſteht ihr Verſtand rathlos ſtill, ſie unterſuchen es nicht näher, ſondern beruhigen ſich in der Ueberzeugung daß es ein Wunder und menſchlicher Einſicht undurchdringlich iſt.

In dem Gebrauche ihrer geringen Hülfsmittel zur Jagd und zum Kriege, in allen Künſten und Fertigkeiten die ihrem Lebensunterhalte dienen, ſind ſie völlig Meiſter, ſie leiſten mit ihnen was ſich irgend leiſten läßt, aber ſie ſchaffen ſich keine neuen und verbeſſern ſie nicht leicht. Im Verkehre mit Anderen beurtheilen ſie ſehr treffend was ihr Intereſſe berührt, wägen und berechnen äußerſt umſichtig was ihnen entfernte Vortheile oder Nachtheile bringen kann, führen ihre Verhandlungen über wichtigere Angelegenheiten mit klarer Einſicht und ſchlauer Zurückhaltung, daß ſie aber dennoch den Weißen gegenüber ſich oft höchſt kurzſichtig zeigten, war eine Folge, nicht ihres Mangels an Verſtand, ſondern ihrer Unkenntniß der Civiliſation und der Macht der neuen Verhältniſſe in welche ſie durch dieſe verwickelt wurden.

Es fehlt ihnen nicht an Feinheit und Schärfe der Beobachtung. Einen Fremden aus ſeiner Phyſiognomie und ſeinem Benehmen zu beurtheilen verſtehen ſie meiſt vortrefflich. Die Spur des Wildes oder des Feindes wiſſen ſie mit Benutzung aller noch ſo unbedeutenden Nebenumſtände mit einer Sicherheit zu verfolgen die oft bewundert worden iſt. Aus den Ueberreſten eines Lagerfeuers ſchließen ſie auf das Volk von dem es herrührt und auf die Zeit ſeit welcher es verlaſſen wurde. Ihre Pferde kennen ſie genau und ohne ſie zu zeichnen; es entſteht niemals Streit über ſie. In unbekannten Gegenden orientiren ſie ſich an der Rinde der Bäume welche ſie anſchneiden, da ſie wiſſen daß dieſe an der Nordſeite am dickſten iſt (Ballantyne 319); die Karte ihres eigenen Landes vermögen ſie genau zu zeichnen wie ſie bei Gelegenheit von Landverkäufen oft gezeigt haben (Neu England, Beiſpiele bei Drake; N. Carolina, Lawson 205), und ſelbſt in Gegenden die ſie ſeit langer Zeit geräumt haben, wiſſen ſie auf große Strecken unabhängig von der Landſtraße den geraden Weg zu

finden (Weld 475 ff.). Einen Wald oder eine baum- und hügelloſe Ebene durchſchneiden ſie in einer Linie von 200 engl. Meilen ſo ſicher, daß ſie genau an einer beſtimmten Stelle eintreffen, und geben auch an dunklen Tagen den Stand der Sonne jederzeit richtig an (Carver 209). Große Reiſen werden bisweilen von Einzelnen unternommen — obwohl die von du Pratz (III, 89) mitgetheilte deſſen eigene Erfindung zu ſein ſcheint — und finden ſich in ihren Erzählungen oft erwähnt (Kohl I, 168). Dem unter den Weißen gereiſten Indianer iſt es freilich in früherer Zeit gewöhnlich begegnet, daß ſeine Berichte von dem was er geſehen und erlebt hatte zu Hauſe keinen Glauben fanden, und daß er als Lügner verachtet wurde: menſchliche Leiſtungen die ſie nicht verſtanden und nicht zu erklären wußten, erſchienen ihnen viel unglaublicher als eine Beſchreibung des Geiſterlandes, das die Seele des Menſchen im Traume oder in der Verzückung beſuchen konnte.

Die allgemeinen geographiſchen Vorſtellungen der Indianer ſind immer ſehr kindlich. Manche bezeichnen das Felſengebirge als „die Spitze der Welt“ und als den Ort wo der Herr des Lebens ſeinen Sitz hat: dort ſind auch die glücklichen Jagdgründe, der Aufenthaltsort der abgeſchiedenen Seelen, den Lebenden verborgen und unſichtbar (W. Irving 186). Den Eingeborenen von Nord Carolina gilt zwar die Welt für rund (Lawson 211), Amerika ſelbſt aber halten die meiſten für eine große viereckige Inſel aus deren vier Ecken die Winde blaſen (Chippeway, Schoolcr. A.R. II, 89, Winebagoe, Fletcher bei Schoolcr. IV, 231; Jones I, p. XVII), und unterhalb derſelben liegen, wie ſie meinen, noch andere ebenfalls bewohnte Inſeln, die Weißen aber wohnten urſprünglich ganz auf dem Waſſer in Schiffen (Creek, Schoolcr. I, 266 ff.). Daß die Sonne jeden Morgen von einem Weibe neu an den Himmel geſetzt werde und der Mond ein Reiter auf einem Maulthiere ſei, wird als die Anſicht der Navajos berichtet (Davis 414), doch ſcheint ſie nicht weiter verbreitet zu ſein; ſehr allgemein iſt dagegen der Glaube daß dem Monde ein Unglück drohe wenn er ſich verfinſtere, daß er in die Gewalt böſer Geiſter zu fallen Gefahr laufe, welche man daher ganz wie beim Tode eines Verwandten durch Schießen und Lärmen aller Art zu verſcheuchen ſucht (ſüdliche Völker, Adair 86). Andere, die Potowatomi, denken ſich daß ein altes Weib im Monde wohne und dort einen großen Korb flechte,

mit deſſen Vollendung die Welt untergehen müſſe, daß aber ein Hund dieſen Korb immer wieder zerreiße und mit dem Weibe kämpfe, wenn Mondfinſterniß eintritt (de Smet 298). Das Prügeln der eigenen Hunde welches bei dieſer Gelegenheit bei den Huronen (Charlevoix) wie in Peru, in Grönland (P. Egede 187) und anderwärts vielfach gewöhnlich iſt, weiſt auf eine ſehr ausgedehnte Verbreitung ähnlicher Fabeln in Amerika hin (vgl. namentlich Rougemont, Le peuple primitif I, 467 ff.). Die Dakota erzählen daß eine Menge kleiner Mäuſe den Mond alle vier Wochen auffreſſe, daß dieſer aber allmälich wieder wachſe (Riggs). Die Irokeſen und die Ojibway benannten eine Anzahl von Geſtirnen mit beſonderen Namen, und die letzteren bezeichneten die verſchiedenen Zeiten der Nacht mit Genauigkeit nach deren Auf- und Untergang (Lafitau II, 235, Kohl I, 165). Daſſelbe gilt von den Oſagen: ſie kannten den Polarſtern und die ſcheinbare Bewegung der benachbarten Sterne um ihn herum, die Plejaden, die drei Sterne im Gürtel des Orion und die Venus (Nuttall 172 ff.).

Das Zahlenſyſtem der meiſten Indianervölker ſcheint minder unvollkommen als man oft geglaubt hat: im Chippeway, Choctaw und Dakota läßt ſich bis zu 1000 Millionen, im Cherokee bis 300 Mill. zählen. Die Anwendung desſelben iſt nur meiſt ziemlich beſchränkt, denn die Jahre werden nicht fortlaufend von einer beſtimmten Epoche an gezählt und des Rechnens bedürfen ſie überhaupt nur in ſehr geringem Maaße. Sie zählen jene nach Wintern, die Tage, z. B. auf einer Reiſe, nach Nächten oder Schläfen. Soll ein gewiſſer Tag vorausbeſtimmt werden, ſo helfen ſie ſich um Zahlenangaben zu umgehen mit einem Bündel Stöcke, deren einer an jedem Tage herausgezogen und weggeworfen wird, ſo daß der letzte an dem beſtimmten Tage allein noch übrig iſt (Natchez, Chickaſaw, Creek, Nuttall 280). Was Lafitau (II, 226) von dem Sonnenjahre der Indianer erzählt, iſt wahrſcheinlich unbegründet, denn es wird allgemein nach Mondmonaten gerechnet, welche nach periodiſch wiederkehrenden Naturerſcheinungen benannt ſind, beſonders nach nützlichen Thieren und Früchten (Mandan, Mönitarri, Pr. Max. c, II, 191, 233; Dakota, Riggs; La Potherie II, 331). Gleich den meiſten anderen Völkern haben die Dakota deren zwölf, je 5 für Sommer und Winter, 2 für Frühling und Herbſt, da aber der Waſchbär und die Augenkrankheiten

nicht immer genau zu derſelben Zeit eintreffen, entſteht häufig Streit unter ihnen über den Monat in welchem ſie leben. Bei dieſer Zeitrechnung ſind ſie genöthigt alle paar Jahre einen Monat zuzugeben. Nach Carver (216) und Heckewelder geſchähe dieſe Einſchaltung eines ſog. „verlorenen,“ namenloſen Monates nach Verlauf von je 30 Monaten, nach Kohl (I, 167) alljährlich; eine feſte Regelmäßigkeit herrſcht darin ſchwerlich. Schoolcraft (V, 419) giebt an daß die Algonkinvölker nur 11 Monate haben die ſie nach den 11 Brüdern benennen, welche nach der Reihe dasſelbe Weib, den Mond, zur Ehe nahmen, ſich aber wenig darum kümmern daß von einem Winter zum andern bald 12 bald 13 Monate verfließen. (Die Namen der Monate finden ſich a. a. OO., die der Winebagoe bei Schoolcr. IV, 239). Die Creek fingen ihr Jahr unmittelbar nach dem großen Erntefeſte an (Swan bei Schoolcr. V, 276), die Irokeſen das ihrige im Februar; wann dieß bei den andern Völkern geſchah, iſt noch unermittelt.

Alle großen Organe des menſchlichen Leibes ſind den Indianern bekannt und werden von ihnen mit beſonderen Namen bezeichnet; ſie wiſſen daß das Blut vom Herzen ausgeht, daß die Lungen das Athmen beſorgen und daß das Gehirn der Sitz der geiſtigen Thätigkeit iſt (Pitcher bei Schoolcr. IV, 505, Hunter 429). Es giebt auch, wie ſchon erwähnt, eigentliche Aerzte bei ihnen, Männer und Weiber, die nicht durch Zauberei und überhaupt ohne alles phantaſtiſche Beiwerk ihre Kunſt üben und dafür mit Geſchenken belohnt zu werden pflegen (Hunter 345, Schoolcr. V, 445), aber die Zauberer, an die man ſich vorzugsweiſe und immer dann wendet, wenn die Kur der erſteren erfolglos iſt, ſind und bleiben natürlich die erſte Autorität. Die Menge der Heilpflanzen welche die eigentlichen Aerzte benutzen — ſie werden getrocknet, pulveriſirt und ſorgfältig in Beuteln aufbewahrt — iſt allerdings nicht unbedeutend (Aufzählung bei Pitcher a. a. O. 516, vgl. Kohl II, 131 ff.), und außer dieſen ſtehen ihnen auch noch manche andere Medicamente zu Gebote (Hunter 402); da es ihnen aber am Verſtändniß der inneren Krankheiten im höchſten Grade fehlt, beſchränkt ſich die Hülfe die ſie wirklich leiſten, großentheils auf einfachere chirurgiſche Fälle. Schnittwunden werden auf 6 Tage zuſammengenäht und dann wiederholt ausgewaſchen, einfache Brüche verbunden und comprimirt, Knochenbrüche mit Holz geſchient,

ſo daß die Bewegung der gebrochenen Knochenſtücke und zum Theil auch der Muskeln gehindert wird. Vorzeitiges Heilen eiternder Wunden verhütet man ſorgfältig (Pitcher a. a. O. 513 f.). Die Amputation wird verabſcheut, dagegen ſcarificiren ſie deſto häufiger mit einem Feuerſteine oder mit Klapperſchlangenzähnen um örtliche Schmerzen zu beſeitigen, und ſchröpfen mit einer Hornſpitze die ſie durch den Mund ausſaugen (ebend. 516, Lawson 224); auch blutſtillende Mittel und Aderläſſe, Blaſenpflaſter und Pflaſter gegen Froſt, Kräuterumſchläge, Brechmittel und Purganzen fehlen nicht (Hunter 430). Brechmittel werden beſonders bei Fieberanfällen und Vergiftungen gegeben, Aderläſſe in entzündlichen Krankheiten verordnet (Pitcher a. a. O. 511, 515). Gegen Syphilis kennen ſie kein gründliches Heilmittel, die Kranken dieſer Art müſſen ganz abgeſondert leben (Huronen, Sagard 273). Faſten und Schwitzen finden häufige Anwendung, beſonders das letztere, welches man durch Eingrabung des Kranken in heiße Erde bis an den Hals, am gewöhnlichſten aber durch das ſchon früher erwähnte Dampfbad herbeiführt, auf das man oft noch ein kaltes Bad folgen läßt. Das Schwitzbad fand ſich als allgemeines Heilmittel und zum Zwecke der Wiederherſtellung der Kräfte faſt allerwärts im Gebrauch (Neu England, Cotton Mather und Belknap III, 71; Huronen, Sagard 272; Mandan, Catlin: Virginien, Strachey 108; Choctaw, Bossu II, 98; Hunter 423; Kenaier, Wrangell 110; über die Behandlung einzelner Krankheiten Pitcher a. a. O. 511 f.). Die abenteuerlichen Vorſtellungen welche über das Weſen der Krankheiten herrſchen, beſtimmen in vielen Fällen das Heilverfahren: locale Uebel pflegt man von der Gegenwart kleiner Würmer herzuleiten (McCoy 303) und richtet daher auf dieſe die Kur; ſchwere Geburten ſucht man durch das Trinken des Abſudes von einem Klapperſchlangenſchwanze zu befördern, damit das Kind aus Furcht vor dem Geräuſche der Klapper ſich beeile den Mutterleib zu verlaſſen (Ausland 1858 p. 937 nach Domenech).

Die große Menge von Sprachen in welche die Indianervölker geſchieden ſind, erſchwerte vielfach ihren Verkehr untereinander; doch wußten ſie dieſe Schwierigkeit, wo es ihr Bedürfniß forderte, auf mehr als eine Weiſe glücklich zu überwinden. Wie Humboldt (Rein d. Aeq. ed. Hauff II, 30) von den Indianern in den Wäldern am Orinoco erzählt daß ſie ſich, wenn ſie verſchiedenen Völkern angehören,

oft durch eine dritte Sprache miteinander verständigen, so kommt es auch in Nordamerika häufig vor, daß Einzelnen mehrere Sprachen geläufig sind: als ausgezeichnete Beispiele dieser Art werden genannt der Mischling Lasallier der außer Englisch und Französisch noch neun verschiedene Indianersprachen, und ein Delaware der geläufig englisch französisch spanisch und etwa noch acht Indianersprachen redete (Schoolcr. IV, 235, Möllhausen 57), und es wird oft versichert daß die Eingeborenen überhaupt mit großer Leichtigkeit mehrere, namentlich amerikanische Sprachen lernen. Außerdem besitzen insbesondere die Völker am Mississippi und im Westen desselben eine systematisch ausgebildete Zeichensprache, durch welche sie die verwickeltsten Mittheilungen zu machen vermögen. Sie wird gebraucht wo man sich auf keine andere Weise zu verständigen vermag, oder mittheilen will was nicht gehört werden soll, und ist den Riccara, Mandan, Mönitarri, Krähen-Indianern, Schienne, Schlangen-Indianern und Schwarzfüßen gemeinsam (Näheres bei Pr. Max. c, II, 645, Say bei James I, 378, Kohl I, 190). Außerdem bedienen sich die Indianer häufig auch einer Art von telegraphischen Zeichen, indem sie Haufen von trockenem Prärigras oder Reisholz an bestimmten Stellen anzünden, oder an ausgezeichneten Punkten Steine oder Büffelschädel zusammenhäufen, deren Anordnung wie die Größe und Anzahl der aufsteigenden Rauchsäulen eine bestimmte Bedeutung hat (Gregg). Büffelherden, Feinde u. dergl. signalisiren sie in die Ferne durch Herumlaufen im Kreise, durch Hin- und Herreiten oder Gegeneinanderreiten (Keating II, 17, W. Irving 156). Das wichtigste Mittel der Verständigung mit entfernten Personen ist aber ihre Bilderschrift.

Von eigentlicher Schrift besaßen sie zwar vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern keine Vorstellung und sahen die Mittheilung durch sie als eine Art von Zauberei an, doch hatten namentlich die Ojibway und Sioux, die seit alter Zeit in erbitterter Feindschaft lebten, durch Bilder auf einem Stücke Birkenrinde das sie aufstellten, oft einander Nachrichten mitgetheilt und sich verständigt (Schoolcr. VI, 389 nach Gov. Cass), wovon sich bei Carver ein Beispiel findet. Wir führen hier ein anderes aus Cook Taylor an (Nat. hist. of society Lond. 1840 I, 32), da dessen Analyse vollständiger ist.

Eine kriegerische Unternehmung einiger Franzosen gegen das Irokesenvolk der Tsonontuans wurde folgendermaßen dargestellt: 1) das

franzöſiſche Wappen mit einer Axt darüber, daneben 18 Symbole der Zahl 10: „180 Franzoſen zogen zum Kampfe aus.“ 2) Ein Berg von dem ein Vogel herunterſpringt und ein Hirſch mit dem Mondviertel auf dem Rücken — der Berg bedeutet Montreal, der Vogel die Abreiſe: „ſie brachen von Montreal auf, im erſten Viertel des Hirſchmonates oder Juli.“ 3) Ein Kahn mit 21 Hütten: „ſie fuhren auf dem Waſſer und landeten 21mal um zu übernachten.“ 4) Ein Fuß mit 7 Wigwams: „dann marſchirten ſie 7 Tage.“ 5) Eine Hand und 3 Wigwams, über deren einem zwei hängende Zweige, das Zeichen der Tſonontuans, und eine Sonne: „ſie hatten ſich dem Stamme der Tſonontuans bis auf 3 Tagereiſen genähert und ſtanden im Oſten des Dorfes.“ 6) 12 Symbole der Zahl 10, ein Wigwam mit zwei hängenden Zweigen und ein ſchlafender Mann: „120 Tſonontuans wurden ſchlafend überraſcht.“ 7) Eine Keule und 11 Köpfe, 5 Männer über ebenſo vielen Symbolen der Zahl 10: „11 Tſonontuans wurden erſchlagen, 50 gefangen genommen.“ 8) Ein Bogen der 9 Köpfe enthält und 11 Striche darunter: „von den Siegern wurden 9 getödtet, 11 verwundet.“ 9) Ein Regen von Pfeilen in der Luft von beiden Seiten: „der Kampf war hartnäckig.“ 10) Pfeile die nur von einer Seite kommen: „die Beſiegten flohen dann ohne Widerſtand.“

Auf ſolche Weiſe werden Reiſenachrichten, Kriegszüge und ihre Erfolge, Heldenthaten Einzelner u. dergl. allgemein verſtändlich mitgetheilt. Die Bemalung der Feſtkleider, der Schilde, der Hütten bringt die Thaten ihrer Eigenthümer zur Anſchauung (Beiſpiele bei Catlin, Tanner I, 88), oder ſtellt die Geſchenke dar welche ſie an andere gemacht haben (Mandan, Pr. Max.), oder dient zur Bewahrung des Stammbaumes bis auf 9 Generationen hin (Ojibway, Kohl I, 203). Auch die Pfoſten welche auf Gräbern errichtet werden, ſchmückt man häufig mit Bildern welche den Zweck einer Grabſchrift erfüllen. Eine Miſchung von Kohlenſtaub und Bärenfett dient am häufigſten zur Bemalung, welche meiſt auf der Rinde der betula papyracea (ſie geht bis zu 42° n. B. herab), ſeltener auf Stein ausgeführt wird. Die Bilderſchrift der Dakota iſt ſchlecht und unentwickelt, ſie bezeichnet nur durch einige wenige rohe Linien die Gefangenen und die Getödteten, die Männer und Weiber, durch verſchieden zugeſchnittene Federn den erſchlagenen, ſkalpirten, verwundeten Feind u. ſ. f. (Schooler. IV, 70,

Mrs. Eastman); weiter ausgebildet iſt ſie bei vielen Algonkinvölkern, den Ojibway, Potowatomi, Ottawa und Menomini, auch bei den Winibeg, beſonders aber ſollen die Irokeſen ſich in dieſer Beziehung ausgezeichnet haben, deren Bilder auch inſofern beſſer waren, als an ihnen die Muskulatur deutlicher hervortrat.

Aus dem vorhin mitgetheilten Beiſpiele ergiebt ſich, daß dieſe Art der Schrift nächſt der Abbildung des Gegenſtandes ſelbſt bei einigen ſymboliſchen Zeichen ſtehen blieb, deren Bedeutung nicht ſchwer zu erlernen war — eine rothe Hand bezeichnete z. B. eine vom Feinde erhaltene Verwundung, eine ſchwarze daß dieſer erſchlagen wurde (Wagner u. Sch. III, 49); ihre richtige Beziehung aufeinander aber und damit das Verſtändniß des Ganzen überließ man der glücklichen Combination des Leſers, deſſen Einbildungskraft durch den augenſcheinlichen Zweck des Bildes, durch den Ort wo und die Art auf welche es angebracht war und durch andere äußere Kennzeichen, bei der Beſchränktheit des Gedankenkreiſes dieſer Menſchen allerdings meiſt leicht genug auf die rechte Spur geleitet werden konnte. So unzureichend dieſe Bilderſchrift auch war zur Aufbewahrung hiſtoriſcher Traditionen oder Vertragsbeſtimmungen und überhaupt alles deſſen, wofür eine möglichſt wortgetreue Ueberlieferung erfordert wurde, ſo kam man doch über ſie nicht hinaus, ſondern bemühte ſich nur durch ſie dem Gedächtniß möglichſt zu Hülfe zu kommen, indem man Reihen von Bildern als mnemoniſche Zeichen benutzte, welche eine auswendiggelernte Geſchichte, eine Legende oder einen memorirten Geſang ſucceſſiv zu reproduciren veranlaßten. Dadurch wurde die Malerei eine Art von Geheimſchrift die nur den Eingeweihten verſtändlich war; eben deshalb fand man ſie vorzüglich brauchbar für die Myſterien des religiöſen Cultus, der Zauberei, der geheimen Geſellſchaften und für Alles was die Kunſt der Aerzte Wunderthäter und Propheten betraf, und bediente ſich ihrer vorzüglich für dieſe Zwecke. Text und Melodie wurden auswendig gelernt und bei der Recitation des Geſanges eine Bildertafel als mnemoniſches Hülfsmittel benutzt. Die Art auf welche dieß geſchah, iſt leicht erſichtlich aus folgender Darſtellung der Sprüche Salomonis 30, 25—32. Die zu dieſer Stelle gehörigen Bilder ſind: eine Ameiſe; ein Kaninchen; eine Heuſchrecke; eine Spinne; ein Fluß als Symbol der Bewegung; ein Windhund, Widder und König; ein Mann der wie ein Narr die Hände ausſtreckt um den Himmel zu faſſen.

Dieſe Geheimſchrift in Bildern läßt ſich außerdem auch desh[illegible] von keinem Uneingeweihten enträthſeln, weil viele der gebrauch[illegible] Bilder ſich auf Myſterien beziehen die uns unbekannt ſind, und jed[illegible] falls eine bloß ſymboliſche Bedeutung haben, die wohl nur ſe[illegible] ſo leicht zu entdecken war wie der Sinn der Linien welche in der [illegible] malten Bittſchrift der Chippeway (bei Schooler. I) die Augen [illegible] Herzen der Thiere verbinden: dieſe ſollen nämlich die Einheit der [illegible] ſicht und der Geſinnung bezeichnen, welche unter den ſämmtlichen [illegible] jener Geſandtſchaft betheiligten Völkern herrſchte, deren jedes du[illegible] ſein Thierſymbol (Totem) dargeſtellt iſt. Andere Beiſpiele dieſer Bilderſchrift finden ſich bei Schoolcraft I pl. 47 B, vgl. p. 355, pl. 51, I, vgl. p. 362, pl. 56 C u. B, vgl. p. 401 u. 403, pl. 58 f. vgl. p. 407 ff.; ebend. II pl. 13, vgl. p. 57, IV pl. 31 ff. vgl. p. 250 und ſonſt. Die gegebene Deutung entzieht ſich freilich meiſt jeder näheren Controle; daß aber die Malerei von den Indianern in der bezeichneten Weiſe wirklich zur Aufbewahrung heiliger Traditionen und religiöſer Geſänge benutzt wurde, iſt nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen Kohl's, Copway's (128 ff.) und Tanner's (II, 100) nicht zweifelhaft. Es iſt nicht unwahrſcheinlich daß auch die Bilder an Felſen welche ſchon Pater Marquette (64) in rother grüner und ſchwarzer Farbe am Pekitanoui, einem nordweſtlichen Zufluß des Miſſiſſippi, nördlich von 36° n. B. und nach ihm Andere in verſchiedenen Gegenden fanden (Schooler. IV pl. 18; vgl. p. 172), urſprünglich eine ähnliche Beſtimmung hatten. Die von Marquette geſehenen ſtellten rieſenhafte Thiere, wohl mythologiſche Weſen dar. Die ſog. Pictured Rocks bei Portailles am Südoſtufer des Oberen See's ſcheinen dagegen ein bloßes Naturſpiel zu ſein.

Copway erzählt daß die nationalen Ueberlieferungen auf Tafeln von Stein, Kupfer, Blei oder auf Baumrinde aufgezeichnet und in dieſer Form an einem oder mehreren beſtimmten Orten unter der Erde in einem hohlen Cedernſtamm aufbewahrt wurden. Alle 15 Jahre unterwarf man ſie einer Unterſuchung und beſſerte aus was ſchadhaft geworden war. Bei dieſer Gelegenheit erhielten die jungen Leute eine Belehrung über den Inhalt dieſer Documente, welcher auf eine Mittheilung von Seiten des großen Geiſtes zurückgeführt wurde und nur von vier Prieſtern vollkommen erklärt werden konnte. Auch anderwärts war es üblich die jungen Leute an einem hohen Feſte mit dem

hiſtoriſchen Traditionen ihres Volkes bekannt zu machen (S. Carolina, Lawson 39), und das Verſammlungshaus ſcheint bei manchen Völkern zugleich als eine Art von Staatsarchiv gedient zu haben, in dem die Abbildungen von den Grenzen der Jagdgebiete niedergelegt wurden welche die einzelnen Häuptlinge auf ihren Mänteln trugen (Hunter 186). Sonſt wird Bilderſchrift als Hülfsmittel zur Aufbewahrung geſchichtlicher Ereigniſſe nicht leicht erwähnt, ſondern wir hören nur vielfach von Wampumgürteln welche als hiſtoriſche Denkmäler aufbehalten wurden. Die auf ihnen dargeſtellten Figuren hatten alle eine beſtimmte Bedeutung und gaben, Hieroglyphen ähnlich, den dazu beſonders beſtellten Männern den Faden an die Hand an den ſie ſich hielten, wenn ſie dem verſammelten Volke ſeine frühere Geſchichte vortrugen. In Nord Carolina dienten Bündel von Rohr, das mit gewiſſen eingeſchnittenen Zeichen verſehen war, zu demſelben Zwecke (Lawson 181). Nach Hunter (308) waren es die Weiber welche bei mehreren Völkern die hiſtoriſchen Traditionen im Gedächtniß bewahrten. Auch die Beſtimmungen von Verträgen welche das Volk ſchloß, wurden, wie es ſcheint, nicht leicht in Bilderſchrift aufgeſetzt, ſondern vollkommen genau im Gedächtniß bewahrt und von einer Generation der anderen überliefert; die Treue und Sicherheit der Erinnerung war ſo groß, daß die Indianer, wenn ſie bisweilen den Weißen welche die Sache ſchriftlich hatten, den Vorwurf machten daß „ihr Papier lüge," bei genauer Unterſuchung des ſtreitigen Punktes ſchließlich doch Recht behielten (vgl. Heckewelder 81).

Was wir früher über die Mythologie der Indianer beigebracht haben, beweiſt daß es ihnen an poetiſcher Erfindungskraft nicht ganz fehlt, daß aber die Schöpfungen ihrer Phantaſie meiſt an einer gewiſſen Maaßloſigkeit leiden welche die Production des Schönen in hohem Grade beeinträchtigt. Dieß beſtätigt ſich an ihren Liedern und Geſängen. Sie ſind bisweilen ſchwer verſtändlich, weil den Wörtern in ihnen oft ganz andere Bedeutungen beigelegt werden als ſie in der gewöhnlichen Sprache haben, und die Antiphraſe ſehr beliebt iſt, ſo daß z. B. der Dakota um einen Tapferen zu loben zu ihm ſagt: Freund, du haſt dich von den Ojibway ſchlagen laſſen. Die Lieder haben meiſt einen Refrain den der Chor ſingt. Ihr Hauptgegenſtand iſt der Krieg: ſie ergehen ſich in wilden Prahlereien des Muthes und der Kraft, den mannigfaltigſten zum Theil ſymboliſchen Ausdrücken

der Tapferkeit, der Verſpottung der Feinde, den Anſpielungen auf die Schutzgötter u. dergl.; andere feiern den Sieg, oder ſind als Klagelieder der Erinnerung der Todten, eines Kindes, eines Helden, gewidmet, noch andere ſind von der Furcht vor böſen Geiſtern eingegeben (Schoolcr. III, 326). Häufig beſtehen ſie aus einer einzigen Zeile die in endloſer Wiederholung von Einzelnen und vom Chore geſungen wird: „Wenn ich dem Feinde entgegengehe, zittert die Erde unter meinen Füßen," oder „das Haupt des Feindes iſt abgeſchnitten und fällt mir zu Füßen" (Keating I, 134, andere Beiſpiele bei Heckewelder 354, Kohl II, 40, Strachey 79, Schoolcr. a. a. O. u. II, 60 ff.). Wie die Potowatomi ſcheinen auch die Ofagen und Cherokee keine Liebeslieder zu haben (Atwater 313, 315), doch giebt es deren bei anderen Völkern. Einige Geſänge welche dem religiöſen Cultus angehören, hat Edw. James (im Append. zu Tanner) mitgetheilt. Wir geben hier nur noch ein Liebeslied und ein Kinderlied nach Schoolcraft (V, 559 ff.), welche jedenfalls unter den bekannten Indianerpoeſien eine hervorragende Stelle einnehmen.

O, wenn ich an ihn denke — mein Geliebter!
Da er in den Kahn ſtieg zur Rückkehr, legte er das weiße Wampum um meinen Nacken — mein Geliebter.
Ich werde mit dir gehen in dein Vaterland, mein Geliebter!
Ach, mein Vaterland iſt weit, weit weg, mein Geliebter.
Da ich mich umſah nach dem Platz wo wir ſchieden, ſtand er dort und ſah mir nach, mein Geliebter.
Noch ſtand er auf einem Baume der in das Waſſer des Fluſſes gefallen war, mein Geliebter.
O, wenn ich an ihn denke — O, wenn ich an ihn denke.

---

Feuerfliege, Feuerfliege, leuchte mir zu Bett.
Komm, komm, kleiner Leuchtwurm.
Du biſt mein Licht, leuchte mir auf meinem Weg.

---

Vorzüglich geeignet um die intellectuelle Bildungsſtufe zu charakteriſiren auf welcher die Indianer ſtehen, ſind ihre Sagen Mährchen und Erzählungen. Wir haben hierbei nicht diejenigen von ihnen im Auge welche eine beſtimmte hiſtoriſche Grundlage beſitzen, wie z. B. die Geſchichte von der Trennung der in alter Zeit vereinigt geweſenen Wyandot und Seneca (Schönau, Ausland 1857 p. 605), ſondern die *große Menge* derer in welchen die Phantaſie ein freieres Spiel treibt,

die selbstständigen Schöpfungen des Indianers auf diesem Gebiete. Sie sind theils bloß zur Unterhaltung erfunden, theils sollen sie wichtige moralische Wahrheiten in symbolischer Einkleidung oder im Gewande der Fabel darstellen. Manche von ihnen bewegen sich auf dem Gebiete der Mythologie allein, andere verknüpfen die Götter und Heroenwelt in der Weise des Mährchens mit dem Treiben der Menschen. Nicht selten fehlt es ihnen allerdings an tieferem inneren Zusammenhang und an psychologischer Motivirung: mächtige Zauberer mit ihren vielfachen Verwandlungen, Thiergeister und andere Genien, die den Menschen bald hülfreich sind, bald sie plagen und quälen, spielen in ihnen die Hauptrolle, Riesen welche Menschen fressen und Zwerge die mit Wunderkräften begabt sind, treiben darin ihr Wesen. Viele dieser Erzählungen sind offenbar bloß Fragmente. Longfellow (The song of Hiawatha Lond. 1855) hat eine Menge der Mythen und Sagen, welche Schoolcraft und Andere gesammelt und in Prosa erzählt haben, in Verse gebracht und zum Theil mit sorgsamer Verwendung des Poetischen und Sinnigen das sie enthalten, zu einem wenn auch nur lose zusammenhängenden Ganzen verwebt. Man darf dabei nicht vergessen daß die Form dieses Ganzen, „das geistige Band", der Zusammenhang und die specielle Ausmalung der zerstreuten Elemente die der Dichter vorfand, und somit die ganze künstlerische Gestaltung dem letzteren allein angehört und nach modernem Geschmacke von ihm hinzugedichtet worden ist. Gerade die poetischen Vorzüge dieses Werkes sind es durch welche der Spiegel getrübt und selbst verfälscht wird den es uns von den dichterischen Leistungen der Indianer vorhalten will: das zusammenhangloſe, abenteuerlich bunte Durcheinander das die Phantasiegebilde dieser Menschen charakterisirt, ist öfters abgestreift, das Spröde geglättet und in Fluß gebracht, das Abstoßende und Widrige in den Hintergrund gedrängt und gemildert: wir haben ein anziehendes, interessant colorirtes Bild erhalten, das in seinen Elementen großentheils wahr, als Ganzes aber unwahr ist, unwahr besonders aber auch insofern, als der Heros Hiawatha mit Manabozho und Michabou ganz unbegründeter Weise identificirt, und die Sagen verschiedener Völker, die höchst wahrscheinlich nie in irgend einem Zusammenhange gestanden haben, miteinander verschmolzen worden sind.

Ein richtigeres Urtheil über ihre Leistungen und Fähigkeiten auf

dieſem Gebiete läßt ſich auf die Sagen-Sammlungen gründen die ihren Stoff aus erſter Hand erhalten haben. Die von Jones geliefe-rte ſtimmt vielfach in ihren Mittheilungen mit dem überein was sich bei Loskiel, Heckewelder, Lewis and Clarke und Anderen findet, und weiſt ihre Quellen überall möglichſt vollſtändig nach. Werthvolle authentiſche Beiträge, die großentheils gewiſſenhaft aus dem Munde der Indianer geſammelt wurden, bietet das Buch von Mrs. Eastman (40, 81, 165, 119, 212) und namentlich Schoolcraft (Hist. I, 319, II, 235, III, 321, Algic Res. I, 57, 84, 135, 233, 239, II, 40, 61, 77, 152, 165, vgl. note p. 117, 181, 216, 243), Einzelnes bei Kohl, Mrs. Robinson's Letters, J. Irving (I, 110), Copway (98), Mrs. John Kinzie of Chicago, Early Day in the North West Lond. 1856 (vgl. Ausland 1856). Obgleich die äußere Form dieſer Erzählungen unzweifelhaft modern iſt und dem Sammler ſelbſt angehört, liegt doch in den meiſten Fällen kein Grund vor die Aechtheit ihres Inhaltes anzufechten oder ihren Urſprung anderwärts als bei den Indianern zu ſuchen. Schoolcraft (I, 45) hebt hervor, daß in ihnen kein Inſtrument von Metall, keine Flinte, kein Meſſer, oder ein anderer erſt von den Europäern eingeführter Artikel erwähnt wird, und wenn hier und da Fabeln und kleine Parabeln vorkommen, wie die von der Eiche und dem Weinſtock u. a., oder wenn die Sage von einer goldenen alten Zeit und einem paradieſiſchen Leben in der Urzeit erzählt (Copway 98), ſo iſt man zwar verſucht ſich nach fremden Quellen umzuſehen, doch geſtattet die Beſchaffenheit des Uebrigen nicht dieſer Vermuthung einen großen Spielraum zu geben. Dieſe Sagen enthalten gar manchen Gedanken den man der Phantaſie des Indianers kaum zutrauen ſollte, und warnen dringend vor der unverdienten Geringſchätzung mit der man gewohnt iſt von ihnen zu ſprechen. Der immer nach neuen Abenteuern dürſtende Paupukewiss (Schoolcr. A. R. I, 200) ſtraft den Vorwurf der unüberwindlichen Geiſtesträgheit Lügen, den man ſo oft dem Indianer gemacht hat, und die Erzählung von Jagoo (ebend. 229), dem Münchhauſen der Ojibway, zeigt daß es ihnen an Sinn für Humor und Komik nicht fehlt.

Die Zeit der Erzählungen ſind die langen Winterabende: der Schnee der dann die Erde deckt, treibt auch die Geiſter die ſonſt alles beleben und überall umherſchwärmen, ſich in ihr Verſteck zurückzuziehen;

vom Frost gedrückt, überlassen sie sich dem Schlafe und es ist ungefährlich sie bei Namen zu nennen, über sie zu lachen und zu spaßen, denn sie hören es nicht, da sie erst mit dem Frühling wieder erwachen. Da uns der Raum zu ausführlicheren Mittheilungen mangelt, beschränken wir uns auf die kurze Angabe einiger Beispiele, welche moralische Sätze in der Form der Allegorie einschärfen oder sich durch Züge feiner Ironie gegen die herrschenden Vorstellungen von Anstand und Sitte auszeichnen, wie man sie bei diesen Menschen schwerlich erwarten wird. In einer Erzählung (bei Schoolcraft) giebt das Haupt der Familie vom Falken, dessen Verwandter das Unglück hat einen Flügel zu zerbrechen, ein großes Beispiel von brüderlicher Liebe durch eine Reihe von Opfern die er bringt und durch kluges Benehmen während einer langen Zeit des Mangels. In einer anderen verläßt die Seele eines Kriegers das Schlachtfeld um zu sehen ob der Verlust eines so tapferen Mannes wirklich so tief gefühlt und betrauert wird als man gewöhnlich glaubt. In einer dritten kehrt ein geliebtes Weib oder eine Schwester aus dem Jenseits auf diese Erde zurück um zu erfahren ob die Trauer um ihren frühen Tod tief gefühlt und aufrichtig oder nur ein conventionelles Schauspiel sei. Ein berühmter Krieger besucht im Traume die glücklichen Jagdgründe der anderen Welt und findet dort die Seelen der Todten schwer belastet mit dem was man ihnen mit in's Grab und auf den Weg gegeben hat: er schafft daher diesen Gebrauch ab (Jones II, 181). Ehe die Weiber entstanden, erzählt eine andere Sage (ebend. III, 176) waren die Männer alle aus Thon gemacht und hatten lange Schwänze. Da sie aber höchst übermüthig waren, ließ der große Geist ihnen diese abnehmen und gab ihnen Weiber zur Plage.

„Wir müssen die Indianer nach den ausgezeichnetsten Beispielen beurtheilen", sagt Schoolcraft (III, 54), „die sie von geistiger Kraft und Talent gegeben haben, wie wir dieß mit civilisirten Völkern thun. Daß ein vielfach gedrücktes und durch Anstrengung für seinen Lebensunterhalt auf's Aeußerste gebrachtes Volk überhaupt noch Beispiele von Geistesgröße und erhabenen Gedanken hervorbringt, verdient unsere Bewunderung." Die Urtheile der älteren Berichterstatter über die geistige Begabung der Indianer finden sich zusammengestellt bei Hulbert (4ff.). Sie sind durchgängig äußerst günstig. Aehnlich wie sich Roger Williams über die Eingeborenen von Neu England

ausgesprochen hat, urtheilt Pater Jerome Lallemant: „Ich kann versichern daß sie an Verstand den Europäern durchaus nicht nachstehen. Wäre ich in Frankreich geblieben, so würde ich nie geglaubt haben daß die Natur ohne Unterricht eine so kräftige Beredtsamkeit und ein so gesundes Urtheil über die eigenen Angelegenheiten hervorzubringen im Stande sei wie ich sie an den Huronen bewundert habe." Diese letzteren fand La Potherie (I, 227) vorzüglich begabt, besser als andere Indianer; er hebt besonders ihr insinuantes Wesen, ihre Feinheit im Gespräch und ihre politische Klugheit hervor, wogegen ihr Charakter kein Lob von ihm erhält. Pater Paul le Jeune sagt über die Fähigkeiten der Indianer: „In Rücksicht ihres Verstandes stehen sie auf einer hohen Stufe, wie ich glaube. Ihre Geisteskräfte sind leicht und erfolgreich in Thätigkeit zu versetzen. Ich kann die Indianer wohl mit einigen unserer Bauern vergleichen die man ohne Unterricht gelassen hat, doch kenne ich kaum irgend jemand der aus Frankreich hierher gekommen wäre und nicht zugäbe, daß sie höhere geistige Fähigkeiten besitzen als die meisten unserer Bauern." Pater Vivier (Lettres édif. I, 775) und Loskiel (17) stimmen hiermit vollkommen überein; ebenso Lafitau (I, 105ff.), welcher außer ihrer Charakterkraft, vorzüglich ihr gesundes Urtheil rühmt, das in ihren eigenen Angelegenheiten treffender sei als beim gemeinen Manne in Frankreich, dann ihre lebendige Phantasie und leichte Auffassung, ihr vortreffliches Gedächtniß.

Man sieht hieraus zur Genüge daß es erst der Oberflächlichkeit und Parteileidenschaft der späteren Zeit vorbehalten war verkehrte Ansichten über die geistige Begabung der Indianer zu verbreiten und für unumstößliche Wahrheiten zu erklären. Es ist Zeit diese Vorurtheile fahren zu lassen. Die Spuren einer höheren Cultur in alter Zeit, die man neuerdings immer weiter zu verfolgen bemüht ist, nöthigen ohnehin zu einem günstigeren Urtheile über die Fähigkeiten dieser Völker, da man keinen Grund hat jener Cultur einen ausländischen Ursprung zuzuschreiben. Auch dürfen wir nicht verschweigen daß vorurtheilsfreie neuere Reisende, wie z. B. Pr. Maximilian (c, II, 134), die geistige Capacität der Indianer durchaus nicht für geringer halten als die der Weißen, und daß die Erfahrungen der neueren Missionäre dieß zu bestätigen fortfahren: in Carey-mission-house fand man die Fortschritte der Indianerkinder gleich gut wie die der weißen (Keat-

ing I, 153), beſonders groß zeigte ſich ihr Talent für die nachahmenden Künſte*.

Zum Schluſſe können wir es uns nicht verſagen für diejenigen welche die Begabung der Indianer geringſchätzig beurtheilen zwei Anekdoten mitzutheilen, welche zeigen daß die geiſtige Ueberlegenheit der Europäer über ſie ſich nicht ausnahmslos bewährt hat. Beide finden ſich bei Lahontan (I, 189 u. 45), dann bei Colden (I, 88 und 70), Charlevoix, Drake u. A. Schoolcraft (III, 518) giebt nach Colden den Namen Adario ſtatt Kondiaronk.

Mit vieler Mühe hatten die Franzoſen im Jahre 1688 Kondiaronk, einen Häuptling der Huronen, dazu vermocht, ſich mit ihnen gegen die Irokeſen zu verbünden. Als er eben ſeinen Beiſtand verſprochen hatte und gegen dieſe auszog, erfuhr er zu ſeinem Erſtaunen daß die Franzoſen Geſandte der Irokeſen erwarteten um Frieden mit ihnen zu ſchließen. Ohne ſich über dieſen Verrath im mindeſten zu beklagen legte er ſich in einen Hinterhalt, tödtete einige der Geſandten als ſie vorbeikamen und nahm die übrigen gefangen. Den letzteren verſicherte er daß die Franzoſen allein ihn zu dieſem Schritte bewogen hätten und ſetzte, um jeden Verdacht von ſich und den Seinigen abzuwenden, alle in Freiheit bis auf einen den er als Aequivalent für einen bei dem Ueberfall getödteten Huronen behalten wollte. „Geht, Brüder, ſagte er zu den übrigen, ich löſe eure Feſſeln und ſende euch in eure Heimath zurück, obgleich unſere Völker im Kriege ſind. Der Gouverneur der Franzoſen hat mich zu dieſer ſchwarzen That verführt, und ich werde nicht eher ruhen bis ihr vollſtändige Rache an ihnen genommen habt.“ Um die Franzoſen, welche die Irokeſen über den wahren Hergang der Sache aufzuklären bemüht waren, deſto ſicherer mit dieſen zu verfeinden begab er ſich mit dem zurückbehaltenen Gefangenen zu einem franzöſiſchen Offizier, der von den Friedensverhandlungen die angeknüpft werden ſollten noch nichts wußte, beſtimmte dieſen den Gefangenen als Feind erſchießen zu laſſen und ſorgte durch Boten dafür daß die Sache bei den Irokeſen überall bekannt wurde. Die letzteren dadurch auf's Höchſte erbittert, überfielen plötzlich die franzöſiſchen Niederlaſſungen und verwüſteten ſie mit der unerhörteſten Grauſam-

* Die Official Records des General Clark (Proceedings with the Indians) ſollen vieles werthvolle Material zur Beurtheilung der Begabung der Eingeborenen liefern, namentlich I, 319, IV, 259.

keit. Nur ihre Unwiſſenheit in der Angriffskunſt auf befeſtigte Plätze rettete dieſe von gänzlicher Vernichtung.

Der Generalgouverneur von Canada de la Barre, war im Jahre 1684 in bedrängter Lage. Krankheiten waren unter ſeinen Soldaten ausgebrochen und die Irokeſen ſtanden mit den Engländern zuſammen ihm feindlich gegenüber. Da berief er jene zu einer großen Verſammlung und ſuchte ſie durch eine imponirende Rede einzuſchüchtern, in welcher er ihnen Frieden verſprach, wenn ſie ſich in Zukunft aller feindſeligen Handlungen enthalten wollten, außerdem aber mit Krieg und mit ſeiner ganzen Strenge drohte. Hierauf erwiderte ihm Grangula im Namen der Irokeſen, daß er geträumt haben müſſe ihrer Macht gegenüber in dieſem Tone zu reden; ſie wüßten wohl daß er nicht zu ihnen gekommen wäre um die Friedenspfeife mit ihnen zu rauchen, ſondern um ſie auf's Haupt zu ſchlagen, wenn nicht Krankheit in ſeinem Heere ſeine Macht geſchwächt hätte; den franzöſiſchen Kaufleuten hätten ſie ihre Flinten, ihr Pulver und Blei nur deshalb abgenommen, weil ſie ſelbſt nicht damit todtgeſchoſſen ſein wollten — das ſei kein Raub — zum Frieden ſeien ſie gern bereit, den Krieg mit ihm ſcheuten ſie aber nicht im Geringſten. Grangula behandelte die Franzoſen höchſt freundſchaftlich und bewirthete ſie vor ihrem Abzuge auf das Beſte. De la Barre ſah ſich durch ſeine Rede vollſtändig geſchlagen, er war durchſchaut und überdieß beſchämt.

8. Was man zu Gunſten der Befähigung der Indianer auch ſagen möge, immer ſcheint ein wichtiger Einwurf dagegen ungelöſt und unlösbar zurückzubleiben: ſie haben Jahrhunderte lang das Beiſpiel civiliſirter Menſchen vor Augen gehabt, ſind mit dieſen in die vielfachſte Berührung getreten, und man hat die mannigfaltigſten Verſuche gemacht ſie aus dem Zuſtande der Rohheit zu erheben in welchem ſie bis dahin verſunken waren, aber vergebens. Dürfen wir daraus nicht ſchließen daß ihre urſprüngliche geiſtige Begabung hinter der der Weißen weſentlich zurückſteht? Ihre unbeſiegbare Trägheit, ſagt man, giebt ſie dem Mangel preis und ihr kriegeriſch unbändiger Sinn macht alle feſte Ordnung und geregelte Entwickelung des ſocialen Lebens unmöglich; es ſind dieß conſtitutionelle Eigenthümlichkeiten der rothen Race (mit Ausnahme freilich des immer geduldigen und bis zu äußerſter Anſtrengung fleißigen Indianerweibes) in Folge deren ſie zur Civiliſation unfähig iſt.

Allerdings liegt es nahe die Urſachen ihres Verharrens auf einer tiefen Stufe der Bildung nächſt der Zerſplitterung dieſer Völker und der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung vielmehr in der Noth und dem Elende zu ſuchen in das ſie durch Trunk, verheerende Krankheiten und Kriege verſanken welche großentheils erſt von den weißen Anſiedlern über ſie gebracht worden ſind, in der furchtbaren und ununterbrochenen Bedrängniß überhaupt welche dadurch über ſie kommen mußte, daß die letzteren ſich ihrer Länder theils mit Gewalt theils mit Liſt bemächtigten und ſie hinauswarfen. Eine motivirte Antwort wird ſich aber auf die Frage nur geben laſſen, wenn wir die Verhältniſſe der Indianer zu den eingewanderten Europäern von der früheſten Zeit bis auf die Gegenwart einer näheren Unterſuchung unterwerfen.

Schon das große Selbſtgefühl des Indianers ließ es zu keiner unbefangenen Würdigung des Guten kommen das die fremdländiſche Civiliſation ihm hätte bringen können. Es erſchien ihm als eine Albernheit der Weißen ſo große und dauerhafte Häuſer und andere höchſt mühevolle Werke herzuſtellen, da der Menſch doch nur ſo kurze Zeit zu leben hat (Lafitau I, 105 ff.). Er verachtete an ihnen daß ſie beſtändig voll Sorgen um ihren Beſitz, in einer wahren Sklaverei desſelben lebten, er warf ihnen Geiz und Habſucht vor, und ſein ſittliches Gefühl ſträubte ſich gegen eine geſellſchaftliche Organiſation in welcher Manneskraft und perſönlicher Charakter ſo geringe geſchätzt werden, Reichthum Titel und andere Aeußerlichkeiten dagegen ſo überwiegend das Urtheil über den Werth der Menſchen beſtimmen. Die bürgerlichen Geſetze nach denen die Europäer lebten, galten ihm für ſchlecht, weil ſie nicht einfach genug und dem oft übervortheilten gemeinen Manne unverſtändlich ſeien, weil für Geld und oft gegen die natürliche Billigkeit Recht geſprochen werde, weil ſchlechte Menſchen große Macht zu gewinnen im Stande ſeien (Adair 431). Verſuche wer es kann, dieſe Gründe tiefer Abneigung gegen die Civiliſation bei dem beſſeren und denkenden Theile der Eingeborenen ganz zu widerlegen. Daß die Ueberzeugung von der Verkehrtheit der geſammten Lebenseinrichtung der Weißen bei vielen Indianern feſtſtand und ihnen nahe genug lag, ergiebt ſich aus unſeren früheren Erörterungen über ihre moraliſchen Anſichten von ſelbſt; ſie ſahen die ihrige als vernünftiger und glücklicher an. Nicht ſelten iſt es daher vorgekommen daß ſie be-

freundete Weiße einluden fortan mit ihnen nach Indianerweiſe zu leben (Hoffmann I, 161), Anerbietungen der Europäer aber, die Erziehung einiger Eingeborenen zu übernehmen um durch dieſe dem Volke die Keime der Civiliſation einimpfen zu laſſen, ſtets ablehnten (1744 die Irokeſen, Colden II, 110).

Man darf daraus nicht ſchließen, wie man öfters gethan hat, daß ſie der Civiliſation unfähig ſeien, ſondern nur daß ſie einen entſchiedenen Widerwillen gegen ſie hatten, und dieſer iſt erklärlich und gerechtfertigt genug. Es giebt zwar einzelne ſeltene Fälle in denen ein Indianer in den Kreis der Civiliſation gezogen wurde und eine haltbare und befriedigende Lebensſtellung erlangte: der Mohikaner Occum iſt als chriſtlicher Miſſionär ein glänzendes Beiſpiel eines gebildeten Indianers (Schoolcr. V, 518), und Möllhauſen (a, I, 160) erzählt von einem Chickaſaw der von Kind auf mit einer Anſiedlerfamilie befreundet, ſpäter ſich von ſeinem Stamme losſagte und als praktiſcher Arzt ausgebildet, die Tochter ſeines Wohlthäters heirathete. Der gewöhnliche Ausgang ſolcher Verſuche iſt aber der des Peter Otſaquette, welchen Lafayette in Frankreich erziehen ließ: zu den Seinigen zurückgekehrt wurde er als Lügner und Taugenichts von dieſen verachtet, denn was er wußte konnten die Indianer nicht brauchen, und was ſie brauchen konnten und ſchätzten hatte er verlernt, ſo daß ihm nur übrig blieb ſelbſt wieder ein Wilder zu werden. Apaumet, ein ſorgfältig in Princeton (N. Jerſey) erzogener Mohikaner, fand die erworbene Bildung unnütz für ſich und für Andere, und ergab ſich zuletzt dem Trunke. „Ich habe keine Briefe zu ſchreiben und keine Rechnungen zu führen," ſagte er; „die Geſchichte hat mich gelehrt daß mein Volk aus Wilden beſteht und daß ich ſelbſt ein gelehrter Wilder bin, unfähig des Indianerlebens wie des civiliſirten" (Schoolcr. VI, 507). M'Kenney adoptirte einen jungen Choctaw und erzog ihn ganz mit ſeinem eigenen Sohne. Er hatte ihn bis dahin gebracht daß er Jurisprudenz ſtudiren konnte, als der junge Indianer von ſeinem Bruder, der Lieutenant in der Armee der Vereinigten Staaten war, eines Tages einen Brief erhielt, in welchem ihm dieſer ſchrieb: „Du kannſt nur zwei Dinge thun: entweder alles wegwerfen was der weißen Raçe angehört und Indianer werden, oder aufhören ein Indianer zu ſein und ein Weißer werden. Das Eine ſteht in deiner Macht, das Andere nicht. Der Weiße haßt den Indianer und wird nie dul-

den daß dieſer ſich ihm verbinde oder gleichſtelle." Die Wahrheit dieſes Gedankens verfolgte ihn von da an unausgeſetzt, doch gelang es M'Kenney durch die Macht der Jugenderinnerungen und der perſönlichen Anhänglichkeit das Geſpenſt zu bannen. Der junge Mann wurde Advocat, ſeine Ausſichten waren glücklich, bis verſchmähte Liebe den alten Zwieſpalt in ihm auf's Neue wach rief: er ertränkte ſich. Im Angeſicht dieſer Thatſachen iſt wohl die Frage erlaubt, ob denn die Indianer wirklich eine ſo große Verblendung zeigen, wenn ſie mit aller Entſchiedenheit widerſtreben ſich in die Civiliſation hineinziehen zu laſſen?

Wie ſelbſt religiöſe Motive dazu beitrugen ſie in dieſem Widerſtande zu befeſtigen, mag folgende Rede eines Pani-Häuptlings an den Präſidenten der Vereinigten Staaten vom Jahre 1821 zeigen. „Der große Geiſt", ſprach er, „hat uns alle gemacht; er hat meine Haut roth gemacht und euere weiß; er hat uns auf dieſe Erde geſetzt und gewollt daß wir verſchieden von einander leben ſollten. Er hat gewollt daß die Weißen das Land bauten und von Hausthieren lebten, uns Rothhäute aber hat er dazu beſtimmt die Wälder und Steppen zu durchſtreifen, von wilden Thieren uns zu nähren und uns in ihre Felle zu kleiden. Er hat gewollt daß wir in den Krieg zögen um Skalps zu nehmen, Pferde zu ſtehlen und über unſere Feinde zu triumphiren, zu Hauſe aber Frieden hielten um unſer Glück gegenſeitig zu fördern... Ihr liebt euer Land, ihr liebt euer Volk, ihr liebt euere Lebensweiſe und haltet euer Volk für tapfer; ich liebe mein Land und Volk und unſere Lebensweiſe und halte unſere Krieger für tapfer. Laß mich alſo gewähren, mein Vater, laß mich meines Landes mich freuen, den Büffel und die anderen Jagdthiere verfolgen" (Morse App. 243). Dieſe Auffaſſung der Sache ſcheint ſehr allgemein geweſen zu ſein, doch erklärt ſie noch nicht den glühenden Haß mit welchem gerade die einſichtsvollſten und begabteſten Indianer der ſpäteren Zeit Alles, bis auf Anzug und Sprache herab, verfolgten und bei ihrem Volke auszurotten ſtrebten was an die Civiliſation der Weißen erinnerte. Ein hiſtoriſche Betrachtung ihrer Verhältniſſe zu den Anſiedlern wird darüber Licht verbreiten.

Schon vor der Gründung von Plymouth, der erſten Kolonie von Neu England (1620), hatten Feindſeligkeiten zwiſchen den Eingeborenen und Europäern ſtattgefunden: aus der Gegend von Cap Cod und

von anderen Punkten der Küſte von Maſſachuſetts waren (1611) Indianer weggeführt worden, die als Führer zu den Goldminen dienen ſollten welche man im Lande zu finden hoffte; 1614 nahm Hunt verrätheriſcher Weiſe 27 Indianer mit um ſie als Sklaven zu verkaufen; 1616 wurde die Mannſchaft eines bei Cap Cod geſtrandeten franzöſiſchen Schiffes faſt ganz niedergemetzelt, und die Wenigen welche verſchont blieben, im Lande umhergeſchickt und zur Schau geſtellt (Drake a, 18ff., Elliott I, 70). Gleichwohl geſtaltete ſich das Verhältniß der Koloniſten zu den Eingeborenen anfangs friedlich und freundlich. Verheerende Krankheiten hatten an der Küſte gewüthet (1618) vom Penobscot bis nach Narraganſet Bai hin — eine beſondere Gnade Gottes, nach der Anſicht der frommen Puritaner, da für ihre eigene Ausbreitung dadurch Raum geſchafft wurde (Hutchinson I, 38 note): die Indianer wagten es nicht zu hindern oder konnten es vielleicht nicht hindern daß ſie feſten Fuß faßten; daß das Land herrenlos geweſen ſei, wie Steele (257) angiebt, iſt nicht glaublich.

Die Unterſuchung und Beraubung eines Grabes in welchem ſie Mais fanden, ſcheint die erſte Handlung der Koloniſten geweſen zu ſein welche die Indianer erbitterte. Sie iſt entſchuldigt durch den Mangel den ſie litten, ſie bedurften des Maiſes zur Ausſaat und erboten ſich nach einiger Zeit das Geraubte zurückzuerſtatten (Steele 234, Young a, 204). Das gute Einvernehmen blieb ungeſtört: die Koloniſten rühmten damals (1621) die Freundlichkeit, die Treue und das hülfreiche Weſen der Indianer unter denen ſie ſich vollkommen ſicher fühlten (Young a, 232, 258). In einer Predigt Cushman's aus jener Zeit heißt es: „Man ſagt die Indianer ſeien ſehr grauſam und verrätheriſch in dieſem Lande, wie Löwen, aber gegen uns ſind ſie wie Lämmer geweſen, ſo ſanft unterwürfig und treu, daß man in Wahrheit behaupten kann, viele Chriſten ſeien nicht ſo freundlich und ehrlich" (Schoolcr. II, 25 note). Mit dem mächtigſten der dortigen Häuptlinge, mit Maſſaſoit (Maſſaſoiet, vierſilbig, Thatcher I, 117 note), dem Könige der Wampanoags, ſchloſſen die Koloniſten ein Schutz- und Trutzbündniß, das auf Gegenſeitigkeit beruhte und von dieſen treu gehalten worden iſt ſo lange er lebte (bis 1661), da er durch Winslow von einer ſchweren Krankheit geheilt wurde, wofür er ſtets aufrichtig dankbar blieb, und von den Koloniſten bei mehreren Gelegenheiten Hülfe gegen ſeine Feinde erhielt. Er ſchenkte ihnen eine

große Strecke Landes ohne Anspruch auf Vergeltung, zeigte sich oft großmüthig gegen sie und half ihnen aus der Noth (in dem harten Winter 1622 und später).

Ernstlich getrübt wurde das freundschaftliche Verhältniß zuerst durch das gesetzlose Betragen einiger Ansiedler von Weston's Kolonie in Wessagusset, welche sich gegen die Eingeborenen Betrügereien Räubereien und Willkürlichkeiten aller Art erlaubten, da sie selbst unordentlich lebten und Mangel litten. Da nun die Nachricht von dem Verrathe nach Massachusetts kam, den die Indianer in Virginien gegen die dortigen Ansiedler ausgeführt hatten (1622), fürchtete man in Neu England eine ähnliche Verschwörung der Eingeborenen, kam ihr durch einen Ueberfall zuvor und strafte sie, wie späterhin in vielen Fällen, für den Verdacht den man gegen sie hegte, weil man sich des Unrechtes bewußt war das sie zu leiden gehabt hatten (Elliott I, 95). Hiervon abgesehen, hatten sich indessen die Indianer in der frühesten Zeit über die Behandlung wenig zu beklagen welche sie von den Kolonisten erfuhren: das Land das diese sich aneigneten, wurde durch Kauf von ihnen erworben (Young a, 259), die Indianer leisteten und erhielten Hülfe, ihre Klagen wurden gehört, und wenn sie gegründet waren, wurde ihnen ihr Recht auch vor Gericht beim Gouverneur von Boston (Drake a, 108, 112, 130, Young 159, 176). Das dissolute Leben und die Betrügereien Einzelner (ebend. 83) führten wenigstens zu keinen allgemeineren Streitigkeiten. So lange die Kolonieen schwach und hülfsbedürftig waren, schonten sie die Indianer: die Klugheit gebot Maaß zu halten und Billigkeit zu üben, daher blieb der Friede ungestört.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse mit dem Pequot-Kriege. Capt. Stone war 1633 zur Rache für begangenen Menschenraub (Thatcher I, 254, vgl. Potter 176) und drei Jahre später, es ist unbekannt auf welche Veranlassung hin, Capt. Oldham durch Pequots* ermordet worden. Ob und in wie weit diese Thaten provocirt waren, blieb außer Frage. Die Kolonie von Connecticut schien durch die feindlich gesinnten Pequot bedroht: man schlug daher ganz nach Indianerweise das summarische Verfahren ein, Block Island und

* Oldham scheint durch Indianer von Long Island umgebracht worden zu sein, welche dann zu den Pequot flohen und bei diesen Schutz fanden (Thatcher I, 256).

das Land der Pequot zu verwüſten, ſchloß hierauf ein Bündniß mit den Narraganſets unter Canonicus und Miantonimo, welche die Pequots ſogleich angriffen, und hierauf ein zweites mit den Mohikans unter Uncas. Die Pequots wurden unvermuthet überfallen und deren 6 bis 700 niedergemacht. Hiermit noch nicht zufrieden machte man Jagd auf die Fliehenden bis ſie ſämmtlich vernichtet, zerſtreut oder gefangen waren, und erntete endlich als Frucht dieſer Grauſamkeit den Beſitz von Block Island und des Landes der Pequot (Ausführliches bei Drake a, 164 ff.). Nach dem Schluſſe des Krieges wurden die Gefangenen unter die Koloniſten, die Mohikan und Narraganſet vertheilt und die Behörden von Maſſachuſetts verkauften 15 Knaben und 2 Weiber als Sklaven (Elliott I, 257). In dem ſogleich zu erwähnenden Kriege König Philip's traf dieſes Schickſal die Indianer hundertweiſe, oft auch ſolche die ſich auf beſſere Bedingungen ergeben hatten (Easton 22 ff., Church 52, Potter 94 u. A.). Dasſelbe geſchah in großem Maaßſtabe in Carolina, von wo viele Indianer als Sklaven nach Weſtindien geführt wurden (Schoolcr. VI, 180 nach Hewitt), und aus einem pennſylvaniſchen Geſetze vom Jahre 1705 das den Sklavenverkauf verbot, müſſen wir ſchließen daß es auch dort gewöhnlich war (Gordon 555). Sehr ausgebreitet war namentlich der Sklavenfang der Spanier im Süden, welche die Apachen erſt dadurch zu der unverſöhnlichen Erbitterung gegen die Weißen getrieben haben ſollen durch die ſie ſich auszeichnen (Pike II, 95).

Nach dem Pequot-Kriege, den nur Trumbull (I, 60 ff.) als einen gerechten darzuſtellen verſucht hat, wußten die Indianer von Neu England was ſie von den Weißen zu erwarten hatten, wenn ſie feindlich gegen ſie auftraten. Die letzteren waren ſeit dieſer Zeit häufig der angreifende Theil, ſtellten die Eingeborenen, ſelbſt ihre Bundesgenoſſen vor ihr eigenes Gericht, ſobald dieſe ihnen gefährlich wurden oder auch nur gefährlich ſchienen und behandelten ſie willkürlich, da ſie ſich von jetzt an ſtark genug dazu fühlten. Es iſt ihnen niemals eingefallen die Indianer als gleichberechtigt anzuſehen: die Heiden galten ihnen als Kinder des Teufels. Die frommen Puritaner, deren religiöſe Richtung durch die erbitterten Verfolgungen der Quäker und die Hexenverbrennungen charakteriſirt iſt die ſie vornahmen, hielten Lobgeſänge und Dankgebete wenn die Indianer maſſenweiſe zu Grunde gingen, ſahen jeden Gräuel der Chriſten gegen ſie als eine That Gottes an

(vgl. das bei Talvj 280 Erzählte, über ihre Sitten ebend. 299ff.) und jedes Mißlingen eines ihrer Streiche als göttliche Ungnade. Sie betrachteten ſich als die alleinigen rechtmäßigen Herren des Landes das die engliſche Krone ihnen verliehen hatte, erklärten die ihnen feindlichen Indianer für „Rebellen“, forderten ihnen die Waffen ab ſobald ihr Benehmen Mißtrauen erregte, ſtellten ſie vor Gericht oder bekriegten ſie, ganz nur wie es ihr eigener Vortheil verlangte. Sie ſchloſſen Verträge durch Einſchüchterung, legten ſie völlig willkürlich aus und hielten ſie nur ſo weit es ihnen nützlich ſchien, unterhandelten mit dem deſſen Hülfe ſie bedurften oder deſſen Feindſchaft ſie fürchteten und gaben ihn dann wieder preis. Allerdings giebt es ſchon aus dem Jahre 1621 eine Urkunde in welcher ſich mehrere Häuptlinge als Unterthanen der engliſchen Krone bekennen (Young a, 232 note). Auf ſolche und ähnliche Documente, deren Bedeutung und Tragweite die Indianer ſicherlich gar nicht oder falſch verſtanden, wie Potter an vielen Beiſpielen zeigt, gründete man den Anſpruch die Indianer der Jurisdiction der Kolonieen zu unterwerfen, und obwohl nach dem Rechte der Eingeborenen nur der oberſte Häuptling oder anderwärts der ſouveräne Rath des Volkes Land verkaufen konnte, ſo wurden dieſe Käufe doch oft genug mit Einzelnen geſchloſſen die dazu nicht berechtigt waren, oft wurden auch dieſe in der gröbſten Weiſe dabei betrogen, und ſelbſt wo der Kauf in rechtlicher und ehrlicher Weiſe geſchah, iſt es häufig zweifelhaft ob die Indianer ihn ſo verſtanden, daß ſie von da an jeden Anſpruch auf das Land rein und vollſtändig aufzugeben bereit ſeien. Daß ſich die Indianer bald durch Diebſtähle bald durch Verräthereien zu rächen und ſchadlos zu halten ſuchten, iſt ebenſowenig zu verwundern, als daß ſie nicht im Stande waren der Politik der Weißen, die Völker gegeneinander zu hetzen und einzeln zu vernichten, auf die Dauer zu widerſtehen. Roger Williams hat ſeit 1635 ununterbrochen 40 Jahre lang unter den Indianern gelebt, hoch geehrt und geachtet von ihnen, ſelbſt während der erbitterten Kriege derſelben mit den Weißen: ſein Beiſpiel zeigt daß ſie Freund und Feind wohl zu unterſcheiden wußten und daß es für Menſchen die es ehrlich mit ihnen meinten und ihnen aufrichtig wohlwollten, nicht unmöglich war in einem dauernden freundlichen Verkehr mit ihnen zu bleiben.

Unter den Bundesgenoſſen der Koloniſten herrſchte heftige Feindſchaft. Uncas, aus der königlichen Familie der Pequot ſtammend,

hatte sich gegen Sassacus, den obersten Sachem dieses Volkes, empört und war für seine Hülfe im Pequot-Kriege durch Land und Gefangene reich belohnt worden. Als ein Mann ohne jede Spur von edlem Stolze, stets bereitwillig zu Landverkäufen, immer fügsam und ergeben, selbst eine gewisse Neigung zum Christenthum heuchelnd, war er ganz ein Bundesgenosse wie man ihn brauchen konnte. Seine Betrügereien, Unterschlagungen, Verrätherein und Angriffe sogar gegen einzelne Weiße sah man ihm nach und sprach ihn stets frei von allen Anklagen, oder verurtheilte ihn höchstens einmal in eine unbedeutende Geldstrafe und begnügte sich ihn für erwiesene Schlechtigkeiten zu tadeln (Trumbull I, 28, 186, Thatcher I, 266, 270, 277, 280 ff.; völlig verkehrt und parteiisch urtheilt Schoolcraft VI, 111 über ihn). Diesem Manne wurde der andere Bundesgenosse Miantonimo (Miantonomo, Meantinomy) geopfert, welcher mit Canonicus, dessen jüngster Brudersohn er war, zugleich an der Spitze der Narraganset stand (Potter 4 nach Roger Williams). Auf das Gerücht einer allgemeinen Indianerverschwörung hin citirte man ihn 1642 nach Boston und ließ seinen Leuten die Waffen abnehmen. Er rechtfertigte sich vollständig und verlangte Bestrafung der Verleumder, insbesondere des Uncas als des Urhebers der Intrigue: der Gouverneur befand sich in großer Verlegenheit. Dieß hinderte nicht Miantonimo 1643 zum zweiten Male vor Gericht zu stellen. Ein paar untergeordnete Häuptlinge waren von ihm abgefallen, widersetzten sich einem Landverkaufe den er geschlossen hatte und unterwarfen sich der Oberhoheit von Massachusetts: Miantonimo sollte vor dem englischen Gerichte beweisen daß ihm die Obergewalt über jene zukomme! (Hutchinson I, 108 ff., Drake a, 264 ff., Thatcher I, 191 ff.). In Folge einer Kriegslist fiel er bald darauf in Uncas' Hand, der den Kolonialbehörden die Entscheidung überließ. Diese gaben ihn seiner Willkür preis, nur unter der Bedingung daß er ihn mit sich nehme und „in seinem eigenen Lande" über ihn verfüge. Dieses Urtheil über einen der größten und edelsten Häuptlinge von denen die Geschichte Neu Englands zu erzählen weiß, über einen früheren Wohlthäter und Bundesgenossen der Kolonieen, gründete sich formell auf einen Vertrag vom Jahre 1638, welcher bestimmte daß die Streitigkeiten zwischen Miantonimo und Uncas dem Richterspruche der Weißen unterworfen werden sollten (Potter 177), die schmachvolle Ungerechtigkeit desselben

wurde jedoch ſchon damals von mehreren gefühlt und eingeſtanden. Uncas fraß ein Stück von dem Fleiſche ſeines Feindes und rühmte deſſen Süßigkeit, Gov. Winthrop aber ſchickte an Canonicus, der ſich zu aller Zeit treu und hülfreich gegen die Koloniſten bewieſen hatte und auch in Zukunft bewies (vgl. Potter 47), ließ ihm ſeine „Verrätherei" vorhalten und demonſtriren, daß jener Todtſchlag des Miantonimo für den allgemeinen Frieden und zum Beſten der Narraganſets ſelbſt nöthig geweſen ſei (Trumbull I, 136).

Die zweifelnde Hoffnung welche Canonicus bei ſeinem Tode (1647) ausgeſprochen hatte daß die Koloniſten einſt noch ſeinem Volke das Gute vergelten würden das er ihnen gethan hätte, ging nicht in Erfüllung. 1653 wurde den Narraganſets wiederum der Krieg erklärt auf ein ungegründetes Gerücht hin daß ſie ſich mit den Holländern verſchworen hätten (Drake a, 333 ff.). Man fürchtete nämlich damals den Häuptling Ninigrate und wollte ihn vor Gericht ſtellen wegen ſeines Zuges gegen die Indianer von Long Island; dieſer aber antwortete, die letzteren hätten ihm den Sohn eines Sachem und 60 ſeiner Leute getödtet, und die Engländer würden ihn auch nicht erſt um Erlaubniß zum Kriege fragen, wenn der Sohn ihres Governors von Fremden umgebracht worden wäre (Trumbull I, 230, Hutchinson I, 171, Thatcher I, 231 ff.).

Auf Maſſaſoit war ſein Sohn Wamſutta, auch Alexander genannt, als König der Wampanoags gefolgt. Da man ihn im Verdacht von Feindſeligkeiten hatte, wurde er nach Plymouth beſchieden, und als er nicht erſchien, ließ man ihn durch eine bewaffnete Truppe fangen und einbringen. Er ſtarb auf dem Wege an einem Fieber, man glaubt in Folge des Aergers und des Ingrimms über dieſes Verfahren (Drake a, 365, Hutchinson I, 252 note). Sein Bruder Metacom* (Metacomet, Pometakom), gewöhnlich König Philip genannt, trat an ſeine Stelle. Er wurde feindſeliger Pläne gegen die Kolonieen überwieſen und war ihrer geſtändig (1670, Hutchinson I, 255). Saſſamon, einer ſeiner Vertrauten, verrieth ſeine Geheimniſſe an die Weißen und wurde dafür, ohne Zweifel auf Philip's Befehl, von drei Pokanokets umgebracht, welche das Gericht von Plymouth dafür zum Tode verurtheilte, während es ſonſt den Kolonialbehörden nie einfiel Indianer

* Nach Andern war Metacom nicht Sohn, ſondern Enkel Maſſaſoit's (Drake zu Church p. XIII).

wegen eines Mordes an anderen Indianern zu ſtrafen (Easton 5, Elliott I, 341). Die Erbitterung ſtieg beiderſeits auf das Höchſte, zumal da die Weißen fort und fort den Verträgen zuwider die Ländereien der Eingeborenen occupirten. Philip warf den Koloniſten vor daß ſie von den Indianern in früherer Zeit immer nur Wohlthaten empfangen, dieſe aber mit Böſem vergolten hätten, daß ſie vor ihren Gerichten nicht 20 ehrliche Indianer als Zeugen einer Uebelthat zuließen, während ihnen ein einziger Schurke als Zeuge in ihrem eigenen Intereſſe genüge, daß ſie durch den Branntweinhandel Unglück anrichteten und ihr Land an ſich riſſen (Easton 12). Philip ſuchte und fand Bundesgenoſſen. Man fürchtete daß die Narraganſets ſich auf ſeine Seite ſchlagen würden und griff ſie an um ſie zum Frieden zu zwingen, obwohl dieß in Rhode Island ſelbſt als ungerecht und unvortheilhaft angeſehen wurde (Potter 93); man ſprach wieder von einer allgemeinen Indianerverſchwörung, die Räubereien und Gewaltthätigkeiten einzelner Koloniſten ließen eine ſummariſche Rache von Seiten der Eingeborenen befürchten, doch iſt es zweifelhaft, ob etwas dieſer Art im Werke war (Belknap I, 107 ff., 115). Wider Philips Willen brach vorzeitig der Krieg aus (1675), durch welchen außer den Narraganſets die Wampanoags und Nipmucks zu Grunde gingen. Von beiden Seiten fehlte es während deſſelben nicht an Verräthereien und Grauſamkeiten (Talvj 572 ff.). Viele Koloniſten ſollen um dieſe Zeit dafür geweſen ſein die Indianer gänzlich auszurotten ohne Unterſchied (Hutchinson I, 269 note); doch wird verſichert daß „damals und ſpäter die Engländer viele Zweifel darüber hatten ob es ſich mit dem Chriſtenthum und der Menſchheit vertrage die Feinde lebendig zu verbrennen“ (Trumbull 358 note). Die Indianer glaubten daß es auf ihre gänzliche Vertilgung abgeſehen ſei, und es fielen daher faſt ſämmtliche Bundesgenoſſen von den Koloniſten ab, doch wußten dieſe 1677 die Mohawks für ſich zu gewinnen (Belknap I, 125). Philip ſelbſt zeigte ſich in dieſem Kriege als argliſtig und ränkevoll (vgl. Drake zu Church 68, 73), indeſſen fehlten (nach Thatcher's Darſtellung) in ſeinem Charakter auch feinere Züge der Dankbarkeit, Pietät und ſelbſt des Zartgefühles nicht. Auf Seiten der Engländer war Oberſt Church der hervorragendſte Held, gleich ausgezeichnet durch Kühnheit und Menſchlichkeit; er ließ den durch Verrath von Indianerhand gefallenen König Philip viertheilen und ſchickte ſei-

nen Kopf nach Plymouth. Viele der Gefangenen denen er das Leben geſchenkt hatte, wurden nachträglich von den Gerichten zum Tode verurtheilt (Church 146). Die Koloniſten blieben Sieger, doch mußten ſich diejenigen von ihnen welche auf ihre Beſitzungen zurückkehrten, im Frieden (1678) zu einer jährlichen Abgabe in Mais an die Indianer als „die Herren des Bodens“ verpflichten (Belknap I, 129).

Wir verlaſſen für jetzt Neu England um die früheſte Entwickelung der Verhältniſſe zwiſchen Koloniſten und Eingeborenen weiter im Süden zu verfolgen. Hudson hatte (1609) die Indianer an dem nach ihm benannten Fluſſe dem Handel überall ſehr geneigt gefunden und meiſt, wenn auch nicht durchgängig, mit ihnen in freundlichem Verkehr geſtanden. Kurz darauf ließen ſich die Holländer an der Mündung des Fluſſes feſt nieder und kauften ſpäter den Eingeborenen die Manhattan-Inſel ab (1626). Der Handel welcher anfangs ganz freigegeben war, führte durch die Gewiſſenloſigkeit und Unvorſichtigkeit Einzelner manche Gefahr für den Frieden herbei, doch blieb dieſer erhalten, bis 1640 ein angeblicher Schweinediebſtahl, der ſich ſpäter als unwahr auswies, ernſte Feindſeligkeiten veranlaßte (Valentine 40 ff.). Die Ermordung eines Holländers durch einen Indianer — nach Einigen ein Act 20 Jahre lang aufgeſchobener Rache, nach Andern die That eines Betrunkenen — mußten die Eingeborenen, welche damals ohnehin durch die Mohawk hart bedrängt waren, durch eine Reihe von Ueberfällen büßen, in welchen ſelbſt ihre Weiber und Kinder ſchonungslos niedergemacht wurden (ebend. und Trumbull I, 138). Der 1644 geſchloſſene Friede war unſicher und von kurzer Dauer. Die Willkürlichkeiten und Gewaltthaten Einzelner unterhielten die Feindſchaft: der äußerſt gefährliche Angriff auf Neu Amſterdam im Jahre 1655 geſchah aus Rache dafür, daß eine Indianerin die einem Holländer Pfirſiche ſtahl, von dieſem erſchoſſen worden war (Valentine 60). Noch vor der definitiven Uebergabe der holländiſchen Kolonie an die Engländer (1674) waren dort allerdings weiſe Geſetze gegeben worden: alle Länderkäufe Einzelner ohne die Beglaubigung des Gouverneurs ſollten nichtig ſein; die Koloniſten ſollten ihr Vieh von den Feldern der Eingeborenen fern halten und ihnen auf alle Weiſe bei der Einzäunung derſelben behülflich ſein; es ſollte den letzteren unentgeltlich Recht geſprochen und Schadenerſatz geleiſtet, Waffen Kriegsmaterial und geiſtige Getränke aber ihnen ohne beſondere

Ermächtigung des Gouverneurs nicht zugeführt werden (1664 f. Collect. N. Y. H. S. I, 354). Hier wie anderwärts ſind Geſetze dieſer Art den Indianern nur wenig zu Gute gekommen. Faſt überall (Virginien, Maryland, Bozman 297) bedurfte es beſonderer Erlaubnißſcheine für die Händler, aber dieß hinderte weder den ungeſetzlichen Handel noch die Betrügereien derer die ihn trieben. Auch das Vordringen der Anſiedler in das Land der Indianer und die damit verbundene Beſchädigung der Perſonen und des Eigenthums wurden durch Geſetze nirgends aufgehalten, und die Behörden ſelbſt haben wohl, wo die Koloniſten ſtark genug waren ihre Anſprüche zu vertheidigen, kaum irgendwo den ernſten Willen gehabt die geſetzlichen Beſtimmungen aufrecht zu halten.

Ein ebenſo ſeltenes als erfreuliches Beiſpiel billiger Behandlung der Indianer gab W. Penn. Er erwarb ſein Land von den Delaware durch Kauf (1682) und wurde in deſſen Beſitz von ihnen niemals geſtört. Alle Streitigkeiten mit den Weißen ſollten nach ſeiner Anordnung durch ein Geſchorenengericht entſchieden werden, das zur Hälfte aus Indianern beſtände; dieſe ſollten wirklich den Koloniſten gleichberechtigt ſein. Penn wurde um ſeiner Billigkeit willen von den Eingeborenen wie ein Vater geliebt und geehrt und erſt 3 Jahre nach ſeinem Tode und 40 Jahre nach ſeiner Ankunft in Pennſylvanien (1721) wurde dort der erſte Indianer von einem Weißen getödtet (Memoirs H. S. Penns. III, 2, 159): es läßt ſich daher ſchwer beſtreiten daß die Koloniſten mit dieſen recht wohl hätten in Frieden leben können, wenn ſie von einer ähnlichen Geſinnung beſeelt geweſen wären wie die Quäker, welche mit ihnen ſtets im beſten Einvernehmen ſtanden. Wie Indianer ſich gegen dieſe betrugen, mag folgendes Beiſpiel zeigen.

ei Kinder aus einer Quäkerfamilie in Pennſylvanien von
jahren gingen eines Tages in den Wald um das Vieh ihrer
u ſuchen das ſich verlaufen hatte. Ein Indianer der ihnen
e, rieth ihnen nach Hauſe zurückzukehren, da ſie ſich leicht ver-
nten. Nach einiger Zeit folgten ſie ſeinem Rathe, konnten
in der Nacht ihre Wohnung wieder erreichen, und fanden
Indianer der ſie erwartete und ſich überzeugen wollte daß
chts zugeſtoßen ſei. Als die Eltern verreiſten, nahmen ſich
ener der Kinder an und kamen täglich in ihr Haus um zu ſe-
ihnen gehe (Proud, Hist. of Pensylv. I, 223).

Wahrscheinlich ist es dieser wohlwollenden Behandlung von Seiten der Weißen hauptsächlich zuzuschreiben, daß sich noch 22 Jahre lang nach der ersten Besiedelung des mittleren Potomac und bis zum Ausbruche des französischen Krieges gegen die englischen Kolonieen (1754), die Indianer dieser Gegenden durchaus freundlich und ehrlich bewiesen: selten stahlen sie etwas, und die Häuptlinge, welche dieß streng straften, sorgten stets für die Zurückgabe des Entwendeten (Kercheval 74).

Weiter im Süden an der Küste von Carolina fand Verazzani (1524, Collect. N. Y. H. S. I, 50 ff.) und später Sir W. Raleigh (1584) bei dem Häuptling Granganimo auf Roanoke Island die freundlichste Aufnahme. Die Entwendung einer silbernen Schale von Seiten der Eingeborenen wurde von Grenneville mit der Verbrennung eines Indianerdorfes gestraft und mit einem Ueberfall gegen die Indianer die sich zu einem Feste versammelt hatten. Die zurückgelassenen Kolonisten wurden von den Eingeborenen angegriffen und zerstreut. White der sie 1587 wieder aufzusuchen kam, beschloß sie zu rächen. Der von ihm zu diesem Zwecke ausgeschickte Capt. Stafford erzählt selbst: „Wir kamen zu dem Dorfe der Indianer, wo wir sie an ihrem Feuer sitzen sahen, und griffen sie an. Die Elenden flohen erschrocken in's Dickicht, wo einer todgeschossen wurde, und wir glaubten nun vollständig gerächt zu sein, aber wir hatten uns geirrt, denn jene Leute waren befreundete Indianer die gekommen waren ihre Feldfrüchte zu ernten. So getäuscht, bemächtigten wir uns des Getreides das wir reif fanden, ließen das übrige stehen und nahmen Menatonon, den obersten Häuptling, nebst seiner Familie mit uns fort" (Drake). So verfuhr man mit befreundeten Eingeborenen! Fernere Gewaltthätigkeiten riefen eine Verschwörung gegen die fremden Eindringlinge hervor, die jedoch verrathen wurde und die Häuptlinge der Eingeborenen selbst in's Verderben stürzte (Williamson I, 31, 39 ff.). Die ersten Niederlassungen mußten in Folge dieser Feindseligkeiten nach kurzer Zeit wieder aufgegeben werden, und die nachtheilige Wirkung derselben scheint sich auf die Kolonieen welche zwanzig Jahre später in Virginien gegründet wurden, erstreckt zu haben. Die Eingeborenen am Patuxent (Maryland) kamen allerdings den Weißen auf's Freundlichste entgegen und die Anwohner des Susquehannah behandelten sie mit der größten Ehrerbietung und sahen

ſie als höhere Weſen an (Strachey 39 f.). Anders aber ſcheint von Anfang an König Powhatan über ſie gedacht zu haben, der die Koloniſten — Jamestown war ihre erſte Niederlaſſung in Virginien und 1607 gegründet — ſcharf überwachte und ſtets mit Liſt Feinheit und Argwohn behandelte. Indeſſen duldete er ſie nicht nur, ſondern ließ auch zu daß ſeine Tochter Pokahontas ſie vom Hungertode rettete (Schoolcr. II, 29 nach Capt. Smith's eigenem Briefe an die Königin Anna), nachdem er vorher ſchon einmal auf ihre Fürſprache dem Manne das Leben geſchenkt hatte, ohne welchen die Anſiedler rettungslos zu Grunde gegangen ſein würden.

Eingeborene zu rauben, beſonders auch ſie zu preſſen um an ihnen Führer zu gewinnen in einem unbekannten Lande, war damals ein ganz gewöhnliches Verfahren (vgl. Drake zu Church 287). Es geſchah auch hier, denn die Engländer waren gekommen um Gold zu ſuchen. Sie occupirten das Land der Indianer, einiges kauften ſie, anderes gewannen ſie durch Betrug. Dieſe geriethen in Noth und dürſteten nach Rache, da ſie bald einſehen mußten daß der friedliche Verkehr mit den Weißen ihnen noch verderblicher war als ein Krieg. Sehr unrichtig ſtellt Schoolcraft (vol. VI) die Sache dar, indem er die große Verſchwörung, die nach Powhatan's Tode 1618 von Opechanganough organiſirt und vier Jahre lang geheim gehalten wurde, nur von der Perfidie der Indianer herleitet, wie er überhaupt die Anſiedler von aller Schuld an den Feindſeligkeiten mit ihnen freiſprechen möchte, um den Untergang der rothen Raçe aus einem Widerwillen und einer Feindſchaft gegen die Civiliſation als ſolche zu erklären, die ſich jedoch nirgends bei ihr nachweiſen laſſen. Der verrätheriſche Ueberfall in Virginien (1622), welcher durch eine lange Reihe von Feindſeligkeiten auf beiden Seiten vorbereitet war, koſtete 347 Männern Weibern und Kindern das Leben. Nur Jamestown ſelbſt und die nächſte Umgebung wurden gerettet, da hier ein Indianer das Complott entdeckt hatte. Die Koloniſten vergalten Gleiches mit Gleichem: ſie ſchloſſen Frieden und fielen kurz darauf in ebenſo verrätheriſcher Weiſe über die Eingeborenen her. Mehrere kleinere Völker wurden von ihnen gänzlich ausgerottet. Einem zweiten Angriffe Opechanganough's fielen gegen 500 (nach anderen Angaben 300) Weiße zum Opfer (1641), in dem darauf folgenden Kriege aber wurde jener gefangen und die Macht der Indianer ſo vollſtändig

gebrochen, daß die Herrſchaft der Fremden ſeit dieſer Zeit unbeſtritten blieb.

In Süd Carolina, erzählt Lawson (4), ſtehen die Indianer gänzlich unter der Botmäßigkeit der Koloniſten (1700): läßt ſich einer von ihnen ein Vergehen zu Schulden kommen, ſo holt man ihn herbei und beſtraft ihn mit dem Tode oder auf andere Weiſe, je nach Befinden. Die erſte Niederlaſſung in jenem Lande am Cap Fair Fluß, ſetzt er weiter hinzu (p. 73), würde den ſchönſten Aufſchwung genommen haben, wenn nicht die Anſiedler durch Entführung von Kindern und andere Schlechtigkeiten, die Feindſchaft der Eingeborenen herausgefordert hätten. Das Verhältniß zwiſchen beiden war kein freundliches, doch kam es zu keinen allgemeineren Kriegen vor dem Anfang des 18. Jahrh., weil die Koloniſten ohne Schutz von Seiten der Regierung des Mutterlandes, ſich anfangs ohnmächtig fühlten, das Land den Indianern abkauften und mit ihnen Frieden zu halten bemüht waren (Williamson I, 161, 187). Später führten Landvermeſſungen und unrechtmäßiges Eindringen der Koloniſten in das Indianergebiet (ebend. 189 ff., 284) zu Streitigkeiten: die Tuſcarora fielen im Bunde mit einigen kleineren Völkern mordend über die Niederlaſſungen ſüdlich von Albemarle Sund her (1712), doch dieſe vertheidigten ſich mit Hülfe der Cherokee Creek und Catawba ſo glücklich, daß die erſteren nach Norden auszuweichen genöthigt waren. Daß die Weißen die Hauptſchuld an dieſen Indianerkriegen hatten und die Eingeborenen überhaupt weit ſchlechter behandelten als ſie von ihnen behandelt wurden, verſichert Lawson (235 f.) beſtimmt.

Die Floridavölker hatten ſchon früh von den Spaniern zu leiden. Die Entdeckungs- und Plünderungszüge des Ponce de Leon (1512), des Vazquez de Aillon (1520, vgl. Navarrete III, 45, 70), des Narvaez machten den Anfang. Cabeza de Vaca und ſeine unglücklichen Gefährten, der Reſt von Narvaez' mißlungener Expedition, wurden nackt an die Küſte geworfen (1528). Die mitleidigen Eingeborenen weinten mit ihnen über das erlittene Unglück, machten unterwegs viele Feuer an um ſie zu wärmen und nahmen ſie mit nach Hauſe um ſie zu pflegen (Cabeza de V. 527). Später freilich wurden ſie anderwärts zu Sklaven gemacht und erfuhren eine ſehr üble Behandlung. Es folgte 10 Jahre ſpäter der berühmte Zug Hernando de Soto's, der überall Feindſeligkeit und Erbitterung bei den Indio-

nern hervorrief, da er nur auf Erpreſſung von Schätzen gerichtet war und jene allerwärts der rückſichtsloſeſten Willkür roher Soldaten preisgab. Seine Wirkungen waren um ſo ſchädlicher über ein je größeres Ländergebiet er ſich erſtreckte, von Florida im Oſten bis weit über den Miſſiſſippi hinüber.

Nach den Spaniern kamen die Franzoſen unter Ribault (1562) nach Florida. Sie fanden die Eingeborenen freundlich und milde und wurden von ihnen auf das Bereitwilligſte unterſtützt, theils mit Lebensmitteln, theils mit Arbeit beim Hausbau und Schiffbau. Da ſie eifrig nach Gold ſuchten und Feſtungen errichteten, entſtand zwar Uneinigkeit, doch kam es zu ernſten Feindſeligkeiten erſt als ſie ſich gröbere Gewaltthätigkeiten erlaubten, und der Hunger ſie zu einem Ueberfall gegen die Eingeborenen trieb (Laudonnière 152 und ſonſt, Charlevoix). 1565 kamen die Engländer unter Hawkins nach Florida und die Spanier auf's Neue unter Menendez, doch blieben die Fremden um dieſe Zeit noch zu ohnmächtig als daß ſie auf die Indianer einen ſolchen Druck hätten ausüben können wie dieß im 18. Jahrh. geſchah, da dieſe ſich zwiſchen jene einander feindlichen europäiſchen Völker eingeklemmt fanden. Im J. 1703 führten die Engländer die Alibamons und einige andere verbündete Völker zum Angriff auf die Spanier von S. Auguſtine an (Journal hist. 77); dieſe aber rächten ſich durch die Intriguen, denen die Verſchwörung der Yamaſſee (1715) hauptſächlich ihren Urſprung verdankte (J. L. Thomson 50): ſie koſtete mehr als 800 Engländern das Leben (Journal hist. 119). Spanier und Franzoſen waren bis dahin miteinander befreundet geweſen, ſeit 1719 aber begannen die Feindſeligkeiten auch unter dieſen, und die Eingeborenen waren es immer vorzugsweiſe, welche darunter zu leiden hatten. Oglethorpe gründete 1732 ſeine Kolonie in Georgia und machte von hieraus wiederholte Angriffe auf das ſpaniſche Florida. Während die Indianer von der einen Seite hierunter litten, ſuchten auf der anderen die Franzoſen durch Emiſſäre ſeit 1736 die Cherokee in ihr Intereſſe zu ziehen und reizten ſie gegen die Engländer, welche für begangene Verbrechen und Gewaltthaten den Eingeborenen jede Genugthuung verſagten: daraus entſprangen die lange fortgeſetzten Feindſeligkeiten der Cherokee gegen die engliſchen Kolonieen, während die Muskoge lange Zeit hindurch die kluge Politik befolgten neutral zu bleiben und den Fran-

zosen sich gleich freundlich zu zeigen wie den Engländern (Adair 240, 260).

Eines der hervorstechendsten Ereignisse in der älteren Geschichte der südlichen Kolonieen ist das Natchez-Massacre vom 28. Nov. 1729. Die Franzosen hatten sich im Lande des genannten Volkes niedergelassen und dieses durch Tribut Frohnen und Bedrückungen aller Art gegen sich aufgebracht. Unter dem Gouverneur Chopart stieg die Bedrängniß auf's Höchste. 1716 ermordeten die Natchez mehrere Franzosen und begannen 6 Jahre später neue Feindseligkeiten (Journal hist. 123, 343). Endlich kam es zu einer allgemeinen Verschwörung, welche die gänzliche Vertilgung der Fremden bezweckte. Ein Weib das sie verrieth, fand keinen Glauben. Verfrühter Ausbruch allein rettete vielen Franzosen das Leben, die Natchez aber wurden bald darauf mit Hülfe der Choctaw geschlagen und zwei Jahre später vollkommen zu Grunde gerichtet, viele nach S. Domingo deportirt, die anderen niedergemacht oder zerstreut. Ihrer Vernichtung folgten (1736) die Kämpfe der Franzosen gegen die Chickasaw, welche stets auf Seiten der Engländer standen, während die Choctaw jenen anhingen (Adair 353, Bossu I, 55, II, 87 u.A.).

Ein Blick auf die angeführten Thatsachen, von denen nur wenige sich bezweifeln oder in einem milderen Lichte darstellen lassen, lehrt daß die feindselige Stellung welche die Indianer allerwärts zu den Weißen angenommen haben, ganz überwiegend durch die letzteren verschuldet war, denn die Hauptursachen der Verfeindung lagen in der unbefugten Occupation des Indianerlandes (den encroachments), in den Betrügereien Bedrückungen und Gewaltthaten, die sich einzelne gesetzlose Europäer und nicht selten auch die Kolonialbehörden selbst erlaubten, nächstdem in dem Umstande daß die Eingeborenen zwischen feindliche weiße Völker eingeschlossen und in deren Kriege untereinander hineingezogen wurden. Daß es bei gehöriger Vorsicht und Ehrlichkeit, bei aufrichtig gutem Willen und kräftigem Schutze der Indianer gegen Uebelthaten von Seiten der Kolonisten durch deren eigene Regierung, unmöglich gewesen wäre mit den Eingeborenen in Frieden zu leben, läßt sich durchaus nicht behaupten. Es wird sich zeigen daß man in der späteren Zeit, weit entfernt etwas von dem begangenen Unrecht wieder gut zu machen, fortgefahren hat es zu vergrößern.

In der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh. war im Norden und in

der erſten des 18ten auch im Süden die Erbitterung der Indianer bereits allgemein: dieß muß man vor Allem im Gedächtniß behalten, wenn man ihr ſpäteres Verhalten nicht unbillig beurtheilen will. Dieß zeigt ſich deutlich an ihrem Verfahren im Kriege gegen die Weißen in jener Zeit, das von Belknap (I, 225) folgendermaßen geſchildert wird.

„Die Indianer ließen ſich ſelten oder nie ſehen ehe ſie den Angriff machten. Sie zeigten ſich nicht im offenen Felde, ſondern machten nur Ueberfälle, meiſt in den Morgenſtunden ſich hinter die Büſche verbergend in der Nähe der Waldpfade oder hinter den Hecken in der Nähe der Häuſer. Ihr Verſteck verrieth ſich nur durch die von ihnen abgefeuerten Schüſſe, die nur ſchwach waren, da ſie das Pulver ſparten und nur in möglichſter Nähe ſchoſſen. Selten griffen ſie ein Haus an ohne die Gewißheit nur geringen Widerſtand zu finden, und man hat in Erfahrung gebracht daß ſie oft Tage lang im Hinterhalt lagen die Bewegungen der Leute belauernd ohne ſich hervorzuwagen. Verkleidet in erbeutete Kleider ſchlich ſich öfters einer Abends in die Straßen von Portsmouth und ſah durch die Fenſter der Häuſer um zu lauſchen und zu horchen.

Ihre Grauſamkeit traf hauptſächlich Kinder Alte und Schwache oder Wohlbeleibte welche die Anſtrengung der Reiſe durch die Wildniß nicht ertragen konnten. Wenn ſie ein hochſchwangeres Weib fingen, ſtachen ſie ihr die Meſſer in den Leib. Wurde ein Kind läſtig, ſo ſtießen ſie ihm den Kopf ein am nächſten Baum oder Stein. Bisweilen um die unglückliche Mutter zu quälen, peitſchten und ſchlugen ſie das Kind faſt zu Tode oder hielten es unter Waſſer bis ihm faſt der Athem ausging und warfen es dann der Mutter zu damit ſie es beruhige. Vermochte ſie dieß nicht, ſo wurde es mit der Axt auf den Kopf geſchlagen. Ein Gefangener der vor Müdigkeit ſeine Laſt nicht mehr ſchleppen konnte, hatte oft dasſelbe Schickſal. Wer widerſpänſtig war oder mitſchuldig an dem Tode eines Indianers oder einem ſolchen verwandt, der wurde langſam gemartert, meiſt am Pfahle, während die übrigen Gefangenen ſeinen Qualen zuſehen mußten.* Bisweilen

* Größere Schonung der Gefangenen fand in dem Kriege ſtatt der mit der Eroberung von Canada endigte, 1754—62, da die Indianer für ſie ein gutes Löſegeld erhielten (Belknap II, 222). Nur die Huronen haben in den ſpäteren Kriegen das Quälen der Gefangenen unterlaſſen (Doddridge bei Kercheval 322).

wurde ein Feuer angezündet und eine Drohung gegen einen oder mehrere ausgesprochen, obgleich man nicht die Absicht hatte sie umzubringen, sondern nur sich an ihrer Angst zu weiden. Die jungen Leute behandelten oft die Gefangenen unmenschlich in Abwesenheit der älteren, und wenn die Sache zur Untersuchung kam, mußten jene schweigen oder gute Miene dazu machen, damit es ihnen in Zukunft nicht noch schlimmer gehe. Wenn ein Gefangener traurig und niedergeschlagen war, wurde er sicherlich verhöhnt, wenn er aber singen tanzen und lachen konnte mit seinen Herren, so wurde er geliebkost wie ein Bruder. Gegen Neger hatten sie eine starke Abneigung und tödteten sie gewöhnlich wenn sie ihnen in die Hände fielen.

Hunger war ein gewöhnliches Leiden für die Gefangenen, da die Indianer, wenn sie Wild erlegten, es sogleich ganz aufzehrten und dann den Schmachtriemen umschnallten. Ein Wechsel der Herren, bisweilen für sie eine Erleichterung, rückte die Aussicht auf Befreiung in noch weitere Ferne. Hatte ein Indianer einen Verwandten verloren, so mußte ein Gefangener, den er für eine Flinte, eine Axt oder ein paar Felle kaufte, in die Stelle des Verstorbenen eintreten und der Vater Bruder oder Sohn des Käufers werden, und diejenigen welche sich in eine solche Adoption zu finden wußten, wurden dann mit derselben Güte behandelt wie diejenigen deren Platz sie eingenommen hatten...

Auf der andern Seite muß man anerkennen, daß Beispiele von Gerechtigkeit Edelmuth und Zartgefühl in diesen Kriegen vorgekommen sind, die einem civilisirten Volke zur Ehre gereichen würden. Ein Freundschaftsdienst, einem Indianer bewiesen, blieb ihnen so lange im Gedächtniß als eine Beleidigung, und das Leben von manchen ist geschont worden um guter Handlungen willen die den Vorfahren derer erwiesen worden waren in deren Hände sie fielen. Drei Indianer z. B. plünderten einst das Haus eines Mannes Namens Crawley, brachten ihn aber nicht um, weil die Großmutter des einen von ihnen einmal eine gütige Behandlung dort gefunden hatte. Bisweilen trugen sie Kinder auf dem Arme oder Rücken fort, gaben ihren Gefangenen das Beste zu essen was sie hatten und litten lieber selbst Mangel ehe sie ihre Gefangenen hätten darben lassen. Für Kranke oder Verwundete geschah Alles was zu ihrer Genesung erforderlich war. Bei dieser Sorge für ihre Gesundheit hatten sie ohne Zweifel eigennützige

Zwecke. Der merkwürdigſte und ſchönſte Zug in ihrem Betragen gegen die Gefangenen war aber ihr anſtändiges Betragen gegen die Frauen. Ich habe nie geleſen oder gehört noch bei näherer Unterſuchung erfahren daß eine Frau die in ihre Gewalt gerieth, ſich im geringſten über ſie zu beklagen gehabt hätte, wogegen Zeugniſſe für das Gegentheil ſehr häufig ſind" (Beiſpiele daſ. p. 229 not. Viele ſchauerliche Details aus den Kriegsgeſchichten des 17. und 18. Jahrh. findet man beſonders bei Church und bei Kercheval 318, 323, 386, 413 ff.).

Die Art der Kriegführung auf Seiten der Weißen und die Behandlung der Beſiegten durch ſie war meiſt weniger roh und grauſam als die der Indianer, aber an moraliſcher Verwilderung und Schlechtigkeit der Geſinnung gaben ſie dieſen oft durchaus nichts nach. In den Kriegen des 18. Jahrh. zahlte die Regierung der engliſchen wie die der franzöſiſchen Kolonieen Prämien für Skalps aus* (Belknap II, 48 ff., Gordon 438 Einzelangaben, Bossu II, 114, Sullivan 251 u. A.), und Lord Suffolk hat als Staatsſekretär im engliſchen Parlamente dieſe Praxis vertheidigt (Collect. N. Y. H. S. II, 57). Dasſelbe geſchah ſogar noch im amerikaniſchen Unabhängigkeitskriege von Seiten der engliſchen Regierung. Die Engländer ſkalpirten in dem Kriege von 1759 ganz nach Indianerweiſe (Thomson I, 154), und oft fielen in Folge der ausgeſetzten Preiſe unſchuldige und harmloſe Menſchen der Habſucht zum Opfer (Adair 245): ein Mann Namens David Owens mordete einſt in einer Nacht zwei Schawanoe und drei Weiber mit denen er zufällig zuſammengetroffen war, nur aus dieſem Beweggrunde (Parkman a, II, 160). Es giebt zu dieſer That zwei Seitenſtücke in größerem Maaßſtabe, die Ermordung der Indianer von Coneſtoga durch die Paxton boys (1763) und die der 96 unſchuldigen Delawares welche zur Gemeinde der mähriſchen Brüder gehörten (1782). Auf einen unbeſtimmten Verdacht hin wurden die erſteren angefallen und einige von ihnen umgebracht; die überlebenden ſchaffte man nach Lancaſter in's Gefängniß um ſie vor weiteren Angriffen zu ſchützen, aber dieſes wurde erbrochen und die Indianer abgeſchlachtet. Der Gouverneur von Pennſylvanien wollte

* Es ſcheint daß man über das Skalpiren in Amerika anders denkt als bei uns, da Fremont (162) noch neuerdings das Skalpiren zweier Pferdediebe durch einen Franzoſen und einen Amerikaner als eine glorreiche That erzählt.

auf die Mörder fahnden lassen, aber die öffentliche Meinung sprach sie frei und sie durften sich ihrer Schandthat noch rühmen. Die bekehrten Indianer befanden sich ihren Stammgenossen wie den Weißen gegenüber in einer gleich üblen Lage: man mißtraute ihnen von beiden Seiten und sah sie als heimliche Feinde an. Schon im J. 1781 hatte man die Herrenhuter Missionäre gefangen gesetzt, dann aber als unschuldig wieder losgegeben: ein Theil der Indianer war in Folge davon in die Missionsdörfer zurückgekehrt. Ihre Neutralität zwischen erbitterten feindlichen Parteien brachte ihnen den Untergang: sie wurden unter dem Scheine der Freundschaft überfallen und völlig widerstandslos umgebracht (Doddridge bei Kercheval 263, 276, Parkman a, II, 89, 102).

Man kann diese und ähnliche Grausamkeiten mit der Verwilderung entschuldigen, welche ein Krieg mit rohen Völkern, wenn er längere Zeit andauert und um die eigene Existenz geführt wird, unvermeidlich erzeugt, aber es geht hieraus auch auf der anderen Seite deutlich genug hervor daß die Kluft die den civilisirten Menschen vom sog. Wilden trennt, bei weitem nicht so groß ist als man sich oft einbildet. Es giebt beschämende Thatsachen genug, welche uns zu dem Geständniß nöthigen daß rohe Gefühllosigkeit und Barbarei in keinem geringeren Grade bei der weißen Raçe zu finden sind als bei der rothen. Weiße haben sich bisweilen in Indianer verkleidet um Verbrechen zu begehen, die diesen dann zur Last fallen sollten, und oft haben die Europäer welche unter den Indianern lebten, die letzteren erst zu den Greuelthaten angereizt die sie begingen (Kercheval 114). Der englische Oberst Proctor hat im Kriege von 1813 einer vorausgegangenen Capitulation zuwider die verwundeten Feinde seinen Indianern zum Skalpiren preisgegeben, während gleichzeitig der Indianer Tecumseh ähnliche Grausamkeiten mit aller Energie verhinderte (Drake zu Church 349 ff.). Daß Weiße im J. 1830 — man hat sie auch in früherer Zeit dessen öfters beschuldigt — das Blatterngift absichtlich unter den Pani verbreitet haben, die dann zu Tausenden hinstarben, scheint hinreichend beglaubigt zu sein (McCoy 441), und man wird dem Zweifel an dergleichen Ungeheuerlichkeiten abgeneigt, wenn man liest daß der Regierung der Vereinigten Staaten einst ein förmliches Project zur Vertilgung der Indianer übergeben werden konnte (Morse 81). Unter den älteren Ansiedlern der Westgrenze,

den gefeierten pioneers of the west, den „Helden von Old Kentucky“ und von Virginien, gab es viele, deren weſentlicher Lebenszweck die Jagd auf Menſchen war, die ganz nach Indianerart gewohnheitsmäßig ſkalpirten, die in ihrer Kleidung wie in ihren Vergnügungen und Spielen ganz den Indianern glichen. Sie theilten auch den Aberglauben der letzteren: Krankheiten führten ſie wie jene auf Beherung zurück und heilten ſie durch Zerſchießen eines kleinen hölzernen Bildes der Hexe, ihre Kinder erzogen ſie in entſprechender Weiſe, übten ſie im Werfen des Tomahawk und machten ſie tüchtig zu dem Handwerk dem ſie ſelbſt nachgingen. Die Geſchichten von Mike Fink übertreffen an grauenhafter Verwilderung ſo ziemlich Alles was man von Indianern weiß (Ruxton, Hoffmann II, 75, Buſch I, 323, 372 und ſonſt). Dieß waren die Beiſpiele die den Eingeborenen vor Augen geſtellt wurden um ſie der Civiliſation zu gewinnen.

Doch wir ſind den Ereigniſſen vorausgeeilt, und müſſen der Entwickelung der Verhältniſſe etwas genauer folgen um die Veränderungen zu verſtehen, welche in der Stellung der Indianer zu den Weißen allmälich eingetreten ſind.

Unter dem Schutze der Franzoſen hatten ſich 1633 — einzelne waren ſchon früher gekommen — Jeſuiten in Canada bleibend niedergelaſſen und drangen von dort unerſchrocken nach Süden vor. Ohne ihrem ernſten Bekehrungseifer und ihrer viel bewährten Aufopferung zu nahe zu treten, darf doch behauptet werden daß auch politiſche Wirkſamkeit nicht außer ihrem Kreiſe lag, da Charlevoix (620) ſelbſt ſagt, eine vieljährige Erfahrung habe ſie gelehrt, das ſicherſte Mittel die Eingeborenen dem franzöſiſchen Intereſſe zu gewinnen ſei ſie zu chriſtianiſiren, und ein Miſſionär ſei oft mehr werth als eine Beſatzung (vgl. auch La Potherie I, 363). Die Jeſuiten wirkten zunächſt unter den Huronen und Irokeſen und mußten zum Theil den Märtyrertod ſterben, als die erſteren um 1650 mit den Algonkin im Kriege unterlagen (S. oben p. 17 f.). Nur die Abenaki am Penobscot und Kennebec nahmen die Miſſionäre ſehr bereitwillig auf und blieben daher auch ſtets treue Bundesgenoſſen der Franzoſen, bis 1724 von Maſſachuſetts aus die Engländer das Land eroberten und die Miſſionen unter Pater Rasles zerſtörten, der die Indianer ſo vielfach gegen jene gereizt hatte (Brasseur I, 41 ff., 60). Allmälich hatten die Jeſuiten auch bei den Irokeſen Eingang gefunden, unter

denen sich vorzüglich die Mohawk ihnen lange Zeit feindlich gezeigt hatten (ebend. 133).

Seit der Mitte des 17. Jahrh. nahmen die Irokesen die hervorragendste Stelle unter den Indianervölkern ein. Die Franzosen welche hauptsächlich seit 1665 im Bunde mit den Algonkin gegen sie kämpften (La Potherie II, 83), gaben sich später viele Mühe, hauptsächlich mit Hülfe der Jesuiten, sie für sich zu gewinnen, doch gelang es nicht: bis zum Frieden von Ryswik (1697) standen sie beharrlich auf Seiten der Engländer, obgleich sie sich oft über diese zu beklagen hatten und wohl durchschauten daß die Engländer sich schonten um sie selbst den Franzosen auszusetzen, da sie von ihnen nicht die nöthigen Waffen, und Pulver nur zu sehr hohen Preisen erhielten. Erst als sie sich zu schwach und nur unzureichend unterstützt sahen, wurden sie zum Frieden mit den Franzosen geneigt: ihre Politik war in diesem Falle ehrenhaft, offen und voll Achtung vor den geschlossenen Verträgen (Colden I, 149, 176 f., vgl. 165 ff.). Sie bestand zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. darin, das Gleichgewicht der Macht zwischen Engländern und Franzosen zu halten, da sie wohl wußten daß aus dem gänzlichen Unterliegen der einen von beiden Parteien die drohendste Gefahr für sie selbst erwachsen würde (Charlevoix 397, 534). Von den Franzosen hatten sie nichts Gutes zu erwarten, denn der Gouverneur de la Barre erhielt von Ludwig XIV. die Instruction die Irokesen möglichst aufzureiben und die gemachten Gefangenen auf die Galeeren zu liefern (Brasseur I, 186). Auf die Zeit des Friedens zwischen den Franzosen und Engländern (1697—1709) folgten die unklugen und unglücklichen Expeditionen der letzteren gegen Canada und erst seit dieser Zeit ist es dem französischen Einfluß gelungen ein gewisses Uebergewicht bei den Irokesen zu gewinnen. In den Kriegen von 1754—63 standen die Seneca zu den Franzosen, die übrigen Völker des Bundes schwankten hin und her und waren in Parteien gespalten (Colden II, 126 ff.). Ihre Politik war unzuverlässig und treulos, da sie erkannten daß man sich beiderseits nicht scheue sie zu opfern, sobald der eigene Vortheil dieß nicht mehr verbiete.

Fast durchgängig verstanden es die Franzosen weit besser die Indianer zu behandeln als die Engländer. Nicht daß sie ihnen ein größeres Wohlwollen gezeigt hätten als diese, sie waren aber klüger und

gewandter (La Potherie II, Adair 286 und sonst). Im Kriege verfuhren beide mit gleicher Härte, ließen nicht selten die ihnen befreundeten Indianer auf den Feind los um dessen Land zu verwüsten, und selbst Weiber und Kinder wurden von beiden nicht immer geschont (Hutchinson); aber während die Indianer von den Engländern oft durch rücksichtslosen Hochmuth beleidigt, durch falsche Maßregeln erbittert und durch Geschenke nur unvollkommen wieder versöhnt wurden, schmeichelten die geschmeidigen Franzosen ihrer Eitelkeit und ihren Vorurtheilen, accommodirten sich ihnen auf alle Weise, ersparten ihnen alle unnöthigen Kränkungen und bewiesen sich freigebiger. Dasselbe zeigte sich auch an den französischen Canadiern (Mischlingen) noch in späterer Zeit: den Indianern im Aeußeren ähnlich durch schwarze Augen, schwarzes Haar, dunkle Gesichtsfarbe, harmonirten sie mit ihnen auch in ihrer Neigung zur Jagd und zu einem umherschweifenden Leben, und gesellten sich freundschaftlich zu ihnen, während die Geschenke und selbst die rechtliche Behandlung von Seiten der Engländer nicht vermochten sie diesen von Herzen zu gewinnen (Weld 350).

Im Laufe des 18. Jahrh. werden die Klagen über die Treulosigkeit und Verrätherei der Indianer immer häufiger und heftiger. Im J. 1689 (King William's war) überfielen sie plötzlich zur Rache für eine 13 Jahre früher erlittene Unbill die englischen Kolonieen im Norden, doch schonten sie dabei eine Frau, ihre frühere Wohlthäterin, und deren Haus (Belknap I, 197, 202, vgl. p. 117); im J. 1703 hatten sie noch 6 Wochen vor dem Ueberfall den sie ausführten (Queen Anne's war) betheuert: „so hoch die Sonne über der Erde stehe, so fern sei von ihnen die Absicht den Frieden zu stören", „so fest wie der Berg sei ihre Freundschaft und solange wie die Sonne und der Mond solle sie bestehen" (ebend. 264). Man kann sich darüber kaum wundern und ihnen keinen harten Vorwurf deshalb machen, denn mit richtigem Blicke für die Treulosigkeit ihrer Lage bezeichneten sie diese mit den Worten: „Ihr [illegible] und die Franzosen sind wie die Schneiden [illegible] das Tuch das in Stücke geschnitten wird". Mit der Beendigung des Krieges zwi[illegible] Canada (1759) war die Uebermacht [illegible] und damit das Schicksal der In[illegible] Pontiac's (1763), welcher die Lage

der Sache ſehr richtig verſtand und den gänzlichen Untergang der Indianermacht vorausſah, wenn ſie ſich jetzt nicht ermannten und einen vollen Sieg errangen, war die natürliche Folge jener wichtigen Veränderung der Verhältniſſe.

Pontiac, Ottawa von Geburt, errang nur durch hervorragende Geiſtesgaben ſeine ausgezeichnete Stelle und ſeinen faſt unbegrenzten Einfluß auf die Indianer. In der Stille organiſirte er einen allgemeinen Bund unter den Völkern welche bisher den Franzoſen befreundet geweſen waren: er umfaßte die Ottawa, Ojibway, Wyandot, Miami, Potowatomi, Winebago, Sauk, Schawanoe, Delaware, Mingo und von den Irokeſen die Seneca. Neun engliſche Forts fielen ſogleich in die Hände der Verbündeten, unter ihnen Michilimacinac durch die Liſt eines Ballſpieles, die ihnen Eingang in die Feſtung verſchaffte. Vor Detroit feuerte Pontiac durch eine geſchickt ausgeſonnene Erzählung die Seinigen zum Kriege an. Ein Delaware-Indianer (ſo lautete ſie in der Hauptſache) träumte nach langem Faſten daß er die Wohnung des großen Geiſtes beſuchen ſolle. Er ging und ging bis er an drei Wege kam, deren zwei ihm durch Feuererſcheinungen verſchloſſen wurden, und erreichte endlich auf dem dritten den Gipfel des hohen Berges wo der große Geiſt wohnte. Dieſer gebot ihm den Indianern zu ſagen daß er ſie liebe, die Weißen aber haſſe, daß ſie dieſe vertreiben oder vertilgen ſollten, denn das Land gehöre ihnen, untereinander aber ſollten ſie friedfertig leben und vor Allem ablaſſen vom Trunke und von abergläubiſchen Gebräuchen um zur alten Einfachheit ihrer Sitten wieder zurückzukehren.

Detroit fiel indeſſen nicht in die Gewalt der verbündeten Indianervölker. Durch Bouquet's Sieg und den Frieden vom J. 1765 wurden Pontiac's Pläne vollſtändig vereitelt. Er ging nach Weſten zu den Illinois um auf's Neue die Kräfte der Indianer zu vereinigen, wurde aber dort auf Anſtiften eines Händlers ermordet. Ueber ſeine große moraliſche Kraft (Anekdoten bei Parkman a, I, 258) wie über ſeine große geiſtige Begabung überhaupt iſt nur eine Stimme. Wenige unter den Indianern ſind ihm ebenbürtig und vielleicht nur der ſpätere Tecumſeh ihm überlegen geweſen. Im höchſten Grade lernbegierig, bot er Major Rogers Land zum Geſchenk an um ihn zu bewegen daß er ihn mit nach England nehme, wo er die Bearbeitung des Eiſens, der Baumwolle u. dergl. lernen und ſich noch vollſtändiger

über die engliſche Heereseinrichtung und Kriegskunſt unterrichten wollte. Er gab eine Art von Papiergeld aus, Stücken von Birkenrinde die auf der einen Seite eine Fiſchotter, ſein Totem, auf der anderen die ihm gelieferten Gegenſtände im Bilde zeigten. (Parkman a, I, 190, 236, II, 253. Schoolcr. II, 243, Thomson 203, Thatcher II, 114 u. A.).

Zehn Jahre ſpäter (1774) folgte ein neuer Krieg (Lord Dunmore's war), deſſen Veranlaſſung verſchieden angegeben wird (Kercheval 148, 158, Thomson 205). Verdacht und Argwohn, vage Gerüchte von bevorſtehenden Feindſeligkeiten ſcheinen jedenfalls hauptſächlich den Ausbruch herbeigeführt zu haben, nachdem Logan den unprovocirten Mord gerächt hatte welchen Cresap's Leute, wie es ſcheint aus Privatfeindſchaft (Schoolcr. VI, 619 f.), an ſeiner Familie begangen hatten. Cornstalk, der ſich in dieſem Kriege als Anführer der Delaware Irokeſen Wyandot und Schawanoe ſowohl durch ſeine Diſpoſitionen und treffliche Taktik, als auch durch perſönliche Tapferkeit in hohem Grade auszeichnete, warf wenigſtens den Weißen die Ungerechtigkeit ihres Angriffes bei dieſer Gelegenheit offen vor (Kercheval 155).

In ihren langen und erbitterten Kämpfen mit den Weißen haben die Indianer allmälich eine viel beſſere Art der Kriegführung gelernt als ihnen vorher eigen war, und es ſcheint daß je mehr ihre Macht ſich dem gänzlichen Untergange näherte und je troſtloſer ihre Lage wurde, deſto ausgezeichnetere Talente und deſto großartigere Charaktere bei einzelnen von ihnen zur Entwickelung kamen. Der amerikaniſche Unabhängigkeitskrieg, den ſie richtig aufzufaſſen und zu verſtehen ohne Zweifel nicht vermochten, ſpaltete ſie in Parteien. Auf Seiten der Kolonieen ſtanden die Mohikaner und von den Irokeſen nur die Oneida, auf Seiten des Mutterlandes die Schawanoe und die
laware. Die letzteren wurden von ihrem Häuptlinge Capt. Pipe
n Kriege gegen die Amerikaner gedrängt, während der einflußreiche
hite-Eyes ſtets dazu rieth Frieden zu halten. (Darſtellung ihrer
ntriebeſtrebungen bei Thatcher II. 122 ff.). Dieſer nämlich war
rch die Miſſionäre, denen er ſich mehrfach höchſt aufopfernd bewies
lbſt mit Gefahr des eigenen Lebens, dem Chriſtenthume gewonnen
orden und ſah in der Bekehrung und Einführung der Civiliſa-
n das einzige Mittel ſein Volk vom drohenden Untergange zu

retten, während Pipe in dieſen Dingen die entgegengeſetzte Anſicht vertrat.

Wir begegnen um dieſe Zeit öfters einem ſolchen Streite der Anſichten bei den Indianern: einige ſuchen das Heil ihres Volkes in einem Anſchluſſe desſelben an die Weißen, im Chriſtenthume und der Civiliſation, andere in der Rückkehr zu den einfachen und reineren Sitten ihrer eigenen Voreltern; die einen beſitzen meiſt nur wenig oder nichts von dem alten Stolze und dem edlen Selbſtgefühle der ächten Indianer und ſind überhaupt nur ſelten Männer von vorzüglicher Einſicht und großer geiſtiger Begabung, die anderen ſind die Todfeinde der Weißen und aller Neuerungen in Sitten und Lebensweiſe die von ihnen herrühren, verdüſtert und verbittert in ihrem Gemüthe durch das traurige Schickſal ihres Volkes, deſſen Demoraliſation und tiefe Erniedrigung ſie vollkommen durchſchauen und abzuſtellen ſtreben. Zu jenen gehören der Choctaw Puſchmataha (geſt. 1824), der Miſchling Cornplanter, deſſen ausgezeichneter Beredtſamkeit es gelang ſein Anſehn bei den Irokeſen, das er durch einen Landverkauf (1784) zu verlieren in Gefahr kam, glücklich wiederherzuſtellen (über ihn Thatcher II, 271, 309, 312), und der moraliſch reinere Little Turtle, Miami von Geburt, der zuerſt die Pockenimpfung bei den Indianern einführte, und ſich ſtets höchſt lernbegierig nach allen Staatseinrichtungen und Gewerben der Weißen erkundigte um die Vortheile derſelben auch den Eingeborenen zuzuwenden. Den entgegengeſetzten Standpunkt vertraten die erklärten Gegner der beiden letztgenannten Männer: Red Jacket und Tecumséh. Auch ſchon längere Zeit vorher waren zu wiederholten Malen Propheten und Lehrer unter den Indianern aufgeſtanden, welche für große moraliſche Reformen unter ihnen mit aller Kraft zu wirken geſucht hatten.

Ein Prieſter der Irokeſen hatte dieſen um 1737 verkündigt daß der große Geiſt ihm erſchienen ſei und ſeinen Willen die Indianer zu vertilgen offenbart habe. „Ihr fragt", ſprach Gott zu ihm, „weshalb das Wild ſo ſelten geworden iſt. Ich will es euch ſagen. Ihr tödtet es um der Häute willen mit denen ihr euch berauſchende Getränke kauft, ihr ergebt euch dem Trunke und mordet einander und führt ein ausſchweifendes Leben. Darum habe ich die Thiere aus dem Lande getrieben, denn ſie ſind mein. Wenn ihr Gutes thun und euren Sünden entſagen wollt, will ich ſie zurückbringen, wenn nicht, euch von

der Erde vertilgen" (Schoolcr. IV, 336). Pontiac ſchlug, wie wir geſehen haben, einen ähnlichen Weg ein um in dieſem Sinne auf die Indianer zu wirken. Um das Jahr 1800 ſtand Cornplanter's Bruder Ganeodiyo als Prophet unter den Seneca auf, predigte ihnen Mäßigkeit und Einigkeit, warnte vor allem Landverkauf und vor aller Vermiſchung mit den Weißen. Er gab viele moraliſche Lehren und verlangte die Rückkehr zur Einfachheit der alten Sitten. Die Beſchreibung der Höllenſtrafen wie die der Glückſeligkeit im Himmel, in welchen nach Indianerbegriffen von den Weißen nur der einzige Washington gekommen iſt, war eines der Hauptmittel durch das er auf ſeine Zuhörer wirkte (Morgan 226). Tecumſeh's Bruder, Elskwatawa, wirkte durch ähnliche Mittel für den Zweck die Indianer den Weißen zu entfremden und unter ſich zu verbünden, doch hat er die gute Sache für welche er ſeit dem Jahre 1804 auftrat, durch Verfolgung einzelner Gegner befleckt, die er der Zauberei anklagte und zum Tode verurtheilen ließ (Thatcher II, 184 ff.). Von andern Propheten und Lehrern welche nicht ſelten mancherlei Phantaſtiſches ihren moraliſchen Beſtrebungen beimiſchten, hören wir auch ſonſt mehrfach (z. B. bei den Potowatomi, den Kickapu, de Smet 288, McCoy 95, 457).

Alle Anſtrengungen dieſer Art vermochten nichts gegen die Macht der Verhältniſſe. Nach dem Ende des amerikaniſchen Unabhängigkeitskrieges (1783) folgten bald neue Indianerkriege. Es war die ohne Zweifel oft gefliſſentlich erregte und vielfach im Stillen genährte Hoffnung der Indianer auf Beiſtand von Seiten der Engländer, welche ſie zu Feindſeligkeiten gegen die Vereinigten Staaten ſpornte und trotz offenbarer Schwäche ihren Muth aufrecht hielt. Dieß gilt von dem Kriege des Jahres 1791 in welchem Little Turtle in äußerſt geſchickter und erfolgreicher Weiſe operirte, an der Spitze der vereinigten Miami, Wyandot, Potowatomi, Delaware, Schawanoe, Ojibway, Ottawa u. a. (Thatcher II, 244 ff., Schoolcr. VI, 343). Die vollſtändige Niederlage der Indianer (1795) konnte er freilich nicht hindern. Engliſche Verſprechungen waren es auch 1812 durch welche ſich die Indianer unter Tecumſeh zum Kriege verführen ließen. Ehe wir jedoch zur Betrachtung dieſes letzten Kampfes übergehen, wird es gut ſein einen Blick auf die Schickſale der Indianer in den ſüdlicheren Ländern zu werfen.

Bei den Cherokee standen seit 1756 eine Kriegspartei unter Oconostota (Ostenaco) und eine Friedenspartei unter Atakullakulla (Little Carpenter) einander gegenüber. Letzterer, welcher nicht durch Kriegsthaten, sondern nur durch politische Klugheit und Einsicht glänzte, hat sich stets als treuer Freund der Weißen bewiesen, suchte sich diesen möglichst anzuschließen und vertrat das Interesse der Engländer, während sein Gegner unter französischem Einflusse stand. Atakullakulla siegte über seinen Rivalen, mit welchem er übrigens abgesehen von politischer Meinungsverschiedenheit, stets in Eintracht gelebt hatte, und brachte ein Bündniß der Cherokee und Catawba mit den englischen Kolonieen zu Stande (Thatcher II, 151 ff., Timberlake 72, 87). Dieses hatte indessen keinen Bestand. Pferdediebstähle, nach Andern nur die Aneignung wilder Pferde von Seiten der Cherokee, führte zu blutiger Rache von Seiten der virginischen Kolonisten. Es kam trotz Atakullakulla's unausgesetzten Bemühungen zu einem verheerenden Kriege, in welchem sich ein Theil der Creek mit den Cherokee verband; die Indianer geriethen in Bedrängniß und sahen sich genöthigt um Frieden zu bitten (nach 1760; Williamson II, 87 ff., Thomson I, 169). Die Kolonisten von Tennessee schickten um 1772, da sie sich noch schwach fühlten, eine demüthige Botschaft an die Cherokee, um Vergebung für einen verrätherischen Mord, den einer der Ihrigen begangen hatte, und Frieden von ihnen zu erbitten; das unbefugte Eindringen der Ansiedler in das Gebiet der Indianer ging aber hier wie anderwärts seinen Gang, und ihre häufig erwähnten Klagen darüber bei den Kolonialbehörden waren vergeblich (Ramsey 112, 270, 318 f., 497, 693). Ein von den Cherokee beabsichtigter Ueberfall (1775) wurde von einer Indianerin verrathen, jene durch wiederholte Schläge zum Frieden genöthigt, und die Grenze ihres Landes nach dem siegreichen Kriege von 1783 von Seiten Nord Carolina's in willkürlicher Weise festgesetzt (ebend. 144, 275). Es scheint demnach daß man die Bewunderung etwas mäßigen müsse, welche Ramsey (370) dem Heroismus der Ansiedler „den grausamen und rachsüchtigen Wilden" gegenüber zollt, zumal da er selbst mittheilt daß Grausamkeiten einzelner gegen diese außer Zweifel stehen und nicht selten gewesen sind. Ein begangener Mord wurde an unschuldigen Indianern ganz ebenso von den Weißen gerächt wie von jenen: die moralische Verwilderung war auf beiden Seiten gleich (ebend. 420).

B. Franklin ſchrieb im Jahre 1787 über die Occupation des Landes von Seiten der Koloniſten, „ſie ſei um ſo ungerechtfertigter als die Indianer unter ſehr annehmbaren Bedingungen Land zu verkaufen bereit ſeien, und der Krieg gegen ſie in einem Jahre leicht weit größere Verluſte verurſache als die zum Ankaufe des eroberten Gebietes erforderliche Summe betragen haben würde.“

Die Errichtung von Fort Jefferſon im Gebiete der Chickaſaw (1780) ohne deren Erlaubniß, das ununterbrochene Vordringen der Koloniſten in den Ländern am Cumberland Fluß und andere Beeinträchtigungen führten zu unausgeſetzten Feindſeligkeiten in dieſen Gegenden (1780—94), da die Kommiſſäre der Bundesregierung (1786) die Grenze der Chickaſaw in einem Friedensſchluſſe mit dieſen zwar feſtgeſtellt hatten, die ſüdlichen Staaten aber dieſes Abkommen unbeachtet ließen, weil ſie durch die getroffene Beſtimmung zu viel aufgegeben glaubten: ſeit 1780 ſcheint kein Friedensvertrag mehr von den Indianern mit der Abſicht geſchloſſen worden zu ſein ihn zu halten, ſo viele deren auch zu Stande kamen (Ramsey 446ff., 463, 499.). Auch die Creek nahmen an dieſen Kriegen ſehr thätigen Antheil. Es bedurfte (1787) eines ausdrücklichen Congreßbeſchluſſes um Georgia an einem völlig ungerechten Angriff auf ſie zu hindern (ebend. 394ff.), und man kann ſich bei der gänzlichen Willkür mit welcher die Eingeborenen behandelt wurden, nicht wundern daß die Feindſeligkeiten hier im Süden denſelben unverſöhnlichen Charakter annahmen wie im Norden.

Nach dem für die Amerikaner glücklichen Ausgange ihres Unabhängigkeitskrieges war die Lage der Indianer eine vollkommen hoffnungsloſe; es gehörte der Muth und die Energie eines Tecumſeh dazu noch an eine mögliche Beſſerung derſelben zu denken. Sohn eines Schawanoe und einer Cherokee-Indianerin, zeichnete er ſich ſchon in der Jugend durch große Mäßigkeit und ſtrenge Wahrheitsliebe aus, und vereinigte als Mann in ſich alle großartigen Eigenſchaften des ächten Indianers. Vor Allem ſtrebte er dem ferneren Vordringen der Weißen einen feſten Damm entgegenzuſetzen und ſuchte zu dieſem Zwecke einen allgemeinen Indianerbund zu ſtiften, der auf dem Grundſatze beſtände, daß alles Land unveräußerlich und Geſammteigenthum der Eingeborenen und aller Landverkauf darum ungültig ſei. Für dieſen Grundſatz der Selbſterhaltung wußte er ſie durch eigene Freigebigkeit und durch überlegene Beredtſamkeit zu gewinnen. Sein Bruder, der „Pro-

phet", Elskwatawa, ſtand ihm in letzterer Rückſicht weit nach und war überdieß weniger beliebt (Hunter 43), doch bediente er ſich desſelben hauptſächlich um für eine moraliſche Reform und für die Wiederherſtellung der alten Sitte unter den Indianern zu wirken, namentlich den Trunk und alle unnöthigen Grauſamkeiten abzuſtellen, ein Ziel in deſſen Verfolgung allein er mit ſeinem erklärten Gegner Little Turtle zuſammentraf. Seit dem Jahre 1804 hatte er im Geheimen mit großem Erfolge für dieſe Zwecke eine raſtloſe Thätigkeit entwickelt, in der Vorausſicht eines bevorſtehenden Bruches zwiſchen den Amerikanern und Engländern. Da entdeckte ein Potowatomi dem Gouverneur Harrison von Indiana ſeine gefährlichen Pläne. Tecumſeh erfuhr es und gab Befehl den Verräther heimlich umzubringen. Als der Potowatomi davon hörte, ging er hin zu ihm und häufte auf Tecumſeh alle Schmach, ohne daß dieſer auch nur ein Wort erwidert hätte. Er blieb ſtumm und ließ ihn gehen, der Potowatomi aber iſt ſeitdem ſpurlos verſchwunden (Thatcher II, 200).

Die Unvorſichtigkeit Elskwatawa's führte vorzeitig die Schlacht von Tippecanoe herbei (1811) und deckte Tecumſeh's Pläne auf: es blieb dieſem jetzt nur übrig ſogleich zu offener Feindſeligkeit zu greifen. Die Engländer bedienten ſich der Indianer wie früher, vielfach auch in dem Kriege von 1812 gegen die Vereinigten Staaten, ſie verwickelten die Creek mit dieſen in Krieg, hatten jenen verfrühten Ausbruch veranlaßt und ſtanden bald darauf auf dem Punkte, die Eingeborenen ihrem Schickſale zu überlaſſen (Thomson II, 62, 423). Da ſprach Tecumſeh zu General Proctor: Von den Engländern ſind früher die Indianer zum Kriege gedrängt worden, ſie aber ſchloſſen Frieden und gaben dieſe preis (nach der amerikaniſchen Revolution). Jetzt haben die Engländer verſprochen den Indianern ihr Land wieder erobern zu helfen, ſie haben verſprochen für deren Weiber und Kinder zu ſorgen und nun wollen ſie ſich zurückziehen und dieſe im Stiche laſſen die ſie zum Kriege getrieben haben. Wenigſtens die Waffen und die Munition, fügte er hinzu, ſollten ſie da laſſen die für die Indianer beſtimmt ſeien, denn ſie ſelbſt ſeien entſchloſſen in ihrem Lande zu ſiegen oder zu ſterben (Thatcher II, 237). Tecumſeh ſelbſt fiel in der entſcheidenden Schlacht (1813) und die Indianer ſchloſſen Frieden (1814 f.), mit einziger Ausnahme der Creeks und Seminolen.

Tecumſeh's Zeitgenoſſe und Geiſtesverwandter Red Jacket,

ebenfalls ausgezeichnet durch hohe Geistesgaben, ist zu keiner so großen politischen Wirksamkeit gelangt. Im Herzen vollständig Heide wie jener, bekämpfte er jeden Anschluß der Indianer an die Weißen durch seine hinreißende Beredtsamkeit, die ihren größten Triumph feierte, als sie die Irokesen von der Richtigkeit der Anklage auf Zauberei überzeugte, welche Cornplanter gegen Red Jacket erhoben hatte. In späteren Jahren ergab sich letzterer dem Trunke und wurde theils in Folge einer Intrigue theils durch eigene Schuld von den Seneca der Häuptlingswürde für verlustig erklärt, erhielt diese jedoch in einer allgemeinen Versammlung der Irokesen wieder zurück. Den Trunk hat er sich im Alter ganz wieder abgewöhnt (Thatcher II, 295 ff.). Er starb 1830 und man hat ihn „den letzten der Senecas" genannt.

Je mehr alle Aussicht den Indianern schwand sich noch ferner behaupten zu können, desto erbitterter führten sie ihre Kriege gegen die Weißen. Der erste Seminolenkrieg (1817 f.), bei welchem man diesem Volke unter anderen Vorwürfen auch den machte, daß es sich der Einführung von Sklaven widersetze, legt davon Zeugniß ab; nicht minder der zweite (1835—42), während dessen man sich wie die Spanier in alter Zeit der Bluthunde gegen die Indianer bediente, obwohl sie sich nur wenig nützlich erwiesen (Thomson II, 499 ff., 529). Zwischen beide fällt der nach einem Häuptlinge der Sauk genannte Blackhawk-Krieg (1831 f.), dessen Veranlassung darin lag, daß Governor Harrison einige wenige Häuptlinge der Sauk und Füchse (1804) zur Abtretung ihres Landes auf der Ostseite des Mississippi bewogen hatte: die Ansiedler vertrieben die Indianer von dort, brachten sie um und verbrannten ihre Dörfer, Blackhawk aber widersetzte sich mit bewaffneter Hand dieser gewaltsamen Occupation des unrechtmäßig erworbenen Landes in derselben Weise wie Osceola am Anfange des zweiten Seminolenkrieges der Vertreibung aus dem seinigen (ebend. 508, 515 f., 537, Olshausen II, 240). Das Ende des Krieges war daß die Indianer im Norden über den Mississippi hinübergedrängt wurden, während man sie im Süden theils durch Ueberredung theils durch Zwang dahin brachte sich dasselbe gefallen zu lassen.

Unsere ganze bisherige Darstellung zeigt daß eine der Hauptursachen der beständigen Feindseligkeit zwischen Indianern und Weißen darin lag, daß jene um ihr Land kamen, durch Krieg oder im Frieden, durch Kauf, durch Betrug oder durch einfache Occupation, im Kleinen

oder im Großen. Der häufige Wechſel der Wohnſitze würde es ihnen unmöglich gemacht haben ſich zu civiliſiren und überhaupt eine feſte Lebenseinrichtung ſich anzueignen, ſelbſt wenn ſie dazu geneigter geweſen wären als ſie es waren und als ſie es ſein konnten. An der Mündung des Red River (Winipeg See) hatten die Indianer angefangen Landbau zu treiben, aber das Intereſſe des Pelzhändler nöthigte ſie dieſen wieder aufzugeben und zum Jägerleben zurückzukehren (West 129). In ſpäterer Zeit hat (wie auch Schoolcraft VI, 554 anerkennt) oft ſchon die Furcht vor der Nöthigung zu einem Wechſel des Wohnſitzes jeden Fortſchritt gehindert, während auf der anderen Seite die großen Strecken Landes die ſie immer noch behielten, ihnen geſtatteten das Jägerleben fortzuführen an das ſie gewöhnt waren. Wie die Delaware auf der Verſammlung in Philadelphia (1742) um einen großen Theil ihres Landes von den Weißen mit Hülfe der Irokeſen betrogen wurden, hat Parkman (a, I, 79) dargeſtellt. Sie haben gleich den Schawanoe und vielen anderen Völkern bei verſchiedenen Gelegenheiten erklärt, daß ſie den engliſchen Kolonieen nur deshalb feindſelig wurden, weil man ſie um ihr Land betrog oder dieſes ungefragt occupirte (Chapman 31, 34). Eine ausführliche Darlegung des Verfahrens durch welches die Micmac um ihr Land kamen, hat Schoolcraft (V, 679) gegeben. So hat man noch im Jahre 1836 in Waſhington mit einer Geſandtſchaft der Ottawa, die aus lauter gemeinen Leuten beſtand und alſo gar kein Recht zum Landverkauf hatte, einen Vertrag über die Abtretung ihres Landes in Michigan geſchloſſen (McCoy 494). Das oft zwangsweiſe verkaufte Gebiet wurde von Anſiedlern allmälich beſetzt und angebaut: das Wild floh von dem der Indianer lebte, er mußte ebenfalls fortziehen. Daß er unter ſolchen Umſtänden nicht ſelten den Verſuch machte Anſprüche auf Ländereien zu erheben die ihm gar nicht gehörten (wie z. B. die Irokeſen der Regierung von Vermont gegenüber 1798, Z. Thompson 202 f.), oder ſich das Verkaufte zum zweiten Mal bezahlen ließ um ſich einigermaßen zu entſchädigen, läßt ſich ihm kaum verargen.

An die Landverkäufe knüpften ſich noch andere Uebel für die Indianer. In neuerer Zeit bezahlte man ihnen das abgetretene Land in der Regel in Geld, in der Form einer Jahresrente. Es wird verſichert daß bei der Auszahlung ſelbſt oft Betrügereien in großem Maaßſtabe vorgekommen ſind von Seiten der Regierungsbeamten. Dieß iſt nur

allzuglaublich. Bei Lieferung von Lebensmitteln soll dasselbe der Fall sein: Gregg erzählt z. B. als verbürgt, daß die südlichen Völker und die Regierung im Jahre 1838 bei einer solchen Gelegenheit zugleich betrogen wurden; ein Einzelner der einen schriftlichen Verhaltungsbefehl in den Händen hatte, drohte durch schlechte Behandlung gereizt, die Sache zu veröffentlichen, ließ sich aber durch die Summe von 13000 Dollars beschwichtigen, und man hat eine Untersuchung der Sache zu vermeiden gewußt, obgleich die Regierung davon Kunde erhalten haben soll. Den Empfang der Jahrgelder, welche von den Indianern nicht nachgezählt zu werden pflegen, quittirt der auszahlende Agent selbst, der Empfänger muß nur die Feder mit der er es thut, berührt haben (Kohl I, 160). Ferner geschieht die Auszahlung auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten (Keating I, 125), wo die Indianer leicht Branntwein in Menge haben können, nicht in ihrem eigenen Lande: die gewöhnliche Folge ist daß das Geld sogleich von ihnen vertrunken wird. Es ist bekannt wie verderblich den Eingeborenen der Trunk geworden ist, wie häufig er bei ihnen zu Mord und Todtschlag führt und wie die Händler dieses Laster benutzt haben um sie in aller Weise auszubeuten und zu Grunde zu richten. Trotzdem hat die vielgerühmte väterliche Indianerpolitik der Vereinigten Staaten keine wirksamen Maßregeln gegen diese Abscheulichkeiten ergriffen. Erst auf Veranlassung des Häuptlings Little Turtle hat 1802 Kentucky sich entschlossen den Branntweinhandel mit den Indianern zu verbieten, von Ohio auch nur dieß zu erreichen war jenem nicht möglich (Thatcher II, 244 ff.).

Seit dem Ende des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges begannen die Verträge der Regierung mit den Indianern über Gebietsabtretungen in großem Stile und über die dafür zu zahlenden Jahrgelder. Sie hatte sich das Vorkaufsrecht dabei vorbehalten und auf diesem Wege bis zum Jahre 1820 mehr als 200 Millionen Acker Land erworben. Für 191 Millionen Acker hatte sie 2½ Millionen Dollars bezahlt und aus ungefähr dem elften Theile dieser Ländermasse durch Wiederverkauf im Einzelnen 22 Millionen Dollars gelöst, während die Käufer eine gleiche Summe noch darauf schuldig blieben. Die sämmtlichen Jahresrenten welche die Indianer von den Vereinigten Staaten damals erhielten, betrugen 154575 Dollars, doch waren darunter nur 80325 Dollars permanente Jahrgelder, zu denen noch

einige Tausend Dollars für Schulen kamen (Morse 94, ebend. App. 391). Dieß war ohne Zweifel „ein gutes Geschäft," das auf die Politik der Ausbeutung unter welcher die Indianer zu leiden hatten, ein helles Licht wirft. Zu welchen Preisen die Regierung kaufte, mag man darnach bemessen, daß sie von den Quappa einst 60000 englische Quadratmeilen für 4000 Dollars erwarb (Nuttall 94), und wie es den Indianern in Folge der Landverkäufe erging, kann das Beispiel der Dakota lehren: sie hatten 1837 alles Land im Osten des Mississippi abgetreten und verkauften 1851 auch das im Westen dieses Flusses gelegene Gebiet bis zur Mündung des Sioux-Flusses und bis zu den nördlich von dort gelegenen kleinen Seen (Riggs); da aber auf diesem bedeutende Schulden an die Pelzhändler hafteten und die Indianer den Werth des Geldes nicht kannten, waren sie wenige Wochen nach der Zahlung wieder so arm wie vorher (Wagner u. Sch. III, 42). Jahresrenten zu zahlen in Geld war für die Regierung der Vereinigten Staaten die bequemste und vortheilhafteste, für die Indianer die schädlichste Weise den Landkauf zu bewerkstelligen. Man wußte beides recht gut, und die Erfahrung jedes Jahres lehrte es, daß die Jahresrente nichts war als ein hingeworfenes Almosen das jeden Trieb zur Arbeit ersticken und den Müßiggang fördern mußte. Den weißen Amerikaner kümmerte dieß nicht, denn er sah es eben gern wenn die Indianer zu Grunde gingen und er den Schein der Schuld daran von sich wälzen konnte.

Von der Indianerpolitik der Vereinigten Staaten läßt sich im Allgemeinen, und abgesehen von den früheren Präsidenten Washington Adams und Jefferson, nur sagen daß sie gegen das Schicksal der Eingeborenen völlig gleichgültig, Vieles gethan hat ihr Elend zu vergrößern und fast nichts demselben Einhalt zu thun. Sie hat sich oft rühmen lassen wegen der Ackerbaugeräthe Handwerker und Lehrer die sie den Indianern geschickt, und wegen der Schulen und Muster-Farmen die sie bei ihnen eingerichtet hat. Abgesehen von der Dürftigkeit und Kraftlosigkeit an welcher alle solche Anstalten von jeher litten, wurden sie oft so sorglos und fahrlässig betrieben daß sie nichts helfen konnten. Musterwirthschaften an Orten angelegt wo sie kein Indianer zu sehen bekam, Schmiedewerkstätten auf einer Farm errichtet, eine Menge als Geschenke gelieferter Sachen, von denen die Indianer nichts erhielten ohne vierfach dafür zu bezahlen, eine Million Dollars zu ihrem

Beſten jährlich verausgabt, von welcher niemand ſagen kann wie ſie verwendet wird (Atwater 324), die unwirkſam gebliebenen Verbote des Branntweinhandels können eben nicht als große Wohlthaten geprieſen werden.* Vertragsmäßig erhalten zwar jetzt viele Indianervölker Unterſtützungen von den Vereinigten Staaten, aber die Regierung der letzteren hat ſelbſt 1817 noch nicht daran gedacht etwas für die Erhebung der Eingeborenen zu thun (McCoy 604). Sie hat namentlich ſo gut als nichts gethan um zu hindern daß die Indianer faſt ausſchließlich mit dem Auswurfe der weißen Bevölkerung in Verkehr ſtanden, und wie von Charlevoix (370 und ſonſt) und Andern finden wir es daher auch noch von Schoolcraft (II, 139, 528, II, 127, 143 und ſonſt), dem officiell beſtellten Geſchichtſchreiber der Indianer, zugegeben daß ſich dieſe in Folge des Verkehres mit den Weißen weſentlich verſchlechtert, daß insbeſondere Trunk und Ausſchweifungen unter ihrem Einfluſſe ſehr zugenommen haben. Bartram ſpricht ſogar ſein Erſtaunen darüber aus daß die Indianer den laſterhaften Beiſpielen der Weißen ſo lange Zeit widerſtanden haben und nicht noch tiefer geſunken ſind.

Allerdings hat die Hudſonsbay-Geſellſchaft in ihrem Gebiete dafür geſorgt daß die Eingeborenen nicht durch Trunk demoraliſirt* (S. oben p. 84), ſondern auch durch Schlichtung ihrer Streitigkeiten zu einem ruhigen und ordentlichen Leben hingeführt werden, aber es läßt ſich nicht leugnen daß der Pelzhandel über die Indianer vielfaches Elend gebracht hat (S. oben p. 86) und daß die Pelzjäger (trappers) ſchlechte „Pioniere" der Cultur ſind. Sie leben ganz nach Indianerweiſe (vgl. Pr. Max. c, I, 485), kennen keinen Grundſatz als ihren Eigennutz und ſcheuen vor keinem Verbrechen zurück. (Ueber die Gewinne und Gewiſſenloſigkeit der Pelzhändler Wagner und Sch. II, 328). Morse (40 ff.) hat treffend das Uebel auseinander geſetzt das die Händler unter den Eingeborenen anrichten. Sie hatten ein Intereſſe die Unbildung der Indianer zu erhalten und wirkten daher gegen die Einrichtung von Schulen (Schoolcr. II, 189). Ihr Handelsbetrieb war faſt durchgängig ein ſyſtematiſcher Betrug. Was ſie den Indianern auf Credit vorſchoſſen, ging oft verloren, da unter ſolchen Umſtänden von Treue und Glauben auf beiden Seiten keine Rede

* Gleichwohl wird beſtimmt behauptet daß auch dort der Branntweinhandel ſich eingeſchlichen hat (Ztſch. f. Allg. Erdk. N. F. V, 72).

war, und wenn die Hälfte der Schuld bezahlt wurde, glaubten die Händler gut wegzukommen, da es ihnen nicht schwer fiel sich schadlos und mehr als schadlos zu halten. Sie behielten den ganzen Handel mit den Indianern in den Händen, da die Factoreien welche die Regierung hatte anlegen lassen, zu höheren Preisen verkauften, keinen Credit gaben und keinen Branntwein lieferten, und den Indianern überdieß durch die Händler eingeredet wurde, daß die Güter in den Factoreien zu Geschenken für sie bestimmt seien die man ihnen nur betrügerischer Weise vorenthalte. Da diese Anstalten nicht mit den Händlern concurriren konnten, gab man sie 1821 ganz auf.

Vor dem Ausbruche des Krieges gegen Tecumseh hat der schon erwähnte Gov. Harrison von Indiana in einer Botschaft (1809) sich selbst dahin ausgesprochen, daß die damals herrschende Freiheit des Handels mit den Indianern ein großes Uebel für beide Theile sei und daß die letzteren sicherlich nicht zu den Waffen greifen würden, wenn nur eine einzige der vielen neuerdings an ihnen begangenen Mordthaten gestraft würde (Thatcher II, 230). In einem Vertrage mit den Choctaw (1786) hieß es freilich daß jeder Weiße der sich auf ihrem Gebiete niederlasse den Schutz der Vereinigten Staaten verwirkt haben und daß Verbrechen an Weißen und an Indianern gleich gestraft werden sollten (Monatsb. der Ges. f. Erdk. IV, 50), aber schwerlich lassen sich Fälle nachweisen in welchen dergleichen Verträge gehalten worden wären, und wenn der Report of the Commissioner of Indian affairs (1841) und andere Documente dieser Art von dem Schutze sprechen den die Bundesregierung den Indianern gewähre, so sind dieß bis auf den heutigen Tag leere Phrasen, an die niemand glaubt der die Verhältnisse näher kennt (vgl. die Darstellung im Ausland 1856, p. 804 zum Theil nach amtlichen Quellen). Wie es um diesen Schutz steht, mag folgende von Fletcher (bei Schoolcraft III, 285) mitgetheilte Geschichte lehren.

Eine Bande Chippeway (Ojibway) erschlug 1851 eine Sioux-Familie. Deshalb zur Rede gestellt und mit dem „Mißfallen" ihres „großen Vaters" (des Präsidenten) bedroht, antworteten sie: „Im vergangenen Jahre hatten wir eine Zusammenkunft mit unserem Vater Gov. Ramsey, und unsern Brüdern den Langmessern (Amerikanern). Sie sagten uns daß wir keine Kriege führen, und daß die Sioux gestraft werden sollten wenn sie uns angriffen. Bald darauf überfie-

len die Feinde unſer Dorf am Ottertail-See, da unſere Krieger auf der Jagd waren, und tödteten mehrere unſerer Weiber und Kinder. Wir meldeten es unſern Brüdern den Langmeſſern und baten ſie ihrem Verſprechen gemäß uns zu rächen. Wir haben lange gewartet und es iſt nichts für uns geſchehen. Die Geiſter unſerer Todten konnten nicht zur Ruhe kommen, wir beſchloſſen uns ſelbſt zu rächen und haben es gethan. Vater du weiſt daß dieß die Wahrheit iſt."

Gar manche der hervorragendſten amerikaniſchen Staatsmänner haben es ſogar gern geſehen wenn die Indianer einander aufrieben. Von Jackson z. B. iſt dieß gewiß. Er hatte zu den älteren Anſiedlern des Weſtens von Tenneſſee gehört (1788), welche ſich auf dem Jagdgebiete der Indianer niederließen ohne ſie darum zu fragen, und bald durch fortgeſetzte Feindſeligkeiten und Verluſte gegen ſie auf's Höchſte erbittert wurden. Seine Todfeindſchaft gegen ſie hat Jackson in einer officiellen Depeſche vom 27. März 1814 offen ausgeſprochen, in welcher er ſagt daß er entſchloſſen ſei die Creek im Kriege „zu vertilgen (to exterminate) und keinen entkommen zu laſſen." Und er hat dieſen Entſchluß ausgeführt: auch die ſich verbargen ließ er aufſuchen in der Schlacht von Horse-shoe-creek, und niedermachen oder in die Sümpfe treiben (Featherstonaugh II, 298).

Wie wir oben geſehen haben, wurden die Indianer in früherer Zeit als Unterthanen des Königs von England angeſehen, und man trug Sorge dafür ſie in Verträgen ſich ſelbſt als ſolche bezeichnen zu laſſen. Man konnte ſie dann im Kriegsfalle als „Rebellen" behandeln und ließ ſie beim Friedensſchluß bekennen daß ſie treulos geweſen, für die Zukunft aber neue Treue der Krone angelobten (Belknap II, 37), unbekümmert darum daß ſie ſelbſt wenig oder nichts davon verſtanden was dieß hieß. Sicherlich gaben ſie damit die Anſicht nicht auf daß ſie ſelbſt die eigentlichen Herren des Bodens und die Engländer nur Eindringlinge ſeien, ja die Kolonial-Regierung ſelbſt hat, wie Hutchinson (II, 247) treffend bemerkt, trotz der Unterthänigkeitserklärung die Indianer meiſtentheils als freie ſelbſtſtändige Herren des Bodens angeſehen. Die engliſche Krone welche ſich die Oberlehnsherrlichkeit über die amerikaniſchen Provinzen (fee-simple) zuſprach und den Koloniſten das Recht gab ſich dort niederzulaſſen, erkannte zugleich das Eigenthumsrecht der Indianer an, deren Land daher jene den letzteren abkaufen mußten. Erſt ſpäterhin hat man das Eigenthumsrecht der

Indianer auf ihr Land in Zweifel gezogen oder ganz in Abrede gestellt: die Anſichten der amerikaniſchen (ob auch der engliſchen?) Juriſten gehen neuerdings dahin, daß jene kein ſolches Recht an Grund und Boden haben noch hatten und daher auch kein ſolches an andere Individuen, etwa durch Kauf, übertragen können, ſondern daß nur die Krone, deren Eigenthum das entdeckte und in Beſitz genommene Land war, von den Eingeborenen, welche einen nur beſchränkten Anſpruch auf deſſen zeitweiligen Beſitz und Genuß hatten, eben dieſes Beſitzrecht erwerben konnte (Morse 67 u. ebend. App. 279 ff.). Da nun jenes Eigenthumsrecht der engliſchen Krone an die Vereinigten Staaten übergegangen iſt, ſo ſchließt man weiter, hat die Regierung der letzteren ſtets das Vorkaufsrecht, kann allein Land rechtsgültig von den Eingeborenen kaufen und an Einzelne wieder verkaufen. Auch aus der Jurisdiction welche die Regierung in den Ländern der Indianer habe, ſoll folgen daß ihr ſelbſt, nicht den letzteren das Eigenthumsrecht an dieſen Ländern urſprünglich zuſtehe.

Nach dieſer Theorie, welche die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten von ihrer ſchwärzeſten Seite zeigt, iſt es vollkommen richtig daß alle Käufe und Verträge durch welche Grundeigenthum von den Indianern unmittelbar an einzelne Weiße überging, nichtig waren, daß alle Verträge dieſer Art welche die Regierung mit den Indianern ſchloß, nur aus Humanität und Klugheit eingegangen wurden: ſie wollte keine Gewalt brauchen, daß ſie endlich gar keine rechtlichen Verpflichtungen irgend welcher Art gegen jene hatte, wenn es ihr nur gelang ihnen den Beſitz des Landes irgendwie abzunehmen. Ausdrücklich und formell ſcheint in der That die Regierung das Eigenthumsrecht der Eingeborenen auf ihr Land niemals anerkannt zu haben, aber ſie hat ſich bei Landkäufen und Verträgen über Landabtretung von Seiten der Indianer immer ſo ausgeſprochen, als ſetze ſie ſelbſt jenes Eigenthumsrecht voraus. Daß dieſe Vorausſetzung von der engliſchen Regierung und von der der Vereinigten Staaten in früherer Zeit als ſelbſtverſtändlich und einleuchtend betrachtet wurde, geht aus den Staatsſchriften beider unzweifelhaft hervor, wie Chief Justice Marshall (bei Colton II, 280 ff.) ausführlich bewieſen hat.

Die Verkehrtheit des obigen Räſonnements beruht im Weſentlichen darauf, daß man die Sätze des poſitiven europäiſchen Völkerrechtes, eines Rechtes das ſeiner Natur nach nur die europäiſchen Völker an-

geht und deren gegenſeitige Verhältniſſe zu regeln den Anſpruch machen kann, auf noch unentdeckte Länder und Völker ausgedehnt hat, als ob die europäiſchen Regierungen irgend welche Rechte und ſogar Eigenthumsrechte auf alle Länder der Erde überhaupt gehabt hätten, beſſere und größere Rechte als die Eingeborenen ſelbſt. Die Rechte die man aus der Entdeckung herleiten mag, können nur Rechte ſein welche andere europäiſche Völker verbinden die Beſitzergreifung zu unterlaſſen und ſich jedes Eingriffes zu enthalten, nicht aber Rechte welche ſich auf die entdeckten Länder ſelbſt beziehen und den eingeborenen Völkern ſelbſt gegenüber ſich geltend machen ließen. Woraus ſollte auch das Recht der Europäer abgeleitet werden über die ganze Ländermaſſe der Erde als ihr Eigenthum zu verfügen? Die Satzungen des europäiſchen Völkerrechtes ſind feſtgeſtellt worden ohne daß die Eingeborenen von Amerika dabei irgend eine Stimme gehabt oder ſonſt eine Berückſichtigung gefunden hätten, man hat vielmehr über ſie vollkommen willkürlich verfügt als über herrenloſe Sachen: ſie ſind einem fremden Rechte mit Gewalt unterworfen worden, und es iſt Sophiſterei zu beweiſen daß ſie nach dem beſtehenden Rechte, d. h. nach dem Rechte das nicht das ihrige war, kein Eigenthum an Grund und Boden gehabt hätten. Will man ſich endlich darauf ſtützen daß die Indianer Wilde waren und den Boden nicht bebaut hätten, ſo iſt dieß nur halb wahr; wäre es aber auch ganz wahr, ſo würde daraus nichts gegen ihr Eigenthumsrecht folgen, denn England, die Vereinigten Staaten, Braſilien und viele andere Staaten behaupten Eigenthumsrechte auf Gebiete die noch unvermeſſen ſind, die der Fuß keines civiliſirten Menſchen jemals auch nur betreten hat, die noch viel unbenutzter und unausgebeuteter daliegen als die meiſten Indianerländer, und es wird unter allen Umſtänden ungereimt bleiben einer europäiſchen Regierung, deren Schiffe Expeditionen oder Koloniſten ein bisher unbekanntes und unerforſchtes Land zum erſten Male betreten, ein Eigenthumsrecht auf dieſes zuzuſchreiben, das man den Eingeborenen abſpricht, welche es ſeit unvordenklicher Zeit kennen bewohnen und für ihre Zwecke benutzen. Es macht dem civiliſirten Europäer Schande genug faſt allerwärts die Eingeborenen mit Füßen getreten zu haben — anſtatt einen Theil ſeiner Schuld zu ſühnen fügt er zu ihr die neue Schmach zu beweiſen daß ſeine Uebelthaten mit ſeinen fein entwickelten Rechtsbegriffen im beſten Einklange ſtehen.

Wir beleuchten endlich die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten noch durch einige hervorragende Beiſpiele aus der Geſchichte der Ueberſiedelung der Indianer nach Weſten in das Land jenſeits des Miſſiſſippi, wo durch einen Congreß-Beſchluß nach Aufhebung der bisherigen Indian Reservations dieſſeits des Miſſiſſippi, im Jahre 1825 das Indian Territory auf Anregung des Präſidenten Monroe errichtet worden iſt, in welches man ſeitdem die Reſte der Indianervölker überzuführen Sorge getragen hat, doch leben ſie auch jetzt nur zum Theil hier, zum Theil ſind ſie zerſtreut (Karte des Ind. Territory bei Schoolcraft III, 96 und II, 137, IV, 180 pl. 24 nebſt der Tabelle p. 572, VI, 519, vgl. McCoy 560 ff., ferner Warren, Karte der V. St. weſtl. v. Miſſiſſippi; Zahl Vertheilung und Wohnplätze der Indianer nach dem Cenſus von 1853 in Petermann's Mittheil. 1855 p. 130 nebſt den Karten-Beilagen).

Man kann allerdings die großen und mannigfaltigen Schwierigkeiten nicht leugnen, welche aus der Exiſtenz einer halb civiliſirten oder ganz culturloſen Indianer-Bevölkerung innerhalb ihres Gebietes den Vereinigten Staaten erwachſen mußten. Ein großer Theil dieſer Indianer war in dem Verkehre mit den Weißen tief geſunken und hatte faſt jede Spur der früheren Energie und des alten Stolzes verloren der ſie beſeelte; andere, insbeſondere die Reſte der ſüdlichen Völker, hatten zwar beträchtliche Fortſchritte in der Civiliſation gemacht, aber es war trotzdem bei der allmälich eingetretenen gänzlichen Verbitterung in den Verhältniſſen beider Raçen zu einander keine Ausſicht vorhanden daß ſie ſich jemals zu einem lebensfähigen politiſchen Ganzen mit einander verbinden würden. Daher erſchien es rathſam und wichtig ihre Gebiete vollſtändig von einander zu trennen, was nur dadurch geſchehen konnte, daß man die Indianer vermochte in den fernen Weſten überzuſiedeln. Um den Weißen Raum zu machen hatten ſie ihre Wohnplätze ſchon oft wechſeln müſſen, und der Beſitz des neuen Landes in das ſie einzogen, war ihnen dann meiſt durch feierliche Verträge als unantaſtbar zugeſichert worden, aber es half nichts, ſie mußten auf's Neue weichen. Die Vernichtung ihres Nationalwohlſtandes und aller Anfänge ihrer Cultur waren damit (wie auch Schooler. II, 529 zugiebt) unvermeidlich verbunden, aber es half nichts, ſie mußten auch dieſes Opfer bringen.

Der Präſident Monroe hatte die Indianer des Staates New

York bewogen nach Green Bay am Michigan See auszuwandern. Sie kauften dort Land von den Menomini und Winebago und ließen ſich darauf nieder. Acht Jahre ſpäter (1830) kamen weiße Anſiedler und reizten die urſprünglichen Beſitzer des Bodens gegen die Eingewanderten, dieſe gaben vor beim Verkaufe des Landes betrogen worden zu ſein, die Anſprüche der Eingewanderten wurden mißachtet und ſie ſelbſt nach Weſten vertrieben, da die Weißen den Menomini und Winebago ihr Land zum zweiten Male abzukaufen bereit waren: die Fortſchritte welche die Stockbridges und die Oneida im Landbau Hausbau und anderen nützlichen Künſten dort gemacht hatten und durch Schulunterricht und Kirchenbeſuch zu machen fortfuhren (Colton I, 187, 204), hatten ein Ende, dasſelbe Ende welches ſie in ſo vielen Miſſionsſtationen genommen haben, deren gewöhnliche und faſt allgemeine Geſchichte dieſelbe iſt welche McCoy von Fort Wayne (1820) erzählt: die von den Händlern durch Branntwein ruinirten und ganz verſunkenen Indianer leben im größten Elend, ſie ſchließen ſich den Miſſionären an um aus dieſem Elende erlöſt zu werden, und ſind nicht unempfindlich gegen die Wohlthaten die dieſe ihnen erweiſen, aber die Aufopferung derſelben vermag oft nichts, denn bald kommen neue Anſiedler, demoraliſiren die Indianer wieder und neue Verträge nöthigen die letzteren ihren bisherigen Wohnplatz aufzugeben und fortzuziehen.

Ein Häuptling der Creek, M'Intosh, Miſchling, war vielleicht in Folge von Beſtechung darauf eingegangen einen Theil des Landes an die Weißen zu verkaufen und hatte Andere dazu verführt ebenfalls ihre Einwilligung dazu zu geben, obgleich nach den Geſetzen jenes Volkes auf ſolchem Landverkaufe die Todesſtrafe ſtand. Die Erbitterung der Gegenpartei ſtieg auf's Höchſte, M'Intosh wurde ermordet, die Creek aber gleichwohl im folgenden Jahre (1826) bewogen ihr Land theilweiſe abzutreten und nach Weſten zu ziehen. Seit dieſer Zeit wurde die Ueberſiedelung der Indianer mit Eifer betrieben und war die feſte Politik der Vereinigten Staaten, namentlich ſeit Jackson's Präſidentſchaft (1829): die Chickaſaw, Choctaw und Creek wanderten aus (McCoy 324 ff., Olshauſen I, 372, 395 ff.), letztere, welche 1832 ihr Land dieſſeits des Miſſiſſippi vollſtändig abtraten, jedoch nur theilweiſe. Auch von den Cherokee waren zwei Abtheilungen zu je 3000 Menſchen an den Arkanſas in das Land der Oſagen gezogen und hatten ſich dort niedergelaſſen, da 1805 und 1819 Theile ihres

Landes an die Vereinigten Staaten kamen (Morse App. 152); von der größeren zurückgebliebenen Hälfte des Volkes aber verlangte jetzt der Staat Georgia Unterwerfung unter seine Gesetze, welche keinem Indianer erlaubten ein gerichtliches Zeugniß abzulegen oder gegen einen Weißen zu klagen.

Die Einzelstaaten erhielten bei ihrer Errichtung immer die Souveränetät über ihr ganzes Gebiet zugesprochen und damit über die auf demselben lebenden Indianer: von dieser Seite konnte also die rechtliche Befugniß des Staates Georgia die Cherokee unter seine Gesetze zu stellen nicht angefochten werden; überhaupt verloren die Indianervölker innerhalb der Vereinigten Staaten auf diese Weise ihre Selbstständigkeit, oder wurden vielmehr darum betrogen. Georgia hatte der Regierung der Vereinigten Staaten gegenüber seit 30 Jahren den Anspruch die Indianer aus seinem Gebiet entfernt zu sehen (Colton II, 325), und es war nichts dafür geschehen. Andererseits hatte dieser Staat selbst früher das Eigenthumsrecht der Indianer auf ihr Land vielfach anerkannt, so wie dieß durchgängig als selbstverständlich gegolten hatte, und die Indianer standen unter dem Schutze der Bundesregierung der ihnen bei vielen Gelegenheiten feierlich versprochen worden war. Die Cherokee wendeten sich daher in ihrer Bedrängniß mit einer Klage an den höchsten Gerichtshof der Vereinigten Staaten. Dieser entschied zwar günstig für sie*, aber Georgia auf dessen Seite auch der Präsident der Vereinigten Staaten stand, verwarf die Entscheidung, drohte und strafte diejenigen mit Gefängniß welche die Gültigkeit des Urtheils vertraten und fuhr fort die Cherokee auf jede mögliche Weise zu bedrücken. Es gelang unter den Cherokee durch Bestechungen Streitigkeiten zu erregen und mit der Minderheit des Volkes einen Vertrag über die Abtretung des Landes zu schließen; die Majorität protestirte beim Congresse. Der berüchtigte Vertrag von New Echota (1835) erregte den heftigsten Zwiespalt unter den Cherokee, von denen 15000, ⅞ des ganzen Volkes, unter dem Häuptlinge Ross gegen die zur Auswanderung geneigte Minderheit unter den

* Actenmäßige Darstellung der Verhandlungen bei Peters, The case of the Cherokee nation against the state of Georgia. Philad. 1831. Alles Wesentliche auch bei Colton Append., Olshausen I, 281. Amerikaner, wie z. B. White (128), benennen die Feindseligkeiten welche eintraten ehe es gelang die Indianer um ihr Land zu betrügen, nur mit dem zarten Namen von Schwierigkeiten (difficulties).

beiden Ridge ſtanden. Trotzdem wurde der Vertrag (1836) vom Co greſſe ratificirt, da Georgia ſeinen Bürgern das Land der Cherokee b reits angewieſen hatte und dieſe mit Gewalt zu vertreiben droht Zwei Jahre ſpäter wurden Truppen gegen ſie geſchickt, ſie zogen ab die Verräther aber, die beiden Ridge und Boudinot, mußten mi dem Leben büßen.

Die Ueberſiedelung der Cherokee war eine um ſo härtere Maßrege als dieſes Volk, wie wir ſogleich weiter zu ſchildern haben werden, ſeh bedeutende Fortſchritte zur Civiliſation gemacht hatte, und deshal vom Staate Georgia auf ſeinem Gebiete wohl hätte geduldet werde können. Auch die Creek machten Schwierigkeiten als ſie ihr Land ver laſſen ſollten, und beſonders waren die Seminolen empört über di Veräußerung desſelben: ſie überfielen ein Truppencommando un machten es nieder. Der Vertilgungskrieg welcher gegen ſie geführ wurde (1835—42) brachte ihnen den Untergang.

Ueber den Nutzen den die Ueberſiedelung in den fernen Weſten — beſchloſſen durch Act of Congress 1830, 26. May — für die Indie ner ſelbſt haben wird, ſind die Anſichten getheilt. McCoy ſieht i ihr das einzige Mittel ſie vor dem Untergange zu bewahren und höhe rer Bildung zuzuführen, und hebt hervor (p. 527) daß ſich eine groß Zahl von Indianerſtämmen ſogleich einverſtanden erklärt habe mi dem Vorſchlage, daß ſie dort im Weſten in Frieden zuſammenlebe ſollten unter Geſetzen die ihnen von einem Repräſentantenhauſe geg ben und vom Präſidenten der Vereinigten Staaten ſanctionirt ſeie daß jeder Stamm ſich ſelbſt regieren und alle zuſammen einen Depu tirten zum Congreſſe in Waſhington wählen ſollten; nur die Händ ler, fügt er hinzu, die mit Indianerweibern verheiratheten Weißen un die Indian Agents, welche überflüſſig zu werden fürchten, ſuchen die ſen Plan zu hintertreiben. Gewiß iſt die räumliche Trennung beid Raçen die erſte Bedingung einer Rettung der Indianer, nur wird die ſchwerlich erreicht werden, denn ſelbſt die Verleihung des neuen Lan des durch Patent an ſie, wird ihnen auf die Dauer deſſen Beſitz nich ſichern: wenn es Rutes Land iſt, werden es die Weißen occupiren, un wahrſcheinlich werden auch dann Juriſten noch ein Mittel finden z beweiſen daß die [illegible] rechtlich ganz in der Ordnung iſt. Da die Regie rung der Vereinig[illegible]ten Staaten den Eingeborenen gegen die Uebergrif der Weißen nun, einmal keinen kräftigen Schutz gewähren kann un

wie es ſcheint, nicht einmal gewähren will, ſo werden die Bemühungen um ihr Wohl, von welcher Seite ſie auch kommen mögen, immer vergeblich ſein. In Kanſas werden die den Indianern zugewieſenen Ländereien neuerdings von weißen Anſiedlern occupirt, obgleich dieß den Geſetzen und dem — oſtenſiblen — Willen der Bundesregierung zuwider iſt (Boynton and M. 153 f.), und ſollten ſich jemals Hinderniſſe finden, ſo wird man gegen die Indianer verfahren wie dieß Mexico gegen die nach Texas eingewanderten Cherokee und andere Stämme gethan hat: man erkannte 1835 ihr Recht auf das Land officiell an, vier Jahre ſpäter aber, legte man ihnen Räubereien zur Laſt und nöthigte ſie Texas wieder zu verlaſſen, da ſie ja dort „gar keine Rechte“ hatten und „nur eingewandert“ waren — wie die weißen Anſiedler auch (Kennedy II, 312, 341, Maillard 233, 255 f.).

Es iſt noch übrig von den Fortſchritten zu reden welche ein großer Theil der Indianer in der neueren Zeit gemacht hat, und da zu ihnen die Bemühungen der Miſſionäre hauptſächlich mitgewirkt haben, von der Miſſion und ihren Erfolgen.

Die Jeſuiten-Miſſionen in Canada wirkten weniger für die Zwecke der Civiliſation, weil ſie, wie früher bemerkt, neben religiöſen Tendenzen auch politiſche verfolgten (S. namentlich Halkett 30 ff., 211 ff., 299). Im Lande der Irokeſen waren Montreal und Saut St. Louis ihr Hauptſitz (La Potherie III, 35); bei den Algonkin fanden ſie faſt durchgängig einen weniger fruchtbaren Boden (Charlevoix 135): obgleich die Jeſuiten z. B. unter den Ottawa 60 Jahre lang und bis zur Aufhebung des Ordens lebten, ſo richteten ſie doch nichts bei ihnen aus (Morse App. 24). In Folge des Friedens von Utrecht (1713) kamen franzöſiſche Jeſuiten auch nach Neufundland und Nova Scotia, und es ſcheint daß die Vergeblichkeit der Verſuche (ſeit 1763) zu einem freundlichen Verkehre mit den dortigen Eingeborenen, hauptſächlich in der Abneigung ihren Grund hatte welche die Miſſionäre dagegen bei ihnen hervorriefen (Anspach 109, 250 ff.): eine Folge der Reibungen zwiſchen den Eingeborenen und Engländern war der Ueberfall der Micmac gegen die letzteren (1767), denen man Verfolgung des katholiſchen Glaubens vorgeworfen hat (Brasseur II, 15). Die Vorſtellungen welche der engliſchen Regierung (1776) über die grauſame Behandlung der Eingeborenen von Neufundland durch die Europäer, gemacht wurden, ſcheinen nicht ſo unbegründet

geweſen zu ſein als Anspach (205) anzunehmen geneigt iſt. Erbitterung und Feindſeligkeit waren auf beiden Seiten gleich groß. Von dem Chriſtenthum in jenen Gegenden iſt nur der Name, und kaum dieſer übrig geblieben (Chappell 104). In neuerer Zeit (1818) hat die von Lord Selkirk gegründete Anſiedelung am Red River (Winipeg See) katholiſche Miſſionäre von Quebec aus erhalten (Brasseur II, 152); ſolche wirken auch anderwärts in den Ländern der Hudſonsbay-Company. Ihr Einfluß ſchreibt ſich von der ehemaligen franzöſiſchen Herrſchaft über Canada her. Seit 1823 haben am Red River und in deſſen Nordweſten auch proteſtantiſche Miſſionäre eine erfolgreiche Wirkſamkeit gefunden (Sondermann).

Weit älter als im Norden waren die katholiſchen Miſſionen im Süden. Spaniſche Miſſionäre kamen zuerſt 1568 nach S. Auguſtine in Florida; 1592 trafen 12 Franciscaner dort ein, deren unglückliches Schickſal — ſie wurden erſchlagen — ihre Ordensbrüder von ferneren Verſuchen jedoch nicht abſchreckte (Fairbanks 107, 114). Von dort drangen ſie in Virginien ein und hatten ſich ſchon vor der Gründung von Jamestown durch die Engländer in Süd Carolina feſtgeſetzt (ebend. 121). Von der anderen Seite brachen ſie ſich in Texas Bahn, zuerſt 1688, dann ſeit 1716, doch wenig erfolgreich (Espinosa V, 4 ff.); die Apachen blieben unbekehrbar (1730—67, Arricivita III, 3). Eine Ueberſicht der katholiſchen und proteſtantiſchen Miſſionen nebſt reichen ſtatiſtiſchen Angaben über ihre Wirkſamkeit findet ſich bei Schoolcraft (VI, 731, vgl. V, 502 u. 695).

In Neu England war es zwar einer der vielfach ausgeſprochenen und betonten Hauptzwecke der frommen Puritaner die Indianer zum Chriſtenthum zu bekehren, aber lange Zeit hindurch geſchah von ihrer Seite nichts dafür und ſpäter nur ſehr Ungenügendes (Näheres bei Trumbull I, 494 und beſonders bei Hutchinson I, 150, 313). Bis auf Eliot's ernſthafte Miſſionsbeſtrebungen (ſeit 1646), die jedoch nach ſeinem Tode nur mit ſchwacher Kraft fortgeſetzt wurden, blieb es bei ſchönen Phraſen. Er überſetzte die Bibel in die Sprache der Indianer von Maſſachuſets (Druck der Ueberſetzung 1664), und ſchuf bis zum J. 1687 ſechs Gemeinden getaufter Indianer und 18 Catechizanten-Gemeinden in Neu England (Mather, Brief v. d. glückl. Fortgang des Evangelii. Halle 1696). In der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. war der Miſſionseifer größer, viele und eifrige Miſ-

ſionäre wurden ausgeſchickt, ſie tauften viele Indianer, aber ihre Wirkſamkeit war nicht nachhaltig (Halkett 239 ff.). Auch in Virginien wurde (1619, 1621) officiell der Grundſatz aufgeſtellt das Chriſtenthum unter den Eingeborenen zu verbreiten und ſie freundlich und human zu behandeln, nach dem Ueberfalle von 1622 aber war keine Rede mehr davon (Kercheval XIII).

Bei weitem das Meiſte haben in älterer Zeit die Herrenhuter geleiſtet, deren Miſſionsgeſchichte in Pennſylvanien (1740—87) Loskiel ausführlich erzählt hat. Sie waren ſchon 1735 in Georgia vorgedrungen und erſtreckten von Pennſylvanien aus ihre Thätigkeit auch nach New York und Connecticut (vgl. Zeisberger's Leben im Baſeler Miſſ. Magaz. 1838). Poſt (1758), Heckewelder (1762), Zeisberger (1767) waren die hervorragendſten unter ihnen. Sie nahmen ſich vor Allem der Delaware und nächſt dieſen der Irokeſen an, zu denen die ſog. Praying Indians gehörten welche ſeit 1749 in Ogdensburg angeſiedelt waren (Morgan 26). Im amerikaniſchen Unabhängigkeitskriege wurden die mähriſchen Brüder, obwohl mit Unrecht, beiden Parteien verdächtig: man verfuhr feindſelig und grauſam gegen ſie, wie ſchon erwähnt, und zerſtörte ihre Miſſionen; die Reſte der chriſtlichen Indianergemeinden wurden an den Huron-Fluß gebracht und erhielten dort ihre Miſſionäre wieder. Neuerdings haben ſich die mähriſchen Brüder den Cherokee mit glücklichem Erfolge zugewendet (Springplace ſeit 1801, Morse App. 153 ff.). Bei demſelben Volke wirkten auch amerikaniſche Miſſionäre ſeit 1817. Ueber die proteſtantiſche Miſſion in den Hudſonsbay-Ländern S. Baſeler Miſſ. Mag. 1855, III, 84, Sondermann und Journal of the Bishop of Montreal during a visit to the Church Miss. Soc's N. W. American Mission. Lond. 1845. In Rückſicht der vielen neueren Miſſionsgeſellſchaften und der Ausbreitung ihrer Thätigkeit unter den Indianern verweiſen wir auf Schoolcraft (VI, 731 ff.), aus deſſen Angaben ſich ergiebt daß erſt ſeit der Ueberſiedelung der Eingeborenen nach Weſten und ſeit der gänzlichen Niederwerfung ihrer Macht die Bekehrung bei ihnen raſcher fortſchreitet.

Wer den Charakter der Indianer und ihre Verhältniſſe zu den Weißen kennt, wird in dieſer Erſcheinung nichts Befremdendes finden: die Schwierigkeiten und Hinderniſſe auf welche die Bekehrung ſtoßen mußte, waren in der That ungeheuer. Zuerſt ſtand ihr die große Liebe

der Indianer zu völliger perſönlicher Unabhängigkeit im Handeln wie im Denken entgegen, dann ihre tiefe Anhänglichkeit an den Glauben der Väter, das gründliche Mißtrauen gegen die Weißen überhaupt und gegen Alles was ſie brachten, der Mangel an Uebereinſtimmung zwiſchen den Lehren der Chriſten und dem Beiſpiel das ſie den Indianern durch ihre Handlungen und ihre ganze Lebensweiſe gaben, endlich die große Verſchiedenheit beider im Aeußern und in der Lebenseinrichtung, welche dem Indianer auch eine Verſchiedenheit der Religion als natürlich und nothwendig erſcheinen ließ. Dazu kamen aber oft auch noch Schwierigkeiten anderer Art: die Miſſionäre konnten ſich bisweilen nur durch Dolmetſcher verſtändlich machen; katholiſche und proteſtantiſche Miſſionäre wirkten an manchen Orten einander entgegen mit einer gewiſſen Feindſeligkeit; das Beten derſelben, das Leſen in der Bibel und manche andere religiöſen Handlungen wurden als eine Art von Hexerei von den Eingeborenen angeſehen, und wenn dieſe ihre ſterbenden Kinder bisweilen zur Taufe darboten, ſo geſchah dieß gewiß meiſt in der Erwartung ſie durch Zauberformeln des Miſſionärs vom Tode gerettet zu ſehen. Ferner wurde die Miſſion oft ſchon in ihren Anfängen durch die gezwungene Auswanderung der Indianer zerſtört (ſo z. B. die der Baptiſten bei den Delaware 1819, McCoy 59). Endlich machte es das beharrliche Schweigen und das bereitwillige Zuſtimmen oft unmöglich den Eindruck zu erfahren den eine Rede auf ſie gemacht hatte, denn Widerſpruch iſt nach ihren Begriffen von Anſtand und Sitte unſchicklich und ungebildet: auch hieraus entſprangen für den Miſſionär Täuſchungen und Schwierigkeiten, wie die folgenden zwei Anekdoten zeigen mögen.

Ein ſchwediſcher Geiſtliche hatte die Häuptlinge der Suſquehannah-Indianer verſammelt und erklärte ihnen die hiſtoriſchen Grundlagen des Chriſtenthums. Er ſprach vom Sündenfalle durch den Genuß des Apfels, von der Sendung Chriſti und der Erlöſung, den Wundern und Leiden u ſ. f. Als er zu Ende war, ſtand ein Redner auf ihm zu danken: „Was du uns erzählt haſt iſt Alles ſehr gut. Es iſt in der That ſchlimm Aepfel zu eſſen; es iſt beſſer Apfelwein aus ihnen zu machen. Wir danken dir ſehr für deine Freundſchaft, daß du ſo weit hergekommen biſt um uns dieß mitzutheilen, was du von deiner Mutter gehört haſt.“ Als der Indianer dann dem Miſſionär eine ſeiner Sagen erzählt hatte, wie ſie zu Mais und Bohnen

und Tabak gekommen seien, behandelte dieser die Sage verächtlich und sprach: „Was ich euch erzählt habe das waren heilige Wahrheiten, aber was ihr mir da sagt, ist lauter Fabel, Einbildung und Wahn.“ Da wurde der Indianer unwillig: „Mein Bruder“, sagte er, „es scheint, deine Freunde haben schlecht für deine Erziehung gesorgt und dich nicht in den Regeln der gewöhnlichsten Höflichkeit unterwiesen. Du siehst daß wir, die wir diese Regeln kennen und befolgen, alle deine Geschichten glauben, warum willst du die unsrigen nicht auch glauben?“ (Franklin, works 2d ed. III, 386).

Ein Hurone ging bei einem Missionär fleißig in die Predigt, plötzlich aber blieb er weg. Jener stellte ihn darüber zur Rede und erhielt die Antwort: „Ich hatte Mitleiden mit dir, daß du immer ganz allein beten mußtest, ich wollte dir also Gesellschaft leisten; jetzt aber da Andere da sind und dir diese Gefälligkeit erzeigen wollen, will ich meiner Wege gehen“ (Charlevoix 131).

Es wird öfter erwähnt daß die Eingeborenen von Neu England nur in Rücksicht des 7. Gebotes und der Monogamie sich nicht mit der christlichen Lehre einverstanden erklären wollten, obwohl die meisten von ihnen nur eine Frau hatten und dieser treu waren (Elliott I, 307). In älterer Zeit widersetzten sich besonders die Narraganset sehr entschieden der Einführung des Christenthums (Potter 154), vorzüglich weil, wie sie sagten, die bekehrten Indianer selbst nur Heuchler und Taugenichtse seien (Easton 10). Die Sachems beklagten sich bisweilen „daß die Indianer die zu Gott beteten, ihnen nicht mehr Tribut zahlen wollten wie sonst.“

„Bessere erst deine Landesleute“, war eine Antwort welche die Missionäre nicht selten von den Eingeborenen erhielten. Als Brainerd einem Häuptlinge einst auseinandersetzte daß er die Indianer zu Christen machen wolle, lachte dieser und ging fort. Warum sollten sie auch Christen werden, sagte er ein andermal, da diese ärgere Lügner Diebe und Trinker sind als die Indianer. Von ihnen, setzte er hinzu, hätten diese das Trinken gelernt, und daß Diebe bei ihnen gehängt würden, schrecke andere nicht ab vom Stehlen (Halkett 304). Das dissolute Leben der Weißen erschwerte vielfach die Abschaffung der Polygamie bei den Indianern (ebend. 231); das Christenthum mußte diesen als unvermögend erscheinen die Laster seiner Bekenner zu bessern oder auch nur in Schranken zu halten. Red Jacket gab,

als man ihn von dem Segen des Chriſtenthums zu überzeugen ſuchte, unter Anderem zur Antwort: „Wenn die Miſſionäre den Weißen nicht nützlich ſind, warum ſchicken ſie ſie zu den Indianern? Wenn ſie aber den Weißen nützlich ſind, warum behalten dieſe ſie nicht zu Hauſe bei ſich? Sie ſind doch wahrlich ſchlecht genug um die Arbeit eines jeden dringend zu bedürfen der ſie beſſern könnte... Die Schwarzröcke ſagen uns daß wir arbeiten und das Feld bauen ſollen, ſie ſelbſt aber thun nichts und würden verhungern müſſen, wenn niemand ſie fütterte. Sie beten den ganzen Tag nur zum großen Geiſte, davon aber wächſt kein Mais und keine Kartoffeln."

Aus der Antwort Red Jacket's an den Miſſionär Cram (1805, ausführlich bei Thatcher II, 291) heben wir nur Weniges heraus. Nachdem der Redner auseinandergeſetzt hat wie die Eingeborenen allmälich durch die Weißen um ihr Land kamen, fährt er fort:

„Bruder, ihr habt jetzt unſer ganzes Land, aber dieß iſt euch noch nicht genug, ihr wollt eure Religion uns aufdrängen. Ihr ſagt, wir ſeien verloren, wenn wir ſie nicht annehmen. Woran ſollen wir erkennen daß dieß wahr iſt? Wir ſehen daß eure Religion in einem Buche geſchrieben ſteht, wir wiſſen nur was ihr uns davon ſagt. Wie ſollen wir wiſſen was wahr iſt, da wir von den Weißen ſo oft betrogen worden ſind?

Bruder, wir verſtehen nichts von dieſen Dingen. Ihr ſagt daß eure Religion euern Vätern gegeben worden und auf euch gekommen iſt. Wir haben auch eine Religion die unſern Vätern gegeben und von dieſen uns überliefert worden iſt. Sie lehrt uns dankbar zu ſein für alles Gute das wir empfangen, einander zu lieben und einträchtig zu leben. Wir ſtreiten nie über die Religion.

Bruder, der große Geiſt hat uns Alle geſchaffen, aber er hat einen großen Unterſchied gemacht zwiſchen ſeinen weißen und ſeinen rothen Kindern. Er hat uns eine andere Farbe und andere Sitten gegeben. Euch hat er die Künſte gegeben. Wir wiſſen das. Da er aber zwiſchen uns in anderen Dingen einen ſo großen Unterſchied gemacht hat, ſo glauben wir daß er für uns auch eine andere Religion beſtimmt hat, die für uns paßt. Der große Geiſt thut Recht, er weiß was das Beſte iſt für ſeine Kinder: wir ſind zufrieden.

Bruder, wir wollen eure Religion nicht ausrotten oder von euch nehmen, aber wir wollen die unſrige behalten."

Nach dieſer Rede reichten die Häuptlinge dem Miſſionär friedlich die Hand zum Abſchied, dieſer aber ſtieß ſie unwillig zurück und ſagte ihnen daß keine Gemeinſchaft ſein könne zwiſchen der Religion Gottes und den Werken des Teufels, worauf jene ſich ſtill zurückzogen.

In Folge der Erbitterung die zwiſchen beiden Raçen eintrat, wuchs natürlich das Mißtrauen der Indianer gegen das Chriſtenthum immer mehr: die Seneca machten es einſt zur ausdrücklichen Friedensbedingung für die Schawanoe, daß ſie nie Chriſten werden ſollten (Long bei Forſter III, 253). Sie argwöhnten in der Verbreitung des Chriſtenthums ein neues Mittel der Unterdrückung, ſie fürchteten eine neue Liſt: ein Indianer bat McCoy (249) es ihm ſchriftlich zu geben daß nichts dieſer Art bei der Bekehrung im Spiele ſei und ſagte zu ihm um ſich zuletzt ſeiner ganz zu verſichern: „Zum Zeichen der Freundſchaft faſſe ich deine Hand und halte ſie feſt. Gott ſieht es daß wir uns die Hände darauf geben und wird Zeuge ſein gegen den der lügt.“ Mißtrauen war es auch das den Indianern die ſpitzfindigen Fragen eingab, die ſie Eliot und anderen Miſſionären der früheren Zeit ſtellten: warum, wenn alle Indianer bisher in die Hölle gefahren ſeien, jetzt die wenigen bekehrten in den Himmel kommen ſollten? warum Judas Sünde that, da es doch Gottes Wille war daß Chriſtus den Tod des Miſſethäters ſterben ſollte? welches von zwei Weibern ein Indianer behalten müſſe? u. dergl. (Elliott I, 328).

Viele konnten ſich nicht davon überzeugen daß Gott dieſelbe Religion und dasſelbe Paradies für die weißen und für die rothen Menſchen beſtimmt habe. Ein getaufter Indianer, erzählt Tanner (II, 50) den Eingeborenen nach, kam nach ſeinem Tod an die Thür des Himmels der Weißen, erhielt aber keinen Einlaß, ſondern wurde nach den glücklichen Jagdrevieren der Indianer gewieſen. Dort angelangt, erhielt er zur Antwort: Du haſt dich unſerer im Leben geſchämt und den Gott der Weißen angebetet, gehe jetzt hin zu ihm, er mag für dich ſorgen.

Daß auch noch andere Dinge den Indianer vom Chriſtenthume in neuerer Zeit zurückhalten, lehrt folgende Antwort eines Delaware (bei Möllhauſen a. I, 440): „Zu viel Lügen in weißen Mannes Bethaus; ſagen: ſelbſt nicht ſtehlen, ſtehlen aber Indianers Land; ſagen: liebe deinen Nächſten, wollen aber nicht zuſammen mit Neger beten. Viel Kirchen hier: Methodiſten, Katholiken, Proteſtanten,

Presbyterianer; alle ſagen: ſelbſt allein gut, andre Kirchen falſch und lügen. Alle Kirchen lügen, Indianers Kirche Wald und Prärie, iſt gut, Wald und Prärie nur eine Zunge."

Red Jacket hat ſich öfter beklagt daß „die Schwarzröcke" nur die Vorläufer anderer Weißen ſeien die den Indianern das Land wegnähmen, daß ſie nur Zank und Streit unter dieſe brächten und ſchließlich doch von ihnen ernährt und bezahlt werden müßten. Von Andern wurde dagegen bisweilen wohl auch das gänzliche Erliegen der Indianer vor den Weißen als ein Grund geltend gemacht deren Religion anzunehmen, da der große Geiſt die Eingeborenen untergehen laſſe, die Chriſten aber begünſtige (Buchanan 109, 102), in ähnlicher Weiſe wie die Religion der Sieger häufig auch anderwärts bei den Beſiegten dadurch Eingang findet, daß ihnen ihre eigenen Götter als machtlos erſcheinen denen der Sieger gegenüber. Eine entgegengeſetzte Wendung gab freilich ein Häuptling vom Oberen See dieſer Betrachtung, welcher M'Kenney, der ihn bereden wollte ſeinen zehnjährigen Knaben in die Schule nach Mackinac zu ſchicken, erwiderte: „Vater, was du ſagſt iſt gut, aber ich will nicht daß die Augen meines Kindes dicker gemacht (weiter geöffnet) werden als ſie es ſind. Ich will daß ſie klein bleiben. Wenn ſie ihm aufgehen, was wird er ſehen? Er wird ſehen wie dick (groß) der weiße Menſch iſt und wie klein der rothe. Er wird ſehen wie der Weiße den Rothen mit Füßen getreten, ſein Land ihm weggenommen, ſeinen Biber geſtohlen und ſo Vieles gethan hat um den Rothen in's Elend zu ſtürzen. Der Weiße iſt ſtark, der Rothe iſt ſchwach. Ich will nicht daß mein Knabe dieß früher ſehe als er es ſehen muß. Er wird das Alles früh genug kennen lernen."

Trotz der ungeheuern Schwierigkeiten mit denen die Miſſion zu kämpfen hatte, iſt es ihr in neuerer Zeit gelungen bei vielen Indianervölkern, oder vielmehr bei den jetzt allein noch übrigen Reſten derſelben Eingang zu finden. Ihr hat man hauptſächlich die Fortſchritte zu verdanken welche die Indianer gemacht haben.

Die Irokeſen, nach dem amerikaniſchen Unabhängigkeitskrieg von ihren Verbündeten, den Engländern, preisgegeben, mußten zum Theil nach Canada überſiedeln. Dieß thaten die Mohawk und ein Theil der Oneida, die Cayuga wurden zerſtreut, die Onondaga blieben in ihrem Lande ſitzen, die Tuſcarora am Niagara-Fluſſe, die Seneca aber wurden

auf das Schmählichste um ihr Land betrogen (Näheres bei Morgan 29). Diejenigen von ihnen welche noch im Staate N. York wohnen, fand Morse (26) im J. 1820 bedeutend fortgeschritten im Ackerbau, Hausbau und den mechanischen Künsten überhaupt; sie besuchten die Kirche regelmäßig, viele von ihnen waren im Lesen Schreiben und Rechnen so weit gekommen, daß sie Schullehrer werden konnten, einige wurden sogar respectable Geistliche. Das Mohawk war als allgemeine Sprache bei ihnen im Gebrauch (Morse App. 79). Schoolcraft (Report on the state of the Iroquois Jnd. in 1845. Albany 1846) berichtet daß sie 2300 Stück Rindvieh besaßen und daß die Volkszahl bei ihnen im Wachsen begriffen war. Ueber das Dorf der Seneca bei Buffalo und über die 8 Meilen von Niagara angesiedelten Tuscarora, welche letzteren zum Theil gemischten Blutes sind (Schooler. IV, 606), hat Pr. Maximilian (c, II, 396, 407) ein gleich günstiges Urtheil abgegeben. Dasselbe gilt auch von den Irokesen in Canada, die bei Kingston und am Grand River, namentlich in der Nähe von Brantford ansässig sind (Bonnycastle II, 54, Schoolcraft II, 539). Kleine Reste von Wyandots, die durch den Krieg von 1812 zerstreut wurden, fand Morse (App. 16) noch am Ostufer des Michigan See's, 36 miles südsüdöstlich von Mackinaw. Einige leben auch im Indian Territory (Gladstone 270 ff.).

Von den Algonkin leben die Ojibway jetzt im nördlichen Michigan und Wisconsin, am Südufer des Oberen See's, im Quellgebiet des Mississippi, am Sandy, Leach und Red Lake, ferner in West Canada am Huron, Oberen, Winipeg und Red River See (Copway 176). Sie sind zum Theil gemischten Blutes (Wagner und Sch. II, 336). Die Mission ist bei ihnen seit 1824 thätig. Ihre Erfolge schildert Copway wohl zu günstig. Wagner u. Sch. (II, 239) urtheilen wenigstens über die am Oberen See lebenden wesentlich verschieden, und Tanner (II, 189) bemerkt daß es für sie in ihrem unfruchtbaren öden Lande der größten Anstrengung bedürfe um nur das Leben zu fristen, und daß dort nicht selten der geschickteste Jäger den Hungertod sterben müsse.

Die Arbre Croche Indianer, ein Theil der Ottawa, haben im J. 1819 mehr als 1000 Scheffel Mais auf den Markt nach Mackinaw gebracht, in anderen Jahren sogar mehr als dreimal so viel, obwohl sie weder Pflüge noch Ochsen oder Pferde besitzen. Im Aeußeren wie

in ihren Sitten hatten sie größere Fortschritte gemacht als fast alle anderen Indianer, doch wollten sie vom Christenthume nichts wissen (Morse App. 24). Die Ottawa der Umgegend von Michilimackinac, 700 (?) Seelen stark, leben ganz vom Ackerbau und producirten im Jahre 1854 25000 Scheffel Mais, 40000 Scheffel Kartoffeln und 325000 Pfund Ahorn-Zucker (Schoolcr. V, 708). Auch die im Indian Territory lebenden Ottawa und Potowatomi sind neuerdings sehr tüchtige Ackerbauern und bessern sich fortwährend (ebend. VI, 547. Statistische Angaben über Volkszahl und neuere Fortschritte der christlichen Algonkinvölker ebend. V, 504).

Die Reste mehrerer nördlichen Algonkinstämme sind, wie es scheint, durch Mischung verschwunden (Morse App. 64 f., 69, 73 ff.). Die Sauk, welche sich den Weißen von jeher vorzugsweise freundlich erwiesen (Farnham), lieferten im Winter 1819/20 den Händlern 980 Päcke mit Fellen im Werthe von 58800 Dollars. Im Sommer ziehen sie außer anderen Früchten gewöhnlich 7—8000 Scheffel Mais, wovon sie 1000 verkaufen. Die Weiber, welche die Feldarbeit besorgen, fertigen außerdem im Sommer ungefähr 300 Matten von Binsen. Endlich graben sie jährlich 4—5000 Ctr. Blei, bei dessen Schmelzung sie jedoch 25 ℔ verlieren (Morse App. 126 f.). Der Theil der Sauk welcher im Ind. Territory lebt, hat indessen noch keine Fortschritte von Bedeutung gemacht und will von Schulen und Mission nichts hören (Schoolcr. III, 259, VI, 548).

Zu den am weitesten vorgerückten scheinen die Delaware auf der Nordseite des Kansas an dessen Mündung zu gehören. McCoy (560 ff.) rühmt ihre religiösen und moralischen Fortschritte; sie hatten 1839 meist gute Blockhäuser, eingehegte Felder und Vieh in großer Menge. Viele von ihnen leben indessen weit zerstreut. Wie bei den Schawanoe, ihren südlichen Nachbarn, welche schon 1801 sehr thätige Ackerbauern und Viehzüchter waren (Perrin du Lac I, 110) und bei den Kickapu sind auch bei den Delaware die Farmen ganz nach der Art der weißen Ansiedler eingerichtet. Jede Familie besitzt wenigstens 5, manche 100 Acker Land. Sie ziehen Früchte aller Art, führen viel Getreide aus und sind ganz ein Ackerbauvolk (1841, Schoolcr. VI, 541). Die Peoria und Kaskaskia, Wea und Piankeschaw haben ebenfalls Anfänge in regelmäßigem Landbau gemacht (ebend. 547). Von den Menomini und Winebago gilt

dasselbe (ebend. 691, 704). Morse (App. 50) erzählt indessen daß beide zusammen in Greenbay (1820) jährlich zwar gegen 100000 Pfund Zucker und 3—4000 Gallonen Sirup fabricirten, diese aber sämmtlich gegen Branntwein umsetzten. Die Winebago schildert er als die mäßigeren fleißigeren und vorsichtigeren; die Menomini waren damals nur in einem Dorfe festsässige Ackerbauern. Die ersteren hatten 1848 das Christenthum noch nicht angenommen, waren aber reinlicher geworden, die Männer hatten angefangen mehr zu arbeiten, betrieben den Landbau stärker als die Jagd und mit europäischen Werkzeugen (Schoolcr. II, 535, IV, 57, 237).

Am wenigsten fortgeschritten sind unter allen Stämmen welche im Indian Territory leben, diejenigen welche dort einheimisch sind. Die Lage der Otoe, nahe der Mündung des Großen Platte, hatte sich neuerdings etwas gebessert, sie geriethen aber mit den Missouri in Feindschaft und ihre Fortschritte hörten auf. Die Omaha und Puncah sind Jäger geblieben, die Jowa sehr dem Trunke ergeben (Mc Coy 560, Schoolcr. VI, 544 ff.). Die Osagen am Osage- und Neoscho-Fluß lebten um 1820 noch ganz in ihrem ursprünglichen Zustand, von Geld wie von Branntwein wußten sie noch nichts, doch hatten sie bereits Kartenspielen und Fluchen von den Händlern gelernt (Morse App. 366, 213, 234) und wurden durch die letzteren rasch zu Grunde gerichtet (McCoy): ihre Jahrgelder verwenden sie in neuester Zeit für Lebensmittel und Spirituosen, verzehren das ihnen gelieferte Vieh und wünschen meist nicht einmal Ackergeräthe zu besitzen; nur die bei ihnen angelegte Handarbeit-Schule trägt gute Früchte (Schoolcr. VI, 540, 712, IV, 593). Auch die Fortschritte der Kansas sind gering. Die Quappa sind etwas vorwärts gekommen, treiben neuerdings (1841) mehr Landbau, haben bessere Kleidung und sind weniger dem Trunke ergeben; Schulen fehlen ihnen noch. Von den Pani ist ebenfalls noch nicht viel Rühmliches zu sagen.

Noch müssen wir bemerken daß der Bericht eines Oberbeamten des Indian Bureau vom J. 1853 (bei Schoolcr. VI, 551) minder günstig über die Fortschritte lautet als die früheren Mittheilungen der Indian Agents erwarten lassen. Als ein besonders erfreuliches Ereigniß ist aber jedenfalls der Vertrag von Talequa zu bezeichnen (Juni 1843), den die Häuptlinge von 16 Völkern geschlossen haben: sie haben sich durch ihn verpflichtet Frieden und Freundschaft untereinander

zu halten, keine Rache für Verbrechen Einzelner an deren Stammgenossen zu nehmen, sondern den Verbrecher in seiner Heimath zu strafen, Ackerbau und Gewerbe zu verbessern, den Branntweinverkauf und Trunk zu unterdrücken, allgemeine Freizügigkeit innerhalb ihres Gebietes zu gestatten und keinen Landestheil ohne die Zustimmung des ganzen Bundes an die Vereinigten Staaten zu verkaufen. Die an dem Vertrage betheiligten Völker sind die Cherokee, Creek, Chickasaw, Delaware, Schawanoe, Piankeschaw, Wea, Osagen, Seneca, Stockbridges, Ottawa, Chippeway, Peoria, Witchita, Potowatomi und Seminolen.

Bei weitem am meisten haben sich die Völker der südöstlichen oder apalachischen Gruppe dem civilisirten Leben genähert, und gleich allen Indianervölkern, die sich dem Ackerbau entschieden zugewendet haben, sind sie seitdem an Seelenzahl gewachsen (Schooler. VI, 522, 690). Namhafte Fortschritte haben sie schon vor ihrer Uebersiedelung nach Westen gemacht, und eben dieser Umstand erschwerte ihnen sehr den Entschluß ihr Land zu verlassen. Von den Cherokee bestand schon damals (vor 1820) die größere Hälfte, von den Choctaw und Chickasaw ein großer Theil aus Mischlingen (Morse App. 74), und obgleich die Mischlinge, wie wir gesehen haben, in manchen Fällen schweres politisches Unglück über sie brachten, so wirkten doch auch mehrere derselben vorzüglich glücklich für die Hebung und Bildung des Volkes dem sie angehörten, und haben durch die That die oft ausgesprochene Behauptung widerlegt daß eine Mischlingsbevölkerung stets ein nicht zu bewältigendes Uebel sei, das es nirgends zu einem wahren Fortschritte und zu einer gedeihlichen Organisation der Gesellschaft kommen lasse.

Die Cherokee theilten sich schon seit 1808 in zwei Parteien, Jäger und Ackerbauern, die in ihrem Lande eine feste Grenzlinie zu ziehen wünschten durch die sie voneinander geschieden wären (Schoolcraft VI, 401). Die Zeit in welcher sie ihre hauptsächlichsten Fortschritte machten, fällt um 1820, wie schon daraus ersichtlich ist, daß von 1819—25 ihre Volkszahl von 10000 auf 13500 nebst 200 Weißen und 1300 Negersklaven anwuchs. Sie schufen, wie M'Kenney sich ausdrückt, im Laufe von 8 Jahren die Wildniß in einen Garten um. Die meisten Familien bearbeiteten damals 10—40 Acker Land, mehrere derselben verkauften jährlich einige hundert Scheffel Mais, und es gab bei ihnen zahlreiche Beispiele von angestrengtem und aus-

dauerndem Fleiße. Pferde und Kühe beſaß nur etwa der achte Theil der Bevölkerung, dagegen waren Schweine allgemein verbreitet, der Pflug wurde eingeführt und fahrbare Wege hergeſtellt. Baumwollenmanufacturen waren ſchon ſeit 1796 bei ihnen errichtet worden, und ſeitdem wurde Spinnen und Weben allmälich zu einer allgemeinen Beſchäftigung der Weiber (Morse App. 167 ff., 179). In manchen der gut ausgeſtatteten Häuſer fanden ſich ſelbſt Luxusgegenſtände, und es gab Einzelne deren Privateigenthum ſich bis auf mehrere tauſend Dollars belief (1819, Nuttall 123). Einführung und Verkauf von berauſchenden Getränken war verboten, und jeder Händler mußte einen beſonderen Erlaubnißſchein löſen. An dem nöthigen Handwerkszeuge und an Mühlen fehlte es noch mehrfach. Die Schulen des American Board of Commiss. for foreign missions hatten ſeit 1817 angefangen ſich bei den Cherokee auszubreiten; die Kinder zeigten ſich ſehr lenkſam anhänglich und bildungsfähig (Morse App. 305), und man traf die zweckmäßige Einrichtung, daß die einmal zur Schule geſchickten ihr nicht wieder genommen werden konnten, ohne Erſtattung der Koſten welche ſie der Miſſion verurſacht hatten. Die Polygamie wurde abgeſchafft, religiöſe Vereine und Mäßigkeitsvereine gebildet.

Im Jahre 1820 geſchah ein weiterer Fortſchritt mit der Einführung geſchriebener Geſetze und einer Repräſentativverfaſſung. Die Hauptzüge derſelben, wie ſie ſich mit ſpäteren Modificationen in der Constitution of the Cherokee nation made at New Echota in 1827 finden, ſind folgende. Das Land iſt unveräußerlich. Die geſetzgebende vollziehende und richterliche Gewalt ſind geſchieden. Die erſtere beſteht aus zwei Häuſern, zu deren einem zwei und zu deren anderem drei Mitglieder von jedem der acht Bezirke gewählt werden in welche das Volk getheilt iſt. Negermiſchlinge ſind keine Wähler, Geiſtliche nicht wählbar. Die vorgelegten Geſetzentwürfe werden nach parlamentariſchem Gebrauche discutirt. Die Executive beſteht aus dem oberſten Häuptling (principal chief), ſeinem Stellvertreter und einem hohen Rathe von fünf Mitgliedern, welche ſämmtlich auf 4 Jahre von beiden Häuſern gewählt werden. Sie hat ein temporäres Veto und das Begnadigungsrecht. Der oberſte Häuptling ſoll alle zwei Jahre das Land bereiſen um deſſen Zuſtand kennen zu lernen. Die richterliche Gewalt wird vom oberſten Gerichtshofe, dem wandernden Gerichte und von Friedensrichtern ausgeübt. Geſchwornengerichte und drei Inſtanzen ſind eingeführt,

die Richter nur durch den Willen beider Häuser absetzbar. Es herrscht allgemeine Religionsfreiheit, doch kann niemand ein Amt bekleiden der nicht an Gott und an Vergeltung in einem künftigen Leben glaubt.

In Folge der Erfindung eines aus 85 Zeichen bestehenden Silbenalphabetes (1821) durch Sequoyah (George Guess, richtiger Gist), dessen Großvater ein Weißer war, wurde die Kunst des Lesens und Schreibens in kurzer Zeit bei den Cherokee allgemein: seit 1828 erschien der Cherokee Phoenix, eine periodische Zeitschrift, später der Cherokee Advocate. Der Erfinder des Alphabets, zuerst Landbauer, später Silberarbeiter und Schmied, ein sehr geschickter Zeichner, wurde wegen seiner Versuche lange Zeit von den Seinigen verlacht und bedauert, und lief bei der Veröffentlichung seiner Entdeckung Gefahr als Zauberer umgebracht zu werden (Näheres bei Pickering note 5). Er machte sie ohne fremde Anleitung und verstand nicht Englisch, sondern nur seine Muttersprache, doch enthält sein Alphabet, das anfangs aus lauter Zeichen für ganze Wörter bestand, da er früher einmal ein englisches Buch gesehen hatte, einige englische Buchstaben, denen er indessen eine neue Bedeutung beigelegt hat (White 388 nach Miss. Herald 1828 Oct.)

Durch die Uebersiedelung nach Westen ist die aufblühende Civilisation der Cherokee in hohem Grade gedrückt und der Gefahr des Unterganges ausgesetzt, doch nicht wirklich zerstört worden: regelmäßige Arbeit fing zwar 1841 wieder an bei ihnen allgemeiner zu werden, aber der Trunk richtete damals vielen Schaden an (Armstrong bei Schooler. VI, 529), obwohl es anderwärts heißt daß „sie versprächen bald sich nur noch durch die Farbe von den Bürgern der Vereinigten Staaten zu unterscheiden" (ebend. V, 504 u. Monatsb. d. Ges. f. Erdk. IV, 55 nach Sumner). Von den im Jahre 1819 nach Westen übergesiedelten Cherokee hören wir daß sie 1835 wohl eingerichtete und möblirte Häuser, gut bewirthschaftete Felder und Viehherden von 2 - 300 Stück besaßen, daß sie in 5 Jahren 6—7000 Stück Vieh verkauften, drei Salzwerke und zwei Bleigruben bearbeiten, und [illegible] vermögende und unternehmende Kaufleute unter ihnen gab [illegible] 604).

[illegible] und ihnen in ihren Leistungen die Choctaw und [illegible] gekommen. Die letzteren verstanden schon 1819 zum [illegible] Nuttall 56) während die Cherokee-Mischlinge,

vorzugsweise von Franzosen stammend, sich meist die Sprache der letzteren angeeignet haben (Zeitschr. f. Allg. Erdk. N. Folge III, 369). In ihrem Lande östlich vom Mississippi, dessen Grenzen Morse (App. 182, 200) näher bezeichnet, bauten jene beiden Völker Mais, Baumwolle und Melonen in großer Ausdehnung, trieben bedeutende Viehzucht und webten in einem Jahre gegen 10000 Yard Baumwollenzeug, doch lebten sie noch in Polygamie und hatten keinen religiösen Cultus, bis im Jahre 1818 Missionäre zu ihnen kamen, unter deren Leitung sie in kurzer Zeit einen viel versprechenden Anfang zu civilisirterem Leben machten. 1821 beschlossen sie in allgemeiner Versammlung überall Schulen einzuführen und den Branntweinverkauf zu verbieten (Morse App. 196).

Nach ihrer Uebersiedelung in den Westen haben sie fortgefahren in dieser Entwickelung. Im Jahre 1837 brachten die Choctaw für mehr als 20000 Dollars Baumwolle auf den Markt, 88 Webstühle und 220 Spinnräder waren bei ihnen im Gange, sie hatten 3 Mehlmühlen und es gab unter ihnen 13 eingeborene Kaufleute (McCoy 607). Besonders die am Red River wohnenden sind reich, und ihre Farmen so gut bestellt als irgend welche anderen in den Vereinigten Staaten, selbst die ärmeren haben wohl gebaute Holzhäuser. Sie besitzen Pferde Kühe Schweine und Schaafe, gewinnen ihr Salz selbst, verbrauchen Zucker und Kaffee wie die weißen Amerikaner und fangen an auch ihre Schmiedearbeit selbst zu machen (1841, Armstrong bei Schoolcraft VI, 524, statistische Angaben über Volkszahl und Culturfortschritte ebend. V, 504, vgl. IV, 582). Mäßigkeit ist allgemein, Branntweinverkäufer können bei ihnen nicht mehr bestehen. Gleich mehreren anderen dieser südlichen Stämme, namentlich den Cherokee, haben sie bedeutende Summen in amerikanischen Staatspapieren angelegt, deren Zinsen sie zur Einrichtung und Verbesserung ihrer Schulen verwenden. Der Unterricht in den letzteren wird meist in englischer Sprache ertheilt (McCoy, Gregg). Die Choctaw haben deren 12 und mehrere wohl bestellte Kirchen (Schooler. V, 572). Die Pläne der umfassenden gelehrten Bildungsanstalten welche man für Indianer gegründet hat, scheint man zu hoch gegriffen zu haben: die Choctaw-Akademie in Kentucky, welche durch die gemeinschaftlichen Mittel mehrerer Stämme erhalten wurde, ist daher wieder eingegangen, weil die Erfolge den Erwartungen nicht entsprachen. Die 1816 in Corn-

wall (Connecticut) von dem American Board of Commiss. for foreign missions gegründete höhere Bildungsanſtalt für Eingeborene (Briefe der Zöglinge bei Morse App. 267 ff.) ſcheint aus demſelben Grunde wieder aufgegeben worden zu ſein. Die Chickaſaw unterhalten eine Zeitſchrift die mehr als 300 Abonnenten zählt (Schoolcr. V, 693, vgl. Atlant. Studien I, 216). Im Indian Territory gab es ſchon vor längerer Zeit eine Druckerei zu Park-Hill im Gebiete der Cherokee und eine andere unter den Schawanoe in der Miſſion der Baptiſten (Gregg). Es herrſcht im Lande der Chocktaw große Sicherheit der Perſon und des Eigenthums. Ihre Verfaſſung iſt demokratiſch, das Land in 4 Diſtricte getheilt, deren einer die Chickaſaw umfaßt. Jeder derſelben wählt einen Häuptling. Die vier Häuptlinge haben die Executivgewalt und ein Veto gegen die Geſetze welche das Repräſentantenhaus giebt, wenn nicht ⅔ der Mitglieder des letzteren auf dem Geſetze beſtehen. Die Richter werden von der Executive ernannt, Capitalverbrechen durch Geſchworene abgeurtheilt (McCoy 548, Schoolcraft V, 572, VI, 524 ff.).

Die Creek wohnten um 1775 in reinlichen Dörfern mit hübſchen zweitheiligen Häuſern von Fachwerk und kleinen Gärten, hatten eingehegte Felder die ſie gemeinſchaftlich bearbeiteten, und von deren Ertrag ſie eine Abgabe an den öffentlichen Schatz zur Unterſtützung der Armen entrichteten, wie wir früher erwähnt haben. Durch häufige Ueberfälle der Choctaw waren ſie genöthigt worden ſich in größeren volkreichen Dörfern anzuſiedeln, da die Jagd unergiebig geworden war. Sie beſaßen gute Rinderherden und trieben auf großen Kanoes Handel nach den Bahamainſeln und nach Cuba (Bartram 141, 179 ff., 202, 218): mit einer gewiſſen Vorliebe bedienten ſie ſich der ſpaniſchen Sprache und zeigten ſich geneigt ſpaniſche Sitten anzunehmen. In der Blüthezeit ihrer Macht um 1786 hatten ſie die Einfuhr von Branntwein verboten, fingen an unter feſten Geſetzen zu leben und der Miſchling M'Gillivray begann Schulen bei ihnen einzurichten. Später hinderten die Kriege weitere Fortſchritte. Die Seminolen kleideten ſich 1820 in baumwollene Röcke, zu denen das Zeug jedoch importirt wurde, wohnten in Häuſern von Holz, bauten Mais mit der Hacke und beſaßen Pferde und andere Hausthiere; auch hatten ſie Negerſklaven wie die Cherokee und Choctaw (Morse App. 399). Sie ſtehen auch neuerdings nach der Ueberſiedelung durchgän-

gig minder hoch als die eigentlichen Creek oder Muskoge, da sie unstäter sind als diese (Armstrong bei Schooler. VI, 532). Beide haben durch die Auswanderung und durch die ihr vorhergegangenen Kriege stark gelitten, und sind weder in Hausbau und Viehzucht noch in intellectueller Bildung bis auf die Stufe gelangt auf welcher die Cherokee und Choctaw stehen. Einheimische Handwerker haben sie fast gar nicht. Ihre politische Verfassung ist unentwickelt: die Häuptlinge geben meist die Gesetze unter denen sie leben. Indessen treiben die Creek den Landbau sehr fleißig: im Jahre 1837 wurden vor der Ernte Lieferungsverträge auf Mais im Werth von mehr als 25000 Dollars mit ihnen abgeschlossen.

---

Blicken wir zurück auf die lange Reihe von Thatsachen welche uns den moralischen Charakter und die geistige Begabung der Eingeborenen von Nord Amerika kennen gelehrt hat, so bleibt kein Zweifel wie unser Urtheil über sie ausfallen muß. Wenn eine gewaltige ungebrochene Naturkraft die beste Bürgschaft ist für die Lebens- und Entwickelungsfähigkeit eines Volkes, so dürfen wir diese dem nordamerikanischen Indianer in vollem Maaße zusprechen; aber „jede Raçe, weiß schwarz oder roth", sagt Elliott (I, 339) sehr richtig, „muß untergehen, wenn ihr Muth, ihre Energie und Selbstachtung durch Unterdrückung Sklaverei und Laster zu Grunde gehen. Dieses Gesetz beweist die Geschichte und die Eingeborenen von Amerika bestätigen es." Dagegen ist es eine grobe Entstellung der Geschichte — und wir glauben dieß bewiesen zu haben — wenn man wie Schoolcraft den Kampf der Indianer gegen die Weißen wesentlich auffaßt als einen Kampf der Barbarei gegen die Civilisation, vielmehr ringt in ihm das Recht mit der Gewalt, die hülflose Kurzsichtigkeit und Ohnmacht mit der abgefeimten Arglist und Habsucht, und selbst dem Verzweifelnden bleibt der herzlose Hohn seines Unterdrückers nicht erspart.

---

# Die Eskimo und ihre Verwandten.

Den ganzen äußersten Norden von Amerika, durchgängig angrenzend an die bisher besprochenen Indianervölker, haben die Eskimo inne. Im Osten war sonst die ganze Südküste von Labrador an der Straße von Belle Isle von ihnen bewohnt, und von hier gingen sie wahrscheinlich bisweilen auch nach Neufundland hinüber; doch sind sie vor den europäischen Ansiedlern zurückgewichen. Im Innern von Labrador leben indessen Indianer, den Eskimo gehörte nur das Küstengebiet (Chappell 97, 102). Wenn die Skrälinger, welche die Normänner auf ihren Fahrten an den Küsten des späteren Neu England fanden, wirklich Eskimo waren (S. oben p. 60), so müssen diese von den Indianern seitdem weit nach Norden zurückgedrängt worden sein, eine Annahme welche durch die Sage unterstützt wird, daß Eskimo von Canada hergekommen und nach kurzem Aufenthalte auf der Küste von Labrador nach Grönland übergegangen seien, wo sie die Bewohner des Landes welche sie vorfanden, — ob Normänner, ob Eskimo? — erschlugen (P. Egede 70, 106, Kohlmeister and K. 37). Indessen darf man hieraus nicht (mit Cranz I, 332f.) schließen daß die Eskimo erst seit dieser Zeit, zuerst im 14. Jahrhundert, nach Grönland gekommen seien, und früher ausschließlich weiter im Süden gesessen hätten, denn nach dem alten isländischen Geschichtschreiber Are Frode (geb. 1076, Arius Multiscius, Antiqq. Americ. 207) stießen die Normänner im Osten und Westen Grönland's kurz nach dessen Entdeckung, die in das Jahr 985/6 gesetzt wird, auf Spuren von Wohnungen und Fahrzeugen und auf steinerne Geräthe die den Skrälingern gehörten (nicht auf diese selbst, wie v. Etzel 28 angiebt), und die nördlicheren Eskimo sollen namentlich in Grönland für die Stammväter der südlicheren gelten (Ross a, 65, nach Egede* v. Etzel 325). Ihr erster bekannter Zusammenstoß mit den Normännern fand dort 1377 statt, als sie „den Westbau" überfielen, und sie breiteten sich in Folge hiervon weiter nach Süden aus (ebend. 43). Im Laufe der Zeit unterlagen die Normänner gänzlich in diesen Kämpfen, und die Physiognomie der jetzigen Bewohner macht es wahr-

* In den Schriften der beiden Egede habe ich indessen diese Angabe nicht finden können.

ſcheinlich daß ſie ſich zum Theil mit den Eskimo vermiſcht haben. Bei der Wiederentdeckung des gegen 300 Jahre vergeſſenen und wieder verlorenen Landes zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts fand man dort nur Eskimos vor, die jedoch in Sitten Tracht und Sprache große Verſchiedenheit zeigten (ebend. 61, 63). In Südgrönland beſteht die Bevölkerung gegenwärtig zu 14 Proc. aus Miſchlingen, und bei einem Dritttheil der übrigen Männer finden ſich Spuren einer älteren Miſchung mit Europäern; auch im nördlichen Theile des Landes ſieht man viele blonde, ächt europäiſche Phyſiognomieen (ebend. 366, 326).

Von Grönland und Labrador erſtreckten ſich die Eskimo in ununterbrochener Linie nach Weſten bis zum Kotzebue-Sund und ſind in dieſem Gebiete ſprachlich in drei Haupttypen geſchieden: die Bewohner von Labrador, die der Winter-Inſel und von Iglulik (Halbinſel Melville), und die von Kotzebue-Sund (Buſchmann 1854, Suppl. 703). Capt. Franklin hatte einen Eskimo von der Hudſonsbay zum Dolmetſcher, der die Dialekte im Weſten des Mackenzie-Fluſſes leicht verſtand (Archaeol. Americ. II, 11). Zu dieſem letzteren weſtlichen Zweige gehören auch die Namollo oder ſeßhaften Tſchuktſchen in der Nordoſtecke von Aſien, welche von Fiſcherei leben, während die eigentlichen, nomadiſchen oder Rennthier-Tſchuktſchen, welche von jenen auch im Aeußeren weſentlich verſchieden ſind (Wrangell 59), ſich ſprachlich den Korjäken in Aſien nahe anſchließen (Buſchmann, 711).

Zu den Eskimo ſind ferner die Tſchugatſchen zu rechnen mit den ihnen verwandten Völkern (ebend. 692, 702 f.), welche neuerdings in Folge eines falſchen Gebrauchs der Ruſſen angefangen haben ſich ſelbſt Aleuten zu nennen (Holmberg 76). Sie werden von Wenjaminow (Erman's Archiv VII, 126 ff.), der die Kuskokwimer und Kwichpaks unrichtiger Weiſe von ihnen trennt und zu den Kenaiern zählt, als Kadjaker bezeichnet. Nach Holmberg's Darſtellung, der ſie allgemein Konjagen nennt, zerfallen ſie in folgende Abtheilungen: 1) Konjagen oder Konägen auf der Inſel Kadjak und den Nachbarinſeln, nach einer ihrer Sagen von Aljaska her eingewandert (Liſianſky 196); 2) Tſchugatſchen, nach Wrangell (116) früher von Norden gekommen, von den Kadjaken entſprungen und durch Weiberraub mehrfach gemiſcht auf den Inſeln von Prinz William's Sund und der ganzen Südküſte der Kenai-Halbinſel; 3) Aleg-

mjuten an den Ufern von Briſtol Bai und der Weſtküſte der Halbinſel Aljaska bis zu 57° oder 56° herab; 4) Kijataigmjuten am Nuſchagakh der in Briſtol Bai mündet; 5) Kuskokwigmjuten am unteren Kuskokwim, ſpäter auf Nuniwok (auch auf Tſchuakak oder S. Lorenz? Buſchmann a. a. O. 703) und in den Süden bis zur Briſtolbai vorgedrungen; 6) Aguljmjuten nördlich von den Mündungen des Kuskokwim bis zu denen des Kiſchunakh. Ferner an den Mündungen des Kwichpakh von Süden anfangend: 7) Magmjuten, 8) Kwichljuagmjuten, 9) Paſchtoligmjuten; 10) Kwichpagmjuten am Kwichpakh oberhalb ſeines Delta bis zur Mündung ſeines Nebenfluſſes Uallik; 11) Tſchnagmjuten am Südufer des Norton Sund; 12) Anlygmjuten am Nordufer desſelben; 13) Maleigmjuten an deſſen Oſtufer bis zum Kotzebue Sund hin. Endlich gehört wahrſcheinlich noch die Jakutat-Sprache in Behrings Bai, ſüdlich von Mt. Elias und weiter weſtlich von da, zum Eskimoſtamme (Buſchmann a. a. O. 683). Nach den Bemerkungen Prichard's (Ueberſ. IV, 461) ſcheinen hier die Verwandten der Eskimo mit den Koloſchen zuſammenzuſtoßen, denn zu den letzteren gehören nach Dixon die Bewohner von Port Mulgrave in der Behrings-Bai.

Auch die Sprache der Aleuten iſt von Wrangell und Vater (Mithridates) als eine Eskimoſprache bezeichnet worden, doch hat v. Bär dieß ſehr unwahrſcheinlich gemacht. Obgleich ſie einige Wortgemeinſchaft mit den Eskimo beſitzt, iſt ſie doch von weſentlich verſchiedenem eigenthümlichen Typus (Buſchmann 1854 p. 697 ff.). Die Aleuten ſtammen der Sage nach vom Vorgebirge Aljaska, von wo ſie ſich über die Inſeln verbreiteten (Saikof), und es gilt die Sprache von Unalaſchka welche ſich auch über den ſüdweſtlichen Theil von Aljaska erſtreckt, für die Grundſprache der aleutiſchen Inſeln (Reſanow, ebend. 696). Holmberg unterſcheidet zwei Hauptzweige derſelben, den einen auf den Fuchsinſeln und Aljaska, den andern auf den weſtlicheren Inſeln. Die Aleuten haben die ſchwer glaubhafte Sage, daß ſie vor nicht gar langer Zeit aus Aſien herübergekommen ſeien (Wenjaminow, Erman's Archiv II, 467). Vielleicht ſtammt ſie erſt aus der Zeit ſeit welcher ſie ſich mit Ruſſen gemiſcht haben, was gegenwärtig mit dem größten Theile der Bevölkerung geſchehen iſt. Auch ſind viele derſelben aus ihrer Heimath von den Ruſſen nach Fort Ross in Californien gebracht worden, wo ſie ſich mit den dortigen Eingebo-

renen gemischt haben (Kotzebue N. R. II, 66 ff.). Kadjaken sind ebenfalls und auf dieselbe Weise dorthin gekommen, und haben (1809—11) von Bodega aus öftere Einfälle in S. Francisco gemacht (Duflot II, 8, Roquefueil I, 161).

Daß die sämmtlichen bisher anfgeführten Völker vermöge ihrer Aehnlichkeiten in Körperbildung Lebensart Tracht Waffen und Sitten nur eine Familie bilden, scheint Chamisso (176) zuerst bestimmt ausgesprochen zu haben. Wrangell (58) ist geneigt sie nicht zur amerikanischen, sondern zur mongolischen Raçe zu rechnen, und man würde dieser Ansicht beistimmen müssen, wenn es nothwendig wäre sie entweder unter die eine oder die andere dieser Abstractionen zu subsumiren. In ihren physischen Eigenthümlichkeiten den Asiaten sich nähernd, in ihrem Sprachbaue sich mehr den Amerikanern anschließend (Latham), sind sie in Sitten und Lebensweise von den letzteren nicht so durchgreifend verschieden als durch ihr munteres Temperament und ihre größere Lebendigkeit, obwohl in dieser Hinsicht wieder ein auffallender Gegensatz zwischen den Eskimo und den Aleuten stattfindet. Sie bilden ein selbstständiges Mittelglied zwischen Asiaten und Amerikanern, und haben unter den letzteren die meisten Berührungspunkte mit den Völkern des Nordwestens die ihnen benachbart sind.

Die Eskimo, Esquimantsic in der Sprache der Abenaki, Aschkimeg in der Sprache der Ojibway, d. i. „Roh-Fleisch-Esser" (Charlevoix, Heriot 22, Kohl II, 140), nennen sich selbst in Labrador Boothia felix und Grönland Innuit, „Menschen". Der Name Karálit oder Karálek, der ihnen von den Christen (Normännern), wie sie sagen, in alter Zeit beigelegt worden ist, während sie selbst ihn in früherer Zeit nicht gebrauchten (Egede's Grönländ. Lexicon Art. Karálek), ist nach Cranz's (I, 331 Anm.) richtiger Bemerkung identisch mit dem Worte Skrälling, aus dem es durch Einschaltung eines Vokales entstanden ist, da die Grönländer es sonst nicht auszusprechen vermochten. Mit Unrecht hat Cranz später (III, 337) dieß wieder zurückgenommen und die ganz unmotivirte Angabe gemacht, daß die Grönländer sich selbst Karálit nennten um sich als besonderes Volk im Gegensatze zu anderen Völkern zu bezeichnen. Der verhältnißmäßig große Schädel ist von langer schmaler Form, ausgezeichnet „pyramidal" nach Prichard (IV, 407) d. h. von sehr breitem Gesicht und nach oben sich verengender Stirn, in Folge der großen seitlichen Aus-

dehnung der Jochbögen und der großen Breite der Backenknochen. Die Naſenbeine ſind ſehr platt, ſo daß ſie mit der Fläche der Stirn, den Backenknochen und dem Alveolartheile des Kiefers nach Prichard faſt in einer Ebene liegen und das Geſicht als ſehr flach erſcheinen laſſen, doch giebt Morton (247) den Oberkiefer als vorſtehend an; das Hinterhaupt iſt voll und hervortretend. Die an der Hudſonsbay wohnenden ſind von den benachbarten Indianern ſcharf unterſchieden, während die am ſtillen Meer allmälich in den Typus der Indianer übergehen (Latham). Der Bart iſt ſtärker als bei den Indianern, die Statur meiſt unter mittelgroß, Wohlbeleibtheit häufig. Die Hautfarbe ſcheint bei ihnen beträchtlich zu variiren, denn während ſie z. B. Ellis (139) in den öſtlichen Ländern ſchwarzbraun fand, ſind ſie im Weſten häufig heller als die Mehrzahl der Indianer und faſt weiß (Geſammelte Stellen bei M'Culloh 20f.), doch geht aus Charlevoix, Cranz u. A. ziemlich ſicher hervor, daß dieſe Verſchiedenheiten faſt ausſchließlich von Mangel an Reinlichkeit herrühren. Die ungemiſchten Eingeborenen von Nordgrönland ſind von grauer, bisweilen ziemlich weißer Haut mit rothen Backen, haben kleine glanzloſe, etwas ſchiefſtehende Augen, kleine, wenig vorſtehende, doch nicht platte Naſe, kleinen Mund mit etwas dicker Unterlippe, vorzüglich kleine Hände und Füße. Wohlbeleibtheit iſt häufig bei ihnen, beſonders ſind die Kinder oft fett friſch und rothwangig, die Weiber in Folge ihrer ſitzenden Lebensart weniger hübſch und ſchon nach dem 20. Jahre nicht mehr jugendfriſch (Cranz I, 178, v. Etzel 326 f.). Die Eskimo von Prinz Regenten Bai unter 76° ſind 5'—5½' groß, von ſchmutziger Kupferfarbe und gedrungenem Bau, haben kleine gerade, öfters auch breite gebogene Naſe, kleine Augen, rothe Backen, dicke Lippen, aber nur dünnen Bart, während ſich ſonſt die Eskimo meiſt durch ſtärkeren Bart von den amerikaniſchen Indianern unterſcheiden. Die von Boothia felix ſind etwas hellfarbiger und reinlicher als jene, und ihre Körpergröße variirt zwiſchen 4' 10" und 5' 8" (Ross a, 66, b, 245, 273). Bei denen am ſtillen Meer tragen die Männer einen Lippenſchmuck, wie er bei den Völkern von Nordweſtamerika ſehr häufig vorkommt, die Weiber werden wie allerwärts bei den Eskimo, um die Pubertätszeit im Geſichte, beſonders an Mund Kinn und Stirn, mit einigen Linien tättowirt (Beechey 249, 263, 280, Ross b, 251).

Die hierher gehörige Abtheilung der Tſchuktſchen, deren Name

„Verbannte“ bedeuten soll (nach de Scala, der sie abenteuerlich genug zu den Pani am Platte Fluß gezählt wissen will, N. Ann. des v. 1854, IV, 365) vermögen wir nicht genauer zu charakterisiren, weil in den bis jetzt vorliegenden Nachrichten die Namollo und die eigentlichen Tschuktschen sich fast nirgends gehörig gesondert finden. Wir müssen glauben daß die letzteren gemeint sind, welche nicht hierher gehören, wenn La Pérouse (I, 333 f.) von den Tschuktschen erzählt, daß sie größer, magerer und schwächer als die Eskimo, von diesen in ihrer Gesichtsbildung wie in ihren Sitten wesentlich verschieden seien und nur wenig Bart hätten, und wenn Kotzebue (I, 159, 164) ihnen schiefstehende Augen zuschreibt und bemerkt daß sie nicht durch Berührung der Nasen grüßen wie die Eskimo. Indessen sollen (nach Lütke bei Prichard Uebers. III, 2, p. 476) gerade die Namollo bisweilen hinaufgezogene äußere Augenwinkel zeigen: wir wissen von diesen nur daß sie meist unter, die Tschuktschen meist über mittelgroß sind und daß sie mehr abgerundetes, die Tschuktschen mehr ovales Gesicht haben. Unsere Rathlosigkeit wird noch größer dadurch, daß wir zwei in fast allen Punkten entgegengesetzte Schilderungen von den korjäkisch-tschuktschischen Stämmen in Asien entworfen sehen (Vogel in N. Ann. des v. 1856, III, 145 und v. Dittmar im Bullet. de l'Acad. de St. Pétersb. XIII, p. 100*), deren eine, die letztgenannte und wohl die zuverlässigere, den Zusatz macht daß die Korjäken sich in ihrer Körperbildung den Aleuten und Koloschen nähern, zugleich aber auch anderseits den Kamtschadalen und Kurilen. — Bemerkenswerth ist in Rücksicht der Tschuktschen hauptsächlich daß sie es sind die im Norden den Handel zwischen Amerika und Asien führen; der wichtigste Artikel desselben sind die von der Charlotten-Insel kommenden Muscheln von der Gattung Dentalium, welche an der ganzen Nordwestküste als Zier-

* Vogel: sphärischer Kopf, breite Nase, breite platte Stirn, hervorragende Backenknochen, dicke Lippen, dünne gebogene Augenbrauen, dichtes hartes straffes Haar, Hautfarbe zwischen gelb und kupferig. v. Dittmar: seitlich zusammengedrückter, nur ausnahmsweise runder Schädel, häufig erhobener Hinterkopf; das runde, bei Männern bisweilen ovale Gesicht ist nicht breit und platt mit flacher Nase wie bei andern sibirischen Völkern, sondern die Nase ist mehr erhoben, bei Männern nicht selten gebogen, die Stirn proportionirt, bei Männern oft hoch, die Backenknochen mäßig vorstehend, die Augen klein. Der große Mund hat wenig aufgeworfene Lippen, doch ist die Oberlippe lang; Bart fehlt fast ganz. Das Kinn ist meist rund, die Ohren proportionirt und etwas abstehend, die Hautfarbe hell gelblich braun, in der Jugend mit durchschimmerndem Roth auf den Wangen.

rath verwendet werden (v. Wrangell 64, vergl. G. Simpson II, 228).

Die Konjagen sind mittelgroß und darüber, breitschulterig, von bräunlicher, fast kupfriger Farbe, großem runden Gesicht, kleinen Augen, abgeplattetem Hinterkopf; sie trugen sonst Schmuck in der Nase, der Unterlippe und den Ohren und die Weiber waren an Kinn und Brust tättowirt (Lisiansky 194, Holmberg 80f.), wie die der Aleuten (Langsdorff II, 38). Während die Kodjaken sich mehr dem amerikanischen Typus nähern sollen (Wrangell 116, 124 nach Wenjaminow), zeigen die Aleuten der Fuchsinseln entschieden ostasiatische Gesichtsbildung, und die Individuen von reinem Blute besitzen eine große Aehnlichkeit unter einander (ebend. 289): der Schädel ist an den Seiten gewölbt, am Scheitel erhoben, die Stirn weicht meist nach hinten etwas zurück (Wenjaminow in Erman's Archiv II, 468), die Backenknochen sind breit, die Nase flach und gedrückt (Langsdorff II, 30), das Gesicht meist rund und voll und von dunkelbrauner Farbe, der Bart ist außer auf der Oberlippe dünn, das Haar grob schwarz und stark (Billings 159).

Die Eskimo sind ein Fischervolk. Ihre Hauptnahrung in Grönland ist die Robbe und der Weißfisch die sie in großen Vorräthen während der besten Fangzeit (Mai und Juni) aufspeichern. Die Robbe giebt dem Grönländer Nahrung und Brennstoff, Fäden zum Nähen; aus der Haut macht er Fenster, Vorhänge, Kleider, Riemen, Dachung, den Ueberzug des Kahnes, aus den Därmen Flaschen (Anspach 417). Das getrocknete Fleisch wird stets roh gegessen (v. Etzel 334).

Die Nahrung der Eskimo ist verschiedenartig. Selten leben sie nur in schlechten Zelten von Häuten oder selbst ohne solche in Höhlen (Heriot 24). Wo Bau- und Zimmerholz ihnen fast unbekannt ist, wie um Prinz Regenten Bai, haben sie Häuser von Stein mit gewölbtem Dache, anderwärts bauen sie halbkugelförmige Hütten aus keilförmigen Schneeblöcken, die übereinander gelegt werden bis sie oben schließen, und dieser Bau geht so schnell wie das Aufschlagen eines Zeltes. Der Zugang zu diesen Eishütten ist lang und krumm und hat eine Seitenkammer für die Hunde, die Thür drehbar je nach dem Winde, und Fenster von Eis lassen Licht in's Innere fallen. Zur Nachtzeit wird dieses mit steinernen Lampen erleuchtet, welche mit Robbenspeck gespeist werden und mit einem Docht von Moos versehen sind (Ross

b, 249, 298, Cartwright I, 96). Feuer machen sie durch Reibung, ohne wie die benachbarten Nordindianer Baumschwämme zu Hülfe zu nehmen (Hearne 240). Da sie nomadisch leben, sind ihre Sommerwohnungen leicht und beweglich, ihre Winterhäuser aber fest: letztere bestehen am stillen Meer aus Treibholz und haben Fenster von Därmen, erstere sind bloße Zelte von Häuten (Beechey 569). Die Nordgrönländer wohnen im Sommer in niedrigen Erdhütten, deren Umgebung sich durch große Unreinlichkeit auszeichnet; ihre Winterhäuser, außen ganz von Erde, haben in neuerer Zeit sehr gewonnen: sie sind mit Wänden und Fußböden von Bretern und mit Oefen versehen (v. Etzel 345, 358). In Südgrönland sind größere Häuser für mehrere Familien mit kleinen Magazinen daneben nicht selten. Der nähere Verkehr mit den Europäern hat ihnen Kachelöfen, ordentliche Fußböden und Fensterscheiben gebracht. Die Mehrzahl der Wohnungen sind aber auch hier noch Hütten von Stein und Grastorf mit flachen Dächern aus Grastorf und Treibholz; schmale Gänge die sich nur durchkriechen lassen, führen zur Thür (ebend. 363; Ausführliches über das äußere Leben der Grönländer bei Cranz).

Sie kleiden sich in Robben- und Rennthierfelle und tragen oft zwei Kleider übereinander, von denen das untere eine Kappe für den Kopf hat. Seltener besteht die Kleidung aus Hundefellen und Vogelbälgen; in Südgrönland werden auch Baumwollenzeuge getragen. Der Doppelpelz für den Winter, nach innen und außen behaart, geht über den Kopf und ist ohne Bänder oder Knöpfe ganz geschlossen. Doppelte Stiefeln und kurze Beinkleider von Robbenfell vervollständigen den Anzug (Ross a, 66, v. Etzel 330, 373). Das Nähen der Häute und Felle geschieht mit Thiersehnen. Die mit Hunden bespannten Schlitten sind entweder an den 21′ langen Kufen nur mit Wallfisch-Bein beschlagen oder auch ganz aus Robben- und Fischknochen gemacht und mit Riemen zusammengebunden (Cartwright I, 71, Ross a, 51). Die Eskimo von Prinz Regenten Bai gruben ihr Eisen selbst, doch hat man keine Spur von Waffen oder Krieg, auch keine von Schifffahrt bei ihnen gefunden (ebend. 48, 73, 65); die östlicheren dagegen sind im Besitze von gehämmerten kupfernen Geräthen und Waffen (Hearne 158), und gebrauchen sie gegen die benachbarten Indianer, gegen welche sie meist einen alten tief gewurzelten Haß hegen (ebend. 118): Krankheit und schlechte Jagd leiten sie von den Zaubereien derselben her

(Ellis 188 note). Auch in Ungava-Bai kommt es oft zu Kämpfen, obwohl die Eskimo mit den Indianern, die hier ausnahmsweiſe thätiger und gewandter ſind, Frieden zu halten ſuchen (Kohlmeister and K. 57).

Die Eskimo zeichnen ſich aus durch großes Handgeſchick. In Nordgrönland werden ſehr ſchöne Schnitzereien von Knochen gefertigt, und ſogar eine Violine hat ein Eingeborener aus einem Stück Treibholz herzuſtellen gewußt. Im Süden des Landes werden ſie Zimmerleute, Böttcher, Schmiede die alle nöthigen Arbeiten gut verrichten, und manche von ihnen hat man im däniſchen Dienſte ſogar zu Verwaltern kleinerer Handelsplätze gemacht (v. Etzel 330, 367). Hauptſächlich zeigt ſich ihre Geſchicklichkeit in der Herſtellung und im Rudern ihrer Kajaks, auf dem Fiſchfang und der Jagd. Ihre Kähne ſind theils nur von Häuten, 12—15′ lang und für eine Perſon allein beſtimmt, welche ebenfalls ganz mit Häuten bedeckt, in der Mitte desſelben in einem Loche ſitzt, theils haben ſie ein Sparrwerk das mit Häuten überzogen iſt und führen mehrere Perſonen (Heriot 434). In den kleineren gehen ſie einzeln auf die Robbenjagd, ausgerüſtet mit der Harpune die mit einem Wurfholze geſchleudert wird, und mit einer Blaſe die auf dem Waſſer ſchwimmt; in Grönland haben ſie jetzt zum Theil Feuergewehr. Die großen oder ſogenannten Weiberboote ſind dort 24—36′ lang, 5′ breit, gehen 2½′ tief und tragen 6000 Pfund (v. Etzel 328, 371). In Labrador legen ſie oft 4′ hohe Schneebänke ſo an, daß dieſe das Sonnenlicht auf dem Eiſe reflectiren durch das ſie die Fiſche ſpießen (Kohlmeister and K. 28). Den Indianern ſind ſie in allen Uebungen auf dem Waſſer und an Scharfſinn in mechaniſchen Dingen weit überlegen.

Die ehelichen Verhältniſſe ſind oft ungeordnet. Die Eskimo von Prinz Regenten Bai nehmen nur eine zweite Frau, wenn die erſte kinderlos bleibt; die von Boothia felix, bei denen oft die Mädchen ſchon als kleine Kinder verlobt werden, haben häufig zwei Weiber, Austauſch der Weiber iſt gewöhnlich bei ihnen, auch kommt es vor daß zwei zuſammen nur ein Weib haben (Ross a, 72, b, 269, 309, 517, 356), doch wird das ſchwächere Geſchlecht mit einer gewiſſen Rückſicht behandelt (ebend. 578). Die erſte Frau iſt immer die Gebieterin der übrigen, ihrem Manne aber ſtreng unterwürfig: ſie darf erſt nach ihm eſſen (Kohlmeister and K. 68). In Grönland wohnt der verheirathete

Sohn auch ferner bei ſeinen Eltern und ſeine Mutter bleibt an der Spitze des gemeinſamen Haushaltes. Beim Tode des Vaters erbt der älteſte Sohn das werthvollſte Eigenthum und hat die Familie zu ernähren (Cranz I, 215, 247). Die Kinder wachſen in großer Ungebundenheit auf, man ſtraft ſie nicht und ſpielend erlernen ſie die nöthigen Fertigkeiten (v. Etzel 335).

Ueber ihr geſellſchaftliches Leben iſt wenig zu ſagen. Meiſt ſtehen die Familien vereinzelt und in voller Unabhängigkeit von einander. Nur die Eskimo von Prinz Regenten Bai ſollen ein Oberhaupt haben, das Tribut erhält und in einem großen ſteinernen Hauſe wohnt (Ross a, 72).

Trotz der Kälte und Unwirthbarkeit ihres Landes wiſſen ſie ſich genügend vor Mangel zu ſchützen und befinden ſich wohl. Sie ſtreben nicht nach Süden vorzudringen (Hearne 122 note) und fühlen ſich höchſt glücklich, oft ſelbſt unter den elendeſten Umſtänden, die ſie ſich durch Trommelſchlag und Tanz zu erleichtern wiſſen (Beechey 267). Ihre Gleichmuth und ihre Zufriedenheit ſind nicht die Folge von Trägheit, ſie ſind vielmehr meiſt von ſehr lebhaftem Temperamente: Verwunderung und andere Affecte ſprechen ſich ſehr ſtark in Geſicht und Geberden bei ihnen aus, in der Trauer ſchreien ſie laut und ſchlagen ſich ſelbſt Wunden (Cartwright I, 271, 275). Geſang und Muſik lieben ſie ſehr, beſonders die Grönländer haben häufig ein entſchiedenes muſikaliſches Talent (Kohlmeister and K. 31, v. Etzel 551); indeſſen erzählt Seemann (II, 67) von denen am ſtillen Meer daß Geigen und Flöten gar keinen Eindruck auf ſie machten. Glücksſpiele haben ſie nicht in Labrador, ſondern nur ſolche der Geſchicklichkeit und des Vergnügens, Zielwerfen Ballſpiel und dergleichen (Cartwright I, 238).

Ueber ihr gutmüthiges friedfertiges Weſen untereinander und gegen Fremde (es wohnen in Grönland oft 10 Familien ohne Streit in einem Hauſe, Cranz I, 221), iſt nur eine Stimme; auch beweiſen ſie ſich ſehr gaſtlich und oft hülfreich; indeſſen ſind ſie am ſtillen Meer, wo Schiffbrüchige von ihnen nur als gute Priſe betrachtet zu werden pflegen, und in Boothia felix zum Theil ſehr diebiſch, da Dieberei und Betrug ihnen nur als ein liſtiger Streich gilt, den man belacht wenn er entdeckt wird (Beechey 251, 552, Ross b, 288, Seemann II, 70). In Labrador wird Diebſtahl zwar verabſcheut, doch fehlt es

nicht an Hang dazu (Kohlmeister and K. 28). Dagegen ſpricht v. Etzel (337) die Grönländer von einer beſonderen Neigung zum Stehlen frei, ebenſo von Eigennutz überhaupt, von Ungefälligkeit und Geiz, da ſie vielmehr ſehr freigebig ſind mit Lebensmitteln und leichtſinnig leihen und borgen; aber auch ihre Dankbarkeit iſt nicht groß, da ſie nur für den Augenblick leben (ebend. 336, 340). Die 1721 durch den aufopfernden Hans Egede gegründete Miſſion hat viel für ſie gethan. Jetzt ſind faſt alle Eingeborenen Südgrönlands Chriſten. Dem Unterricht der Herrenhuter Miſſionäre ſind ſie mit vielem Intereſſe und großer Empfänglichkeit entgegengekommen, der alte heidniſche Aberglaube iſt erloſchen, bei weitem der größte Theil der Eingeborenen kann leſen und lieſt gern, viele ſchreiben (ebend. 378, 364, 546). Es giebt 20 eingeborene Katecheten im Dienſte der Miſſion, die im Schullehrerſeminar zu Godthaab gebildet worden ſind, und die Neubekehrten haben kräftig zur Ausbreitung des Chriſtenthums mitgewirkt (ebend. 544, 549). Auch in Okkak und an anderen Punkten in Labrador gab es ſeit 1764 Miſſionsſtationen der unirten Brüder (vgl. Cranz III, 289 ff.). Die Eskimo ſchließen ſich meiſt leicht den Europäern an und lernen bereitwillig von ihnen (West 172).

Torngarſuk iſt nach dem alten Glauben der Grönländer das höchſte Weſen und der Vater der Angekok oder Zauberer, indeſſen erſcheint es als zweifelhaft ob er mit Cranz (I, 263) als guter Geiſt bezeichnet werden darf, im Gegenſatz zu ſeiner Großmutter, dem böſen Weibe das im Innern der Erde wohnt und über alle Seethiere gebietet (P. Egede 236, 103). Weltſchöpfer iſt Torngarſuk nicht; die Grönländer wußten überhaupt nichts von einer Schöpfung, außer inſofern ſie ſich dachten daß alles Vorhandene ſeinen Urſprung aus ihrem Lande habe: den erſten Menſchen glaubten ſie aus der Erde hervorgewachſen, hielten Sonne und Mond für Menſchen die an den Himmel hinaufgeſtiegen ſeien, und knüpften daran einige alberne Mythen (ebend. 105, 75). Die Seelen der Todten begaben ſich entweder in den Himmel oder in die Erde und führten an letzterem Orte ein glücklicheres Leben als an erſterem (ebend. 210). Den Säugling mit der Mutter zu begraben war gewöhnlich, auch alte und kranke Weiber traf bisweilen das Schickſal lebendig begraben zu werden (Cranz I, 302). Die Angekok, welche mancherlei Ausſchweifungen trieben (P. Egede 166), hatten die Macht den Himmel und das Innere der Erde zu be-

ſuchen, mit den höheren Geiſtern zu verkehren und ſie zu citiren. Ihr ganzes Thun und Treiben iſt dem der Zauberärzte bei den Indianern durchaus ähnlich.

Dieſelben religiöſen Vorſtellungen herrſchen bei den Eskimo auch anderwärts (Heriot 25, Ross a, 68).

In Labrador ſoll bei ihnen die Anſicht verbreitet ſein daß die guten Menſchen nach dem Tode auf dem Monde ein glückliches, die böſen in einem Loche in der Erde ein unglückliches Leben führen (West 172). Auf das Vorhandenſein eines Glaubens an ein anderes Leben weiſen auch die hölzernen Geräthe hin die man dort mit den Todten zu begraben pflegt (Kohlmeister and K. 44); ebenſo die Opferung des Säuglinges auf dem Grabe der Mutter um ihn dieſer nachzuſenden (Chappel 100, 190).

Die Eskimo, urtheilt Ross (b, 307) beſitzen weit beſſere Fähigkeiten als ihr Aeußeres erwarten läßt. Er erprobte und benutzte vielfach ihre geographiſchen Kenntniſſe. Beechey (290, 331) erhielt von denen im Weſten eine belehrende Karte der Küſte, die ſie mit allen Details auf den Sand zeichneten, und die Königliche Handbibliothek in Stuttgart beſitzt unter dem Namen Niakungitok die eigenhändige Zeichnung eines Eskimo von ſeinem Lande. Auch von Thieren und der Art wie ſie gejagt werden, entwerfen ſie treffliche naturwahre Zeichnungen und zeigen ſich im Handel ſehr intelligent (Beechey 251). Sie ſcheinen begabter als die Indianer der nördlichen Gegenden. Die Grönländer insbeſondere hält v. Etzel (84) unzweifelhaft für bildungsfähig genug um zu einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit erzogen und zu ferneren Fortſchritten veranlaßt werden zu können; bloß in der Rechenkunſt, die ſie anzuwenden freilich auch nur wenig Gelegenheit haben, ſind ſie verhältnißmäßig noch zurück (ebend. 548). Aus P. Egede's Nachrichten iſt erſichtlich daß ſie ſehr munter und witzig ſein können, worauf auch die ſatiriſchen Geſänge hinweiſen, in denen ſie ſonſt öffentlich ihre Streitigkeiten miteinander auszufechten pflegten (Cranz).

Daß die Fahrzeuge Waffen und Fiſchereigeräthe der Bewohner von Prinz William's Sund, der Tſchuktſchen und der Unalaſchker denen der Grönländer und Eskimo gleich oder ſehr ähnlich ſind, hatte Cook bemerkt (3. Reiſe 312, 350, 393), und Holmberg (99, 106) hat dieß neuerdings beſtätigt, nur mit dem Zuſatze daß die Konja-

gen (Kodjaken, Tſchugatſchen) auch Bogen und Pfeil führen. Eiſen, öfters vom Meere ausgeworfen, war ihnen ſchon vor der Ankunft der Ruſſen bekannt (ebend. 101). In Prinz William's Sund tragen ſie künſtlich gearbeitete, zolldicke hölzerne Panzer und pflegen ſich in die Thiere zu verkleiden die ſie jagen (Billings 200). Ihre Kleidung beſtand ſonſt in einer Art Hemd aus Vogelbälgen oder Säugethierfellen, über welches ſie ein Oberkleid mit längeren Aermeln und Kapuze aus Därmen von Bären Seelöwen und anderen Thieren trugen. Die Hauptnahrung ſind Fiſche, gekocht und getrocknet, die Seeotter jagen ſie nur des Pelzes wegen (ebend. 84, 90, 106). Eine Schierlingsart wird als berauſchendes Mittel leidenſchaftlich gern von ihnen gegeſſen, und ſie bereiten außerdem noch ein gegohrenes Getränk aus Himbeeren und Blaubeeren (ebend. 92, 96). Ihre Hütten ſind ſehr ſchmutzig, mit Erde gedeckt, und werden immer von drei oder vier Familien bewohnt; die Schlafgemächer haben Fenſter die mit Därmen bekleidet ſind (ebendaſ. 97).

Die Kodjaken ſind zwar Chriſten dem Namen nach und die Ruſſen haben bei ihnen die alten Sitten mehr und mehr verdrängt, doch halten ſie zähe feſt an ihrem früheren Glauben an gute und böſe Geiſter, welche letzteren allein Verehrung bei ihnen finden (Langsdorff II, 56 ff., Liſianſky 196). Shljem Schoá gilt ihnen als Schöpfer des Himmels und der Erde, ſie opferten ihm vor und nach der Jagd; Ijak heißt der in der Erde wohnende böſe Geiſt (Holmberg 140 f.). Wolf Hund und Rabe ſind mythiſche Perſonen die ſie als ihre Stammväter betrachten. Für ihre Feſte hatten ſie ſonſt ein großes Haus das mehrere hundert Menſchen faßte (ebend. 98). Dieſes diente auch zu ihren Berathungen, von denen die Armen und die Mädchen ausgeſchloſſen blieben, während einzelne Frauen durch die Zauberprieſter eingeführt werden konnten (Wrangell 128). Hier führten ſie ihre religiöſen Feſte auf, die am Kuskokwim und Kwichpakh in dramatiſchen Maskenſpielen beſtanden (Beſchreibung bei Holmberg 125, Zagoskin in N. Ann. des v. 1850, I, 274). Vielleicht hatten auch die Dampfbäder, die ſie gleich den meiſten Indianervölkern in beſonderen Erdhütten nahmen, bei ihnen urſprünglich die Bedeutung einer Cultushandlung. Ihre Todten hüllen ſie in Seehundsfell ein und begraben ſie (Holmberg 122), der Häuptling erhält ſeine Jagdgeräthe und Speiſen mit in's Grab und man opfert ihm einige Sklaven (Billings 179 f.).

In früherer Zeit theilten ſie ſich in Gemeine und Häuptlinge, deren Würde erblich war. Die dritte Klaſſe der Bevölkerung bildeten die Sklaven, deren ſie jedoch wenigere hatten als die Koloſchen (Holmberg 78); die Kuskokwimer indeſſen, welche die alten Leute und Kinder im Kriege ſchonen, machen keine Sklaven (Wrangell 128). Seit der Herrſchaft der Ruſſen ſind die Unterſchiede der geſellſchaftlichen Stellung geſchwunden. Die Frau ſteht in hohem Anſehen. Sie pflegte ſonſt einen Nebenmann zu haben der zu mancherlei Dienſten verpflichtet war und in Abweſenheit des Mannes dieſen vertrat (Holmberg 119). Bei der Ehe, welche ohne die Feier eines beſonderen Feſtes geſchloſſen wurde, nahm man auf die Verwandtſchaftsgrade keine Rückſicht. Der Mann lebte als Diener im Hauſe ſeiner Schwiegereltern (Liſianſky 196ff., Langsdorff II, 56ff.). Es gab bei ihnen auch Männer in Weiberkleidern, die ganz weibliche Dienſte verrichteten; ſie waren öfters Zauberer und ſtanden keineswegs in der anderwärts gewöhnlichen Verachtung (Holmberg 120).

Die Kuskokwimer kennen einige Sternbilder, wie auch die Tag- und Nachtgleichen, und benennen die 12 Monate ihres Jahres nach regelmäßig wiederkehrenden Naturerſcheinungen (Wrangell 145ff.). Sonſt iſt von Beweiſen höherer Intelligenz die ſie gäben, bis jetzt nichts bekannt, und daher wahrſcheinlich daß ſie ihre Kenntniß der Aequinoctien fremder Mittheilung verdanken.

Die Bevölkerung der Aleuten iſt in raſcher Abnahme begriffen, zu welcher ohne Zweifel die grauſame Behandlung und theilweiſe Vertilgung durch die Promyſchlenniks (1760—90) weſentlich beigetragen hat (Wenjaminow in Erman's Archiv II, 464ff.). Zwar wird wiederholt verſichert daß die koloniſirenden Ruſſen im Allgemeinen menſchlich und gutmüthig verfahren ſeien (Wrangell XXIII), daß ſie auf den Aleuten und auf Kodjak durch Sanftmuth und Freundlichkeit die Eingeborenen beherrſchten, die ihnen höchſt günſtig geſtimmt ſeien, während ſich in Sitka dieß allerdings anders verhalte (Roquefueil II, 323f., Liſianſky 215), aber aus leicht verſtändlichen Gründen wiegen die Zeugniſſe für das Gegentheil in ſolchen Fällen ſchwerer: Langsdorff (63, 92) verſichert daß die Aleuten ganz als Sklaven von den Ruſſen behandelt wurden, (Billings (234) bedauert daß ſie unter der Herrſchaft der ruſſiſchen Wildſchützen ſtehen, welche roher als ſie ſelbſt, ihnen ihre Weiber wegnehmen, die Männer zu jahrelan-

ger unentgeltlicher Arbeit zwingen u. ſ. f., und Wenjaminow behauptet daß ihre guten Eigenſchaften in Folge der Ruſſifizirung in neuerer Zeit mehr und mehr in den Hintergrund getreten ſeien (Wrangell 221). Die Hälfte der geſammten männlichen Bevölkerung zwiſchen 18 und 50 Jahren wird für das ganze Jahr vom Dienſte der ruſſiſch-amerikaniſchen Compagnie noch neuerdings unentgeltlich in Anſpruch genommen (v. Kittlitz 295). Seit 1795 wurden ſie durch Makarj der von Kodjak nach Unalaſchka kam, zum Chriſtenthum bekehrt und gehen ſeitdem ſehr gewiſſenhaft zur Kirche: ihre Masken-Tänze und Schamanen-Lieder haben ſie ſeitdem aufgegeben, wie auch die Thiernamen mit denen ſie ſich ſelbſt, wahrſcheinlich mit Beziehung auf ihre mythiſchen Stammväter (vgl. Kotzebue II, 101) zu benennen pflegten (Wrangell 179). Tempel und Idole hatten ſie in jener früheren Zeit nicht, aber heilige Orte an denen ſie hauptſächlich die böſen Geiſter verehrten (Wenjaminow in Erman's Archiv II, 480).

Eine zweite Urſache der Abnahme ihrer Volkszahl, der die Einführung des Chriſtenthums ebenfalls entgegengewirkt hat, lag in der Trunkſucht und anderen ſinnlichen Ausſchweifungen (Wenjaminow bei Wrangell 218 f.). Sie lebten ſonſt in Polygamie und der Gaſt theilte das Weib des Wirthes. Dieſes hatte einen Nebenmann wie bei den Konjagen und Koloſchen (Erman's Archiv II, 477, 492). Auch der Päderaſtie waren ſie ergeben wie die Kodjaker (Billings 165, 179). Gleichwohl verſichert Billings (234) daß die Aleuten „bei weitem alle Vorſtellungen übertroffen hätten die er ſich von Wilden gemacht habe", und dieſes Urtheil ſcheint gerade vorzüglich ihren moraliſchen Eigenſchaften zu gelten.

Obgleich ſie dem Trunke ergeben ſind, ſtreiten ſie doch nicht leicht; dem Widerſpruche ſetzen ſie Schweigen entgegen und begnügen ſich gewöhnlich mit der Antwort: „ich weiß es nicht, du biſt ja beſſer unterrichtet." Beleidigungen ſind ſelten und werden ohne Rache ertragen. Schimpfwörter haben ſie nicht. Seit Menſchengedenken weiß man bei ihnen nur von einem einzigen Todtſchlag. Diebſtahl iſt ſelten und trifft nur das Nothwendige und unmittelbar Reizende zum Zwecke des augenblicklichen Genuſſes. Ihr Zutrauen iſt leicht gewonnen, ſie lügen leugnen und prahlen nicht, bewahren Geheimniſſe treu und ſchweigen beharrlich, wenn man ihnen nicht glaubt. Der Aleute iſt

eigenſinnig in der Ausführung ſeiner Vorſätze, verſpricht wenig, hält aber das Verſprochene und ſchmeichelt nicht. Er ſchenkt ohne Berechnung oder Eigennutz und greift Verſchenktes das er noch nicht abgeliefert hat, ſelbſt in dringenden Fällen nicht an. Er zeichnet ſich aus durch große Gaſtlichkeit und Liebe zu ſeiner Familie. Seine Dankbarkeit wird ſelbſt durch eine ſpätere Beleidigung nicht aufgehoben. Iſt er mit jemand unzufrieden, ſo redet er nicht mit ihm. Perſönliche Tapferkeit im Kriege geht ihm ab und er fürchtet die Strafe in hohem Grade, Kindern und ſelbſt Verbrechern körperliche Züchtigung zu ertheilen widerſtrebt ihm. Mit ſeiner Lage ſtets zufrieden, zeigt ſein Geſicht einen ſtets gleichmäßigen Ausdruck in Freude und Schmerz. Auch in Krankheit und Noth klagt er nicht, ſelbſt Weiber und Kinder ſieht man nicht weinen. Haben die letzteren Mühe und Beſchwerde zu erdulden, ſo tröſtet man ſie: „bald hört der Wind auf, bald trocknet das Kleid.“ Sie reden wenig, auch untereinander, obwohl ſie ſich die langen Winterabende mit Erzählung von Mährchen kürzen, und beweiſen grenzenloſe Geduld, ſelbſt in Hungersnoth: der Ertrag des Fiſchfanges wird alsdann gleichmäßig getheilt, die Hungernden ſitzen ſchweigend am Ufer und warten, und niemals wird dieſe Sitte von der Unredlichkeit mißbraucht. Freilich iſt ihre Trägheit und Sorgloſigkeit groß, trotz des häufigen Mangels zu Ende des Winters, und kann oft nur durch fremden Befehl überwunden werden, der ſie dann zu langſamer, aber ſehr ausdauernder Arbeit bringt. Der Nacktheit ſchämen ſie ſich nicht, ſondern nur deſſen was der Sitte widerſtrebt, wie z. B. ſeine Frau vor Andern zu liebkoſen oder um etwas zu bitten, da ſie furchtſam und blöde ſind (Wenjaminow bei Wrangell 183 ff. und in Erman's Archiv II, 468 ff.).

Von den Ruſſen, mit denen ſie jetzt großentheils vermiſcht ſind, haben ſie viele Handwerke gelernt und ſich dabei anſtellig und lernbegierig gezeigt. Da ſie ein gutes Augenmaaß und eine lebhafte Phantaſie beſitzen, ſind ſie beſonders geſchickt in Handarbeiten, liefern gute Schnitzereien und Stickereien (Wrangell 223, Langsdorff II, 42), ihre Kähne Geräthe und Kleider zeugen ſelbſt von Geſchmack (Billings 234). Daß die erſteren beiden denen der Eskimo ſehr ähnlich ſind, wurde ſchon früher bemerkt. Ihre Geſchicklichkeit als Schiffer iſt außerordentlich: ihre kleinen Baidarken, welche durch die geringſte Seitenbewegung umgeworfen werden, rudern ſie 10—12 und ſelbſt 16

Stunden lang ununterbrochen, und wiſſen auch bei ſtarkem Nebel den Punkt an welchem ſie landen wollen, richtig zu treffen (Blaſchke in Monatsb. d. Geſ. f. Erdk. N. F. II, 97). Sie haben Panzer die aus kleinen Stöcken geflochten ſind, und Schilde; ihre Pfeile und Wurfſpieße ſind bisweilen vergiftet (Erman's Archiv II, 479). Ihre Wohnungen ſehen kleinen Hügeln ähnlich, und man ſteigt auf einem eingekerbten Pfahle von oben in ſie hinein (Mortimer 61). Die Todten begraben ſie zum Theil in kauernder Stellung (Langsdorff II, 43), zum Theil hängen ſie die Särge ſchwebend auf (Erman's Archiv II, 477). Die trauernde Wittwe durfte ſonſt keine Speiſe ſelbſt berühren, man reichte ſie ihr zerbröckelt. Die geſellſchaftliche Verfaſſung war ehemals von ganz patriarchaliſcher Art; die Sklaven aber hatten unter einer grauſamen Behandlung zu leiden (ebend. 484).

## Die Bewohner der Nordweſtküſte und des Oregongebietes.

Die ganze Weſtſeite des nordamerikaniſchen Feſtlandes iſt ausgezeichnet durch einen großen Reichthum verſchiedener Völkerfamilien, deren Sprachen einander urſprünglich fremd zu ſein ſcheinen und jedenfalls keine nähere Verwandtſchaft unter ſich beſitzen.

Den Eskimo zunächſt, die, wie wir geſehen haben, wahrſcheinlich bis nach Behring's Bai ſüdlich von Mt. Elias reichen, leben die Tlinkithen d. i. „Menſchen" wie ſie ſich ſelbſt, oder Kaljuſchen, Koloſchen, wie die Ruſſen ſie nennen (Holmberg 9). Ihrer Sage nach haben ſie ſich aus dem Innern nach der Küſte und den Inſeln verbreitet (ebend. 15). Ihre Sprache findet ſich im Norden von Cross Sound unter 58° 37', in Portlock's Harbour nördlich von Mt. Edgecumbe (Buſchmann 1854, p. 681 f.) und reicht von dort bis zu den Charlotten-Inſeln herab (Buſchmann 1856, p. 376 nach Reſanow). Sie iſt die Sprache der Tchinkitane auf Sitka und nach Marchand ganz verſchieden von denen welche auf Nutka und auf den Charlotten-Inſeln herrſchen (ebend. 378), wonach der Irrthum Holmberg's (9, 42) zu berichtigen iſt, welcher ihr eine viel weitere Ausdehnung nach Süden zuſpricht. Mit den athapaskiſchen Sprachen hat ſie ebenfalls nur wenig gemein (Buſchmann ebend. 387). Scouler zählt

zu den Koloſchen nächſt den Bewohnern von Sitka die Cheelkaat am Lynn Canal und in deſſen Umgebung, die Tako von Pt. Salisbury und Snettishham, die Stikine an dem gleichnamigen Fluſſe und an Prinz Frederick's Meerenge und die Tunghaaſe auf der Inſel Revillagigedo (L'Institut 1847. II, 45), doch iſt dieß in Rückſicht der letzteren unrichtig, da deren Sprache zwar viele koloſchiſche Wörter beſitzt, aber keineswegs zu derſelben Familie gehört, und in Rückſicht der Stikine iſt es noch zweifelhaft (Buſchmann 1854, p. 679f., 1856, p. 380, 1857, p. 404). Nach Liſianſky (242) erſtrecken ſich die Koloſchen nur bis 57° n. B. nach Süden.

Weiter herab an der Küſte zwiſchen 53½ und 55½° (Scouler im Journal R. G. S. XI, 220) folgen die Chimſyan oder Chimmeſyan, deren Sprache ebenfalls ohne Verwandtſchaft zum athapaskiſchen Stamme iſt und ganz iſolirt ſteht (Buſchmann 1857, p. 401). Sie leben in vier Stämmen am Observatory Inlet, auf den Inſeln Dundan, Stephen und Prinzeß Royal (L'Institut a. a. O. nach Scouler). Schoolcraft identificirt ſie mit den Naß, die an dem gleichnamigen Fluſſe unter 55° leben, wogegen von Wrangell die ſüdlicheren Hailtſa und deren Verwandten mit dem letzteren Namen bezeichnet werden (Buſchmann 1857, p. 399), eine Verwirrung die ſich bis jetzt noch nicht löſen läßt.

Die Königin Charlotten-Inſeln ſind von den Haidah-Stämmen bewohnt, unter denen die Skittegát oder Sketiget die hauptſächlichſten ſind; Dunn (292) nennt neben ihnen die Maſſet und Comſhewar. Sie reden ſämmtlich eine und dieſelbe Sprache und es gehören zu ihnen die Kyganie, Kigarnie oder Kaigani in der gleichnamigen Bai und an der Südſpitze des Prinz Wales-Archipels, deren Sprache (nach Radloff) mit der der Koloſchen näher verwandt ſein ſollte, mit ihr jedoch nur geringe Aehnlichkeit hat. Nach den Prinz-Wales-Inſeln und der Nordinſel ſind die Kyganie wahrſcheinlich erſt von der Königin Charlotten-Inſel gekommen (Buſchmann 1857, p. 393, 1854, p. 678, Scouler a. a. OO.).

Gegenüber der Südſpitze der letzteren Inſel in Millbank Sund und von hier und der Hawkesbury Inſel an bis zum Broughton Archipel, einſchließlich der gegenüberliegenden Küſte und des nördlichen Theiles von Vancouver, leben die Hailtſa oder Haceltſuk, von 50½ bis 53½° (Scouler). Im Fitzhugh Sund, in welchen der ſüdliche Sal-

mon River mündet unter 51 ½° stimmen die Zahlwörter größtentheils mit denen der Hailtsa überein und die Bewohner von Friendly village, 90 miles landeinwärts an jenem Flusse, gehören sprachlich nicht, wie Hale angiebt, zu den Atnah der Tshaili-Selisch Familie, sondern reden ebenfalls einen Dialekt des Hailtsa (Buschmann 1857, p. 381, 322). Dagegen ist die Uebereinstimmung des letzteren mit der Sprache der Bellichoola oder Billechoola, welche Scouler am Salmon River* und dem Dean Canal angiebt, nur gering (ebend. 382 ff.).

Die Eingeborenen der Insel Vancouver sollten nach Scouler (J. R. G. S. XI, 224) sämmtlich Dialekte derselben Sprache reden, die sich seiner Darstellung nach auch auf das gegenüberliegende Festland erstreckte und an der Küste selbst bis in den Süden des Columbia reichte; auch im Innern des Oregongebietes sollte es nur zwei Hauptsprachen geben und die Unterschiede der Sprachen welche diesen Ländern angehören, überhaupt weit geringer und weniger entschieden sein als es bei oberflächlicher Betrachtung scheine. Indessen hat er sich genöthigt gesehen diese Ansicht wieder aufzugeben und die genannten Gebiete an acht wesentlich verschiedene Sprachfamilien zu vertheilen (L'Institut 1847, II, 45), doch hat sich auch diese Anzahl durch neuere Untersuchungen als viel zu klein herausgestellt.

Vancouver ist von einer Menge kleiner Völker bewohnt (Aufzählung derselben von Grant im J. R. G. S. XXVII, 293, Schoolcraft V, 488, Buschmann 1857, p. 380 f.). Diese sind nach Grant (a. a. O.) in vier Sprachfamilien geschieden: Quackoll (Quacolth bei Anderen) im Norden und Nordosten der Insel, nebst den Ballabolla (Dunn 271 nennt Belbellah in Millbank Sund) auf dem Festlande im Osten der Charlotten-Inseln, die nur dialektisch von ihnen verschieden sind (G. Simpson I, 202); Cowitchin (Kawitchen) im Osten, das sich an der Nordseite der Mündung des Frazer-Flusses auf dem gegenüberliegenden Festlande wiederfindet und sowohl dem Noosdalum am Hood's Canal als auch dem Squallyamish (Skwale, Nisqually) in Puget's Sund nahe verwandt ist (Buschmann 1857, p. 374); ferner das Tsclallum, Clellum oder Clalam das mit dem Cowitchin ebenfalls einige Aehnlichkeiten hat und gleich diesem auf den Continent gegenüber dem Süden der Insel hinüberreicht; endlich

* Scouler scheint hier den südlichen, nicht den nördlichen Fluß dieses Namens unter 53° zu meinen, den Buschmann als ihren Wohnsitz anführt.

das Macaw an der ganzen Westküste, welches demnach wahrscheinlich identisch oder nahe verwandt ist mit der Sprache von Nutka*. Dieser letzteren schließt sich die Sprache der Tlaoquatch im äußersten Südwesten der Insel zunächst an, wogegen sie nur eine theilweise Verwandtschaft derselben einerseits zum Hailtsa, anderseits zu der Sprache im Süden des Ausganges der Fuca-Straße nachweisen läßt, ihre Verwandtschaft zu den Sprachen auf der Küste des Festlandes aber, welche Scouler annahm, eine Fabel ist (Buschmann 1857, p. 364 ff., 323 f.). Die Sprache von Newittee am Nordende der Vancouver Insel ist ebenso wie die der Klaizzart oder Classet auf der Südseite der Fuca-Straße um C. Flattery — letztere jedoch nicht mit voller Entschiedenheit — von Hale als ein Dialekt des Nutka bezeichnet worden, das sich durch die ganze Länge der Insel hindurch zieht. Nur die Newchemass im Norden derselben besitzen eine ganz abweichende Sprache (nach Jewitt); der Name Wakash (Macaw?) aber, den z. B. Morse und Berghaus auf ihren Karten als Völkernamen in Vancouver gebrauchen, beruht auf einem Mißverständniß (Buschmann 1857, p. 328 ff.).

Die Völker des Festlandes im Osten von Vancouver gehören bis jetzt noch zu den unbekanntesten, die von Puget Sund im Süden der Insel, welche trotz ihrer Menge nur neun verschiedene Sprache reden, sind es kaum weniger. Sie finden sich aufgezählt bei Buschmann 1854, p. 670. Der namentlich bekannten Völker von Oregon sind weit mehrere als die Karte bei Hale zeigt (vgl. Buschmann ebend. 590 ff., Morse 368 ff.), an dessen Darstellung wir uns im Folgenden vorzüglich halten werden, obwohl sie mit der Eintheilung Gairdner's (J. R. G. S. XI, 255) nur in einigen Hauptsachen übereinstimmt und zum Theil ganz andere Namen giebt. Hale vertheilt das Oregongebiet an elf verschiedene Völkerfamilien, von denen wir nur die letzte, die Shoshonee oder Schlangen-Indianer, von unserer jetzigen Betrachtung ganz ausschließen, weil sie nach Buschmann's Entdeckung zu der sonorischen Sprachgruppe gehört, die wir wegen ihrer Verwandtschaft zum aztekischen Stamme an einer anderen Stelle zu besprechen haben werden. Die übrigen sind folgende:

* Der Name Nutka selbst beruht auf einem Mißverständniß Cook's; die Eingeborenen nennen den dortigen Hafen Yucuatl (Humboldt, N. Spanien II, 256).

1) Die Kitunahas, Coutannies oder Flatbows zwiſchen 48 und 52° n. B. am Felſengebirge zwiſchen den beiden nördlichen Armen des Columbia.

2) Die Familie der Tsihaili-Selish. Zu ihr gehören als Hauptvolk die Selish oder Flatheads am oberen Columbia und an deſſen Zuflüſſen, dem Flathead, Spokane und Okanagan, womit es wohl übereinſtimmt daß nach Parker (304) die Ponderas, die dem Quellgebiete des Columbia zunächſt leben, mit den Spokein- oder Spokane-Indianern und den Flatheads dieſelbe Sprache reden. Ferner ſind dahin zu rechnen die Skitsuish, Coeur d'Alênes* oder Pointed-hearts am gleichnamigen See oberhalb der Fälle des Spokane R.; die Piskwau am Columbia ſtromabwärts von den Seliſch; die Cowelits ſüdlich von den Skwale, die wir vorhin als Anwohner des Puget Sund erwähnt haben; die Tsihailish oder Chikailish an der Meeresküſte weſtlich von den Skwale, jedoch nicht die Fuca-Straße erreichend; die Nsietshawu oder Killamuck im Süden der weiterhin zu nennenden Chinook. Merkwürdiger Weiſe zählt Hale zu dieſer Familie auch noch die Skwale ſelbſt, welche wir vorhin als Verwandte der Kawitchen auf Vancouver und im Norden der Mündung des Frazer-Fluſſes kennen gelernt haben: demnach ſcheinen die Verwandten der Seliſch bis auf jene Inſel hinüberzureichen, was in geographiſcher Hinſicht allerdings nichts Befremdendes hat, da endlich auch noch die Shushwap, Atnah oder Kinn-Indianer am unteren Frazer-Fluß zwiſchen 50 und 52½° im Süden und Südoſten von Neu Caledonien (Cox II, 315) derſelben Sprachfamilie angehören (Buſchmann 1854, p. 690, 1857, p. 321).

3) Die Sahaptin oder Nezpercés (Chopunnish) am Lewis oder Snake R. und deſſen nördlichen Zuflüſſen bis zum Felſengebirge, nebſt den in Sitten und Sprache nur wenig von ihnen verſchiedenen Wallawalla (Cox II, 125) am Columbia ober- und unterhalb der Mündung des Lewis R. Nach Scouler und Gallatin ſind auch die Cliketat, öſtlich vom Cascaden-Gebirge, den Sahaptin verwandt; dagegen werden die Cayuse im Süden der Wallawalla wohl irrthümlich von Parker (302) zu derſelben Familie gerechnet: Hale zählt ſie nebſt den weſtlich von ihnen wohnenden Molele zu den

* Die zum Theil franzöſiſchen Völkernamen in dieſen Gegenden rühren von canadiſchen Pelzjägern (voyageurs) her.

4) Waiilaptu-Stämmen, deren letztgenannter Zweig im Jahre 1841 fast ausgestorben ist.

5) Die Chinook oder Tsinuk, deren Sprache die Hauptgrundlage des Jargons ausmacht welches an den Handelsplätzen von Oregon im Gebrauche ist. Sie theilen sich in die oberen Chinook oder Watlala, die von der Insel Multnomah bis zu den Fällen des Columbia reichen, und in die unteren welche unterhalb der genannten Insel leben. Den letzteren schließen sich im Süden der Mündung des Columbia die Katlamat, Clatsop und mehrere andere kleinere Völker an.

6) Am Willamet oberhalb der Fälle wohnen die Kalapuya, die mit den Waiilaptu zusammengrenzen.

7) Die Jakon oder südlichen Killamuk, doch von den vorhin erwähnten eigentlichen Killamuk der Selisch-Familie sprachlich ganz verschieden, leben an der Seeküste und trennen das Athapaskenvolk der Umkwa (S. oben p. 6) ebenso vom Meere wie die eigentlichen Killamuk die Tlatskanai davon abschneiden.

8) Die Lutuami, auch Tlamatl oder Clamet genannt an dem See gleiches Namens, östlich von Umkwa.

9) Die Palaik südöstlich,

10) Die Shastie südwestlich von den Lutuami. Von den Jakon und Umkwa nach Süden hin sind nur einige Völkernamen bekannt.

Scouler hat sich in seiner ethnographischen Eintheilung der Völker offenbar durch physische Aehnlichkeiten irreführen lassen: die Völker der Nordwestküste und der anliegenden Inseln südlich von Mount Elias bis nach Vancouver hin, gleichen einander sehr im Aeußern, während sie zu Scouler's südlicher Völkergruppe, den Nootka-Columbians, in einem auffallenden Gegensatze stehen. Die Chimmesyan z. B. haben seitlich breiteren Schädel mit sehr platter Scheitelgegend, wogegen er bei den Chinook, auch abgesehen von künstlicher Abplattung, lang und schmal entwickelt ist und seitlich zusammengedrückt scheint, ähnlich wie bei den Eskimo (J. R. G. S. XI, 220). Jene nördlicheren Völker sind bleich, ihre Haut nicht dunkler als die der Portugiesen und Italiener, die Züge stärker ausgeprägt und die Backenknochen weiter vorstehend als bei den Bewohnern der südlicheren Länder; die Koluschen insbesondere, zu den dolichocephalae prognathae gehörig (Retzius), haben große Nasen und starke Backenknochen, sind kräftig gebaut und mittelgroß (Scouler, L'Institut 1847, II, 102). Nach Holm-

berg (16, 40) zeigen ſie große lebhafte Augen mit kleinen dunklen Brauen und dicke volle Lippen; die Weiber die ſich durch wackelnden krummen Gang von den ſtolz einherſchreitenden Männern unterſcheiden, haben kleine Hände und meiſt kleine Füße. Im ſüdlichen Theile von Sitka fand ſie Marchand (I, 232) unter 5'4" groß, von rundem platten Geſicht mit gebogener und unten nicht dicker Naſe*, kleinen tiefliegenden triefenden Augen und ſtark vorſtehenden Backenknochen. Die Weiber der Koluſchen tragen hier wie anderwärts Schmuck in der Unterlippe, die Männer in den Ohren und der Naſe (Holmberg 16, v. Langsdorff II, 99). Das Geſicht wird bemalt. Die Hautfarbe derer von Sitka bezeichnet zwar Liſianſky (237) als dunkel kupferfarbig, indeſſen haben ſchon Portlock und Dixon (159) von den Eingeborenen ſüdlich von Mt. Elias berichtet daß ſie, gehörig gereinigt, europäiſch weiß und rothwangig ſeien, wie dieß v. Langsdorff ausdrücklich von den Koluſchen bemerkt, während Rollin, der bei vielen kaſtanienbraunes Haar, dichteren Bart und ſtärkere Körperbehaarung fand, von verſchiedenen Schattirungen der Hautfarbe ſpricht (Prichard Ueberſ. IV, 462), Holmberg (16) aber ſich darüber unbeſtimmt ausdrückt. „Die meiſten Eingeborenen in dieſen Breiten", ſagt Dunn (285), gleichen in regelmäßiger Geſichtsbildung und Farbe den Europäern; ſie ſind von hellem Teint, rothwangig und der Bart keimt ihnen früher als anderen Amerikanern (Hale 197 ff., Wilkes IV, 300, 487). Namentlich ſind die vortrefflich begabten Bewohner der Königin Charlotten Inſeln von europäiſcher Farbe Statur und Phyſiognomie (Marchand II, 40), und auf dem Feſtlande im Südoſten von jenen fand Vancouver (II, 40) Menſchen mit weichem langem Haar, das meiſt braun oder noch heller, nur ſelten aber ſchwärzlich war, wogegen Heriot (303) von dunkel olivenbraunen Indianern mit keilförmigen Köpfen und grauen Augen an der Küſte unter 52° n. B. erzählt.

Die Eingeborenen der Inſel Vancouver bilden in Rückſicht ihrer äußeren Erſcheinung den Uebergang von den Stämmen der Nordweſtküſte zu den Völkern von Oregon: je weiter nach Norden deſto größer

* v. Langsdorff bezeichnet die Naſe der Koluſchen als klein, breit und platt, die Geſichtszüge als grob und ſtark ausgewirkt; La Pérouse ſpricht von großer Mannigfaltigkeit der Geſichtszüge bei den Eingeborenen von Port des Français (bei Mount Fairweather).

und ſchöner iſt der Menſchenſchlag; im Süden der Inſel iſt die Statur der Eingeborenen nur 5′ 3—6″, im Norden erreichte ſie 5′ 10″ und eine noch beträchtlichere Größe, während die Bewohner der Königin Charlotten Inſeln nicht ſelten mehr als 6′ meſſen. Im Allgemeinen ſind die Indianer von Vancouver ſchmutzig kupferroth und platten die Stirn ab, manche von ihnen haben lichtes Haar und helle Haut (Grant in J. R. G. S. XXVII, 297 f.). Die Nutkaer die von allen am beſten bekannt ſind, ſind meiſt unter mittelgroß, plump gebaut, mit rundem und vollem, bisweilen auch breitem Geſicht, aus welchem die Backenknochen hervorragen; die an der Wurzel eingedrückte Naſe hat weite Löcher und eine abgerundete Spitze, die Stirn iſt ziemlich niedrig, die Augen klein ſchwarz und eher ſanft als feurig, der Mund groß mit dicklichen Lippen, die Zähne zwar regelmäßig gebildet, doch nicht ſehr weiß. Die meiſten haben keinen Bart, doch nur in Folge des Ausreißens der Haare; auch die Augenbrauen ſind dünn und ſchmal, das Kopfhaar dagegen voll grob und ſchlicht. Der Hals iſt kurz, die Glieder verhältnißmäßig klein, die Füße groß und häßlich, die Knöchel vorſtehend. Die Haut, wenn vollſtändig gereinigt, zeigt die bleiche Farbe der Südeuropäer. Der Geſichtsausdruck iſt ſtumpf und phlegmatiſch (Cook 3. R. 257, mit welchem die Angaben bei Meares 213 f. übereinſtimmen). Nach Roquefueil (II, 189) kommen braunes und blondes Haar bei manchen von ihnen vor, weiße Hautfarbe namentlich bei einigen Kindern und Weibern.

Auch im nordweſtlichen Theile von Oregon ſind die Eingeborenen häufig faſt von europäiſch weißer Farbe und haben rothe Wangen, namentlich die Kinder und manche Weiber bei den Clalam in Port Discovery unter 48° n. B. und bei den Claſſet um C. Flattery (Hale, Wilkes). Die Sachet von Nordweſt-Oregon und einige andere Völker tättowiren ſich bisweilen mit einigen Linien auf den Armen und im Geſicht (Wilkes IV, 482, Schoolcr. III, 220). Während aber die Indianer oberhalb der Fälle des Columbia und von da bis zum Felſengebirge meiſt ſchlank und wohlgebaut ſind und denen der Vereinigten Staaten im Aeußeren ſehr gleichen (Kitunaha, Seliſch, Spokane, Okanagan, Sahaptin, Wallawalla, Cayuſe u. a.), nur daß ſie von etwas hellerer Farbe ſind als dieſe (Cox I, 219, II, 135, Dunn 311, Parker 228, Hale), zeigen die Bewohner des unteren Columbia, und unter dieſen am auffallendſten die Chinook, einen we-

ſentlich verſchiedenen Typus: ſie ſind kleiner, meiſt unter mittelgroß, kaum 5'—5' 6" (Franchère 240, Cox I, 276) und nicht ſo wohlgebildet, krummbeinig mit breiten dicken platten Füßen und einwärts ſtehenden Knöcheln und Zehen in Folge des eigenthümlichen Einwickelns der Kinder und des vielen Sitzens im Kahne, auch ſind ſie fetter, viel ſchmutziger und fauler als die öſtlicheren und nördlicheren Völker (Scouler). Die Geſichtszüge ſind weniger ausgeprägt, das Geſicht breit rund und voll, die Augen klein und ſchwarz, öfters bei den Chinook mongolenähnlich ſchief geſchlitzt (Hale), bei anderen Völkern bisweilen gelbbraun (Lewis et Cl.): die mittelgroße Naſe, an der Wurzel fleiſchig und tief liegend, iſt an der Spitze ziemlich platt und zeigt weit geöffnete Löcher — hier und da kommen jedoch auch gebogene Naſen vor (Lewis et Cl.) —, der Mund iſt groß mit dicken Lippen, die Zähne meiſt ſchlecht. Der Bart wird ausgeriſſen, das Kopfhaar hängt gewöhnlich in langen Zöpfen oder Flechten herab. Die Hautfarbe iſt ein helles Kupferbraun (Scouler, Cox, Franchère, Hale u.a., W. Irving 256 f.), doch ſah Morton ſelbſt einſt einen Chinook „der nicht dunkler war als ein italieniſcher Bauer." Nächſt den Chinook zeigen namentlich die Skwale, Cowelits, Tſihailiſch und Killamuk der Seliſch-Familie dieſe Eigenthümlichkeiten (Hale).

Als charakteriſtiſch beſonders für die Chinook und deren Verwandten, iſt noch die künſtliche Abplattung der Kopfes zu erwähnen, die eine Auszeichnung der Freien, den Sklaven aber verboten iſt (Scouler, W. Irving 61, Franchère 241). Wir haben ſie ſchon früher bei anderen amerikaniſchen Völkern gefunden und der Art und Weiſe gedacht auf welche ſie bewirkt wird (S. ob. p. 54 f.). Die Chinook unterwerfen ihre Kinder dieſer Operation nach Einigen nur 6—8 Monate, nach Anderen (Cox I, 275) über ein Jahr. Nach Beendigung derſelben iſt der transverſale Kopfdurchmeſſer faſt doppelt ſo groß als der horizontale und die Augen ſind ſtark herausgetrieben (Hale), doch ſoll ſich, abgeſehen von der bleibenden großen Breite des Geſichtes, die Wirkung dieſes Verfahrens bei vielen im Laufe des Lebens faſt ganz wieder verwachſen. Nächſt den Chinook Katlamat und Clatſop, iſt die Abplattung der Stirn üblich in Nutka, wo den Neugeborenen eine Stirnbinde angelegt wird (Meares 213), und bei den Clalam von Port Discovery (Hale), den Cowelits Killamuck Clicketat und Kalapuya (Morton, Cran. Am. tab. 43 ff.). Bei manchen dieſer Völker

wird außer der Stirn auch das Hinterhaupt abgeplattet (Wilkes IV, 297 nebſt der Abbildung p. 388). Tiefer im Innern verunſtalten die Sahaptin und Wallawalla die Stirn auf gleiche Weiſe, jedoch in geringerem Grade (Hale). Beſondere Beachtung verdient daß den Seliſch oder Flatheads dieſe Sitte ebenſo fremd iſt wie den Sahaptin oder Nez-percés der Gebrauch der Chinook die Naſe zu durchbohren (Hale, Parker 76, 134), ein Umſtand durch deſſen Unkenntniß Lewis und Clarke (244) irregeführt worden ſind. In den Ohren und in der Unterlippe Schmuck zu tragen iſt ziemlich allgemein in Oregon (Dunn), und im Süden des Landes tättowiren ſich beſonders die Weiber oft mit einigen Linien von dem Munde bis zum Kinn, wie in Nord Californien (v. Langsdorff II, 144, Schooler. III, 119, 220).

Eine Vergleichung der Indianer der Nordweſtküſte und des Oregongebietes untereinander und mit denen der Vereinigten Staaten im Oſten des Felſengebirges ergiebt, daß den Verſchiedenheiten der äußeren Charaktere eine ebenſo große Ungleichheit der inneren Begabung und Entwickelung entſpricht. Scouler (J. R. G. S. XI, 216) weiſt zur Erklärung dieſer Erſcheinung vor Allem auf die weſentlich verſchiedenen Naturverhältniſſe hin unter denen ſie leben, auf die inſelreichen, vielfach zerſchnittenen Küſten und die fiſchreichen Flüſſe, welche vorzüglich die Bewohner der Meeresufer zu bedeutenden Fortſchritten in mechaniſchen Künſten hingeführt haben mögen, zu geſchickterem Bau ihrer Kähne, zu vorſichtigerer und ſoliderer Einrichtung ihrer Wohnungen, die ſie nicht wechſeln, zu beſſerer Arbeit an ihren Fiſchereigeräthen und ſonſtigem Werkzeug, das ſie in größerer Mannigfaltigkeit beſitzen als die öſtlichen Jägervölker. So ſehr man indeſſen auch anerkennen mag daß ſie durch die Naturverhältniſſe ſelbſt zu einer feſtſäſſigen Lebensweiſe und zu größerer Ausdauer angeleitet wurden, ſo drängt ſich auf der anderen Seite doch auch der Gedanke auf, daß ſie dem benachbarten Aſien manche ihrer höheren Fertigkeiten verdanken mögen, obwohl es an beſtimmten Nachweiſen dafür fehlt.

Eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit gewinnt dieſe Anſicht beſonders auch dadurch, daß es grade die Stämme der Nordweſtküſte ſind welche in ihrer Bildung am höchſten ſtehen, und daß ſchon die Nutkas, noch weit mehr aber die Oregonvölker an Kunſtfertigkeit und Energie hinter ihnen zurückſtehen. Es beſteht — um nur Einiges zum Belege zu erwähnen — ein bedeutender Handel an der Nordweſtküſte vom Lande

der Tſchuktſchen bis nach Nutka herab, ein Handel der auf den großen Märkten im Lande der Naß, wie Tolmie erzählt, Koluſchen Haidah Chimmeſyan und Haeeltzuk zuſammenführt. Zu den Hauptartikeln deſſelben gehört das Kupfer von den Bergen der Küſte, das von den Atnah am Kupferfluß und von mehreren anderen Völkern zu Flintenröhren Dolchen Pfeifenköpfen verarbeitet wird: die Cheelkaat am Lynn Canal waren ſonſt berühmt wegen ihrer Arbeiten in Kupfer (Dunn), und die Sagen der Nutkas erzählen von einem Gotte oder Halbgotte der einſt in einem kupfernen Kahne mit kupfernen Rudern nach Nutka kam (Humboldt, Neu Spanien II, 257 nach Moziño) Ein zweiter wichtiger Handelsartikel waren die Muſcheln (hyaqua oder haiqua) welche von Nutka und von der Fuca-Straße kommen; ſie galten als allgemeines Werthmaaß an der Mündung des Columbia und werden an der ganzen Nordweſtküſte als Schmuck verwendet (Wrangell 59, 64, Dunn 133), man verkauft ſie in Schnüren, deren Werth bei gleicher Länge im umgekehrten Verhältniß der Anzahl ſtieg welche die Schnur bildeten. Die Haidah bringen oft 6—800 Scheffel Kartoffeln zum Verkauf auf den Markt im Lande der Naß, denn nachdem ihnen die Seeotter ausgegangen war, haben ſie ſich mit Energie auf den Anbau der Kartoffel geworfen, während die faulen Chinook trotz ihres vielfachen Verkehrs mit Europäern zu keiner Thätigkeit dieſer Art bewogen werden konnten, da ſie Fiſche im Ueberfluß haben. Die Bellabellah von Millbank Sund (Scouler nennt irrig die Bellichoola, vgl. Dunn 271) haben einſt ſogar den Verſuch gemacht ein Dampfſchiff nach europäiſchem Muſter zu bauen. Die beiden letztgenannten Völker zeigen ſich wie die Koluſchen durchgängig viel geſchickter und intelligenter als die Bewohner des Columbia, wie ihre Kähne Kleider Häuſer Waffen Fiſchereigeräthe und vorzüglich die trefflichen Schnitzereien der Haidah beweiſen (Scouler a. a. O. 219 u. L'Institut 1847, II, 47, 102 f.). Aus ſehr hartem dunklem Schiefer verfertigen die Indianer der Nordweſtküſte Teller und Pfeifen, kleine Bilder und mancherlei Schmuckſachen (Hale, Holmberg 29) — Beweiſe von Betriebſamkeit und Kunſtfleiß wie ſie die ſüdlicheren Völker nicht geben.

Nur über die Koluſchen beſitzen wir bis jetzt etwas ausführlichere Nachrichten. Ihr Haupterwerb beruht auf der Jagd der Pelzthiere, die jedoch ſeit der allgemeinen Verbreitung des Feuergewehres bei ihnen

ſehr gelitten hat, denn durch dieſes iſt die Seeotter theils vertilgt theils verſcheucht worden (v. Kittlitz I, 222, Holmberg 29); beſchränkt wird ſie außerdem durch den Aberglauben, daß die Seelen der Todten oft als Land- oder Waſſerthiere erſcheinen, hauptſächlich in der Geſtalt von Bären, die man ſich deshalb zu jagen ſcheut (ebend. 64, 30, Wenjaminow in Erman's Archiv II, 491), den Genuß des Wallfiſchfleiſches aber haben die Zauberer verboten (Holmberg 68). Neuerdings machen die Koluſchen häufige Handelsreiſen in's Innere mit ruſſiſchen Waaren und kleiden ſich, obwohl barfuß gehend — nur die Vornehmen tragen Strumpfſtiefeln —, in ruſſiſche wollene Decken, während ſie ſonſt bloß Felle und nur an Feſttagen dicke geſtickte, ſchwarz und gelb gefärbte Wollenſtoffe und aus Wurzeln geflochtene Hüte trugen (Holmberg 17 f.). Indeſſen verſtanden ſie ſchon im vorigen Jahrhundert Häute zu gerben und aus Haaren und Stücken von Fiſchotterhaut Mäntel zu weben (Marchand I, 249), und das wollene Mäntelchen das die Vornehmen über Beinkleid und Wams jetzt auf der linken Schulter tragen, iſt ebenfalls ihre eigene Arbeit (v. Kittlitz I, 222). Die unbeweglichen, länglich viereckigen Winterhütten haben zwei Giebel und ein mit Rinde belegtes Spitzdach von Stangen, das auf 6—8' hohen Balken ruht (Holmberg 24); die Boote, deren größte für den Krieg beſtimmt ſind und 40—50 Menſchen faſſen, ſind aus einem Baumſtamme gefertigt und wurden wenigſtens in früherer Zeit nicht mit dem Beile, ſondern nur mit Hülfe des Feuers gearbeitet (ebend. 26, Marchand I, 251). In Holz ſchnitzen die Koluſchen geſchickt mancherlei Bilder, Bruſtharniſche und Sturmhauben, deren Viſir eine furchtbare Fratze darſtellt; Kupfer verſtanden ſie ſchon vor Alters zu bearbeiten, jetzt ſchmieden ſie vorzüglich das von den Ruſſen eingeführte Eiſen zu Dolchen mit zwei Klingen von entgegengeſetzter Richtung und kurzen Säbeln, ſeltener zu Wurfſpießen (Holmberg 27 f., v. Kittlitz I, 213).

Die engeren Kreiſe der Geſellſchaft ſind ganz patriarchaliſch geordnet: das Haupt der Familie hat zugleich eine Art von Häuptlingswürde, doch ſtehen die Frauen im Allgemeinen in hoher Achtung (ebend. 220). Douglas (258) bemerkte um Cross Sound ſogar eine entſchiedene und anerkannte Ueberlegenheit derſelben über die Männer; ſüdlich von Mt. Elias und Sitka ſah man ſie mit letzteren, die ſtets die ſchwerſte Arbeit verrichten, zuſammen eſſen, ſie wurden gut

behandelt und im Handel oft von ihnen zu Rathe gezogen (Portlock 143, Marchand I, 261). Solange sie fähig sind zu gebären, bleiben sie frei von häuslicher Arbeit (v. Langsdorff II, 115). Ihre Schamhaftigkeit und Treue deutet Marchand (I, 265) als bloße Zurückhaltung die von der Eifersucht der Männer geboten werde. Die Wittwe erhält der Bruder oder Schwesterſohn des Verſtorbenen zur Ehe, deren erſterer — bisweilen iſt es auch ein anderer naher Verwandter — ſchon bei Lebzeiten des Mannes als deſſen Stellvertreter und Nebenmann in der Familie eingeführt zu ſein pflegt. Im Falle des Ehebruches iſt der Verführer, wenn ſein Leben geſchont wird, genöthigt dieſen Platz einzunehmen und die Frau zur Hälfte zu ernähren (Holmberg 36). Polygamie iſt geſtattet, doch behält die erſte Frau den Vorrang. Die Brautwerbung geſchieht durch Geſchenke, die Eheſchließung wird durch ein Feſt gefeiert und die Frau erhält eine Ausſteuer, welche im Falle der Untreue von ihrer Seite dem Manne zufällt, der alsdann auch die gemachten Geſchenke zurückfordert, wogegen er die Ausſteuer zurückgeben muß, wenn er die Frau aus einem anderen Grunde verſtößt. Trennung der Ehe findet auch nach gegenſeitiger Uebereinkunft ſtatt; die Kinder bleiben der Mutter, womit im Zuſammenhange ſteht (S. ob. p. 107) daß das Erbe zunächſt auf den Schwesterſohn, dann auf den jüngeren Bruder des Verſtorbenen übergeht, wie bei ſo vielen Völkern im Oſten des Felſengebirges (Holmberg 33 ff., 45). Die Neuvermählten ſind viertägigen Faſten unterworfen; der Vollzug der Ehe tritt erſt vier Wochen ſpäter ein. Wöchnerinnen gelten für unrein und müſſen abgeſondert leben (ebend. 34, 37).

Die kleinen Kinder werden in ein kleines von Weiden geflochtenes Bett feſt eingebunden das außen mit Leder, innen mit Pelzwerk bezogen iſt (Marchand I, 262). Um die Zeit der Pubertät ſchließt man das Mädchen drei, ſechs Monate oder noch länger in eine Hütte ein, wie bei den Konjagen, und hält dann ein Feſt bei welchem ihr der Lippenſchnitt gemacht und der Schmuck in die Unterlippe eingelegt wird. Qualvollere Prüfungen haben die Männer zu beſtehen, deren Ohrenſchmuck ihre Thaten bezeichnet, um in den Kriegerſtand aufgenommen zu werden (Holmberg 20, 40, Wenjaminow a. a. O. 492). Ohren- und Lippenſchmuck wird auch von vielen anderen Völkern der Nordweſtküſte getragen (Dunn).

Die Koluſchen theilen ſich nach ihrer Herkunft in den Stamm des Raben und den des Wolfs, dieſe Eintheilung ſcheint aber weiter keine praktiſche Folge zu haben als daß die Mitglieder desſelben Stammes nicht untereinander, ſondern nur in den anderen Stamm heirathen dürfen (Holmberg 33, Wenjaminow). Beide zerfallen wieder in Geſchlechter die von verſchiedenen Thieren, und dieſe wieder in Untergeſchlechter die meiſt von Oertlichkeiten benannt ſind. Jedes Geſchlecht trägt ein ſeinem Namen entſprechendes Wappen, und bei Tänzen und Feſtlichkeiten treten Einzelne bisweilen in der Verkleidung auf die jener Name angiebt (Holmberg 13). Da Jehsl, der Rabe, zugleich als Weltſchöpfer gilt (ebend. 52), läßt ſich der Behauptung Holmberg's nicht unbedingt beipflichten, daß der Rabe und der Wolf ſelbſt in der Mythologie der Koluſchen, von der wir bis jetzt nur wenig wiſſen, keine Rolle ſpielten und daß unter dieſen Bezeichnungen nicht Thiere, ſondern die Stammväter und Heroen des Volkes zu verſtehen ſeien, die öfters dieſe Thiergeſtalten angenommen hätten.

Unabhängig von jener Eintheilung nach der Abſtammung beſteht die andere in Adel und Volk. Der Adel, deſſen Anſehn hauptſächlich auf ſeinem Reichthum, vorzüglich in Sklaven, beſteht, iſt erblich, und zwar (wie wir aus der angeführten Erbfolge ſchließen dürfen) nur von mütterlicher Seite her. Die Sklaven ſind theils Kriegsgefangene, die aus Oregon, bisweilen ſelbſt aus Californien ſtammen, theils gekauft, und auch ihr Schickſal iſt erblich (ebend. 14, 50). Zwar werden ſie im Allgemeinen gut behandelt, wie die Kinder des Hauſes, man geſtattet ihnen Eigenthum zu haben, ſeltener ſich zu verheirathen, aber ihr Leben ſteht ganz in der Hand der Herren und bei gewiſſen Feſten, deren größtes mit Tänzen Geſängen Schmauſereien und Geſchenken zum Andenken verſtorbener Verwandten in verſchwenderiſcheſter Weiſe gefeiert wird, pflegt man einen oder mehrere von ihnen zu opfern (v. Kittlitz I, 216, Holmberg 51, 46). Bei großen Todtenfeſten und beim Bau eines Hauſes iſt dieß ebenfalls gebräuchlich (ebend. 43, Liſiansky 241), auch geſchieht es auf Sitka um einen begangenen Mord zu ſühnen (G. Simpson II, 205). Mit dem Feſte der Durchbohrung der Ohren iſt dagegen die Freilaſſung von Sklaven verbunden (Holmberg 49). Nach Dunn (273 u. ſonſt) und G. Simpson (I, 210, 242) giebt es Sklaven und Sklavenhandel bei den Völkern der ganzen Nordweſtküſte und die Behandlung iſt oft grauſam aus

bloßem Uebermuthe, eine Angabe die ſich mit Scouler's Behauptung (L'Institut 1847 II, 47) nicht verträgt, daß die Sklaverei in dieſen Gegenden milde ſei und daß die Kriegsgefangenen dem Stamm der Sieger nach einiger Zeit einverleibt würden. Auch daß das Skalpiren dieſen Völkern fremd ſei (ebend. 103), iſt wenigſtens in Rückſicht der Koluſchen unrichtig (Holmberg 42).

Diebſtahl gilt den letzteren nicht als Verbrechen und wird durch einfache Zurückerſtattung des Geſtohlenen geſühnt; für Mord findet die ſtrenge Vergeltung ſtatt. Leibesſtrafen ſieht man als ſchimpflich im höchſten Grade an. Streitigkeiten zwiſchen einzelnen Familien werden durch einen Zweikampf zweier dazu erwählter Kämpfer in feierlicher Weiſe ausgefochten (ebend. 41 ff.).

Die Vorſtellung von einer Erſchaffung der Welt im eigentlichen Sinne haben die Koluſchen nicht. Jehsl, der Rabe, der ſchon lebte, ehe er geboren wurde, und der nie ſtirbt, hat Sonne Mond und Sterne gemacht, oder vielmehr ſie nur aus den Käſten ſeines Großvaters herausgelaſſen und an den Himmel geſetzt; den Menſchen, die zur Zeit da die Welt noch nicht war, im Dunkeln lebten, hat er das Waſſer gegeben, welches er dem Kanúkh, einem anderen mythiſchen Weſen, entwendete, doch ſchickt er im Zorn auch Krankheit und Unglück über ſie, wogegen ſein Sohn ihnen nur Gutes thut. Die Wohnung Jehsl's iſt wo der Oſtwind herkommt, an den Quellen des Naß-Fluſſes (ebend. 52 ff.). Die Zauberer, deren meiſt erbliche Kunſt auf ähnliche Weiſe erworben und geübt wird wie im Oſten des Felſengebirges, nur daß ſie für jeden Geiſt der citirt werden ſoll, eine beſondere Maske anziehen, vermögen nur die Untergötter zu beſchwören, welche die Geiſter der Tapferen ſind die im Nordlicht erſcheinen, und die Seelen der Todten überhaupt (ebend. 63 f., 69 ff.).

Die Leichen werden verbrannt und deren Gebeine in hölzernen Kiſten auf Pfeilern aufgeſtellt (Sitka, Liſiansky 240, G. Simpson II, 208), nur die Zauberer legt man in Särge die man auf vier Pfoſten ruhen läßt (Holmberg 43), wie dieß Marchand (II, 20) als allgemein üblich bei den Bewohnern der Charlotten Inſeln berichtet. Im Süden von Mt. Elias trennt man dem Todten den Kopf vom Rumpfe und hängt ihn auf eigenthümliche Weiſe über dem Sarge in einem Kaſten auf (Portlock u. Dixon 162). Todte Sklaven werden in's Meer geworfen. Bei der Leichenfeier giebt man ſich dem

Schmerze in excentriſcher Weiſe hin, die Leidtragenden ſchlagen ſich ſelbſt Wunden (Holmberg 43), doch herrſcht der Glaube an eine Wiedergeburt der Verſtorbenen in Menſchengeſtalt (ebend. 65). Die Sage von einer großen Fluth und der Rettung der Menſchen aus ihr in einem großen ſchwimmenden Gebäude kann ihnen leicht erſt in neuerer Zeit zugetragen worden ſein.

Schließlich können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der früher erwähnte Glaube der Koluſchen an ihre Herkunft aus dem Innern des Continentes eine nicht unweſentliche Stütze durch die Analogieen erhält, welche vor Allem ihre ſocialen Einrichtungen in wichtigen Punkten mit denen vieler öſtlichen Völker beſitzen. Auch daß ſie den Wohnſitz ihres oberſten Gottes nach Oſten verlegen und den Donner als den Flügelſchlag eines mythiſchen Vogels bezeichnen (Holmberg 66), ſcheint auf dieſelbe Spur zu leiten. Von den übrigen Völkern der Nordweſtküſte läßt ſich bis jetzt nicht behaupten daß auch ſie ſolche Analogieen darbieten, doch beruht dieß vielleicht nur auf unſerer Unkenntniß derſelben.

Ueber die Naß theilt Wrangell mit, daß ſie die beſten großen Boote in dieſen Gegenden bauen. Dunn (283) bemerkt von ihnen daß ſie thätiger und reinlicher ſind als die ſüdlicheren Stämme. Wie die Koluſchen verbrennen ſie ihre Todten; die Aſche ſammeln ſie in ein Gefäß um ſie an einem einſamen Platz im Walde aufzubewahren. Ihre Zauberärzte führen kleine hölzerne Götzenbilder in ihrem Sacke mit ſich (ebenda 280).

Die Bewohner der Königin Charlotten Inſeln ſind die thätigſten und intelligenteſten der ganzen Nordweſtküſte und ſtehen in mechaniſchem Geſchick und Nachahmungsfähigkeit den begabteſten Polyneſiern gleich (Scouler in J. R. G. S. XI, 218). Marchand (II, 14) beſchreibt ihre 45—50′ langen und 35′ breiten Häuſer, die ein zweites Stockwerk unter der Erde als Winterwohnung beſitzen, und erzählt von Tempeln und heiligen Hainen in denen ſie ihre Götter verehren; bei Portlock und Dixon (172) finden ſich Abbildungen ihrer künſtlich geſchnitzten Geräthe. Die Häuſer in ihren Dörfern ſind in eine Reihe geordnet. Ihre Betriebſamkeit hat ſich, wie ſchon erwähnt, neuerdings vorzüglich dem Anbau der Kartoffel zugewendet; ſie zeigt ſich außerdem an den etwa 18″ langen kannelirten Dolchen die ſo ſchön gearbeitet ſind „wie von den geſchickteſten Händen in London,“ und

an den großen hölzernen Bildern die sie schnitzen. Sie sind diebisch und schlau. Viele von ihnen sprechen gebrochen englisch, obwohl sie in keinem häufigen Verkehr mit Europäern stehen (Dunn 292). Die durch Reinlichkeit ausgezeichneten Kyganie, welche dieser Verkehr stolz und verwegen gemacht hat (Scouler a. a. O.), theilen sich wie die Koluschen, denen sie in in ihren Sitten und religiösen Vorstellungen gleichen sollen, in Wolfs- und Rabengeschlechter (Bull. de l'acad. de St. Pétersb. XV, 306). Ob letzteres auch von den Bewohnern der Charlotten Inseln gilt, wissen wir nicht.

Von den Coquilth der Insel Vancouver hören wir daß sie große Häuser, manche für 2--300 Personen haben, und aus dem Baste der Ceder Tücher weben, die sie mit Pflanzenfarben färben und mit bunten Figuren schmücken (Dunn 243). Wenn sie identisch sind mit den Quakeolth im Nordosten der Insel (G. Simpson I, 190) und sich, wie früher erwähnt, unter dem Namen Ballabolla, wirklich auf das Festland im Nordwesten hinüberersträcken, ist es wahrscheinlich daß sie dasselbe Volk sind bei welchem Mackenzie unter 52½° n. B. nahe der Meeresküste Häuser fand, die etwa 120' lang, 40' breit, auf Pfählen gebaut waren, und deren Tragbalken zum Theil menschliche in Holz geschnitzte Figuren darstellten. Unmittelbar im Süden von Nutka Sund sah Meares (125) ein Haus eines Häuptlinges, das ein weites Viereck bildete und wenigstens 800 Menschen faßte; es war aus 20' langen sehr starken Dielen, welche die Wände bildeten, und aus ungeheueren, grob geschnitzten und angemalten Bäumen erbaut, deren Enden und Mitte auf kolossalen Holzklötzen ruheten; diese letzteren waren zu Bildsäulen ausgehauen und der Mund von einer derselben bildete die Thür des Hauses. Die Wohnungen der Nutkaer selbst, 6' hoch, 76' und 39' lang und breit, werden in der Mitte von großen hölzernen Pfeilern getragen die mit groteskem Schnitzwerk versehen sind (Roquefueil II, 195), doch wird versichert daß die Dörfer auf Vancouver, die oft mit Palisadenzäunen befestigt werden, ebenso schmutzig sind wie ihre Bewohner (Grant in J. R. G. S. XXVII, 299 f.).

Mit dem Gebrauche des Eisens fand schon Cook die Eingeborenen von Nutka vollkommen bekannt. Meares (224) sah bei ihnen Kähne von 53' Länge und 8' Breite; noch länger und zum Transport von hundert Menschen geeignet sind sie bei den Ballabolla (G. Simpson I, 204). Die Nutkas tragen eine Art von Hemden, die

aus den Fasern einer Nesselart und Baumbast geflochten sind, im Krieg kleiden sie sich in Elennhaut (Meares 215, 217); die Newittee fertigen Tücher aus Wolfs-, Hunde- und Ziegenhaar (G. Simpson I, 198). Als Schmuck wird ein Nasenring auf Vancouver getragen, nur die Weiber tättowiren Arme und Beine. Früher galten Muscheln, jetzt Tücher als Geld (Grant a. a. O. 307).

Daß die Bewohner von Nutka, die übrigens als gutmüthig gegen Fremde und untereinander geschildert werden, ihre Kriegsgefangenen nicht selten verzehren, hat man schon frühzeitig in Erfahrung gebracht, und es ist von ihnen selbst eingestanden worden (Cook 3. R. 233, Meares 218, Péron a, II, 2 ff.). Vergiftungen und künstliche Fehlgeburten sollen ebenfalls häufig sein auf der Insel. Alte Leute, wenn sie den Ihrigen beschwerlich werden, bringt man oft um; es wird darüber ein Rath gehalten (Grant a. a. O. 304). Die moralische Cultur dieser Völker steht demnach in keinem Verhältniß zu ihren Talenten und Kunstfertigkeiten. Mord wird bei ihnen durch Mord, bisweilen auch durch Geschenke gesühnt; wurde ein Vornehmer erschlagen, so giebt man bisweilen einen Sklaven, der alsdann umgebracht wird, und fügt wohl noch Geschenke hinzu (ebend. 305).

Den Weibern von Nutka wird Keuschheit und sittsames Betragen nachgerühmt (Meares 214), sie thun nur häusliche Arbeiten, werden gut behandelt und sollen bisweilen ein entschiedenes Uebergewicht über die Männer besitzen (Roquefueil II, 212). Mit Mädchen von 5—6 Jahren wird auf Vancouver bisweilen ein förmlicher Handel getrieben: man kauft sie für einen geringen Preis und zieht sie auf um sie dann bei der Heirath für einen hohen wieder abzusetzen (Grant a. a. O. 299). Auch unnatürliche Laster giebt man den Bewohnern von Nutka Schuld (Roquefueil II, 220).

Die Gewalt des Herrschers (Tays) in Nutka ist völlig unumschränkt; er vereinigt in sich die bürgerliche und priesterliche Gewalt (Humboldt, Neu Spanien II, 257 nach Moziño), verfügt über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen und vertheilt nach eigenem Ermessen den Ertrag des Fischfanges (Roquefueil II, 201). Bei den Quakeolth ist seine Wohnung eine Freistätte selbst für den Feind (G. Simpson I, 192). Dieselbe Macht wie bei den Nutkas hat der Häuptling bei den Ballabolla, von welchem (ebend. 205) ganz ähnliche religiöse Excentricitäten erzählt werden wie von dem Herren von

Nutka: dieſer zieht ſich nämlich zu Zeiten allein in die Wildniß zurück um dort mit dem großen Geiſte zu verkehren. Wer ihn alsdann aufſucht oder ihm begegnet, iſt dem Tode verfallen. Nach langem Faſten kehrt er nach Hauſe zurück, doch darf er dabei nicht durch die Thüre, ſondern nur von oben durch das Dach in ſeine Wohnung gelangen. Auf dem Wege fällt er die Menſchen an die er trifft, reißt mit den Zähnen von ihnen ein Stück Fleiſch ab das er verſchlingt und ſetzt dieß ſolange fort bis er erſchöpft zur Erde ſtürzt (Dunn 255). Der Schlüſſel zu dieſem wunderlichen Gebaren ſcheint darin zu liegen, daß die jungen Leute ſich zur Aufnahme unter die wehrhaften Männer durch drei- bis viertägiges Faſten in der Einſamkeit vorzubereiten haben um dann, vielleicht durch den Genuß eines Giftes in Wuth geſetzt, nach Hauſe ſtürmend durch einen Anfall auf alle die ihnen begegnen, die Tapferkeit zu zeigen die ihnen ihre Götter verliehen haben (Grant a. a. O. 302). Im Kriege ſelbſt ſind die Nutkas vorſichtig und ſtellen ſtets Wachen aus (Meares 227). Die Gefangenen werden Sklaven, wenn man ihnen das Leben ſchenkt; früher wurden die Feindesköpfe gewöhnlich auf Stangen vor den Dörfern aufgeſteckt (Grant 296).

Die Eingeborenen von Vancouver begraben ihre Todten in einer viereckigen Kiſte, in welcher die Leiche die kauernde Stellung erhält in der ſie im Leben zu ſitzen pflegen. Die Kiſte wird auf die Erde geſtellt, mit Steinen bedeckt und neben ihr eine grotesk geſchnitzte Figur aufgerichtet. Der Name des Todten wird nicht mehr genannt und was ihm gehörte, gilt für unrein (ebend. 301, 303). In Nutka Sund fand Vancouver (I, 182) die Leichen in Kähnen auf Bäumen aufgehängt. Bei den Quakeolth wird der Todte verbrannt, ſeine Wittwe wirft ſich, während dieß geſchieht, über ihn her, ſammelt dann die Aſche und führt ſie 3 Jahre lang mit ſich (G. Simpson I, 190) — ein Gebrauch den wir früher bei den Tacullie zu erwähnen gehabt haben.

Während Grant angiebt daß ſich die religiöſen Vorſtellungen der Eingeborenen von Vancouver auf mancherlei Aberglauben und Omina beſchränken und daß die Zauberärzte bei ihnen in ähnlicher Weiſe ihr Weſen treiben wie anderwärts in Nordamerika, ſehen wir aus den wenigen Mittheilungen Humboldt's (a. a. O.) nach Moziño, daß es in Nutka ausgebildetere religiöſe Anſichten und eine Menge von mythologiſchen Erzählungen giebt. Die dortigen Eingeborenen glaub-

ten an die Exiſtenz eines guten und böſen Principes, Quauz und Matlox, die miteinander im Kampfe lagen, und an eine allmäliche Vervollkommnung der Geſchöpfe. Dem Adel und dem Volke ſchrieben ſie eine verſchiedene Abſtammung zu, obwohl beide ihren Urſprung von demſelben Stammvater herleiteten und hatten für beide nicht dasſelbe Paradies. Roquefueil (II, 209), der kaum ganz zuverläſſig ſein dürfte, ſpricht von Sonnencultus und berichtet daß die Häuptlinge für Verwandte der Sonne gelten; Dunn erzählt von theatraliſchen Vorſtellungen, die ohne Zweifel eine religiöſe Bedeutung hatten, da verſchiedene Götter, unter ihnen auch die Sonne, darin mit Masken auftraten. Maskenſpiele ähnlicher Art ſah Wilkes (V, 146) in Nordweſt-Oregon. Die vielen geſchnitzten Figuren die man in Nutka gefunden hat (auch bei Fort M'Loughlin auf dem Feſtlande im Norden von Vancouver giebt es hölzerne Bilder von Hunden und Menſchen — Dunn 269), hat man faſt immer auf Götzen gedeutet und Cook (3. R. 273) bemerkt wirklich daß vor den 4—5' großen geſchnitzten Bildern in Nutka geopfert werde, Meares (228) dagegen ſah nicht daß dieſe irgend eine Verehrung genoſſen hätten.

Das Jahr beginnt bei den Nutkas mit der Sonnenwende und beſteht aus 14 Monaten von je 20 Tagen, zu denen eine Menge von Schalttagen hinzugefügt wird (Humboldt nach Moziño).

Die Völker der Nordweſtküſte gehören zu den intelligenteſten und betriebſamſten von Amerika. Ihre ſüdlichen Nachbarn, die Indianer von Oregon, ſtehen ihnen in dieſer Hinſicht ebenſo ſehr nach, als ſie ihrerſeits die Eingeborenen von Obercalifornien übertreffen; noch weiter im Süden gehören die Stämme der californiſchen Halbinſel zu den am tiefſten ſtehenden von Nordamerika. Die Indianer im Oſten des Felſengebirges ſind denen im Weſten desſelben (wenn man nämlich mit Hale (199) vorzüglich die von Oregon in's Auge faßt), in leiblicher und geiſtiger Hinſicht überlegen: in keiner Sprache von Oregon findet ſich ein beſonderes Wort um die Gottheit zu bezeichnen, der Wolf, halb als Thier halb als ein höheres Weſen betrachtet, iſt Hauptgegenſtand der Verehrung, und die ſämmtlichen Völker des Innern leben als Nomaden, obwohl ſie mit jeder Jahreszeit ihre beſtimmten Plätze wieder aufſuchen (Hale): indeſſen ſind ſie von meiſt ſanfterer Gemüthsart, minder grauſam, biegſamer und gelehriger, dem Verkehre mit den Weißen, deren Künſte ſie hochſchätzen, geneigter als die

Völker des Oſtens, und ſelbſt dem Chriſtenthum, wie es ſcheint, leichter zugänglich als dieſe (Scouler, Hale, Dunn 70, de Smet 117), was zum Theil ohne Zweifel daraus zu erklären iſt, daß die Niederlaſſungen der Weißen in dieſen Gegenden noch viel jünger und der Kriege mit den Eingeborenen hier weit wenigere geweſen ſind. In Oregon ſelbſt aber beſteht ein auffallender Gegenſatz zwiſchen den Völkern am unteren Columbia und denen die weiter öſtlich dem Felſengebirge näher wohnen: jene leben meiſt bequemer, zum Theil ſelbſt in einem gewiſſen Ueberfluß, und ſtehen in vielfachem regſamen Verkehr, dieſe ſind ſtärker zerſtreut, iſolirter, und haben mit größeren Schwierigkeiten für ihren Unterhalt zu kämpfen. Hiermit ſcheint es im Zuſammenhange zu ſtehen daß die erſteren als ſchmutzig und faul, ausſchweifend leidenſchaftlich und betrügeriſch geſchildert werden (Hale), während bei den anderen Gutmüthigkeit Ehrlichkeit und Gaſtfreundſchaft vorherrſchen: alle Indianer vom Felſengebirge bis zu den Fällen des Columbia, welche Lewis und Clarke (330) kennen lernten, waren gut und ehrlich, von dort bis zum Meere zeigten ſie ſich verſchlagen und diebiſch.

Die Chinook und ihre Verwandten, von denen das eben Bemerkte in vorzüglichem Grade gilt, leben faſt ausſchließlich von der Fiſcherei. Sie wohnen an der Mündung jenes Stromes in 20—70' langen und 15—25' breiten Häuſern (Dunn 135). Weiter landeinwärts kommen auch noch größere bis zu 100' lange und 30—40' breite Häuſer vor mit ſchiefen Dächern. Sie ſind aus Cedernholz, zum Theil auch aus Backſteinen gebaut (Hale), im Innern durch Wände geſchieden, ſo daß jede der darin wohnenden Familien einen beſonderen Eingang und Herd hat, und bilden feſtſtehende Dörfer (Lewis et Cl., Cox I, 297, Franchère 247). Erſt in der Gegend der Fälle des Columbia ſtehen elende Hütten von Stroh Binſen und Rinde, die mit faulenden Fiſchen und Unrath umgeben ſind (de Smet 164). Die Kähne, von 30' bis über 50' lang, tragen etwa 3000 Pfund (W. Irving 247) und ſind aus einem Stücke elegant gearbeitet (Cox I, 295, Franchère 246). Lewis und Clarke haben ſie ausführlich beſchrieben. Ihre einzigen Werkzeuge zum Bauen ſind Meiſel von 1" Breite und Keile (ebend. 249); unter ihren Geräthen ſind nur die zur Fiſcherei mannigfaltig und mit Sorgfalt gearbeitet (Cox I, 301). Beim Kochen, das in hölzernen Gefäßen ge-

ſchieht, pflegen ſie zuerſt das Waſſer durch erhitzte Steine zum Sieden zu bringen (Franchère 248). Die äußerſt dürftige Kleidung beſchränkt ſich ſelbſt im Winter bei den Männern auf das Fell eines Panthers oder anderen Thieres (ebend. 243).

So ziemlich ihre einzige lobenswerthe Eigenſchaft iſt oder war vielmehr, ihr allgemeiner Widerwille gegen geiſtige Getränke und den Trunk, der ihnen als ſchimpflich galt (Cox I, 291, Franchère 242), doch ſind ſie ſpäter zum Theil auch dieſem Laſter unterlegen (Dunn 131). Sie ſind in hohem Grade indolent und depravirt, was man ſchwerlich mit Parker vorzugsweiſe erſt aus ihrem Verkehr mit den Weißen herleiten darf. Allerdings zeigen ſie ſich thätig und vorſichtig im Handel: der Fiſchmarkt und große Fiſch-Speicher in Wiſchram, 200 engliſche Meilen oberhalb der Mündung des Columbia (W. Irving 73), legt davon Zeugniß ab. Auch nahmen ſie die erſte Expedition der Aſtor'ſchen Geſellſchaft, welche Aſtoria gründete (1811), ſehr gut auf, ſobald deren Handelszwecke ihnen bekannt wurden (ebend. 62), unterſtützten hülfreich die erſten Anſiedler, und manche derſelben verdankten ihnen ſogar ihr Leben. Später wurden ſie aber dreiſter und feindſeliger und rächten eine ihnen angethane Beleidigung durch die Hinwegnahme des Tonquin, deſſen Mannſchaft ſie ermordeten (Franchère 101, 181). Daß es ihnen an Fähigkeiten nicht fehlt, bewieſen ſie dadurch, daß ſie in kurzer Zeit ſehr pfiffige Handelsleute wurden, aber ihre Moralität, die auf dieſem Wege natürlich nicht gehoben wurde, ſteht und ſtand auf einer tiefen Stufe. Liſtiger Diebſtahl gilt ihnen als ehrenvoll, den ungeſchickten Dieb dagegen verſpotten ſie und züchtigen ihn oft; im Kriege ſind ſie feig und frech ohne Tapferkeit, leidenſchaftliche Hazardſpieler — ſie verſpielen bisweilen die eigene Freiheit (Parker 245) —, voll Verſtellung und Betrug auch untereinander, hartherzig grauſam und ſinnlichen Ausſchweifungen ſehr ergeben (W. Irving 261, Cox I, 276). Die Proſtitution der Mädchen, die überhaupt ein ungebundenes Leben führen, während die Weiber große Zurückhaltung beobachten, wird ſehr ausgedehnt betrieben; die Unkeuſchheit der Weiber nimmt von der Meeresküſte an nach den Fällen des Columbia hin mehr und mehr ab, bis ſie jenſeits derſelben aufhört (Franchère 255, Cox I. 278, II, 118). Die Ehe, durch gegenſeitige Geſchenke geſchloſſen, wird leicht wieder geſchieden (ebend. I, 290). Untreue des Weibes wurde ſonſt mit dem

Tode gestraft, doch ist dieß in neuerer Zeit außer Uebung gekommen. Die erste Frau hat den Vorrang vor den übrigen. Uneinigkeit der Weiber soll die Polygamie nicht herbeiführen (Franchère 255).

Die Häuptlinge der einzelnen Dörfer sind von einander unabhängig und ihr Ansehn meist nur gering. Es beruht auf ihrem Reichthum, der in ihren Weibern und Kindern, Sklaven, Kähnen und Muscheln besteht welche letzteren hier allgemeines Werthmaaß und Tauschmittel sind (Franchère 250, 244, Cox I, 292, 302, Parker 250). An vielen Orten soll ihre Würde erblich sein, an andern wird sie durch Wahl vergeben, die sich dann nach dem Reichthum zu bestimmen pflegt (W. Irving 260). Nur Parker (242) spricht von einem gemeinsamen Oberhaupt das die verschiedenen Stämme desselben Volkes besäßen.

Krieg wird zuvor angesagt, auch bemüht man sich ihm vorzubeugen und Frieden zu stiften. Man kämpft zu Lande oder auch zu Wasser, doch wird meist nur wenig Blut dabei vergossen (Franchère 252, Cox I, 293). Hat die eine Partei mehr Todte als die andere, so fordert sie eine Entschädigung oder setzt den Kampf weiter fort (W. Irving 261). Die Kriegsgefangenen werden Sklaven, wie dieß in Oregon meistentheils geschieht. Einfälle auf fremdes Gebiet um Sklaven zu rauben sind bei den Chinook häufig (W. Irving). Man behandelt diese ganz als Sachen, verkauft, verpfändet sie, giebt sie an Zahlung statt hin (Parker 183), überläßt sie dem Mangel, wenn sie arbeitsunfähig werden (Franchère 240, Cox I, 278), doch wird ihnen bisweilen gestattet sich mit Freien zu verheirathen. Die Waffen der Chinook sind Bogen und Pfeil, kurze zweischneidige Schwerter oder Keulen, Panzer von dickem Leder und eine Art Helm von Rinde oder Leder (Franchère, Cox, Irving).

Der große Geist wird meist unter dem Bilde eines großen Vogels gedacht. Sein Wohnsitz ist die Sonne, er sieht Alles was auf der Erde vorgeht und giebt seinen Unwillen durch Stürme und Gewitter kund. Man bringt ihm die Erstlinge vom Fischfang und von der Jagd dar (W. Irving 259, Dunn 121). Etalapaß ist der Schöpfer des Menschen, doch schuf er diesen unvollkommen und unbeweglich; erst ein zweiter Gott, Ecanninn, öffnete ihm aus Mitleid mit seiner Unbehülflichkeit Mund und Augen, gab Händen und Füßen Beweglichkeit, lehrte ihn Kähne und Netze machen (Franchère 258, Cox

I, 288, Dunn 126) Eine andere Gottheit, die nur Böſes ſchafft, lebt im Feuer. So erzählt wenigſtens W. Irving, der weiter berichtet daß die Prieſter große Götzenbilder von Bären-, Biber-, Vogel-, Fiſch- und anderen Geſtalten machen, wogegen Franchère und Cox verſichern daß die Chinook zwar mancherlei geſchnitzte Figuren beſäßen, dieſen jedoch keine Verehrung erwieſen. Von Thiercultus an den Fällen des Columbia ſpricht indeſſen auch de Smet (164).

Die Todten denen man alle ihre werthvolle Habe mit in's Grab giebt (Lewis et Cl. 298), werden in durchlöcherten Kähnen auf Felſen oder an anderen Orten ausgeſetzt, wo ſie vor reißenden Thieren ſicher ſind (Franchère 256, Parker 143), namentlich auch auf Bäumen (W. Irving 256, Wilkes IV, 325). Da man hauptſächlich bei vornehmen Leuten den Verdacht ſchöpft daß ſie durch Zauberei ſterben, fordert ihr Tod ein Opfer zur Sühne der Uebelthat (Parker 252); daher wird bisweilen mit dem Todten ein Sklave lebendig begraben, deſſen Kopf man über die Erde hervorragen läßt um ihn drei Tage ſpäter zu erwürgen (Schoolcraft II, 71), doch ſoll dieſe Grauſamkeit in neuerer Zeit abgeſtellt worden ſein (Dunn 120); Alvord (bei Schoolcr. V, 654) giebt dagegen an daß ſie erſt neuerdings in Uebung gekommen ſei; die guten Menſchen führen nach dem Tode nach ihrem Glauben ein glückliches Leben in einem Paradieſe das im Süden liegt (Parker 245), die böſen ein unglückliches (Franchère 258, Cox I, 288).

Muſik und Tanz ſollen nach Pickering (43) in Oregon ganz fehlen, indeſſen erzählt W. Irving (261) von Siegreifdichtungen welche geſungen werden, und von Tänzen die zum Theil nicht ungefällig ſeien.

Die Skwale Cowelits Tſihailiſch und Killamuck ſtehen nach Hale, wie im Aeußeren, ſo auch in ihren Lebensgewohnheiten den Chinook nahe, nur ſcheinen ſie regſamer und fleißiger zu ſein als dieſe, da wenigſtens die drei erſteren ſich zur Feldarbeit viel williger zeigen (G. Simpson I, 179), worauf die Miſſionäre in Oregon, deren Thätigkeit freilich erſt 1834 begonnen und nur noch wenig geleiſtet hat (Greenhow 361), allerwärts hinzuwirken ſuchen (Wilkes IV, 351, 461 f., 481 u. ſonſt).

Ueber die Völker an Puget's Sund beſitzen wir bis jetzt nur wenige zerſtreute Notizen, bei denen es überdieß meiſt unbeſtimmt bleibt

auf welche von ihnen sie sich beziehen. Sie leben von Fischen Beeren und Wurzeln, jagen zum Theil auch den Walfisch dessen Thran sie verkaufen. Der Leidenschaft des Spieles opfern sie oft Weiber und Sklaven, sind eigennützig und sehr begehrlich, doch schließen sie sich den Weißen sehr leicht an, ahmen ihnen gern nach und haben ihre Trägheit so weit überwunden, daß sie sich jetzt sehr allgemein mit dem Anbau der Kartoffel beschäftigen (Schoolcraft IV, 600, Buschmann 1854, p. 589). Die Häuptlingswürde geht bei ihnen auf den Schwestersohn des Verstorbenen über (Wilkes V, 124). Ihren Todten geben sie die sitzende Stellung, setzen sie auf die Erde und umgeben sie mit einem Palisadenzaune (ebend. IV, 302).

Den Anwohnern von Puget's Sund überlegen und vor den Chinook-Völkern durch Mannhaftigkeit Energie und Moralität ausgezeichnet, sind die meisten Völker des Innern, vor Allem die Sahaptin und Clicketat (Schoolcraft a. a. a. O.), die Selisch und im Süden die Kalapuya, unter denen wieder nach Hale die zuerstgenannten, nach Dunn (327) die Selisch oder Flatheads die höchste Stufe in Rücksicht der Begabung und Entwickelung einnehmen.

Die Indianerstämme im Innern des Oregongebietes sind Jägernomaden, denen die Armuth ihres Landes keine festen Wohnsitze gestattet, so lange sie nicht Ackerbau und Viehzucht in größerem Umfange treiben. Die Selisch leben abwechselnd nach den Jahreszeiten von der Fischerei oder vom Wurzeln- und Beerensammeln: im März und April graben sie Wurzeln in verschiedenen Gegenden, und manche bereiten aus ihnen ein nahrhaftes säuerlich schmeckendes Brot (Lewis et Cl. 217, vgl. Morse, App. 348), später gehen sie dem Lachs, im August mancherlei Beeren nach, die sie zum Theil für den Winter trocknen, im September kehren die Lachse zurück, von denen sie sich ebenfalls Wintervorräthe anlegen, im October suchen sie sich wieder Wurzeln, im Winter leben sie von der Jagd, von ihren Vorräthen oder von einer Moosart, und werden dann gewöhnlich wieder mager. Dieselbe Lebensweise führen die Wallawalla und mehrere andere Völker. Die Küstenstämme wenden sich nur zur Winterszeit in's Inland, oder begraben ihre Zeltstangen nur auf eine Reihe von Wochen im Sommer um auf die Jagd zu gehen oder den Wurzeln Beeren und Fischen nachzuziehen (Hale 200 ff., vgl. Wilkes IV, 446). Größere Jagdthiere und namentlich den Büffel vermögen nur diejenigen von

ihnen zu erreichen welche dem Felſengebirge nahe genug wohnen, insbeſondere die Sahaptin, die ſehr tüchtige Reiter und Jäger ſind. Häufig zwiſchen Ueberfluß und Mangel ſchwebend und oft im Kampfe mit äußerer Noth, ſind viele dieſer Völker erſt durch die Verbreitung des Pferdes von Mexico her in die Länder am Columbia (Franchère 270) etwas gehoben worden. Beſonders beſitzen die Indianer der Ebenen viele Pferde; bei denen die in den dichten Wäldern wohnen, ſind ſie ſeltener (Cox II, 95). Die Waiilaptu haben große Pferdeherden (Hale) ebenſo die Wallawalla, deren Pferde jedoch nur ſehr unvollkommen und unbequem ausgerüſtet ſind (W. Irving 279); bei den Sahaptin und Kayuſe beſitzen einige Familien bis zu 1500 Stück (de Smet 67), und bei den Cootanie der Tobacco-Ebenen, die im Frühling und Herbſt an den Saſkatchewan auf die Büffeljagd gehen, im Sommer aber von Wurzeln und Beeren leben, kommen zu jenem Reichthum auch noch einige Rinder (Petermann's Mittheil. 1860, p. 24). Das Pferd iſt in Oregon wie in Süd Amerika in mehreren Ländern ein wichtiges Nahrungsmittel geworden, und nach ſeinem Beſitze pflegt man den Wohlſtand der Einzelnen zu ſchätzen (Parker 230). Daneben haben einige dieſer Völker auch angefangen ſich dem Landbau zuzuwenden: die Cootanie, die übrigens noch zu den am tiefſten ſtehenden gehören (de Smet 76), bauen etwas Weizen (Petermann a. a. O.), von den Stämmen der Seliſch-Familie haben die Skitſuiſch oder Coeurs d'Alênes angefangen Kartoffeln zu bauen (de Smet 331) und die Piskwaus oder Piſchous cultiviren die Batate ſorgfältig (Wilkes IV, 430); die Pends-d'Oreilles, welche zu derſelben Völkergruppe gehören, werden neuerdings von ihren katholiſchen Miſſionären als tüchtige Feldarbeiter geſchildert und ſollen überhaupt unter dieſer Leitung keine Anſtrengung ſcheuen (N. Ann. des v. 1849, III, 337). Auch die Sahaptin und Kayuſe betreiben den Landbau fleißig (de Smet 67).

Die Sahaptin wohnen theils in kegelförmigen, theils in gleichſeitig viereckigen oder oblongen Hütten von 20—70' Länge oder 10—15' Breite, die durch Reinlichkeit ausgezeichneten Seliſch in geräumigen koniſchen Zelten aus Häuten. Bei beiden ſind Männer und Weiber in Leder gekleidet, und jeder der letzteren iſt im Beſitze mehrerer Lederanzüge zum Wechſel (Cox I, 134, 175, 220). Manche der hierher gehörigen Stämme tragen über einem Lederhemde noch ein Kleid

von Tuch oder von Büffelleder. Um die Häute zum Gebrauche herzurichten werden ſie gereinigt, dann mit Gehirn eingerieben und endlich geräuchert; Büffelhäute klopft man bis ſie dünn und weiß werden (Parker 229, 232). Da neuerdings das Pelzwerk von ihnen verkauft wird, leidet die Geſundheit der Armen durch mangelhafte Bekleidung (de Smet 23).

In der Nähe der Fälle des Columbia hat man Gräber gefunden in denen viele Leichen in Matten und Häute gewickelt bei einander lagen; die Breter mit denen ſie zugedeckt waren, zeigten geſchnitzte und gemalte Menſchen- und Thierfiguren (Cox I, 114). Solche Beweiſe von Kunſtfertigkeit ſind ſelten in Oregon, indeſſen führt auch Wilkes (V, 128) einige Beiſpiele dieſer Art an und erzählt von Thonpfeifen im Nordweſten des Landes die mit mehreren geſchnitzten Figuren verziert waren (ebend. 146). Die Felſen-Malereien im Lande der Wallawalla unweit des Columbia (ebend. IV, 389) ſcheinen indeſſen einzig in ihrer Art zu ſein.

Die Indianer des Innern von Oregon ſind großentheils nicht die ſchweigſamen kalten und finſtern Menſchen wie man ſie im Oſten des Felſengebirges ſo gewöhnlich findet, ſondern zeigen ſich oft freundlich und zutraulich, fröhlich und munter, theilnehmend und lernbegierig (Cox I, 132, Wilkes V, 319, 326, Parker 231). Im Süden des Columbia nähern ſie ſich in ihrem äußeren Betragen allerdings mehr den Eingeborenen der öſtlicheren Länder (Hale), doch machen auch dort die Clamet (Lutuami) eine Ausnahme, welche keineswegs von leidenſchaftslos ruhigem und gleichmäßigem Weſen ſind, ſondern ihren Schmerz durch lautes und ſtarkes Weinen kund geben (Schoolcraft III, 176). Das ſanftere und bildſamere Weſen dieſer Menſchen hat mehrfach die Hoffnung erweckt, daß ſie ſich dem Chriſtenthume leichter zugänglich zeigen werden als die Indianer des Oſtens (Parker, Dunn 352).

Als Tugenden gelten dieſen Völkern Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, Tapferkeit, Gehorſam gegen Eltern und Häuptlinge, Liebe zu Weib und Kind, und die Seliſch, deren moraliſche Vorſtellungen ſich namentlich hierin ausgeſprochen finden, kommen dieſen Anforderungen im Allgemeinen gut nach (Cox I, 231, 219, Dunn 311). Bei ihnen wie bei den verwandten Pends-d'Oreilles und Spokane ſind überhaupt Verbrechen ſehr ſelten und ein bloßer Verweis den der Häuptling er-

theilt, von großer Wirksamkeit (Alvord bei Schooler. V, 654). Auch das Alter findet bei den Selisch hülfreiche Unterstützung und Pflege, nur Kinder die das Unglück haben ihren Vater zu verlieren, haben öfters ein trauriges Schicksal, ihr Eigenthum wird ihnen entrissen (Hale). Die meisten dieser Völker sind aufrichtig und ehrlich, leben untereinander äußerst friedlich und verkehren freundlich mit den Weißen, nur die Cootonais (Kitunaha) sind den letzteren wenig geneigt (Parker 237, Cox II, 135, W. Irving 279). Dabei sind sie thätig tapfer und mannhaft, vorzüglich die Sahaptin, bei denen dagegen Ehrlichkeit und Gastfreiheit nur in geringerem Grade zu finden sind (ebend. 333, Cox I, 134). Auch die Reinlichkeit der meisten wird gerühmt; manche von ihnen sind aber leidenschaftliche Spieler, besonders die Spokane (Parker 237, Cox I, 182). Der Branntwein war auch in neuerer Zeit ihnen noch fern geblieben, und man konnte daher von ihnen großentheils wie von den Clamet sagen (Schoolcraft III, 143), daß sie bis jetzt noch keines der Laster sich angeeignet hatten die so allgemein dem Verkehre der Indianer mit den Weißen zu folgen pflegen. Prostitution ist bei den Wallawalla unbekannt (Cox I, 132), bei den Sahaptin sehr selten und wird mit harten Schlägen bestraft (Alvord a. a. O.).

Die Polygamie wird (nach de Smet 20f.) mehr geduldet als gebilligt, den Coutannie soll sie ganz fremd und deren Weiber keusch sein (Cox II, 135), was in gleicher Weise vorzüglich auch von denen der Selisch versichert wird (ebend. I, 175, Lewis et Cl. 298). Sie sind keiner schlechten Behandlung von Seiten der Männer ausgesetzt, die, wo sie vorkommt, sie zur Verzweiflung und zum Selbstmord durch Erhängen treibt, was für den Mann als schimpflich gilt (de Smet). Bei den Selisch genießen sie sogar eine gewisse Autorität und Achtung, so daß die von ihnen gesammelten Vorräthe an Beeren und Wurzeln nicht leicht ohne ihre Erlaubniß von den Männern angetastet werden (Hale): wo die Weiber zur Ernährung der Familie wesentlich mit beitragen, haben sie größeren Einfluß und erfahren eine weit bessere Behandlung, bemerkt Cox (II, 139) treffend, als wo die Sorge für jene ausschließlich den Männern zufällt. Bei den Sahaptin steht Scheidung beiden Theilen frei (Wilkes); bei mehreren Stämmen der Selisch-Familie kann der Mann zwar die Frau verstoßen, wenn es ihm beliebt, aber die Kinder gehören bei Trennung der Ehe der Mutter,

und nach dem Tode ſeines Weibes, an deſſen Stelle die Schweſter tritt, iſt es dem Manne innerhalb eines oder ſelbſt zweier Jahre nicht erlaubt ſich wieder zu verheirathen. Die Frau wird durch Kauf erworben und eine beſondere Heirathsceremonie findet nicht ſtatt (Alvord a. a. O.), indeſſen erhält jene bei dieſer Gelegenheit von Seiten der Verwandten und beſonders der bejahrten Leute eine Belehrung und Vermahnung über ihre künftigen Pflichten (Cox I, 235). Bei den Wallawalla und Seliſch leben die Weiber während der Menſtruationszeit in abgeſonderten Häuſern (Wilkes IV, 400, 456).

Zwar ſchreibt Hale den Häuptlingen der Seliſch nur eine rein perſönliche Autorität zu, doch verſichern Cox (I, 220) und Dunn (311), daß die Würde des oberſten Häuptlinges vielmehr erblich ſei, während der Anführer zu Kriegs- und Jagdzügen jährlich neu gewählt werde, der im Frieden jenem völlig unterthan ſei, draußen im Felde aber die Disciplin ſtreng handhabe und jeden Ungehorſam gegen ſeine Befehle züchtige. Die Häuptlinge der Coeurs d'Alênes erwählen ſich zuſammen ein Oberhaupt auf Lebenszeit, ihre eigene Gewalt iſt nur von ihrer Perſönlichkeit abhängig, ſie ſtrafen aber bisweilen mit Auspeitſchen und ſelbſt mit Verbannung (de Smet 331). Die der Ponds-d'Oreilles führen, wie de Smet (174) von denen der Kaliſpel am unteren Clarke's Fluß erzählt, eine ganz patriarchaliſche Herrſchaft: ſie berathen ihre Untergebenen in allen ihren Angelegenheiten, ſtiften ſelbſt die Ehen, verhängen aber Strafe, der ſich zu entziehen für ſchimpflich gilt, nur mit der Zuſtimmung deſſen den ſie treffen ſoll; das erlegte Wild wird zu ihnen gebracht damit ſie es nach Bedürfniß vertheilen, ihr Feld von allen zuſammenbearbeitet, alle Pferde und Kähne ſtehen ganz zu ihrer Dispoſition (Joset in N. Ann. des v. 1849, III, 334).

Untereinander im Frieden lebend, führen dieſe Völker nur gegen die Schwarzfüße Kriege, in denen ſie ſich ſehr tapfer zeigen (Parker 236). Durch die Büffeljagd mit dieſen verfeindet, litten die Seliſch ſehr in dieſen Kämpfen, da ſie früher kein Feuergewehr beſaßen. Der Verkauf des letzteren an ſie durch die Weißen, obwohl zu enormen Preiſen — eine Flinte mußte mit 20 Biberfellen bezahlt werden — hat die Schwarzfüße zu den unverſöhnlichſten Feinden der Europäer gemacht, die ſie ohne Unterſchied umbringen (Cox I, 181, 216, 218). Ihrerſeits haben die Schwarzfüße, ſelbſt die Weiber nicht ausgenommen, von den ſonſt ſo ſanften Seliſch alle Qualen zu leiden wie ſie im Oſten

des Felsengebirges gewöhnlich waren, wenn sie in ihre Hände fallen (ebend. 213). Die Sahaptin, bei welchen das Skalpiren gebräuchlich ist (Hale), bekriegen hauptsächlich die Schoschonie im Süden (Cox II, 125). Einige Stämme weiter im Norden des Columbia sollen sogar Cannibalen sein. Parker (245) irrt, wenn er die Sklaverei in Oregon auf die Völker am unteren Columbia beschränkt glaubt; vielmehr scheinen auch im Innern so ziemlich überall die Kriegsgefangenen diesem Loose zu verfallen. Sie müssen den größten Theil der Arbeit thun, doch ist die Behandlung derselben meist milde, wenigstens so lange ihre Arbeitskraft aushält (de Smet).

Ueber die Religion dieser Völker sind wir nur wenig unterrichtet. Die Selisch reden zwar vom „großen Geiste", erzeigen ihm aber keine Verehrung (Hale 199, 206). Einige setzen die Wohnung desselben in's Felsengebirge, wo die „Spitze der Welt" ist und die glücklichen Jagdgründe zu welchen die Seelen der Todten gelangen (W. Irving 186). Als weit verbreitet wird auch hier der Glaube an ein gutes und ein böses Princip bezeichnet, und in Verbindung mit ihm die Lehre von Lohn und Strafe nach dem Tode, nach welcher nur die Seelen guter Menschen jener Jagdgründe theilhaftig, die der bösen aber in unwirthbare Schneefelder verbannt werden (Cox I, 230, Parker 240), doch wird die Ursprünglichkeit dieser Ansicht durch den Zusatz Dunn's (317) verdächtig, daß die Bösen später, wenn sie ihre Uebelthaten gebüßt hätten, ebenfalls in jenes Paradies eingingen. Auch was er vorher von Morgen- und Abendgebeten und der Sonntagsfeier der noch unbekehrten Selisch erzählt, beruht wohl zum Theil auf Mißverständniß; indessen theilt auch Scouler mit (L'Institut 1847, II, 103) daß der Häuptling bei ihnen die Seinigen zum Gebet zu vereinigen und zu ermahnen pflege. Wie das Rauchen nach den vier Himmelsgegenden, zuerst nach Osten, als religiöse Ceremonie (Cox II, 77) an die Indianer im Osten des Felsengebirges erinnert, so zeigt sich auch in dem Aberglauben dieser Völker mit dem der letzteren mehrfache Aehnlichkeit. Biber gelten ihnen für Menschen die der große Geist wegen ihres Ungehorsams verwandelt hat (ebend. I, 231, Dunn 317); die Kayuse Nez-percés Wallawalla und einige andere wollen sogar nach einer Sage die ihnen allen gemeinsam ist, von den verschiedenen Körpertheilen des Bibers abstammen (Wilkes IV, 467). Dagegen nennen die Spokane sich selbst, wie ihr Name sagt, „Söhne

der Sonne" (Parker 302). Die Art wie die Zauberer zu ihrer Würde kommen, die bei den Sahaptin und anderen nicht ſelten erblich iſt (Alvord a. a. O.), und wie ſie ihre Zaubereien treiben, die ihnen ſelbſt bei unglücklichen Kuren oft lebensgefährlich werden (de Smet 24, Wilkes IV, 368), iſt ebenfalls der im Oſten gebräuchlichen ſehr ähnlich, nur daß auch Weiber in Oregon öfter die Stelle der Aerzte und Zauberer einzunehmen ſcheinen (ebend. IV, 399 f.), obwohl ſie in letzterer Eigenſchaft für ungefährlicher gelten (Alvord). Auch der eigenthümliche Glaube findet ſich in Oregon bei den Seliſch, daß ein Menſch zeitweiſe ohne Gefahr des Lebens ſeine Seele verlieren könne, die alsdann durch eine beſondere Zauberkur wieder zu ihm zurückgebracht werden muß (Hale, Wilkes IV, 448). Endlich haben wir noch als eine intereſſante Uebereinſtimmung dieſer Art den Gebrauch des Schwitzbades bei den Völkern von Inner-Oregon anzuführen: man nimmt es in einer Weidenhütte von 6′ Länge und 2—3′ Höhe und ſtürzt ſich unmittelbar darauf in kaltes Waſſer (Parker 240).

Die Kranken werden oft vernachläſſigt, die Todten aber mit lautem Geheul beklagt (Alvord). Die Spokane ſchlachten ihnen Pferde am Grabe (Cox I, 183). Die Clamet, welche auf dieſem ein Feuer anzünden um die böſen Geiſter vom Todten fernzuhalten, begraben wie die Kalapuya in Särgen (Schoolcraft III, 140, Wilkes IV, 368), im Süden des Columbia pflegt man ſonſt die Leichen in Kähnen aufzuſtellen. Die Angabe daß die Seliſch und Chinook ihre Todten mit Erhaltung der Weichtheile vollſtändig zu mumificiren verſtänden, findet ſich, wie es ſcheint, nur bei Schoolcraft (V, 693).

Ein Mährchen der Flatheads hat nach Kane das Ausland (1859 p. 921) mitgetheilt.

Aſiaten konnten nach Amerika gelangen ohne mehr als vierundzwanzig- bis ſechsunddreißigſtündige Fahrten auf hoher See zu machen und ohne auf aſiatiſcher Seite über 55° n. B. nach Norden zu gehen (Humboldt's N. Spanien II, 273). Gleichwohl ſehen wir die Eingeborenen beider Erdtheile in Sprache, nationalem Charakter und phyſiſcher Eigenthümlichkeit im Weſentlichen ſo beſtimmt geſchieden, daß ſich nicht an eine Herleitung der einen von den anderen, ſondern nur an eine mehr vereinzelte Einwanderung nach Amerika, an eine Miſchung der Völker in beſchränktem Maaße denken läßt, und auch an dieſe nur in den Ländern des Nordweſtens. Die Verbindung der nördlichen und ſüdlichen Hälfte der neuen Welt iſt weit unmittelbarer als die der erſteren mit Aſien, aber nicht einmal hier vermögen wir nachzuweiſen daß die Bevölkerung der einen der Stamm ſei, von welchem die der anderen ihren Urſprung genommen hätte. Indeſſen läßt ſich ſo viel allerdings behaupten daß beide gleichen Urſprunges ſind, daß ſie derſelben Raçe angehören. Trotz des Mangels an Thatſachen, welche auf einen alten Verkehr oder auf eine tiefergreifende Wechſelwirkung zwiſchen beiden Continenten ſchließen laſſen könnten, trifft die Verſchiedenheit ihrer Völker nur Punkte von untergeordneter Bedeutung, während das ethnographiſch Wichtigſte, die phyſiſchen Charaktere und die Haupteigenthümlichkeiten des Sprachbaues in einem Grade übereinſtimmen, welcher ohne wirkliche Verwandtſchaft nicht ſtattfinden könnte, und ſich zugleich eine Reihe von Aehnlichkeiten des äußeren und inneren Lebens zeigt, die zu ausgebreitet und zugleich zu ſpeciell ſind als daß man ſie für zufällig halten könnte: ſo findet ſich, um nur Einiges dieſer Art zu nennen, der Gebrauch des Schwitzbades und das Ballſpiel in großer Ausdehnung in Nord und Süd Amerika auf gleiche Weiſe, die religiöſen Anſichten und das ganze Treiben der Zauberärzte bis auf deren hauptſächlichſtes Inſtrument, die Zauberklapper, iſt faſt überall nahezu dasſelbe.

Die culturloſen Völker von Süd Amerika bieten nichts von dem romantiſchen Intereſſe dar, das wir an ſo manchen Stämmen des Nordens, beſonders an den Irokeſen und Cherokee nehmen, da ſie in dem gerechten Kampfe um ihre Exiſtenz und den Beſitz des Landes ihrer Väter, trotz ſeiner Hoffnungsloſigkeit Beweiſe von Seelengröße und Charakterkraft gegeben haben die ſie eines glücklicheren Schickſales würdig erſcheinen laſſen. In Nord Amerika war es hauptſächlich das Bedürfniß nach Länderbeſitz und die Kraft mit welcher die aufblühenden engliſchen Kolonieen ſich immer weiter ausbreiteten, denen die Eingeborenen zum Opfer fielen, in Süd Amerika ſtrebten die Spanier und Portugieſen nicht ſowohl nach dem Alleinbeſitze des Landes und deſſen Räumung durch die Urbewohner als nach einer abſoluten Dienſtbarkeit der letzteren ſelbſt, vermittelſt deren ſie die Schätze desſelben ohne eigene Anſtrengung ausbeuten könnten: ſchwere Bedrückung der Indianer auf der einen, Verſammlung in Miſſionen auf der anderen Seite iſt das Schauſpiel das wir hier mit großer Gleichmäßigkeit ſich wiederholen ſehen. Zu dieſen Umſtänden, welche bei aller Reichhaltigkeit des Materials die geringere Ausführlichkeit der nachfolgenden Darſtellung rechtfertigen werden, kommt endlich noch der wenig befriedigende Zuſtand unſerer ethnographiſchen Kenntniſſe dieſer Länder im Vergleich mit dem größten Theile der bisher behandelten: von einer großen Menge ſüdamerikaniſcher Völker ſind uns nur die Namen bekannt, von vielen haben wir nichts als einige unbeſtimmte Angaben über ihre Sitze, von wenigen laſſen ſich die Verwandtſchafsverhältniſſe mit Sicherheit beurtheilen.

## Die Völker des Nordens von Südamerika.

Zur Zeit der Entdeckung waren die allgemein gefürchteten räuberiſchen Cariben das herrſchende Volk auf der ganzen Nordküſte von Südamerika und den kleinen Antillen. Auf der Nordküſte des öſtlichen Theiles von Cuba erzählten die Bewohner dem Columbus mit Schrecken von den „einäugigen“ Menſchenfreſſern auf Bohio (Haiti) und von andern Räubern die ſich „Cannibalen“ nennten, den Eingeborenen von Caniba oder Canima, die ſich ſelbſt (wie er hörte) auf Guadalupe und anderen Inſeln dieſer Gegenden den Namen Caribes geben (Na-

varrete I, 63, 67, 203). Dieſer Name, der „tapfere Männer“ bedeuten ſoll (Benzoni II, 6), kommt auf dem Feſtlande in der Form „Calina, Carina und Galibi“ (letzteres namentlich von den Franzoſen gebraucht) vor, und iſt daher wahrſcheinlich auf Kallinago, den mythiſchen Stammvater der Cariben zurückzuführen, der vom Feſtlande zuerſt nach Dominica gekommen und ſpäter in einen Fiſch* verwandelt worden ſein ſoll (L'art de vérif. les d. XVI, 414 nach Ms. Bibl. roy. 1325, du Tertre II, 360), was vermuthlich den Sinn hat, daß ſeine Nachkommen, die ſich von dort nach Guadalupe, alſo in nördlicher Richtung ausbreiteten, geſchickte Seefahrer wurden. Außerdem wird der Name Caraiben (Charaïbes) als einheimiſch auch bei den Tupivölkern in Braſilien erwähnt, welche ihre Zauberer und Propheten, die nach Lery (274, 324) von den Aerzten verſchieden waren, damit bezeichneten (Thevet c. 28, 53, Benzoni II, 6, de Laet XV, 2), und von einem ſolchen ſtammen, wie ſie ſagen, die Menſchen die nach der großen Fluth die Erde wieder bevölkerten. Auch nennt de Laet (XV, 22) bei Seregipe an der braſilianiſchen Küſte unter 11° eine kleine Inſel Caraibe. Deutet jene Sage, welche einen Cariben zum Stammvater der Tupi zu machen ſcheint, allerdings auf einen gewiſſen Zuſammenhang beider Völkerfamilien hin, ſo ſind doch die ſprachlichen Verſchiedenheiten zu groß (v. Martius in Bullet. der K. bayer. Akad. 1858 no. 1), als daß ſich ihre wirkliche Verwandtſchaft als erwieſen betrachten ließe. Die geringen Aehnlichkeiten weniger Wörter, welche d'Orbigny (II, 274ff.) zuſammengeſtellt hat, fordern zu weiteren Unterſuchungen auf, berechtigen aber durchaus nicht zu den weitgehenden Folgerungen über die Stammverwandtſchaft dieſer Völker welche er gezogen hat. Was er über ihre Wanderungen ſagt, iſt vollends ganz haltlos. Daß zwiſchen den Cariben und Guarani neben großen Verſchiedenheiten, gleichwohl mehr als bloß oberflächliche Aehnlichkeiten ſtattfinden, die eine alte Gemeinſchaft und Einwirkung beider aufeinander wahrſcheinlich machen, da ſie ohnehin im Mündungslande des Amazonenſtromes unmittelbar zuſammengrenzen, wird ſich in dieſem und dem folgenden Abſchnitte an mehreren Stellen zeigen.

* Wenn der blutgierige kleine Fiſch, den ſie „Caribe“ nennen (Humboldt, R. in d. Aeq. ed. Hauff III, 41) und deſſen Zähne von ihnen hauptſächlich zum Schneiden benutzt werden (Simon I, 4, 27), ſeinen Namen nicht erſt der Aehnlichkeit mit jenem Räubervolke zu verdanken hat, ſteht er vielleicht zu jener Stammesſage in Beziehung.

Von Cariben im Weſten von Haiti, wo im Lande Guaccaiarima (dem Reiche des Goacanari) völlig wilde Menſchen leben ſollten, die ſelbſt der Sprache entbehrten (Pet. Martyr 298), hat Columbus nur gehört, im Nordoſten und Südoſten der Inſel hat er ſie mit vergifteten Pfeilen bewaffnet ſelbſt geſehen (Navarrete I, 134, 138, Herrera I, 2, 15). Die Gebirgsbewohner (Ciguaios), nach der Karte bei Charlevoix im Norden von Haiti, waren zwar ſprachlich nicht unterſchieden von den friedlicheren, nicht mit Bogen und Pfeil verſehenen Eingeborenen, und führten ſelbſt den Bogen, aber nicht vergiftete Pfeile (Oviedo III, 5), doch hielt man ſie für Nachkommen der Cariben (P. Martyr 67); dagegen wurde in Caiabo, dem nördlichen und öſtlichen Theile des Innern, von den Macoryxes und auch anderwärts an mehreren Orten eine Sprache geredet welche der auf Hiſpaniola herrſchenden fremd war (ebend. 286), vielleicht die caribiſche, und Caonabo, der Beherrſcher des Gebirgslandes, wird von Oviedo (III, 4) ſelbſt als ein caribe principal bezeichnet, der als Abenteurer von auswärts gekommen ſei, während P. Martyr (278) nur von der Sage erzählt daß die erſten Bewohner der Inſel von Matininó (Martinique) her eingewandert, ſich in Cahonáo am Fluß Bahaboni auf Hiſpaniola niedergelaſſen und das Land Quizqueia, ſpäter Haiti genannt hätten. Nach R. Schomburgk ergiebt ſich die ehemalige Anweſenheit nicht bloß der Arowaken, ſondern auch der Cariben in S. Domingo als unzweifelhaft aus den dortigen Ortsnamen (N. Ann. des v. 1851, III, 168ff.), trotz Las Casas' Widerſpruch (Navarrete I, 134 note).

Auf der Inſel Boriquen (S. Juan, Puerto rico), die man auch Isla de Carib nannte (Navarrete I, 135 note), lebten Indianer die nur unvergiftete Pfeile und keine Boote zur Fahrt auf hoher See hatten, kein Menſchenfleiſch verzehrten, außer bisweilen zur Vergeltung das der Cariben, deren entſchiedene Feinde ſie waren, obwohl ſie dieſe letzteren dennoch im Jahre 1511 gegen die Spanier zu Hülfe riefen (ebendaſ. 208, Pet. Martyr 20, Gomara 180, Herrera I, 8, 13, IV, 5, 3, Oviedo XVI, 16). Sie glichen in jeder Hinſicht den friedlichen Bewohnern von Hiſpaniola. Nur Oviedo (III, 5) bezeichnet ſie leichtfertig als Cariben, denn wenn Herrera von ihnen ſagt ſie hätten auf der Oſtſeite der Inſel die Cariben zu Nachbarn gehabt (tenian los Caribes Indios comarcanos de la parte de levante de la isla), ſo

muß dieß nicht nothwendig so verstanden werden daß auf Portorico selbst Cariben gesessen hätten. Letztere kamen namentlich von Dominica her häufig auf diese Insel um Menschen zu rauben (P. Simon I, 2, 10, P. Martyr 20) und setzten diese Einfälle auch späterhin, selbst noch nach dem Jahre 1620, fort (du Tertre II, 407). Festen Fuß scheinen sie dort in alter Zeit nicht gehabt zu haben.

Als Hauptsitz der Cariben zur Zeit der Entdeckung Amerikas wird von P. Martyr (15) Guadalupe bezeichnet, das sie Caloncuera nannten*; Columbus hatte dort auf seiner zweiten Reise einige geraubte Eingeborenen von Boriquen angetroffen. Die kleinen Antillen bis zu den Jungfern-Inseln und S. Croix (Hayhay) hinauf (Herrera VI, 3, 21) scheinen sie damals in unbestrittenem Besitze gehabt zu haben**, obwohl schwerlich schon seit langer Zeit, denn die früheren Bewohner waren noch nicht spurlos verschwunden: Monserrate hatten sie entvölkert (Navarrete I, 206), und auf Martinique (Matinino, Madanina), wo de Laet (I, 18) ein Volk angiebt das in erbitterter Feindschaft zu den Cariben stand, sollten nur Weiber leben, zu denen die Cariben (wohl irrthümlich heißt es, von Portorico her) alljährlich einmal auf Besuch kämen (Navarrete I, 140), wahrscheinlich die Weiber der früheren Bevölkerung, deren männlichen Theil sie auf den kleinen Antillen meist allein erschlugen um jene zu behalten (du Tertre II, 361). Auf eine andere Ansicht, nämlich auf eine Entführung von Weibern nach Martinique durch Cariben von Hispaniola, scheint die Sage hinzuweisen welche von einem Könige der letzteren Insel, Bagoniona, erzählt daß er die Männer in der Höhle aus welcher die Menschen an's Tageslicht kamen, zurückgelassen und nur die Weiber nach Matinino mit sich genommen habe, bis jenen endlich der Specht aus der Noth half und neue Weiber gab (P. Martyr 105, Garcia V, 2). Indessen bleibt hierbei zweifelhaft ob wir unter Bagoniona einen Cariben verstehen dürfen.

Nach du Tertre (II, 362ff.) gab es auf den kleinen Antillen außer den Cariben auch Arowaken*** (Allouages), die als entlaufene

* Die caribischen Namen der übrigen Inseln bei Humboldt (R. in d. Aeq. V, 320). P. Martyr (15, 262, 306) schreibt statt Caloncuera: Carucueria, Caraquéira, Queraquéira.

** Auch Mayaguana oder Mariguana, eine der Lucayen, hätten sie nach Alcedo inne gehabt.

*** Auch in späterer Zeit wurden Arowaken von den Cariben als Sklaven nach den kleinen Antillen verkauft (du Tertre II, 484).

Sklaven in den Bergen lebten, und Ygneris, die eigentliche Urbevölkerung, die vielleicht mit den Eingeborenen der großen Antillen identiſch, von den Cariben ausgerottet wurde. Letztere fanden auf Martinique baumwollene Idole von Menſchengeſtalt mit einer Art von Helm, welche von den Ygneris ſtammen ſollten. Die früher angeführten Thatſachen deuten allerdings auf die Anweſenheit von drei verſchiedenen Raçen hin, unter denen die Cariben die am ſpäteſten gekommene, der Zweig der Maya aber welcher die großen Antillen hauptſächlich inne hatte, die älteſte zu ſein ſcheint. Die Identität der letzteren mit den Ygneris iſt zwar unerweislich, aber wenigſtens nicht unwahrſcheinlich. Neben den friedlichen Stämmen ohne Bogen und Pfeil (Maya) und den Cannibalen mit Giftpfeilen, gab es auf Portorico und Hiſpaniola auch tapfere Bogenſchützen ohne Giftpfeile und ohne Cannibalismus, in denen wir mit Rückſicht auf die vorhin angeführten Thatſachen Arowaken vermuthen müſſen, die in dieſen Gegenden den Cariben vorausgegangen zu ſein ſcheinen. Bei dem äußerſt freien Gebrauche nämlich den man in älterer Zeit von dem Namen „Cariben“ machte, dürfen wir darauf rechnen daß, wenn es Arowaken mit Bogen und Pfeil auf den Inſeln gab, dieſe vielfach mit jenen verwechſelt worden ſind; werden doch bisweilen ſelbſt die Eingeborenen am Magdalenenfluſſe die gegen den Herrſcher von Bogota kämpften (Benzoni II, 6, Allerh. Brief I, 51), von Oviedo (XXXIV, 5 und XXIII, 12), ſogar ein Volk von Mechoacan und die Guarani am La Plata als „Cariben und Menſchenfreſſer“ bezeichnet, und von Guzman (I, 2) die Eingeborenen von Cananea-Bai im ſüdlichen Braſilien Indios caribes de Brasil genannt. Dieſer vage appellative Gebrauch des Wortes, der die ethnographiſche Unterſuchung ſo ſehr erſchwert, hat ſich beſonders auch deshalb ſo weit ausgebreitet, weil der Vorſchlag des Columbus die cannibaliſchen Indianer oder Cariben als Sklaven hinwegzuführen anfangs zwar von den ſpaniſchen Monarchen mißbilligt, kurze Zeit darauf aber (1503) ſanctionirt wurde (Helps I, 135, Navarrete II, 415), ſo daß wer Menſchen aus einem Lande rauben wollte, nur nöthig hatte deſſen Bewohner für „Cariben“ zu erklären um dieß unter dem Schutze des Geſetzes thun zu können. War dieſe Erlaubniß bis zum Jahre 1515 auf die Eingeborenen einiger Inſeln unter den kleinen Antillen beſchränkt geweſen, die man als Cannibalen beſtimmt kannte, ſo wurde ſie ſeitdem

in allgemeineren Ausdrücken ertheilt und 1525 unter dem Einfluß des Fr. Garcia de Loaysa auf die (wirklichen und angeblichen) Cariben der tierra firme ausgedehnt, zugleich aber die Bewohner der großen Antillen für frei erklärt (Herrera II, 1, 8, III, 8, 10, vergl. V, 9, 4, VIII, 4, 13).

Ernstlich bedroht wurde die Existenz der Cariben auf den kleinen Antillen erst seit den Kolonisationsversuchen der Franzosen (S. Christophe 1625, Guadeloupe und Martinique 1635, S. Lucia 1639), die sie anfangs meist gut aufnahmen und willig unterstützten, nach kurzer Zeit aber durch erbitterte Kämpfe wieder zu verdrängen strebten (Näheres bei du Tertre I, 5 f., 84 ff., 418, 428 ff. und Meinicke 53 ff.). In Folge neuer Niederlassungen auf Marie galante, Grenada und S. Lucia schlossen sie eine Art von Bündniß unter einander und begannen (1654) einen neuen allgemeinen Krieg gegen die Franzosen (du Tertre I, 465). Sie waren besonders auf Martinique durch entlaufene Negersklaven verstärkt worden, doch wurden sie (1658) von dieser Insel vertrieben und durch den allgemeinen Frieden (1660) ausschließlich auf Dominica und S. Vincent beschränkt (ebend. 500 ff., 546, 572 ff.). Auf letzterer Insel bildete sich seit dieser Zeit die Race der sogenannten „schwarzen Cariben", schwerlich, wie erzählt wird, vorzugsweise durch Mischung der Cariben mit den Negern eines dort gestrandeten Sklavenschiffes, sondern hauptsächlich durch Mischung mit entlaufenen und gestohlenen Negern, deren es schon 1658 und vermuthlich noch früher viele bei den Cariben gab, auf Martinique Dominica und S. Vincent selbst (Labat II, 148, du Tertre I, 502, Rochefort 494). Nach vielen Kämpfen gewannen die Mischlinge über die rothen oder eigentlichen Cariben die Oberhand: diese mußten nach Dominica flüchten, einige gingen auch nach Tabago. Im Jahre 1763 gab es auf S. Vincent 3000 schwarze, aber nur noch 100 rothe Cariben (Meinicke 351 Anm. 21, W. Young 18). Nach dem entschiedenen Siege der Engländer (1796) über die Franzosen und Cariben, die in die Kämpfe jener oft mit hineingezogen worden waren und dann meist auf Seiten der letzteren gestanden hatten (du Tertre III, 67, 79), wurden jene Mischlinge sämmtlich nach der Insel Roattan* deportirt, von wo sie mit Hülfe der Spanier an die

* Diese Insel wurde 1742 von den Engländern besiedelt und war bis dahin unbewohnt gewesen.

Küſte von Honduras gelangt ſind und ſich von Truxillo aus öſtlich bis zum Patook Fluß, weſtlich bis nach Balize verbreitet haben. Sie ſind dunkel roth, manche faſt ſchwarz und negerartig, beſonders in Rückſicht des Haares, doch ſonſt von guten Geſichtszügen, miſchen ſich nicht mit den dortigen Eingeborenen und werden allgemein als ſehr thätige und zur Arbeit brauchbare Menſchen gerühmt (Stephens, Reiſeerl. 13, Squier a, 146, Th. Young 106, 124, Roberts 160, 274, Galindo in J. R. G. S. III, 290, Allen ebend. XI, 86). Ueber die Schickſale der Cariben von Dominica, durch welche bis 1730 ſowohl Franzoſen als Engländer verhindert wurden die Inſel zu beſiedeln (Reinicke 265), wiſſen wir nichts Näheres, doch ſollen noch jetzt einige wenige derſelben übrig ſein (Capadose I, 259. Ueber einige andere kleine Reſte dieſes Volkes vgl. Reinicke 753 Anm. 93, Granier de Cass. I, 99, Day I, 80).

Die Nachrichten über die Bevölkerung von Trinidad ſind widerſprechend. Im Süden der Inſel traf Columbus wie im Golf von Paria Menſchen mit langem Haar und von hellerer Farbe an als auf den kleinen Antillen; ſie führten Bogen und Pfeil nebſt viereckigen Schilden und Hojeda der 1499 zu ihnen kam, fand in ihnen Cariben (Navarrete I, 248, III, 5). Dieß beſtätigte auch der Widerſtand den ſie 1532 dem Sedeño leiſteten, man erklärte daher die Bewohner von Trinidad officiell für Cariben und rechtmäßige Sklaven (Herrera V, 2, 1 und 5, 7), obgleich Las Casas ausdrücklich verſicherte daß ſie friedlich, ſanft und erklärte Feinde der letzteren ſeien, von deren Anfällen ſie in der That viel zu leiden hatten (ebend. II, 2, 12 und 3, 8, Helps II, 10, 31). Beides war vollkommen richtig, denn außer den Cariben im Süden und namentlich im Gebirge gab es dort eine große Zahl minder kriegeriſcher Eingeborenen, die P. Simon (I, 2, 30f.) beſtimmt von jenen unterſcheidet. Rochefort (322, 15) bezeichnet dieſe friedlicheren Stämme als Arowaken, von denen er weiter mittheilt daß ſie im 16. Jahrhundert Tabago den Cariben entriſſen hätten. Die Anweſenheit beider auf Trinidad beſtätigt de Laet (XVII, 27): die Eingeborenen ſind die Cairi oder Carai (Cariben?), vom Feſtlande her aber ſind eingewandert die Jaoi (Caribenſtamm, ſ. unten), bei Parico, die Arwacae bei Carao und die Sebay oder Salvaj bei P. del Gallo, die Nepoy in der Nähe von P. de Galera und die Carinepagoto (Cariben) im Nordoſten bei S. Joſe. Caulin (121)

nennt auf Trinidad noch die Naparimas. Ueber die Reſte welche von dieſer Bevölkerung geblieben ſind und über einige im Jahre 1815 zu ihr hinzugekommene Nordamerikaner S. Meinicke 615 und L'art de vérif. les d. XVI, 495.

Da die Hauptmaſſe der Cariben von jeher auf dem Feſtlande von Süd Amerika heimiſch geweſen zu ſein ſcheint, nach Weſten und Norden von Hiſpaniola hin ſich aber keine Spuren derſelben mehr nachweiſen laſſen, iſt es ſehr unwahrſcheinlich daß ſie ſich von Florida her über die kleinen Antillen verbreitet hätten. Rochefort (351) hat dieſe von Humboldt (R. in d. Aeq. V, 25) gebilligte Anſicht zuerſt aufgeſtellt und in ſeiner geſchwätzigen Weiſe durch eine Reihe von wenig glaubwürdigen Erzählungen zu motiviren geſucht. Labat (II, 111), Lavayssé (145 ff.) und Andere haben ſie wiederholt und ſogar Uebereinſtimmungen der Sprache behauptet, welche indeſſen völlig unhaltbar zu ſein ſcheinen. Keine Thatſache und kein Zeugniß aus älterer Zeit hat ſich bis jetzt für jene Meinung beibringen laſſen; dagegen theilt Rochefort (349) ſelbſt mit daß die Cariben nach ihrer eigenen Sage vom Feſtlande her auf die Antillen und zwar zuerſt nach Tabago vor der drückenden Herrſchaft der Arowaken geflohen, und nach einer anderen ehrenvolleren Wendung derſelben Sage, daß ſie auf die Inſeln gekommen ſeien um deren Bewohner und ihre Feinde, die Arowaken, zu bekriegen. Dieſe Angabe, für welche der beſonnenere du Tertre (II, 361) und das vorhin aus de Laet Angeführte ſpricht, hat offenbar die größere innere Wahrſcheinlichkeit für ſich und liefert zugleich aus dem Munde der Cariben ſelbſt eine intereſſante Beſtätigung dafür, daß Arowaken vor ihnen die kleinen Antillen inne hatten. Nach der allgemeinen Ueberlieferung und nach Ausſage der Cariben ſelbſt (Lafitau I, 55) kommt die Verſchiedenheit der Sprachen, deren ſich Männer und Weiber bei ihnen bedienen, daher, daß ſie nur die Weiber der beſiegten Völker leben ließen und behielten. Da dieſe Verſchiedenheit, die jedoch im engliſchen Guiana nicht ſtattfindet, da ſie von Schomburgk (a, II, 430) als ein bloßes „Gerücht" bezeichnet wird, nicht einzelne Wörter und Redensarten allein betrifft, wie bei den Arowaken (ebend. I, 227), den Omagua, Guarani und Chiquitos, ſondern tiefer greift (Humboldt a. a. O. 19) — auch hierüber macht Rochefort (449 f.) falſche Angaben —, ſo iſt jene Anſicht ſchwerlich ganz grundlos, nur werden die Sprachen der Wei-

ber alsdann wahrſcheinlich unter ſich ſehr verſchieden geweſen ſein, da die Cariben ſich mit ihrem Weiberraube nicht auf die Arowaken allein beſchränkten (vgl. Humboldt ed. Hauff IV, 327). Was Rochefort (313, 450) und nach ihm Labat (II, 111) noch von einer Geheimſprache der Krieger zu erzählen wiſſen, iſt wahrſcheinlich Fabel.

Es ſcheint keinem begründeten Zweifel zu unterliegen, daß die Cariben aus dem Lande der Orinoco-Mündungen, ihren Feinden den Arowaken folgend, auf die kleinen Antillen gelangt ſind, aber eine andere Frage iſt es, ob hier ihr Stammland zu ſuchen ſei. Dieſes letztere nennen ſie — ſo wird verſichert — mit ihrem eigenen Namen Caribana; es liegt an der Oſtküſte des Golfs von Urabá (in ſpäterer Zeit heißt Caribana das Land zwiſchen den Mündungen des Orinoco und Amazonas) und von dort ſollen ſie ſich über den ganzen Nordrand von Süd Amerika ausgebreitet haben bis zum Drachenſchlund (P. Martyr 125, 315, Gomara 190, Oviedo XXI, 6, XXVII, 3, Benzoni II, 6). Indeſſen unterliegt dieſe Angabe bei dem unbeſtimmten appellativen Gebrauche jenes Völkernamens und der Unerweislichkeit einer continuirlichen Verbreitung der Caribenſtämme über jenes Ländergebiet manchen Bedenken.

In dem Golf von Urabá und im Niederlande des Fluſſes S. Juan (Atrato) fand Balboa Indianer ohne Landbau, deren Armuth zu dem Goldreichthum der Bewohner von Darien in auffallendem Contraſte ſtand (Navarrete III, 370); eben ſolche Menſchen mit vergifteten Pfeilen lebten am Fluſſe Zenu, nach welchem von Weſten her vorzudringen den Spaniern viele Kämpfe koſtete (Herrera II, 1, 6, V, 2, 4). Nehmen wir als richtig an daß die Eingeborenen dieſer Gegenden Cariben im ethnographiſchen Sinne des Wortes geweſen ſeien, ſo iſt doch auffallend daß ſie ſelbſt angaben ſie ſeien von jenſeits des großen Fluſſes von Darien (Atrato) hergekommen (Cieza 360, Herrera I, 7, 16). Nun nennt zwar P. Martyr (150) auch die Gebirgsbewohner in Darien ſelbſt „Cariben“, und neuerdings hat Mosquera (Mem. sobre la geogr. de la N. Grenada. N. York 1852, p. 41, S. Ausland 1858 p. 1134 f.) die Dariénes die ſich bis gegen die Mündungen des Atrato herabziehen, im Gegenſatze zu den friedlichen Chocóes zum caribiſchen Stamm rechnen wollen, alle älteren Nachrichten über die Bevölkerung von Darien ſcheinen aber vielmehr darin übereinzuſtimmen daß dieſe nicht zu demſelben gehörte. Auf

der Oſtſeite des Golfes von Uraba fanden die Spanier kriegeriſche Eingeborene mit Giftpfeilen, auf der Weſtſeite dagegen friedliche und freundliche Menſchen.

Wenn Squier (Nicarag. II, 308), auf den ſich Buſchmann (1852, p. 739) und Müller (194) berufen, es „mehr als wahrſcheinlich" findet daß die Stämme der atlantiſchen Küſte von Nicaragua zu den Cariben gehören, ſo iſt zwar ſo viel richtig daß Gomara (283), Oviedo (XLII, 12) und Herrera (III, 4, 7) eine Sprache Coribici, nicht Caribici, in Nicaragua als einheimiſch nennen, und daß letzterer ſogar hinzufügt, ſie werde in Choluteca viel geſprochen, aber es ſcheint ebenſo gewagt daraus allein auf die Anweſenheit von Cariben zu ſchließen, als es leicht iſt den Namen Chiriqui mit Squier (319) in Chiribiri, Chraibici und Caribici umzugeſtalten um ſchließlich das von Oviedo genannte Dorf Coribizi zu erhalten von welchem er in nicht unzweifelhaften Ausdrücken ſagt daß dort dieſelbe Sprache wie in Chiriqui geſprochen werde*. Daß die Chontales von den benachbarten Spaniern Cariben genannt werden (Squier 314), würde ſich aus einer gewiſſen Aehnlichkeit des Sinnes beider Wörter erklären laſſen (vgl. Herrera IV, 8, 3), und bei dem vagen Gebrauche des Wortes „Cariben" könnte es kaum in's Gewicht fallen daß ebenſo die unbekehrten Indianer von Chiapas welche an das Gebiet von Palenque grenzen, bei den Spaniern dieſen Namen führen (Stephens Reiſeerl. 442), wenn nicht Herrera eine Bucht Caribaco an der Nordküſte von Veragua, zwiſchen der Laguna von Chiriqui und Cartago angäbe, wozu noch weiter kommt, daß ein Land Cariari oder Cariai im Süden von C. Gracias á Dios, wahrſcheinlich in der Nähe der Mündung des Fluſſes S. Juan in Nicaragua lag, während ein zweites Cariari am Golf von Cariaco (Cumana) oder doch in deſſen Nähe ſich befand (Humboldt R. in d. Aeq. V, 321 f.). Dieſe Namen erinnern an das früher erwähnte Carai de Laet's auf Trinidad und können bei ihrer weiten Verbreitung kaum einem andern Volke als dem der Carina oder Cariben angehören.

* Oviedo's Worte ſind nämlich folgende (Hist. du Nicaragua éd. Ternaux p. 251): A cinq lieues de la côte on trouve un grand village habité par des Chorotegas vers le levant, et à huit lieues de là il y en a un autre nommé Coribizi, dont les habitants parlent une langue différente de toutes celles dont j'ai fait mention. Les femmes n'ont d'autre vêtement qu'un caleçon. Il en est de même dans la province de Chiriqui. . .

Daß die Caramares oder Caramairi-Indianer (Humboldt a. a. O.) in der Gegend von Cartagena ebenfalls Cariben waren, obwohl es dort auch einige friedlichere Völker gab, wird in dieſem Zuſammenhange wahrſcheinlich und die von ihnen gegebenen Beſchreibungen ſcheinen es zu beſtätigen (Gomara 189, 200, Navarrete III, 171, Herrera V, 2, 3, Peſchel 431). Dasſelbe gilt von der Gegend von S. Marta (Oviedo XXVI, 10, XXIX, 7), als deren Namen P. Martyr (255, 260) Cariai giebt, obwohl die Angaben (ebend. 140, 260) über den dort herrſchenden König, über die Kleider Gärten und Felder der Eingeborenen die Anweſenheit der Cariben wieder zweifelhaft machen. Daß die Cariben von dort bis nach C. de la Vela reichten, verſichert Oviedo (XXIX, 9), es fehlt aber darüber an genaueren Nachweiſungen. In der Gegend von Coro fanden ſich friedliche und freundliche Eingeborene (Herrera VIII, 2, 19), dagegen ſcheinen Caribenvölker, zu denen namentlich die Girahara im Südoſten, in der Gegend von Rirua (Rirgua?) gerechnet werden (Simon I, 3, 1 und 7, 21), tiefer im Innern geſeſſen zu haben, während ſie in der Nähe von Caracas wahrſcheinlich nur den Küſtenſaum beſaßen, das Binnenland aber minder kriegeriſchen Stämmen gehörte (Herrera IV, 7, 6). Größere Sicherheit als über dieſe Länder beſitzen wir in Rückſicht auf Cumana und das weſtlich von ihm gelegene Maracapana, wo die meiſten Sitten beſtimmt erwähnt werden welche für die Cariben charakteriſtiſch ſind (ebend. III, 4, 10, VIII, 2, 19, Simon I, 4, 25, de Laet XVIII, 4, Oviedo XXIV, 12). In Curiana, auf der Küſte die der Inſel Margarita gegenüberliegt und weiter weſtlich von da lebte eine friedliche, zum Handel geneigte Bevölkerung mit weicherem und krauſerem Haare als die Inſelbewohner (Navarrete III, 13, Helps II, 122), aber die Ufer des Golfs von Paria waren wieder im Beſitze der Cariben (Navarrete III, 30, Benzoni I, 3), in gleicher Weiſe das Land von Amana im Norden des unteren Orinoco (Caulin 311). Von hier nach Südoſten folgte das Hauptland der Arowaken (Aruaco), das die Mehrzahl der Orinoco-Mündungen umfaßte und vom Weſtufer dieſes Stromes an (Oviedo XXIV, 8) bis zum unteren Eſſequibo reichte (Simon I, 3, 22 und 7, 8); Cariben waren in dasſelbe mehrfach gedrungen. Diego de Ordaz, der das Land am Orinoco verwüſtete, ſtieß allerwärts auf Cariben, die ihm tapferen Widerſtand leiſteten (Oviedo XXIV, 3), und nach Gilii

hatten ſie in früherer Zeit das ganze rechte Ufer des unteren Orinoco inne bis jenſeits der Mündung des Caura. Sie lebten mit Arowaken zuſammen an den kleineren Flüſſen im Süden des Orinoco-Delta's (ebend. I, 3, 24, Caulin 56), am Arature Barima Macuro Maſaruni und mehreren anderen Flüſſen des weſtlichen Guiana (Simon I, 3, 29), am Eſſequibo oberhalb der Katarakten (de Laet XVII, 17). Da ſie ſchon von Simon (a. a. O.) am Caura genannt werden und von Caulin (61 ff.) außerdem auch am Caroni und Arui, ſind ſie wohl ſchwerlich in dieſen Ländern erſt ſeit dem Ende des 17. Jahrhunderts heimiſch (wie Humboldt ſagt, ed. Hauff III, 275). Ihre Raubzüge vom unteren Orinoco bis in das Land des Apure und Zarare fielen ebenfalls ſchon in ältere Zeit (Simon I, 4, 27) und erſtreckten ſich über ſo große Ländergebiete, daß ſie vom Guarico aus 1577 und 1583 nördlich die Gegend von Valencia erreichten (Baralt 246). Die Kriege der Cariben gegen die Cabren, denen ſie oft unterlagen (Gumilla), und gegen eine große Menge anderer Völker des Orinoco, die von ihnen im Laufe des 18. Jahrhunderts unterjocht wurden (Näheres bei Gumilla, Humboldt R. in den Aeq. IV, 179 ff.), haben die Sitze der Völker jedenfalls vielfach verſchoben, doch vermögen wir nicht uns hierüber genauere Rechenſchaft zu geben. Spix und Martius (1301 ff.) berichten daß die Völker am Negro und Branco in früherer Zeit durch die Cariben von Oſten her bedrängt und vorwärts getrieben worden ſeien und daß dieſe letzteren ſich am erſtgenannten Fluſſe in einzelnen verſprengten Horden noch finden ſollen. Gegenwärtig ſind ſie auf das Land zwiſchen dem Caroni Cuyuni und Paraguamuzi beſchränkt (Humboldt ed. Hauff III, 93). Schomburgk (a, I, 259, 342, II, 427) giebt ſie im unteren Gebiet des Mazaruni Cuyuni und Pomeroon an, in zerſtreuten Dörfern am Corentyn Rupununi und Guidaru. Wenn ſich bei ihnen und anderen Caribenſtämmen neuerdings die Tradition gefunden hat daß ſie von den Inſeln her nach Guiana eingewandert ſeien (ebend. I, 261 und Gilii), ſo werden wir dieſer Ueberlieferung ſchwerlich ein hohes Alter zuſchreiben dürfen, da die andere, welche neben jener beſteht, daß ſie vielmehr vom Orinoco nach Guiana gekommen ſeien (Schomburgk 353) weit mehr für ſich hat. Auch iſt eine ſpätere Rückwanderung von den Inſeln her in hohem Grade wahrſcheinlich, da ſie ſchon um 1500 ihre Raubzüge von dort auch nach der tierra

firme richteten (Herrera I, 4, 2, de Laet I, 18), ihre Kriege mit den Weißen aber und ihre Verdrängung von den meisten der kleinen Antillen im 17. Jahrhundert sie veranlaßt haben mögen das Festland wieder aufzusuchen. Daß der Nordwesten von Guiana, das Land vom rechten Ufer des Orinoco bis an die Maroweine sonst den Arowaken gehörte, ergiebt sich aus den dortigen geographischen Namen, wogegen die Namen welche sich von dort nach Südost finden im französischen und brasilianischen Guiana größtentheils caribisch sind (Zeitschr. f. Allg. Erdk. N. F. IV, 27). Am Simanari fanden die französischen Missionäre (1728) Galibis, Völker von nahe verwandten Sprachen lebten an den Zuflüssen des oberen Oyapoc (Lettres éd. II, 12, 32), und schon de Laet (XVII, 6—16), der im Gebrauche des Namens vorsichtiger zu sein pflegt als die älteren spanischen Schriftsteller, giebt wie am Corentyn, Surinam, Maroni und auf der Insel Cayenne, so auch im Lande Norrack südöstlich vom Wiapoco (Oyapok) Cariben oder Maranschewaccae als einheimisch an, und bezeichnet sie auf Cayenne als die ältere, die Arowaken und Paragoti als die jüngere Bevölkerung. Der südlichste Punkt an welchem sich Cariben nachweisen lassen, scheint das rechte Ufer des Amazonenstromes zu sein das oberhalb der Mündung des R. Negro von Caripunas bewohnt war (Acuña 680), denn dieß ist der Name den die Mappures den Cariben beilegen (Vater, Mithrid. III, 2, 678*). Von Castelnau (III, 135) werden Caripunas sogar am rechten Ufer des Madeira unter 9° s. B. angegeben.

Wir haben bisher ausschließlich die Völker besprochen welche unmittelbar und bestimmt als Cariben bezeichnet werden, und wenden uns jetzt zu ihren Verwandten. Von den 25 Völkern die Gilli als solche angegeben hat (Prichard, Uebers. IV, 535) sind nur wenige etwas näher bekannt, die Cumanagotto und Pariagotto, Guayqueri und Tamanak, von denen die drei ersteren auch von Gumilla als Caribenstämme genannt werden. Die Cumanagotto, deren Sprache im westlichen Theil des ehemaligen govierno de Cumaná herrschend ist — Caribisch und Chayma dagegen im südlichen und östlichen — (Humboldt ed. Hauff II, 9), bilden die Hauptmasse der Bevölkerung in den Missionen von Piritu. Sie waren sehr wilde Menschen,

* Was Alcedo von dem Volke der Caripotes erzählt, die er in diese Gegenden setzt und als sehr cultivirt bezeichnet, scheint auf einem Irrthum zu beruhen.

doch keine Cannibalen (Oviedo XXIV, 12), wie die Chiugoto (15—20 leguas landeinwärts von Maracapana, Herrera VIII, 2, 19) und manche andere Völker dieſer Gegenden, welche die Köpfe ihrer Kinder vorn und hinten abzuplatten pflegten, die Cherigoto, Paragoto, Pitagoto (Simon I, 4, 25). Alle Völkernamen mit dieſer Endung ſcheinen caribiſchen Urſprunges und die mit ihnen bezeichneten Völker caribiſchen Stammes zu ſein: die Charagoto im Süden von Caracas (Baralt 186), Pianoghotto mit den Drio am oberen Corentyn und am Eſſequibo unter 1—2° n. B. und die Arinagotto (Caulin 60), das Hauptvolk im Flußgebiete des oberen und mittleren Caroni (Schomburgk a, II, 478 f. u. Karte, J. R. G. S. XV, 83) gehören hierher, doch wiſſen wir nicht ob ſie ſich den Cumanagotto oder anderen Caribenſtämmen zunächſt anſchließen. Die Pariagotto ſind die Bewohner von Paria und ſollen in dieſes Land von den Küſtengegenden her am Berbice und Eſſequibo gelangt ſein (Schomburgk 353). Ihre Sprache iſt die herrſchende in den Miſſionen von Guayana (Caulin 88).

Die Guayqueri, von Gilii und Gumilla als ein Zweig der Cariben bezeichnet (Vater, Mithrid. III, 1, 676), hatten nach Caulin (122) Margarita Coche und Cubagua inne, doch ſoll die letztere Inſel, da ſie kein Trinkwaſſer beſaß, niemals feſt bewohnt geweſen ſein (Oviedo XIX, 2, de Laet XVIII, 2, vgl. Caulin I, 4, 25). Sie leben neuerdings auch auf der Halbinſel Araya und in den Vorſtädten von Cumana, ſind nach Humboldt (ed. Hauff I, 201, 217) urſprünglich Guarauno, von denen ſie ſich jedoch jetzt weſentlich unterſcheiden, und haben ihre Mutterſprache mit der ſpaniſchen vertauſcht. Ihr Name ſoll ihnen von Europäern in Folge einer mißverſtandenen Antwort beigelegt worden ſein. Schon in alter Zeit fanden die Spanier auf Margarita bei ihnen freundliche Aufnahme (de Laet XVIII, 1) und ſie haben ſich ganz den Weißen angeſchloſſen. Ob die kriegeriſchen und mächtigen Guaycari, welche Federmann (104) am mittleren Orinoco mit den Caquetios zuſammenwohnend fand, dasſelbe Volk waren, läßt ſich nicht entſcheiden, doch nennt auch Caulin (69) Guayquiris im Süden des Cuchivero. Wenn ſie wirklich vom Stamme der Guarauno ſind, verdient es Beachtung daß ſüdöſtlich vom Zulia, der in den Maracaibo-See mündet, auch ein Volk Guarunie genannt wird (Simon I, 7, 22). Die Guaraon oder

Gu-ara-uno im Delta des Orinoco, einige in den Miſſionen von Cumana und an beiden Ufern des Orinoco 25 leguas von C. Barima entfernt, hat erſt Humboldt (ed. Hauff II, 7) zu dem caribiſchen Sprachſtamme gezählt, wenn wir von Lavayssé (145) abſehen, der auch die Arowaken dahin rechnet, während Schomburgk (a, I, 114, 162 u. Karte) die Warrau (Guarauno) am Barima und Waini oder Guainia, im Küſtenlande bis zum Eſſequibo und von da bis nach Surinam hin (Bancroft 164, Quandt 131), deren Sprache ſich in den Mündungsländern des Amazonas wiederfinden ſoll (Hancock im J. R. G. S. IV, 332), von jener Familie getrennt hält.

Die Tamanak, denen nach Gilii die Cumanagotto Pariagotto und Maquiritari ſprachlich näher ſtehen als den Cariben, wohnen am rechten Ufer des Orinoco ſüdöſtlich von der Miſſion Encaramada (Humboldt). Ihre Sprache diente Gilii vielfach im Verkehr mit den Völkern des unteren Orinoco; ein Zweig derſelben iſt die der Chaymas welche im Oſten der Guarauno an den Bergen des Cocollar und Guacharo, am Guarapiche, Colorado, Areo und Caño de Caripe leben. In die Berge von Caripe ſind ſie aus den heißen Tiefländern erſt durch die Miſſionäre verſetzt worden (Caulin 322, Humboldt ed. Hauff II, 32). Gehören die Maquiritari auch hierher, welche Caulin (80 f.) oberhalb der Mündung des Caſſiquiare im Flußgebiete des Orinoco angiebt und als Carives mansos bezeichnet (auch Humboldt a. a. O. III, 144 nennt ſie friedliche Ackerbauer), ſo ſind ſie gleich den Guayanos (ebend. IV, 248) ein merkwürdiges Beiſpiel dafür daß kriegeriſche Wildheit und Grauſamkeit keineswegs als ein allgemeines Merkmal aller zur Cariben-Familie gehörigen Stämme betrachtet werden darf, wie man ſo gewöhnlich angenommen hat. Die Sprache der erſteren herrſcht am oberen Orinico zwiſchen den Mündungen des Ventuari und des Padamo (ebend. 72).

Schomburgk nimmt keine Verwandtſchaft der Maionkong oder Maquiritari mit den Cariben an, deren Stämme er in Guiana in zwei Gruppen vertheilt: 1) Waika und Akawai; 2) Macuſi, Arekuna, Zaparà, Pianoghotto, Drio (ſ. deſſen Karte). Die Sprache der Akawai oder Accaway, die ſich von den Waika kaum zu unterſcheiden ſcheinen, iſt mit der der Cariben faſt identiſch (Hilhouse in J. R. G. S. II, 237) oder ihr doch nahe verwandt (Schomburgk a, II, 454). Sie leben hinter den Warrau im Innern ſüdlich vom oberen und mittle-

ren Barima bis nahe an den Waini heran und im Norden des Cuyuni, auch im oberen Stromgebiet des Demerara, am Mazaruni und Putaro (Schomburgk a, I, 196, II, 449, Monatsb. d. Geſ. f. Erdk. N. F. II, 155), wo ſie ſchon vor Alters waren (de Laet XVII, 17). Auch am Berbice finden ſie ſich (Bancroft 165). Die Macuſi im Flachlande zwiſchen dem Rupununi, Parima, dem Pacaraima- und Canuku-Gebirge ſind von den Arekuna im Quellgebiet des Caroni Cuyuni und Mazaruni, wahrſcheinlich nur dialektiſch verſchieden; die letzteren ſcheinen früher im Flußgebiete des Uaupes gelebt zu haben (Schomburgk a. a. OO. und a, II, 208 f., 239), was vielleicht auch von den Macuſi gilt, wenn ſie mit den Macus identiſch ſind, die Wallace (508) am Iſanna und Herndon (253) am Japura angiebt — eine Vermuthung der jedoch die Verſchiedenheit der phyſiſchen Eigenthümlichkeiten beider (ſ. unten) nicht günſtig iſt. Die Zapara hat ſchon Caulin (57) mit den Macuſi zuſammengenannt. Ein gleichnamiges Volk, deſſen letzter Reſt im Jahre 1607 vollſtändig vertilgt worden ſein ſollte, wohnte in alter Zeit auf der Weſtſeite des Einganges in den Maracaibo-See, und es iſt zu vermuthen daß es wirklich ein Caribenvolk war, da auch ſüdlich von dort am Zulia die Quiriquires als ein ſolches ausdrücklich erwähnt werden (Simon I, 7, 16 ff.). Die Vernichtung der erſteren kann indeſſen nur eine theilweiſe geweſen ſein, da die Zapara (wenn anders darunter dasſelbe Volk zu verſtehen iſt) außer von Acuña auch in dem Memorial der Jeſuiten an den König von Spanien (1632) in der Nähe der Omagua in der Provinz Quito genannt werden: ſie ſaßen am Curaray und ſollen 10000 Seelen ſtark geweſen ſein (Rodriguez II, 3, V, 4 und 12). Neuerdings hat Osculati (169), übereinſtimmend mit Villavicencio (170) die Zaparos zwiſchen dem Paſtaza und Napo, an letzterem bis zur Mündung des Curaray (oder nach p. 177 und 180 wenigſtens bis zu der Mündung des Aguarico) gefunden und rechnet zu ihnen auch die Iquitos im Flußgebiete des unteren Napo (189); über ihre Sprache, die ihnen mit den Mazanes am Amazonas und den Avijiras gemeinſam iſt (Villavicencio 175) hören wir leider nichts Näheres. Hervas (Vater, Mithrid. III, 1, 590) führt die Zaparos einerſeits als eine Abtheilung der Simigaes am Curaray, andererſeits aber als einen Zweig der ſogenannten Encabellados an, zu denen nach Veigl (99) die Abichiras, Anguteres und mehrere andere Völker gehören. Die Ancuteres oder Anguteros, ein wildes

und räuberiſches obwohl feſtſäſſiges Volk am mittleren und unteren Napo, ſind in Sprache und Sitten mit den Putumayos identiſch und gleichen im Aeußeren den ſogenannten Encabellados am unteren Aguarico (Villavicencio 173 f.), von denen ſie Osculati (185) gar nicht unterſcheidet. Die verwandtſchaftlichen Verhältniſſe dieſer Völker feſtzuſtellen bedarf es neuer Unterſuchungen, welche insbeſondere auch darüber werden Aufſchluß geben müſſen ob wirklich Caribenſtämme bis in dieſe entlegenen Länder vorgedrungen ſind.

Endlich haben wir noch die Yaos (Yajos, Yajes, Jayri) zu erwähnen, die am unteren Maroni, im holländiſchen Guiana, hauptſächlich aber zwiſchen dem Oyapoc und Amazonas lebten, wohin ſie von den Arowaken aus den Ländern am unteren Orinoco vertrieben worden waren (de Laet XVII, 4, 6, 9, 11, 15). Sie waren vor Zeiten das mächtigſte unter den Völkern die zwiſchen dem Eſſequibo und Amazonenſtrom wohnten, und ſind ebenfalls zum caribiſchen Stamme zu rechnen (Vater, Mithrid. III, 1, 682).

Die Arowaken, die urſprünglichen Bewohner von Guiana (Gilii, Bancroft 167 f. oben p. 358), werden zwar von Herrera (N. Orbis metaphraste Barlaeo Amst. 1622, c. 8) als die große Familie bezeichnet, von welcher die Cariben ein Theil ſeien, und von Humboldt (ed. Hauff IV, 331) als mit dieſen verwandt betrachtet, doch hat Vater nur einige wenige ſprachliche Aehnlichkeiten zwiſchen beiden gefunden und bemerkt daß die Arowaken den Tamanaken weit näher ſtehen als den Cariben, Schomburgk (a, II, 325) aber ſcheint die Verwandtſchaft ganz abzuweiſen, indem er ausſpricht, daß die einzigen Grundſprachen in Guiana wahrſcheinlich die der Cariben, Arawaak, Warrau und Wapiſiana ſeien. Oviedo (XXIV, 17) giebt die Aruacas an der Küſte „zwiſchen dem Marañon, Trinidad und dem Golf von Paria“ an, womit die Karte bei de Laet übereinſtimmt, auf der ſie ſich am linken Ufer des Amazonas finden, doch bemerkt letzterer (XVII, 4) ausdrücklich daß in Folge der portugieſiſchen Invaſionen von Para her die Sitze der Völker in dieſen Ländern ſchon 1629 völlig verändert und von den Holländern nicht mehr aufzufinden geweſen ſeien. Einige wenige derſelben lebten damals nordweſtlich vom unteren Oyapoc und an einem weſtlichen Zufluß desſelben, andere in der Gegend von Cayenne, am unteren Maroni, am Berbice und unteren Eſſequibo (ebend. 6—11, 15 f.). Caulin (67) giebt Arivacos

neben vielen andern Völkern an den Zuflüssen des Caura an. Hieraus ergiebt sich Schomburgk's (352) Vermuthung daß sie von Süden (eigentlich Südosten) hergekommen seien, als richtig, wenigstens für einen Theil dieses Volkes. Ihr jetziger Verbreitungsbezirk ist nächst dem französischen und holländischen Guiana (Quandt) das Flußgebiet des unteren Corentyn und Essequibo, wo sie an jenem unter 5°, an diesem unter 4° n. B. mit Cariben zusammengrenzen, dann das Küstenland westlich von letzterem Flusse bis gegen die Mündungen des Orinoco hin, so jedoch, daß sie sich hier kaum hundert englische Meilen weit in's Innere erstrecken, und besonders am Waini Barima und Amacura mit Warraus gemischt sind (Schomburgk a, I, 226, Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 155, J. R. G S. XII, 196). Indessen haben wir nach Früherem keinen Grund anzunehmen daß sie im Besitze dieser Länder sich erst seit zwei oder drei Jahrhunderten befänden. Auf eine alte Verbreitung derselben weit im Westen scheint es hinzuweisen, daß nicht blos von Oviedo (XXV, 1) Aruacanas unmittelbar im Süden des Maracaibo-See's, sondern auch von dem sorgfältigen Piedrahita (III, 1, IX, 5) Aruacos in der Sierra Nevada von S. Marta und südöstlich von dort in den Bergen „auf der rechten Seite" des Upar-Thales genannt werden.

Die weite Ausbreitung der Cariben und Arowaken die wir nachgewiesen haben, läßt mit Sicherheit erwarten daß außer den angeführten Völkern auch noch viele andere zu dieser Familie gehören. Die Allgemeinheit in welcher das Wort und die Würde des Piai (Piache) und so manche andere Eigenthümlichkeit im Norden von Süd Amerika vorkommt, macht dieß ebenfalls wahrscheinlich, aber der Mangel genauerer Nachrichten nöthigt uns bei einem wenig befriedigenden Resultate in dieser Hinsicht stehen zu bleiben. Wir müssen uns im Folgenden damit begnügen aus der Masse der namentlich bekannten Völker welche dem bisher behandelten Ländergebiete angehören, noch einige der bedeutenderen herauszuheben, die den Cariben ursprünglich fremd zu sein scheinen und deren Beziehungen zu anderen sich bis jetzt nicht näher angeben lassen.

In den Ebenen von Orino südöstlich von S. Marta und am unteren R. de la Hacha saßen die Guajiros (Goahiros), welche ganz unbekleidet, ohne Landbau und selbst ohne Hütten (Piedrahita III, 1, IX, 7, Simon I, 8, 5), doch schwerlich von caribischem Stamme

waren, da ſie bei ſchlichtem Haare ganz ſchwarze Haut haben (Galindo J. R. G. S. III, 290). Sie reichen neuerdings bis zum Golf von Maracaibo und weiſen allen Verkehr mit den Europäern, beſonders mit Spaniern zurück. Alcedo ſchildert ſie als fleißig und betriebſam namentlich im Handel, erzählt von Baumwollenwebereien und Baumwollenkleidern derſelben, von ihren Kämpfen zu Pferde, jedoch ohne Angabe ſeiner Quelle, wie gewöhnlich. Ob der Hayo-Strauch deſſen Blätter von den Guajiros wie in S. Marta und Cumana als Reizmittel gekaut wurden, die Coca war, wie Alcedo ſagt, ſcheint ungewiß. In den Gebirgen von S. Marta lebten die äußerſt tapferen Tayronas, deren Macht bis über den Magdalenenfluß hinüberreichte. Die Völker am Golf von Maracaibo, der nach einem der dortigen Häuptlinge benannt iſt, gleich dem von Paria (Simon I, 2, 3 u. 16) zeigten ſich friedlich und freundlich. Unter den Namen der hier und weiter landeinwärts lebenden Stämme (Näheres ebend. I, 2, 19; 5, 17; 7, 16, Herrera IV, 7, 6, Oviedo XXV, 1—4 u. 8) fallen die Xiriguanas oder Chiriguanas auf, welche nur Oviedo am Yuma-Fluß im Süden des Maracaibo-See's und im Innern ſüdlich von S. Marta nennt (XXV, 4, XXVI, 18), während Piedrahita (IX, 5) in den Bergen des Upar-Thales, alſo in geringer Entfernung, unter anderen Stämmen merkwürdiger Weiſe auch Tupes nennt, welche die Frage veranlaſſen ob Völker vom Stamme der Tupi-Guarani vielleicht bis hierher verſprengt worden ſeien. Daß eine Völkerſchaft der Guayanas ſowohl in Cumana als auch unter den Guarani vorkommt (wie d'Orbigny II, 289 bemerkt hat), verdient unter ſolchen Umſtänden jedenfalls Beachtung. Zu den Cariben gehörten die Bewohner von Upar wahrſcheinlich nicht, da ihre Zauberärzte nicht Piaches, ſondern Mahones hießen (Herrera VIII, 6, 12). Die Völker der Gegend von Merida hat Piedrahita (XII, 7) aufgezählt.

Die Caquetios, auf welche Federmann (94, 98, 104) an der Küſte von Coro geſtoßen war (1530), traf er 73 deutſche Meilen von dort entfernt im Innern wieder an, wo ſie in ſtark befeſtigten Dörfern wohnten und das mächtigſte Volk des Landes waren. Sie lebten auch an den Ufern des Maracaibo-See's, am Apure Darari und Caçavari, wo ſie Georg von Speier (1536) auf ſeinem Wege zum Meta fand (Oviedo XXV, 8 u. 11, Simon I, 4, 12). Noch weiter im Süden kommt der Name Caqueta als ſynonym mit dem oberen Laufe

des Japura vor. Ampúes hatte 1527 bei jenem Volke in Coro freundliche Aufnahme und reiche Geſchenke erhalten (Baralt 148). Das Wenige was Oviedo (XXV, 9) von ſeinen Sitten erzählt (Eintrocknen der Leiche des vornehmſten Häuptlings, Verbrennen der Gemeinen, Genuß der gepulverten Knochen im Getränk) reicht nicht hin um ein Urtheil über ſeine Nationalität zu begründen. Die Stämme im Oſten von Coro nach Tocuyo hin waren in viele verſchiedene Sprachen getheilt, ſehr kriegeriſch, roh und größentheils Cannibalen (Simon I, 3, 1 f., Herrera VI, 1, 1, VII, 10, 16, VIII, 8, 2. Näheres über die dortigen Cuicas und Timotes, beſonders ihre Idole und Opfer bei Simon I, 5, 23 u. Piedrahita XII, 5). Daſſelbe gilt von denen der Gegend von Barquiſimeto, die obdachlos in Hängematten unter Bäumen ſchliefen (Simon I, 5, 19). Die Völker im Süden von Caracas hat Baralt (186 f.) aufgeführt. In den Guahibos am unteren Meta bis zur Mündung des Caſanare hin (Humboldt ed. Hauff III, 130) — Caulin (73) nennt ſie im Norden des Bichada — müſſen wir die Guayupes oder Guayppes (Guayppies bei Oviedo XXV, 12 f.), vermuthen, die G. v. Speier und Ph. v. Hutten (Felipe de Utre, Urre) am Guaviare oder Guayare und jenſeits desſelben in Macatoa fanden. Sie waren bärtig und bekleidet, und ſtanden in jeder Rückſicht auf einer höheren Culturſtufe als die nördlicheren Völker (Simon I, 3, 12 u. 5, 6, Piedrahita X, 2, Baralt 164), von der ſie ſpäter herabgeſunken zu ſein ſcheinen (Humboldt a. a. O. 144): wahrſcheinlich ſchließen ſie ſich, wie vielleicht auch die vom Meta hergekommenen Otomaken deren Sitze jetzt zwiſchen dem Apure und Sinaruco liegen (Humboldt R. i. d. Aeq. IV, 578) den ſpäter zu beſprechenden Omaguas an.

Wir unterlaſſen es den größten Theil der Völker anzuführen, die ſich noch außer den obigen am Apure Meta und im ſüdlicheren Flußgebiete des Orinoco angegeben finden (Simon I, 4, 16 u. 5, 16, Caulin 70 ff.). Als die Hauptvölker dieſes Gebietes bezeichnet Caulin (73, 75 ff., 88) die Cabres an den Zuflüſſen des Guaviare und namentlich am Atabapo, und die Mappures am Orinoco dem Einfluſſe des Bichada gegenüber, am Ventuari gegen deſſen Mündung hin und an den Zuflüſſen des Negro oberhalb der Mündung des Caſſiquiare, während Humboldt hörte (ed. Hauff III, 143) daß die letzteren ſelbſt mit den Abanis Parenis und Guaypunaves zu den Cabres zu rechnen ſeien: die Atures Quaquas und Macos oder Piaroas aber

zu dem großen Stamme der Salivas zählen, die zwiſchen dem Pichada und Guaviare, und zwiſchen Meta und Paute gelebt zu haben ſcheinen, jetzt aber ſich theils in Carichana theils in den Miſſionen am oberen Meta befinden (ebd. 114). Merkwürdiger Weiſe zeigt die Maypure-Sprache einerſeits auffallende Aehnlichkeiten mit der Hauptſprache von Moxos, andererſeits beſitzt ſie einige mit dem Tamanakiſchen (Vater, Mithrid. III, 1, 617). Am linken Ufer des unteren Apure und in der Miſſion Achaguas leben die Yaruros, vor Zeiten ein mächtiges Volk (Humboldt ed. Hauff III, 21). Die ethnographiſchen Verhältniſſe aller dieſer Völker untereinander wie zu den Cariben und Arowaken ſind noch gänzlich unbekannt. Die Völker des Negro, an welchem Maravitaniſch die Hauptſprache iſt (ebend. IV, 72), finden ſich nebſt denen welche zwiſchen dem Parime und Marañon ſitzen, bei Caulin (82 ff.), die am Uaupes und Iſanna bei Wallace (480 f., 507).

Wenden wir uns ſchließlich nach Guiana zurück, ſo ſind auch hier, außer einer großen Zahl von chriſtlichen halbciviliſirten Farbigen (Miſchlingen von Weißen Indianern und Negern) am Eſſequibo und Mazaruni (Schomburgk a, I, 97), noch mehrere Völker zu nennen die zu den Cariben und Arowaken keine Verwandtſchaft zu haben ſcheinen. Dahin gehören die Wapiſiana am Parime Takutu und Rupununi unter 2½—3° n. B., welche den Pauixana am R. Branco ſprachverwandt ſcheinen; die im Ausſterben begriffenen Atorai im Carawaimi Gebirge unter 2½° weſtlich vom Eſſequibo, und öſtlich von dieſen am genannten Fluſſe die Taruma, welche vom Negro herübergekommen ſind; die Wayawais vom Quellgebiet des Eſſequibo nach dem Amazonenſtrom hin; die Guinau im Süden und Oſten der früher am rechten Ufer des oberen Orinoco erwähnten Maquiritaren, die am R. Branco früher mächtigen Paravilhanos, die Maopityans öſtlich vom Eſſequibo 1½° n. B. und einige andere (Schomburgk a, I, 315, II, 41 f., 388, 470, f. J. R. G. S. XIII, 40. XV, 85. Monatsb. d. Geſ. f. Erdk. N. F. II, 155). Einige wenig bekannte Stämme des franzöſiſchen Guiana finden ſich in den Lettres édif. (II, 10, 12) angeführt.

Die allgemeine Charakteriſtik welche man von den phyſiſchen Eigenthümlichkeiten der bisher behandelten Völker zu geben verſucht hat, iſt äußerſt unvollkommen und ſelbſt widerſprechend, wie es bei voreiligen Generaliſationen zu geſchehen pflegt. Morton (Crau.

Am. 64) will die Völker des nördlichen Süd Amerika mit seiner „apalachischen Raçe“ von Nord Amerika vereinigen, die er im Allgemeinen als rundköpfig bezeichnet, obwohl namentlich sein Ature-Schädel (135 und pl. 12) bei abgerundetem Hinterhaupte eine ungewöhnliche Länge von vorn nach hinten zeigt; nach Retzius dagegen (Müller's Archiv 1848 p. 247) ist in Venezuela und Guiana wie in Brasilien und Paraguay die langköpfige prognathische Form vorherrschend. Auch den Cariben schreibt er diesen Typus zu (ebend. 280), die nach Morton (a. a. O. 237) Rundköpfe sind. Vorsichtiger hat d'Orbigny (I, 119) die große Verschiedenheit der Kopfformen sowohl bei den einzelnen Völkern als innerhalb desselben Volkes in Süd Amerika hervorgehoben und daher ganz unterlassen eine allgemeine Charakteristik des Schädeltypus zu geben. Demnach scheint es rathsam eine allgemeine Schilderung überhaupt noch unversucht zu lassen. Indessen sind doch folgende Bemerkungen beachtenswerth.

Die Eingeborenen von Süd Amerika, ein gesundes und langlebiges Geschlecht, zeichnen sich durch große Stärke und Festigkeit des Knochengerüstes aus, Verkrümmungen des Rückgrates und Klumpfüße sind nirgends zu sehen (v. Martius in Buchner's Repert. XXIV, 145, 165); freilich hat Oviedo (XXIX, 28) grob übertrieben indem er ihren Schädel viermal so dick nannte als den des Europäers. Daß Mißgestalten bei ihnen sehr selten sind, betrachtet auch Humboldt (R. in d. Aeq. II, 198) als Raçeneigenthümlichkeit. Wie bei den Indianern des nördlichen Festlandes ist auch bei ihnen graues Haar im Alter sehr selten, und bei keinem der Eingeborenen von Guiana hat Schomburgk (a, II, 253) eine Platte gesehen. Die Farbe der Haut ist nicht die Kupferfarbe, sondern ein dunkles Braun, der Lohfarbe sich nähernd in den Aequinoctialgegenden, doch kommen auch hellere Schattirungen vor: die Otomaken und Guamos sind die dunkelsten, die Guaicas an den Quellen des Orinoco, „die weißlichen Indianer“, dagegen bedeutend heller als die meisten (Humboldt a. a. O. IV, 491), die Guaribas in derselben Gegend von der Farbe der Spanier (Caulin 81). In dichten Wäldern ist, wie schon Gumilla bemerkt hat, die Hautfarbe bei ihnen heller, in offenen Ländern dunkel. Durch die Form der Augen, die hervortretenden Backenknochen, das schlichte grobe Haar und den fast gänzlichen Mangel des Bartes, der als häßlich gilt und darum entfernt wird, während ihn gehörige Pflege verstärken

würde, nähert ſich der Südamerikaner der mongoliſchen Raçe, unterſcheidet ſich aber von ihr weſentlich durch die ziemlich lange und hervorragende Naſe, deren Löcher minder weit und nach unten gerichtet ſind. Der Mund iſt zwar groß, doch die Lippen nur wenig aufgeworfen, zwei Furchen gehen von den Naſenlöchern gegen die Mundwinkel hin; das Kinn iſt ſehr kurz und rund, die Kinnlade ſtark und breit entwickelt (Humboldt a. a. O. II, 189 ff., dem Gumilla c. 5, 2 nur in Rückſicht der Naſe widerſpricht, welche er im Allgemeinen bei den Völkern des Orinoco als etwas platt mit weiten Löchern bezeichnet). So werden auch von d'Orbigny (I, 132) nur das ſchwarze glatte und grobe Haar, der ſtets ſchlichte und ſpät keimende Bart, das kurze Kinn, die kleinen Augen, der vorſtehende Unterkiefer, die faſt verticalen Zähne und geringen Augenbrauen als conſtante Charaktere des Südamerikaners angegeben, doch ſind auch dieſe, wie wir ſehen werden, nicht ſtreng allgemein.

Von den Cariben der Inſeln fehlt es an einer genaueren Schilderung die uns erlaubte, ſie mit denen des Feſtlandes zu vergleichen. Die letzteren von faſt rieſenhaftem Wuchſe, 5′ 6—10″ (altfranzöſiſches Maaß) außer in Guiana, wo ſie robuſter plumper und unterſetzter ſind als die übrigen Bewohner des Landes (Schomburgk a, I, 259), haben regelmäßigere Züge als man bei den anderen Völkern zu finden pflegt und machen den Eindruck höherer Intelligenz: die Stirn erſcheint ſehr hoch, weil ſie zum Theil glatt geſchoren iſt, in der That iſt ſie gewölbter als bei den Chaymas Otomaken u. ſ. f., gewölbter als ſie gewöhnlich beſchrieben worden iſt, namentlich wo der Gebrauch der Abplattung nicht mehr herrſcht, wie in den Miſſionsländern (Humboldt a. a. O. V, 12, 29, III, 401), Lavaysse (XVIII) fand ſie ſo ſchön als bei den ſchönſten Europäern und Kreolen. Die Naſe iſt weniger breit und platt, die Jochbeine weniger vorſpringend und die Phyſiognomie im Ganzen minder mongolenähnlich als bei den übrigen Völkern. Indeſſen galten platte Stirn und breite Naſe den Cariben der Inſeln als edel und ſchön: die Mütter ſorgten deshalb dafür ihren Kindern dieſe Vorzüge anzueignen (du Tertre II, 358, 374). So war es auch in Cumana gewöhnlich das Geſicht des Kindes, deſſen Kopf man zwiſchen zwei kleine Kiſſen legte, breit zu drücken (Gomara 206, Herrera III, 4, 10). Auch bei den Matomatos an den Quellen des Orinoco und bei den Ytures (?) im Süden derſelben herrſchte

dieſe Sitte (Caulin 81), welche den Cariben urſprünglich allein eigen geweſen, bei vielen Stämmen derſelben aber ſchon in ziemlich früher Zeit abgekommen zu ſein ſcheint, da ſie Oldendorp (22) den Cariben von Guiana abſpricht und Schomburgk bei ihnen keine Spur derſelben mehr erwähnt, wenn ſie überhaupt jemals bei denen des Feſtlandes allgemeinere Verbreitung gefunden hat. Gosse (53 f.) führt mehrere Arten der Schädelcompreſſion an, die bei den Cariben in Uebung geweſen ſeien, was er aber (103) von den thurmartig in die Höhe getriebenen Köpfen „der Ygneris von Haiti“ mittheilt, iſt ſchwerlich zuverläſſig. In Rückſicht der Hautfarbe iſt bemerkenswerth daß ſie Columbus in Paria auffallend heller fand als auf den Inſeln. P. Martyr (75), den man in dieſer Rückſicht keiner Uebertreibung beſchuldigen darf, wie Humboldt (ed. Hauff I, 49) gethan hat, nennt ſie in Cumana faſt ſo hell wie die Spanier, Oviedo (XXVI, 10) giebt die Bewohner von S. Marta als hellgelblich an und ſah eine Häuptlings-Frau von der Farbe einer Spanierin. An den Ufern des Maracaibo-See's bemerkte Hojeda die beſondere Schönheit (den weißen Teint?) der Frauen (Navarrete III, 9). Die Bewohner der Gegend von Cartagena waren größer und ſchöner als die der Inſeln (der großen Antillen) und trugen meiſt keinen Bart (Gomara 200); überhaupt waren bärtige Menſchen ſelten, obwohl ſie ausnahmsweiſe in dieſen Ländern wie in Darien vorkamen (Herrera II, 2, 10) und am Fluſſe Zenu, während die Behaarung des Körpers meiſt ſtark war (Oviedo XXIX, 28). In Curiana, an der Küſte die Margarita gegenüberliegt, hatten die Eingeborenen reicheres und etwas krauſeres Haar als die der Inſeln (Gomara 204, Navarrete III, 13 note und 14).

Faſſen wir die Stämme in's Auge die von Schomburgk beſtimmt zur Familie der Cariben gezählt werden, ſo ſind die Akawai meiſt über 5′ 6″, ſchlank, von regelmäßiger und edler Geſichtsbildung beſonders die Mädchen (a, I, 197 f.); die Macuſi, eins der ſchönſten Völker in Guiana, haben ziemlich lichte Hautfarbe, milde angenehme Züge, die Naſe iſt von römiſcher, griechiſcher Form oder von der des Mulatten (ebend. 358). Die Serekong im Quellgebiet des Mazaruni kommen in der Körperbildung mit ihnen überein (II, 237), wogegen die Macus am Iſanna von Wallace (508) als ſchlecht proportionirt geſchildert werden und wolliges, faſt krauſes Haar haben. Indeſſen iſt auch von häßlichen Macuſi-Indianern bei Schomburgk (II, 188)

die Rede, unter anderen von einem deſſen Geſichtswinkel kaum 6[redacted]° betrug; die Mannigfaltigkeit der äußeren Formen iſt bei ihnen [redacted]ebenfalls ſehr groß: ein Eingeborener zeigte eine frappante Aehnl[redacted]chkeit mit Napoleon (ebend. 147). Die Arekuna ſind kräftiger und [redacted]robuſter als die Macuſi, von kriegeriſchem Geſichtsausdruck und dun[redacted]kterer Haut als alle anderen Indianer von Guiana (Schomburgk [redacted] a, II, 208). Die Pianoghotto haben ſehr ſchiefſtehende Augen und niedrige, an den Seiten zuſammengedrückte Stirn (derſ. J. R. G. S [redacted] XV, 83). Die Zaparos von rundem Geſicht, ſchief ſtehenden Auge[redacted], unten breiter Naſe und etwas dicken Lippen (Villavicencio 170[redacted] fand Osculati (148, 169) groß ſtark und gewandt, von heller O[redacted]iven-farbe; die Stirn iſt groß, die Naſe wohlgebildet, der Mund weit, die Augen meiſt braun, doch giebt es unter ihnen auch ſolche mit b[redacted]lauen Augen, die man Viracucias (Viracocha? peruaniſch?) oder „Herren“ nennt, wie die Weißen; ſie haben wenig Bart, die Augenbrauen reißen ſie aus. Ueber die große Verſchiedenartigkeit des leiblichen Typus bei den Cariben-Völkern, die ſich aus Vorſtehendem zur Genüge ergiebt, brauchen wir nichts weiter hinzufügen.

Als allgemeine Eigenthümlichkeiten der Eingeborenen von Britiſch Guiana führt Schomburgk an (Monatsb. d. Geſ. f. Erdk. N. F. II, 157), daß ſie faſt ſämmtlich klein und unterſetzt, ſelten über 5' 4" ſind, auffallend großen Kopf und Rumpf, zierlich gebildete Extremitäten und etwas ſchief geſchlitzte Augen haben, daß ihre Farbe dunkler oder heller olivenbraun, und das Bemalen des Geſichts gewöhnlich, das Tättowiren aber ſeltener iſt. Letzteres ſcheint von den Bewohnern der tierra firme in früherer Zeit überhaupt gegolten zu haben, da Simon (I, 4, 21) bemerkt daß gewiſſe Indianer tiznados genannt wurden, ein Ausdruck der wohl vom Tättowiren zu verſtehen iſt, das übrigens von Oviedo (XXIV, 9, XXV, 2, XXIX, 2 und 28) im Innern des Landes, bei dem großen Volke der Çondaguas, am Atabapo und Zenu erwähnt wird, an letzterem bei Herren und Sklaven [redacted] doch daß die Sklaven desſelben Eigenthümers durch[redacted] chen an ſich trugen — vielleicht erſt eine Nach[redacted] ſpaniſchen Verfahrens Sklaven mit eine[redacted]

Die Chaymas ſind ausführl[redacted] II, 189 ff.) beſchrieben worden [redacted] franzöſ. Maaß), breitſchult[redacted]

runden und fleiſchigen Gliedern, kleinen Händen, aber großen Füßen, deren Zehen eine außerordentliche Beweglichkeit beſitzen. Die Haut iſt dunkelbraun, der Lohfarbe ſich nähernd, der Ausdruck des Geſichtes ziemlich ſtreng und finſter, doch ohne Wildheit; bei leidenſchaftlicher Erregung verzieht er ſich krampfhaft. Ihre kleine, wenig gewölbte Stirn gilt ihnen als eine Schönheit. Die tiefliegenden, doch nicht auffallend kleinen Augen ſind lang geſchlitzt und der äußere Augenwinkel ein wenig gegen die Schläfe hinaufgezogen, die Augenbrauen ſchwarz oder dunkelbraun, dünn und wenig gebogen; lange Wimpern verdecken den meiſt geſenkt gehaltenen Blick. Die Naſe iſt gerade, unten dick und vorſtehend, das Kinn ſehr kurz und rund. Die Zähne ſchwärzen ſie nicht durch das Kauen von Reizmitteln, wie die Guajiros vom R. de la Hacha und die Bewohner von Cumana in alter Zeit (Gomara 206, Herrera I, 4, 5).

Die Guayqueri ſind von hohem Wuchs und großer Muskelkraft, nächſt den Cariben die ſchönſten Eingeborenen des Feſtlandes (Humboldt a. a. O. I, 333). Die Guaraunos, welche Bancroft (164) größer und viel ſchwärzer, aber auch häßlicher nennt als die Cariben, giebt Schomburgk (a, I, 121) nur zu 4—5′ an; obwohl nicht muskulös, haben ſie kurzen Hals, unverhältnißmäßig großen Kopf und langen Rumpf, aber zierliche Hände Füße und Knöchel; das Geſicht iſt breit, die Stirn niedrig, die Naſe platt und an der Wurzel etwas eingedrückt, die Augen ſtehen ein wenig ſchief, die Zähne ſind ſchlecht. Wie ſie, will Lavaysse (188) auch die Arowaken den Cherokee und Creek auffallend ähnlich gefunden haben. Letztere ſind nur mittelgroß, 5′ 4″, aber proportionirter, von regelmäßigeren Zügen, nicht dunkler als Spanier und Italiener, und haben unter allen Küſtenſtämmen die ſchönſten Frauen (Schomburgk a, I, 150, 226). Ihre Farbe ſoll beträchtlich mit dem Klima wechſeln in dem ſie leben: an der Küſte ſind ſie dunkelbraun, anderwärts von hellem Teint (Bernau 29). Auch bei ihnen iſt der äußere Augenwinkel nach oben hinaufgezogen (Hilhouse in J. R. G. S. II, 229). Größer als jene, 5′ 6—8″, ſind die Maionkong oder Maquiritaren, dabei gedrungen und muskulös, die Stirn klein und zurückgedrängt, die nahe beieinander liegenden Augen ſchräg geſchlitzt, die Geſichtsbildung im Ganzen gerundet (Schomburgk a, I, 402).

Von den phyſiſchen Charakteren der übrigen oben genannten Völ-

ker iſt nur wenig bekannt. Die Wapiſiana ſind ſchlank, größer als die Macuſi und von edlen Zügen; die Naſe iſt von römiſcher oder griechiſcher Form, die Backenknochen ſtehen vor, das ſehr reiche Haar fällt bei manchen faſt bis auf die Waden herab (Schomburgk a, II, 42 und J. R. G. S. XIII, 40). Die Maopityans unterſcheiden ſich ſtark von allen anderen Völkern: ſie zeichnen ſich durch langes Geſicht, hoch in die Höhe ſtehendes, faſt ſenkrecht abfallendes Hinterhaupt und ſeitlich zuſammengedrückten Kopf aus; auffallend lang iſt bei ihnen die Linie welche von Ohr zu Ohr über die Augenbrauen hinwegläuft, doch iſt ihre Kopfform nicht durch Kunſt hervorgebracht. Die Stirn iſt hoch aber ſchmal, die Naſe regelmäßig, die Backenknochen vorſtehend, der Wuchs ſchmächtig und knochig, bei den Männern 5′ 6″, bei den Weibern 4′ 10″ (a. a. OO. II, 470 und XV, 53). Sie tragen einen Zopf von 10—12″ Länge (Monatsbericht der Geſch. für Erdk. N. F. I, 196). Die Völker am Uaupes ſind 5′ 9—10″ und von hell glänzend röthlichbrauner Farbe (Wallace 481). Die Stämme am Iſanna haben mehr Bart als jene und reißen das Haar am Körper nicht aus wie ſie (ebend. 507). Die Guamos und Otomaken tragen lange Bärte (Gumilla c. 7 und 5, Hartſink 6).

Da wir aus älterer Zeit außer den Bewohnern der kleinen Antillen faſt nur die von Cumana, aus neuerer nur einen kleineren Theil der Eingeborenen des Feſtlandes mit voller Sicherheit als Cariben kennen, werden wir uns bei der Schilderung dieſer letzteren, wenn ſie zuverläſſig ſein und jede Verwechſelung verſchiedener Völker vermeiden ſoll, ausſchließlich an die Berichte halten müſſen welche ſich auf jene beziehen: nur auf ſolche Weiſe läßt ſich ein Urtheil darüber gewinnen was caribiſche Eigenthümlichkeit und Sitte iſt und was nicht, um daran zu meſſen was uns von anderen Völkern berichtet wird; zum Zwecke dieſer Vergleichung werden wir aber im Folgenden die Darſtellung der Cariben und die der Völker an der Nordküſte von Süd Amerika mit einander verbinden.

Columbus erzählt von den Cariben der Inſeln daß ſie weit betriebſamer waren als die Eingeborenen von Cuba und Haiti, viele Baumwollenzeuge webten und Lebensmittel verſchiedener Art in Menge beſaßen. Ihre Raubzüge gingen in weite Ferne und hatten hauptſächlich den Zweck Weiber zu erbeuten; die Männer erſchlugen und fraßen ſie, ja ihre eigenen, mit den Gefangenen erzeugten Kinder ſollen

sie verzehrt haben (Navarrete I, 204); überhaupt waren sie höchst kriegerisch, und selbst von den Weibern wird öfter erwähnt daß sie für sich allein kräftigen Widerstand leisteten, woraus schon P. Martyr (307) die Sage von den Amazonen erklärt*. In Cartagena und Cumana kämpften die Weiber ganz wie die Männer (Gomara 200, Herrera III, 4, 10), und Oviedo (XXVII, 6) hat daher aus ihnen wie Herrera (IV, 8, 13) aus den kampfbereiten Tupi-Weibern vollständige Amazonen gemacht, die ein Gelübde ewiger Keuschheit auf sich genommen hätten. Auf ihren Fahrten nahmen die Cariben Balken oder aus Stöcken geflochtene Bollwerke mit, um sich am Ufer im Feindesland sogleich zu verschanzen (Navarrete III, 12, P. Martyr 93). Diesem Charakter eines energischen und thätigen aber übermüthigen Räubervolkes sind sie treu geblieben: alle anderen Stämme betrachten sie als ihre natürlichen Sklaven und benehmen sich überall als deren Herren (Gumilla c. 6, Schomburgk a, II, 427). Wie sie in früherer Zeit so vielfach gethan (Gumilla 33, Caulin 67, Bancroft 160), verkaufen sie auch noch neuerdings im holländischen Guiana Sklaven die sie selbst gemacht oder tief im Innern aufgekauft haben (Schomburgk a, II, 429). Kriegerische Unternehmungen wurden auf den Antillen bei ihren Gelagen berathen. Die alten Weiber ergriffen dabei die Initiative indem sie die Klage um die Todten anstimmten. Bei einem zweiten Gelage befragte der Zauberer (Boyez) das Orakel über den Erfolg des beabsichtigten Kriegszuges, bei dessen Ausführung zur Vollmondszeit es hauptsächlich auf Ueberfälle in der ersten Morgendämmerung abgesehen war. Sie führten dabei vergiftete Pfeile mit Widerhaken, Keulen und Wurfspieße, und schossen gewöhnlich die Dächer der feindlichen Hütten in Brand. Ihre Verwundeten und Todten entrissen sie dem Feinde mit Aufopferung, die gefallenen Feinde aber verzehrten sie auf dem Schlachtfelde, die gefangenen zu Hause; der Tapferste erhielt das Herz, es war ein Act der Rache und des Aberglaubens: sie meinten sich dadurch zum Kampfe zu stärken (du Tertre II, 401 ff., mit welchem Rochefort 530 und Labat I, 2, 11 und II, 107, 113 f. übereinstimmen, nur daß letzterer von einer milden Behandlung der zu Hause aufgenommenen Gefangenen spricht). Daß ihr Cannibalismus nicht auf einer Vor-

* Ueber die Geschichte der Sage von den Amazonen S. Schomburgk in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. III, 27.

liebe beruhte die sie für Menschenfleisch gehabt hätten, wird ausdrücklich versichert. Wenn aber Humboldt (R. in d. Aeq. IV, 369) glaubte daß die Cariben des Festlandes von denen erzählt wird daß sie ihre Feinde mästeten ehe sie sie fraßen (Gomara 207, Oviedo XXIV, 17) überhaupt keine Anthropophagen gewesen seien, so hat er zwar die Versicherung der Missionäre für sich, die vollkommen richtig sein mag, daß sie durchaus keine Neigung zum Genusse von Menschenfleisch hätten (ebend. V, 31), die Zeugnisse aller älteren Reisenden und spanischen Chronisten aber stehen entgegen — und gleichwohl sollten die Cariben der Inseln, und diese allein wirklich Cannibalen gewesen sein? Daß sie jetzt den Cannibalismus selbst leugnen (Schomburgk a, II, 430) ist erklärlich genug, und gestattet keinen Schluß darauf daß sie ihn wirklich abgelegt, noch weniger daß sie ihn niemals gekannt hätten (vgl. J. R. G. S. II, 71). P. Simon (I, 2, 10 und 4, 27) erzählt mit Bestimmtheit von ihnen sogar, daß sie das Fleisch der Erschlagenen getrocknet mit sich nehmen, daß sie vornehme Gefangene an ein hölzernes Kreuz binden, Stücke von ihnen abschneiden und diese roh verzehren.

Trotz dieses kühnen und wild kriegerischen Wesens der Cariben darf man nicht unmittelbar auf Völker von anderem Stamme schließen, wo die Spanier, wie z. B. im Golf von Paria, auf der Südseite von Trinidad, selbst in der Gegend von Cartagena (Navarrete I, 251, III, 5, Simon I, 2, 11, Joaq. Acosta 29), eine freundliche Aufnahme und Geneigtheit zu friedlichem Handel fanden, denn auch auf den Antillen haben sich jene, wie du Tertre wiederholt bemerkt, den Kolonisten sehr nützlich erwiesen und sie reich verproviantirt. Sie waren betriebsam im Landbau und im Handel. Ein spitziger Stock scheint sonst ihr einziges Ackergeräthe gewesen zu sein. Die Feldarbeit war, wie bei kriegerischen Völkern gewöhnlich, Sache der Weiber (so in Cumana, Gomara 207), und es würde für den Mann als äußerst schimpflich gegolten haben sich an irgend etwas dieser Art zu betheiligen (du Tertre II, 383). Auch auf unbewohnten Inseln hatten sie bisweilen Pflanzungen um dort Lebensmittel einnehmen zu können (Rochefort 527). Ihre Sage soll den Ursprung des Landbaues auf einen weißen Mann zurückgeführt haben (ders. 482). Auch Schweine und Geflügel zogen sie (erstere ebenfalls in Uraba, Cieza 361, letzteres und Kaninchen in Curiana, Gomara 204), doch haupt-

ſächlich zum Verkauf, ſie ſelbſt ſcheinen von jeher nur wenig Fleiſch gegeſſen zu haben (Labat I, 2, 18, II, 107). Salz, obwohl es ihnen zu Gebote ſtand, gebrauchten ſie nicht (ebend. I, 2, 31). Dagegen waren Männer und Weiber dem Trunke ergeben: ihr Ouycou wurde aus Caſſave gewonnen welche die alten Weiber kauten um dann einen Aufguß davon zu machen (du Tertre II, 388 f.). Später haben ſie von den Europäern noch andere berauſchende Getränke bereiten gelernt (Labat I, 1, 133 und 2, 9). Auf dem Feſtlande, wo ſich namentlich im Innern die Leidenſchaft des Trunkes weit ſeltener findet als bei den Eingeborenen von Nord Amerika (Humboldt R. in d. Aeq. IV, 134), zeichnen ſich die Cariben, wie ſchon Gomara (208) von den Bewohnern von Cumana erzählt, in dieſer Rückſicht zu ihrem Nachtheile aus (Schomburgk in Monatsb. d. Geſ. f. Erdk. N. F. II, 119). Mais Yucca Mandioc Piſang und einige Melonenarten, auch etwas Zuckerrohr Ananas und Baumwolle werden dort von ihnen gebaut (Gumilla 44 f., Oldendorp 22, Bancroft 157). Auf einem Bret, auf welchem kleine Steinſplitter oder Stacheln mittelſt eines ſehr feſten Leimes befeſtigt ſind, wird der Mandioc zuerſt geraſpelt und dann in einem engen langen Sacke ausgepreßt, welchen man oben aufhängt und unten mit einem Holze verſieht das mit großen Steinen beſchwert wird (Hartſink 27, Ewbank bei Schoolcraft IV, 445), eine ſinnreiche Einrichtung die jedoch nicht allgemein verbreitet iſt. In S. Marta, wo die Eingeborenen ihre Felder zu bewäſſern pflegten (Navarrete III, 32), wurde die ausgepreßte Yucca-Wurzel zwiſchen Platten zu kleinen Broden geformt und dann gebacken (P. Martyr 263). Die Cariben der Inſeln bereiteten vorzüglich eine Paſte aus Bananen, die ſie auf die Reiſe mitzunehmen pflegten (Labat I, 1, 136). Auch die Südoſtecke von Trinidad und einen Theil des Feſtlandes hatte Columbus gut angebaut gefunden (Helps II, 103 nach Las Casas).

Wie der Landbau wurde auch das Spinnen und Weben der Baumwolle ganz von den Weibern beſorgt. Da der Webſtuhl nur aus zwei Stücken beſtanden zu haben ſcheint, wie in neuerer Zeit bei den Cariben von Guiana, bedurfte es einiger Monate um eine Hängematte zu Stande zu bringen (Bancroft 158 f.). Ihre Segel waren von Baumwollenzeug oder von Matten (Rochefort 527). Die Zeuge ſahen gut aus und waren vorzüglich haltbar, wie die Cariben der

Inſeln überhaupt in ihren Arbeiten nicht allein großes Geſchick und Sinn für das Zweckmäßige, ſondern auch vielen Geſchmack bewieſen (Labat I, 2, 14 ff.). Zur eigenen Bekleidung, die meiſtens bei den Männern gänzlich fehlte oder auf das Aeußerſte, etwa eine Muſchel und dergleichen beſchränkt war (ſo in Cumana, Herrera I, 4, 5, III, 4, 10), pflegten ſie ihre Zeuge nicht leicht zu verwenden, doch liegt kein Grund vor die völlige Entblößung mit Peſchel (444) als allgemein charakteriſtiſch für die ächten Cariben zu halten. In Cumana trugen die Weiber eine Art von Beinkleidern (Gomara 206); daſſelbe iſt neuerdings bei den Cariben von Guiana der Fall (Schomburgk a, I, 260). Wie bei vielen anderen Völkern mag es auch bei ihnen gewöhnlich geweſen ſein Kleider nur als feſtlichen Putz und Luxus zu tragen, im gewöhnlichen Leben aber und beſonders im Krieg, auf der Jagd, beim Fiſchfang u. ſ. f. ſie ganz bei Seite zu legen. Daß in S. Marta, wo die Spanier große Baumwollenvorräthe, gut gewebte und gefärbte Zeuge mit mancherlei Thierfiguren verziert fanden (P. Martyr 260, 264), die Männer eine auffallende Kleidung trugen (Oviedo XXVI, 10 ſpricht indeſſen von ſehr geringer Bekleidung), daß in Cariai, Uraba, am Zenu und anderwärts wenigſtens die Weiber gut gearbeitete oder ſogar doppelte Röcke hatten, während die Männer nackt gingen (ebend. 243, Piedrahita III, 4, Cieza 361, Herrera V, 2, 4), macht es daher nur in geringem Grade zweifelhaft daß dieſe Völker wirklich zu den Cariben gehörten. In Cartagena waren nur die Weiber gering bekleidet, öſtlich und weſtlich vom Zenu auch dieſe nicht (Gomara 200, Herrera I, 7, 16, Oviedo XXVII, 8, Enciso bei Joaq. Acosta 446 f.).

Ueberhaupt würde man irren, wenn man aus dem gewöhnlichen Mangel der Kleidung auf Armuth und Elend bei den Cariben ſchließen wollte. Auf den Antillen wohnten ſie in Häuſern von ſtarkem Holzwerk mit bedeckten Vorhallen; das Spitzdach war mit Palmblättern belegt (P. Martyr 14). Dazu kam noch ein beſonderes auf Pfähle geſtelltes Dach das als Küche benutzt wurde, und eine Gerätheкammer (Rochefort 490). Ihre Wohnungen waren meiſt in kleinere Abtheilungen geſchieden, einzelne 60—80' Fuß lang (du Tertre II, 395 f.). Die Häuſer der Häuptlinge in Cumana und Maracapana lagen innerhalb eines großen viereckigen Paliſadenzaunes der vier Thüren hatte, und innerhalb deſſen ſich große Magazine für Getreide

und Kriegsmaterial befanden, und wurden von 600 Eingeborenen, deren Anführer für jede Nachläſſigkeit allein zu büßen hatte, Tag und Nacht bewacht (Simon I, 4, 26, vgl. Oviedo XXIV, 12 und über den Hausbau in S. Marta Joaq. Acosta 366). In Turvaco und anderwärts in der Umgegend von Cartagena waren die Dörfer mit dreifachen ſtarken Paliſaden befeſtigt (Piedrahita III, 3). Oviedo (XXVII, 7) erzählt daß die dortigen Dörfer mit mehreren Reihen dicht nebeneinander gepflanzter Bäume umgeben waren, zwiſchen denen ein Graben angelegt wurde. Sich ſelbſt wie ihre Wohnplätze hielten die Cariben der Inſeln äußerſt reinlich (Rochefort 491, Labat II, 105). Die wenigen eiſernen Inſtrumente, welche Columbus bei ihnen fand, ſind wohl nur auf zufällige Weiſe in ihren Beſitz gekommen. Anders verhielt es ſich mit dem Golde das ſie beſaßen: ihr Hauptſchmuck beſtand in halbmondförmigen Platten von unreinem Golde die ſie in der Naſe, den Ohren und am Leibe trugen; ſie erhielten ihn vom Feſtlande her, von ihren Feinden, den Arowaken (du Tertre II, 393), und die Europäer waren nicht im Stande die Miſchung genau nachzuahmen. (Ueber das Guanin ſ. Humboldt R. in d. Aeq. V, 323 und Sheldon in Archaeol. Am. 398, der ausführlich über das äußere Leben und die Kunſtproducte der Cariben gehandelt hat). Ferner ſpielte das Rothmalen mit der in Oel aufgelöſten Farbe der bixa orellana (Roucou, Onoto) bei ihnen eine große Rolle. Dieſe Sitte war allgemein, wie es ſcheint, doch ihnen keineswegs ausſchließlich eigen (Colombia 622). Sie wußten jene Farbe ſchöner und feiner herzuſtellen als die Europäer, doch war ihr Verfahren ſehr zeitraubend (Labat I, 1, 89). Gegen Inſectenſtiche ſchützen, wie du Tertre, Gumilla u. A. angeben, dergleichen Einreibungen nicht (Humboldt a. a. O. III, 446, Näheres über den Roucou bei demſelben ed. Hauff I, 90). Die feſten Bänder ober- und unterhalb der Wade, durch die ſich das freie Weib von der Sklavin unterſchied (du Tertre II, 394), ſind eine ebenfalls ſehr verbreitete Sitte der Cariben (Schomburgk a, I, 344), doch geſtattet auch ihr Vorkommen nicht (in Cumana Herrera III, 4, 10, Simon I, 4, 26), wie man öfters geglaubt hat, auf die Nationalität zweifelhafter Völker zu ſchließen, da ſie ſchon von de Laet (XVII, 17) auch bei den Arowaken erwähnt wird.

Zwar werden die Cariben als unbedachtſam im Handel, ganz als

Menſchen des Augenblickes und beſtechlich durch den Schein geſchildert (du Tertre II, 385, Labat I, 2, 18), doch ſcheint dieß mehr von dem Räubervolke der Antillen als von den Cariben des Feſtlandes zu gelten, die ihre Waaren von den Küſten des holländiſchen Guiana bis in den Amazonenſtrom führten und als Händler vom unteren Orinoco bis an den Ventuari gingen (Humboldt R. in d. Aeq. III, 312, V, 36, Caulin 77). Zu ihren Handelsrechnungen ſollen ſie ſich einer Art von Knotenſchnüren bedient haben, wie ſie ähnlich bei den Tamanaken und ausgebildeter bei den Peruanern im Gebrauche waren (Gilii 339, Humboldt a. a. O.*. Leicht möglich wäre es indeſſen daß dieſe angeblichen Quipos am Orinoco nur in Schnüren beſtanden, deren Knoten die Anzahl der Tage bezeichneten die bis zu einem gewiſſen Termine noch ablaufen ſollten. Solche werden von Gumilla (48), Quandt (129) und Schomburgk (a, I, 203) erwähnt, laſſen ſich aber mit den Quipos nicht vergleichen und waren zu Rechnungen nicht brauchbar. So lange Frieden blieb, herrſchte ein lebhafter Handel hauptſächlich im Lande des Zenu: Salz Mais Hängematten Baumwolle Gold u. ſ. f. wurden dort umgeſetzt (Oviedo XXIX, 28, Herrera V, 2, 4, Cieza 361); das erſtere wurde namentlich auf Isla Fuerte im öſtlichen Theile des Golfes von Uraba gewonnen (Enciso bei Joaq. Acosta 447 ff., Andagoya bei Navarrete III, 394). Vieles Kupfer gab es in der Gegend von Cartagena (Enciso a. a. O.) Nicht minder regſam waren die Märkte von Curiana, worunter wir hier nie (wie dieß ſonſt öfters geſchieht) die Gegend von Coro verſtehen, die Herrera (Descr. c. 8) Coriana ſchreibt, ſondern einen Theil der Küſte von Cumana. Dorthin brachten die Bewohner der ganzen Gegend ihre Vorräthe: alle Nahrungsmittel, Gefäße und Geräthe aller Art gab es dort in Menge, auch Goldſchmuck in Form verſchiedener Thiergeſtalten und mancherlei Hausthiere (Helps II, 122).

Die Spanier fanden bei den Völkern an der Nordküſte von Süd Amerika zum Theil ſehr bedeutende Schätze, doch läßt ſich von den meiſten derſelben nicht mit Sicherheit entſcheiden, ob ſie zum Stamme

* Mehr als gewagt iſt die Analogie welche Humboldt zwiſchen den peruaniſchen Quippos, dem nordamerikaniſchen Wampum und den Roſenkränzen der Chriſten annimmt, da das Material, die Geſtalt und der Zweck in allen drei Fällen faſt gänzlich verſchieden ſind. Die Stelle aus P. Martyr, auf welche er ſich dort bezieht, findet ſich bei ihm ſelbſt V, 322; ſie erzählt ein wenig glaubliches Factum und ſpricht keineswegs beſtimmt von einem Cariben.

der Cariben gehörten. Im Golf von Uraba und in S. Marta, wo es Guanin in Menge gab, machten sie reiche Beute (P. Martyr 264, Gomara 190, 201, Cieza 361). An der Küste östlich von Cartagena hatte Heredia bedeutende Reichthümer zusammengebracht, die aus dem Süden stammten (Joaq. Acosta 118 ff.), wo es namentlich am Flusse Zenu schöne „gegossene" Gold- und Silberarbeiten gab (Gomara 199), welche die mannigfaltigsten Thiergestalten darstellten. In der Nähe eines Tempels auf freiem Felde entdeckte man dort große alte Gräber, die aus gemauerten und schön verzierten Gewölben bestanden und trefflich gearbeitete, reiche Goldsachen enthielten (Herrera V, 2, 4, Oviedo XXVII, 9). Die ganze Gegend bot ungeheure Schätze dar. Im Dorfe Finzenú fand man 24 hölzerne, mit Goldplatten belegte Idole, von denen immer je zwei eine Hängematte hielten, welche die Opfergaben aufzunehmen bestimmt waren (Joaq. Acosta 123). Piedrahita (III, 4) erzählt insbesondere von einem aus drei Schiffen bestehenden, über 100 Schritte langen Gewölbe in dessen Mitte eine Hängematte hing, scheinbar gestützt auf die Schultern von zwei männlichen und zwei weiblichen Figuren. Er nennt diesen Bau das Heiligthum eines Gottes und zugleich eine Schatzkammer. Daß Cariben dergleichen besessen oder gar selbst erbaut hätten, ist nach Allem was wir von ihnen wissen, wenig wahrscheinlich. Der große Reichthum der Gräber dieser Gegenden soll wie die schönen Filigranarbeiten, mit denen sich die Eingeborenen von Uraba bis nach C. de la Vela hin schmückten (Adler Kröten Schlangen Ringe Halbmonde u. s. f.), von den Tayronas hergekommen sein (ebend. XI, 9). Auch geschickte Holzschnitzereien und in Stein gearbeitete Figuren fanden sich bei den Eingeborenen von Tolú und der Umgegend von S. Marta (Joaq. Acosta 126 f., 367). 150 leguas landeinwärts von S. Miguel de Neveri, wo Weiber herrschten, gab es Oefen in denen Gold geschmolzen wurde (Oviedo XXIV, 10), was in manchen Gegenden am unteren Orinoco in Tiegeln geschah (Simon I, 3, 25). Die Pacabuyes, die das Gold mit steinernen Hämmern bearbeiteten und einen Blasebalg in Gestalt eines dreifingerdicken Rohres besaßen, bedienten sich überdieß feiner Waagen von weißem Knochen oder schwarzem Holz, die für Gewichte von 48 Gran bis zu 8 Unzen oder von ½ castellano bis 50 castellanos brauchbar waren (Oviedo XXV, 2). Dagegen versichert Simon (I, p. 669) daß am Ein-

gange des Golfes von Maracaibo bei C. Coquibocoa die einzigen Eingeborenen lebten welche das Gold mit der Waage prüften, Gomara (204) aber behauptet dasselbe von den Indianern von Curiana, und zwar meint er damit das östlich bei Margarita gelegene Curiana, wie daraus hervorgeht, daß er ihnen etwas krauses Haar zuschreibt (s. oben p. 371). Demnach dürfen wir wohl auch diese Völker nicht zur Familie der Cariben rechnen, denn diesen scheinen solche Künste fremd geblieben zu sein.

Als kühne und muthige Seefahrer sind die Cariben von jeher bekannt. Sie scheinen ganz Westindien bis zum mexicanischen Meerbusen befahren zu haben, und richteten sich dabei nur nach der Sonne und dem Winde, Nachts nach einigen Sternen. Ihre größeren Fahrzeuge (Becassas), 40′ lang und 7—8′ breit, hatten mehrere Masten und viereckige Segel, gewöhnlich deren zwei, oder gingen auf Rudern; ihre Kähne waren nur halb so lang und halb so breit (du Tertre I, 150, II, 398, Labat I, 2, 13). Die Bewohner von Cumana machen noch neuerdings Fahrten von 120—150 Meilen nach Guadeloupe und den dänischen Inseln auf offenen Booten, die nur 3′ Bord und ein großes dreieckiges Segel haben, meist ohne Kompaß, doch leiden sie selten Schiffbruch (Humboldt ed. Hauff II, 88).

Die Weiber lebten in absoluter Unterthänigkeit, doch sollen sie auf den Inseln gut von ihren Männern behandelt worden sein (Labat II, 110). In neuerer Zeit erzählt namentlich Schomburgk (a, II, 428) von großer Brutalität der letzteren gegen sie. Welche Stellung das weibliche Geschlecht auf dem Festlande einnahm, ist hinreichend schon dadurch charakterisirt, daß fast allerwärts nicht die Mädchen, sondern nur die Weiber bekleidet waren deren Verhüllung man demnach von der Eifersucht der Männer herzuleiten geneigt sein muß.

Auf die Keuschheit der Mädchen wurde kein Werth gesetzt, wie insbesondere von Cumana versichert wird, wo jedoch vornehme Bräute vor ihrer Verheirathung zwei Jahre lang eingeschlossen leben mußten (Gomara 206, Herrera III, 4, 10). Der Bräutigam brachte zur Hochzeit Cassavebrod Fleisch und das Holz mit, aus welchem ihm der Schwiegervater das Haus zu bauen hatte, und erhielt aus den Händen des Piache die Braut, nicht als Jungfrau, wie Simon (I, 4, 26) andeutet, Andere aber ausdrücklich versichern (vgl. auch Depons 145). Von den Cariben der Antillen wird nichts dieser Art berichtet. Bei die-

ſen, welche gleich den Eingeborenen von Uraba (Cieza 361) nur die nächſten Verwandtſchaftsgrade beobachteten, galten die Schweſtertöchter des Vaters oder der Mutter als die Frauen welche das Herkommen dem Manne beſtimmte. Dieſer, der bisweilen mehrere Schweſtern auf einmal heirathete (Labat II, 125), blieb bei ſeinem Schwiegervater wohnen und lebte mit jeder ſeiner Frauen in ihrer beſonderen Hütte einen Monat. Die Verwandten ſeiner Frau mußte er meiden. Für Ehebruch, der bei manchen Völkern des Orinoco durch talio geſühnt wurde (Gumilla 8 u. A.), erlitt ſie in früherer Zeit den Tod (Rochefort 549), doch fand ſie bisweilen Verzeihung, niemals aber der Verführer. Scheidung ſtand nur dem Manne frei, der Frau blieben dann meiſt die ſämmtlichen Kinder (du Tertre II, 376 ff.). Obgleich ſie aber nur die Verwandtſchaft in weiblicher Linie, gleich ſo vielen anderen Völkern, als eine wirkliche Verwandtſchaft betrachtet zu haben ſcheinen, ſo erbten doch meiſt die Söhne von ihren Vätern (in Cartagena, Herrera I, 7, 16), und zwar war in Cumana der jüngſte Sohn der Hauptfrau alleiniger Erbe (Simon I, 4, 26).

Von unnatürlichen Laſtern die auf tierra firme herrſchten, iſt häufig die Rede: im Gebirge in der Nähe von Coro (Herrera IV, 6, 1, Simon I, 2, 2), in S. Marta, wo man aus gefundenen Bildwerken darauf ſchloß (Oviedo XXVI, 10), und in anderen Gegenden, wo Männer alle Geſchäfte der Weiber beſorgten (derſ. XXVII, 8, XXIX, 5); doch ſind dieſe Nachrichten ſtets mit Vorſicht aufzunehmen, denn auf dieſen Vorwurf pflegte hauptſächlich der Anſpruch gegründet zu werden die Eingeborenen zu rechtmäßigen Sklaven zu machen, und P. Simon (I, 2, 25), der ausdrücklich verſichert daß in Cumana die Sodomie verabſcheut wurde, führt öfters Fälle derſelben vielmehr unter den ſpaniſchen Soldaten an.

Die Cariben der Inſeln ſollen in früherer Zeit unter Königen geſtanden haben, in ſpäterer betrachtete ſich jeder Einzelne als vollkommen frei und unabhängig; im Frieden gab es keine Häuptlinge, die Anführer zum Kriege aber wurden aus den älteren Leuten frei erwählt. Im Uebrigen behielt nur der Familienvater, um deſſen Wohnung her ſich die Kinder anbauten, ein patriarchaliſches Anſehen (du Tertre II, 357, 361, 395, 400). Von richterlichen Urtheilen und Strafen war keine Rede (Rochefort 528). Auf dem Feſtlande verhielt es ſich anders: in Uraba fanden die Häuptlinge beim Volke vollen Ge-

horſam (Cieza 361); am Fluſſe Zenu gab es Herrſcher die Gericht hielten über Leben und Tod, und die Verſammlung zu demſelben durch Trommelſchlag berufen ließen (Oviedo XXIX, 29); in der Gegend von Coro fand ſich ein ſolcher der ſich bei ſeinen Unterthanen ſogar für den Schöpfer und Herren der Welt ausgab, und ähnlich wie bei dem auf Tapferkeit begründeten Adel von Venezuela, wurden dort die Kriegsthaten mit beſonderen Zeichen auf Geſicht und Armen angegeben (Simon I, 2, 1 f.). In Venezuela kam zu dieſer Auszeichnung noch ein Tigerfell oder als höchſte Ehre ein Halsband von Menſchenknochen (Oviedo XXV, 22). In Cumana gab es ebenfalls Häuptlinge von hoher Autorität: ſie hatten ihre beſonderen Jagdparke Fiſchereien u. ſ. f., und wurden im Kriege ſtets durch eine beſondere Leibwache von vier Mann geſchützt (Simon I, 4, 26). Geringer iſt die Gewalt der Häuptlinge bei den Cariben des Feſtlandes in neuerer Zeit. Nur Kunitz (235) erzählt daß ſie ſich in Guiana in drei von einander unabhängige Stände, ähnlich dem Adel- Bürger- und Bauernſtand theilten, deren jeder durch ein beſonderes Oberhaupt regiert werde. Am Orinoco geht die Würde des Häuptlinges vom Vater auf den Sohn, nicht auf den Schweſterſohn über (Humboldt ed. Hauff IV, 340), wer ſie aber erwerben will, muß eine Reihe von grauſamen Prüfungen überſtehen (Gumilla 35 u. A., Caulin 93).

Solche Prüfungen, die hauptſächlich im Faſten Purgiren und Blutlaſſen beſtanden (auch Peinigung durch Ameiſen und Geißelhiebe kamen dabei vor (Gilii 415), ſpielten überhaupt im Leben der Cariben eine große Rolle, und ſcheinen weniger die Bedeutung von Proben der Standhaftigkeit als von Purificationen gehabt zu haben. Lange Faſten traten um die Zeit der Mannbarkeit für beide Geſchlechter ein, ferner beim Verluſt der Eltern oder des Gatten, für den der im Kriege einen Menſchen getödtet hatte, für den Vater bei der Geburt ſeines erſten Kindes, namentlich wenn dieſes ein Knabe war: er mußte dann im Bette liegen, bis zum 40. Tage eine eigenthümliche Diät und auch ſpäter noch manche Speiſeverbote beobachten (du Tertre II, 371, 373, Rochefort 550 f.). Milch, Butter, Eier, Fett wurden überhaupt nicht genoſſen (du Tertre II, 389), keine Schweine um nicht ſo kleine Augen zu bekommen, keine Schildkröten um nicht ſo ſchwerfällig zu werden wie dieſe (Rochefort 465). Schmerzhaften Büßungen unterwirft ſich bei den Cariben von Guiana auch jetzt noch der

Vater um auf seinen neugeborenen Sohn seinen Muth zu übertragen; auch eigenthümliche Speiseverbote, die jedoch bei jedem Volke von anderer Art sind, bestehen bei ihnen noch fort (Schomburgk a, II, 431 ff.).

Besonders wurden auch die Boyez oder Piaches*, deren Amt sich gleich dem der Häuptlinge oft vererbte, durch Fasten und Blutlassen vorbereitet (du Tertre II, 365). Ihre Functionen sind ganz die nämlichen wie die der Zauberärzte in Nord Amerika, Kranke heilen, den Feind bezaubern, prophezeien, Geister citiren oder verscheuchen, und wie die Indianer von Nord Amerika glaubten auch die Cariben an einen höchsten guten Gott und Schöpfer, den sie nach Gumilla (26) ihren „großen Vater" nannten, aber nicht verehrten, und neben ihm an männliche und weibliche, gute und böse Geister, Ichéiri und Mapoya (du Tertre ebend.). Nach P. Martyr (14) waren die hölzernen Figuren die sich bei ihnen fanden, keine Idole, sondern nur Zierrathen, dagegen schreibt ihnen du Tertre (I, 201) Idole von Baumwolle und Rochefort (476) Amulete zu. Was letzterer von Verehrung der Erde sagt (469) scheint er den Vorstellungen nordamerikanischer Indianer nachgebildet zu haben, von denen er die Cariben abstammen läßt. Eine ähnliche Verwechselung hat Labat (II, 123) begangen. Daß sie den bösen Geistern nicht opferten, wie Rochefort (476) sagt, ist mindestens sehr unwahrscheinlich.

In Uraba fanden die Spanier keine Spur von Tempeln oder religiösem Cultus (Cieza 362), wie wir dieß früher von der Gegend am Zenu zu erwähnen Gelegenheit hatten. In S. Marta sah Pedrarias Davila Bilder „des Teufels" auf Stühlen sitzen, die indessen keine Anbetung erhielten (Andagoya bei Navarrete III, 394). Dagegen verehrten die Cuicas und Timotes im Westen der Gegend des jetzigen Truxillo Götzenbilder von Erde und Holz in Tempeln, und brachten ihnen Baumwolle, gute Steine und hauptsächlich Cacaobutter als Brandopfer dar (Piedrahita XII, 5). Auch in Cumana, wo Sonne und Mond als Mann und Weib verehrt wurden, gab es viele Idole, und die Piaches trieben dort ihr Wesen in alter Zeit ganz so wie es neuerdings beschrieben wird (Gomara 208, Her-

* Einer der intelligentesten soll nach v. Martius (Buchner's Repert. XXIV, 171) über seine Kunst geäußert haben: „Alle Zauberei kommt aus der Brunst und aus dem Hasse und damit heilt man auch."

rera III, 4, 10 f.). Menſchenopfer werden in der Gegend von Tocuyo erwähnt (ebend. VIII, 8, 2); Benzoni (II, 6) ſchreibt ſolche auch den Cariben zu: ſie ſollen ſie ihrem Gotte Chiappe bringen den ſie mit in den Krieg nehmen. Caulin (97) ſpricht nur von grauſamen Büßungen, denen ſie einige junge Leute unterwürfen um ſich des Kriegsglückes zu verſichern.

Den jetzigen Cariben von Guiana gilt wie den Macuſi Akawai und Arawaak „der welcher in der Nacht arbeitet" (Makunaima bei den Macuſi, Aluberi bei den Arawaak) als der Schöpfer der Welt, auf den ſie alles Gute und Wunderbare zurückführen. Er ſetzte ſich auf einen Baum, hieb Zweige ab und verwandelte dieſe in Thiere, zuletzt ſchuf er den Mann, der in einen tiefen Schlaf verfiel und beim Erwachen ein Weib an ſeiner Seite fand. Als ſpäter Epel, das böſe Princip, die Oberhand auf der Erde erhielt, ſchickte jener große Fluthen, denen nur ein Mann in einem Kahne entfloh. Die Ratte brachte ihm mit einem Maiskolben die Botſchaft daß ſich die Waſſer verlaufen hätten, und er ſelbſt bevölkerte die Erde auf's Neue indem er Steine hinter ſich warf (Schomburgk in Monatsb. d. Geſ. f. Erdk. N. F. II, 122 und a. II, 319). Anklänge an dieſe Macuſi-Sage, deren jetzige Form vielleicht nicht ohne Einmiſchung chriſtlicher Elemente zu Stande gekommen iſt, finden ſich bei den Maipuris und Tamanaken: bei letzteren ſind es Früchte der Mauritia-Palme welche die der Fluth Entflohenen hinter ſich warfen (Humboldt, R. in d. Aeq. III, 407). Den Arawaak gilt das gute Princip, Kururumany, das den Mann ſchuf, für verſchieden von Kulimina, dem Schöpfer des Weibes (Schomburgk a. a. O.). Alle dieſe Völker ſcheinen in alter Zeit gemeinſame Mythen gehabt zu haben, die trotz der verſchiedenen Ausbildung die ihnen ſpäter zutheil wurde, noch auf ein Band hinweiſen das ſie einſt zuſammenhielt. Die Myſterien des Botuto, der heiligen Trompete, einer Geſellſchaft von unverheiratheten Männern, die ſich ſchweren Geißelungen und Faſten unterwerfen müſſen um der Orakel theilhaftig zu werden die der Gott den Eingeweihten giebt, ſtehen am Orinoco in hohen Ehren (Humboldt a. a. O. IV, 238), und ſind eine Erſcheinung welche auch anderwärts Analogieen findet. Die Cariben ſcheinen von der Muſik zu Zwecken des Cultus keinen Gebrauch gemacht zu haben. In Cumana hatte man Pfeifen aus Knochen, Flöten von dickem Holze, Pauken von Kürbisſchalen oder Holz, Muſchelhörner u. ſ. f. (Gomara 207); auch Geſänge, beſonders zum Lobe der Häupt-

linge, Tänze und pantomimische Festspiele wurden aufgeführt (Simon I, 4, 26), aber ihre wenigen und schlechten Instrumente scheinen die Cariben hauptsächlich nur zu Signalen benutzt zu haben (Gumilla 36, Bancroft 158).

Die Cariben der Inseln wuschen ihre Todten ab, malten sie roth und begruben sie in der Hütte die ihnen zugehört hatte und von nun an verlassen wurde (du Tertre II, 411, Labat II, 123). Das Grab hatte die Gestalt einer Tonne, der Todte wurde darin auf einen kleinen Sitz gesetzt, die Hand ihm an die Wange, der Ellenbogen auf das Knie gestützt (Rochefort 566, Labat I, 2, 30), oder man legte ihn einfach in eine Hängematte (du Tertre). Sein werthvollstes Eigenthum wurde ihm mitgegeben und einige seiner Sklaven umgebracht. Die Leidtragenden fasteten und schnitten sich das Haar kurz. Die Seele welche im Herzen wohnt, wird nach dem Tode glücklich, die beiden anderen Seelen dagegen welche im Arme und im Kopfe ihren Sitz haben, werden Mapoya — eine Lehre, die, wenn sie von du Tertre (II, 372) richtig aufgefaßt ist, darauf hinauszulaufen scheint, daß der Mensch zu zwei Drittel böse und nur zu einem Drittel gut sei. Rochefort (484) und neuere Reisende theilen nichts dieser Art mit, sondern erzählen meist nur von einem glücklichen Leben der Tapferen nach dem Tode und bisweilen von einem unglücklichen der Feigen. Die Cariben von Guiana bewahren die sorgfältig gereinigten Knochen ihrer Todten auf und nehmen, wenn sie ihren Wohnort verlassen, wenigstens die Asche mit sich (Schomburgk in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 168 u. a, II, 432).

In Uraba pflegte man mit dem Häuptling außer seinen Schätzen Lebensmittel und einige seiner Weiber lebendig zu begraben (Cieza 362). Letzteres fand auch in Cartagena statt (Herrera I, 7, 16). Die Behandlung der Todten in Cumana wird verschieden angegeben: Gomara (209) und Herrera (III, 4, 11) erzählen von Austrocknung vornehmer Todten am Feuer und Aufbewahrung derselben (so in Curiana, P. Martyr 93) bis zu dem Todtenfeste, bei welchem ein Jahr später die Knochen mit Ausnahme des Schädels verbrannt wurden. Simon (I, 4, 26), der von diesem Feste ebenfalls berichtet, giebt an daß die Todten verbrannt, ihre Knochen aber in Körben in der Hütte aufgehängt worden seien. Außerdem ist bei Gomara auch vom Begraben der Todten die Rede. Von Verbrennung oder Aufbewahrung

der ausgetrockneten Leichen in S. Marta ſpricht P. Martyr (264). Letztere war auch am Zenu üblich, wo die Vornehmen in alter Zeit mit ihren Weibern Sklaven und Koſtbarkeiten in kegelförmigen oder viereckigen Hügeln begraben wurden (Enciso bei Joaq. Acosta 448 und ebend. 126f.). In manchen Gegenden, die nicht beſtimmt genug bezeichnet werden (Oviedo XXIV, 12, Herrera IV, 6, 1) galt es als die höchſte Ehrenbezeigung die dem Todten erwieſen werden konnte, daß man die gepulverten Knochen desſelben in's Getränk miſchte, eine Sitte die von W. Raleigh u. A. (Coreal II, 247) vorzugsweiſe den Arowaken zugeſchrieben wird.

In der Unterhaltung waren die Cariben höflich und rückſichtsvoll, ſie unterbrachen den Redenden nicht und pflegten nicht zu widerſprechen (Labat II, 106). Die Sitte des Namentauſches mit einem Freunde herrſchte bei ihnen in alter Zeit auf den Antillen (Rochefort 513) wie neuerdings in Guiana. Du Tertre (II, 358) ſpricht ſich über ihren moraliſchen Charakter überhaupt ſehr günſtig aus: ſie ſind von Natur ſanft und gutmüthig, freundlich und mitleidig; was Bosheit iſt, haben ſie faſt nur von den Franzoſen erſt gelernt. Wenn ſie ihre Kranken verlaſſen, obgleich ſie voll Mitleid für ſie ſind, ſo geſchieht dies aus Furcht vor dem böſen Geiſte von dem ſie jene beſeſſen glauben (410). Als thätige und energiſche Naturen ſetzen ſie auf ihre perſönliche Freiheit den höchſten Werth und ſterben lieber Hungers als daß ſie als Sklaven arbeiten, während die Arowaken zwar die Sklaverei, aber keine harte Arbeit oder rauhe Behandlung ertragen (484 ff.). Rache wird leicht und oft zur herrſchenden Leidenſchaft bei den Cariben, ſie erſtreckt ſich dann auch auf die Kinder und Verwandten des Beleidigers und kennt kein Vergeben und Vergeſſen (Labat II, 109). In ſpäterer Zeit ſind die der Inſeln hauptſächlich in Folge ihrer Berührung mit den Weißen mehr und mehr dem Trunke und der Indolenz verfallen; früher galt ihnen Diebſtahl für ſehr ſchändlich und kam nicht leicht bei ihnen vor (Rochefort 459). In Cumana genügte ein Baumwollenfaden den man um einen Garten oder ein Feld zog, um dieſe vor fremden Eingriffen zu ſchützen, wozu freilich in dieſem Falle der Aberglaube auch mitwirkte, daß die Zerreißung des Fadens lebensgefährlich ſei (Gomara 206, Herrera III, 4, 10). Neuerdings bezeugt Schomburgk (Monatsb. d. Geſ. f. Erdk. N. F. II, 169) die makelloſe Ehrlichkeit und Treue aller der Völker von Guiana die

mit den Europäern noch nicht im Verkehr geſtanden haben, während die übrigen diebiſch und vertrunken ſind. Sie ſagen von den Weißen daß ſie für nichts ein Herz haben als für das Geld (Hilhouse in J. R. G. S. II, 231), und die Cariben dachten ſchon vor Jahrhunderten in Folge der an ihnen gemachten Erfahrungen ſo ſchlecht über ſie, daß der Name eines Chriſten ihnen als die größte Beleidigung galt (du Tertre II, 415). Ihre unverſöhnliche Feindſchaft gegen die Miſſionen, von der ſo viel erzählt wird (Gumilla 34, Caulin 374 u. A.), bedarf demnach keiner weiteren Erklärung und kann ihnen kaum zum Vorwurf gemacht werden.

„Die Civiliſation," ſagt Schomburgk (a, II, 398), „beſitzt unendlich höhere Güter als ſie dieſe Naturmenſchen beſitzen, ihr fehlt aber jene reine Moralität wie ſie die noch nicht mit dem Europäer in Berührung gekommenen und dadurch noch nicht mit ſeinen Laſtern befleckten Indianer durchgängig beſitzen. Ich ſah unter ihnen Friede Glück und Ruhe heimiſch, heimiſch die einfache Liebe des Mannes zur Frau, der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, und fand ungeſchminkte Freundſchaft, unbegrenztes Dankgefühl, das ſich zwar nicht in verhallenden Worten ausſprach, aber in einem treuen Herzen bewahrt wurde. Sittlichkeit und Tugend braucht ſie die civiliſirte Welt nicht erſt kennen zu lehren, ſie ſprechen nicht von ihr, aber ſie leben in ihr. Ihr Wort iſt That, ihre Verſprechungen ſind Handlungen."

Die vorſtehende Schilderung ergiebt, daß die Sitten und Lebensgewohnheiten der Völker auf der Nordküſte von Süd Amerika in zu vieler Beziehung von denen der Inſel-Cariben abweichen, als daß es möglich wäre von dieſer Seite her etwas über ihr ethnographiſches Verhältniß zu beſtimmen. Dieß wird noch deutlicher wenn man bemerkt daß eine Menge caribiſcher Eigenthümlichkeiten ſich auch bei vielen anderen Völkern finden, zu denen jene entweder in gar keiner oder jedenfalls nur in entfernter Verwandtſchaft ſtehen. Dieß gilt namentlich von den Arowaken: Oviedo (XXIV, 3 u. 17) erzählt bei ihnen von der Defloration durch den Piache, von grauſamen Proben der Standhaftigkeit, von gänzlichem Mangel der Bekleidung, von lebhafter Schifffahrt und regſamem Handel den ſie nach Margarita und Cubagua trieben, nur hätten ſie kein Menſchenfleiſch verzehrt wie die Cariben. Die Blutrache gilt ihnen ebenſo wie dieſen als moraliſche Pflicht (Beiſpiel bei Schomburgk a, I, 157); wie bei dieſen wird der

Mann bei der Niederkunft ſeiner Frau gewiſſen Kaſteiungen unterworfen (ebend. II, 459), und der Schwiegerſohn darf der Schwiegermutter nicht in's Geſicht ſehen (Quandt 251). Schwere Prüfungen hat der Jüngling bei den Guaraunos, das Mädchen vor der Verheirathung bei den Guayqueri und bei den Völkern am Uaupes zu beſtehen, beide bei den Mundrucus und Ticunas (Schomburgk a, I, 168, Gumilla 10, Wallace 496, Spix und Martius 1318, 1320, Castelnau V, 46). Auch am Uaupes geht die Häuptlingswürde, bei Arowaken und Guaraunos die des Piache (Bancroft 196, Schomburgk a, I, 172) vom Vater auf den Sohn über, die Weiber tragen hier, bei den Ticunas am Solimoes (Spix u. Martius 1196) und den Puris (v. Eſchwege I, 109) Wadenbänder wie bei den Cariben und einige der dortigen Völker pflegen die Aſche ihrer Todten im Getränk zu genießen um ſich die vorzüglichen Eigenſchaften derſelben anzueignen (Wallace 493, 498 f.); ebenſo ſcheinen ſich dort die Myſterien des Botuto vom Orinoco wiederzufinden (ebend. 349, 501) und die früher beſchriebene Raſpel auf welcher in Guiana das Caſſave-Mehl gerieben wird (483).

Dagegen zeigen auf der anderen Seite die Völker welche zur Familie der Cariben gehören, manche abweichende Eigenthümlichkeiten, obwohl ſie im Allgemeinen allerdings mit der von jenen gegebenen Schilderung übereinkommen. Wir beſchränken uns deshalb darauf einige der intereſſanteſten Punkte herauszuheben.

Die äußerſt reinlichen Akawai haben ſorgſam angelegte und gepflegte Felder und bauen an manchen Orten Früchte in Ueberfluß (Shomburgk in J. R. G. S. XII, 187, 189). Die Autorität ihrer Häuptlinge geht in Hinſicht des Ackerbaues ſo weit daß ſie die Faulen ſtrafen, wozu ſie den Beiſtand der übrigen in Anſpruch nehmen und erhalten (Hilhouse ebend. II, 235). Bancroft (165) ſtellt ihren Charakter als tückiſch und boshaft dar.

Die Macuſi, denen die Arekuna in ihren Sitten ſehr ähnlich ſind, hat Schomburgk (a, I, 358 ff., 421 ff., II, 312 ff.) ausführlich geſchildert. Sie zeichnen ſich vor anderen Völkern aus durch Ordnungsliebe und Reinlichkeit wie durch höchſt ſaubere Arbeit an allen ihren Geräthen und Waffen. Ueberhaupt zeigt ſich die Induſtrie um ſo beſſer entwickelt, je weiter man von der Küſte in's Innere vordringt. Polygamie iſt bei ihnen ſelten, wie bei den Akawai, doch kommt auch Ver-

kauf oder Verſtoßung der Frau nicht leicht vor und Kindermord iſt verabſcheut. Ein höchſt eigenthümliches Element ihres ſittlich-religiöſen Vorſtellungskreiſes iſt der Dämon der Rache, Kanaima, der jeden bewußt oder unbewußt begangenen Frevel ereilt und beſtraft. Der Bezauberte fällt dem Kanaima zum Opfer. Wer ſich dieſem Dämon weiht, verläßt die Seinigen, löſt damit alle Bande der Verwandtſchaft und Freundſchaft und ruht nicht eher als bis die Rache geſtillt iſt die er zu nehmen hat, aber als ein vom böſen Geiſte Beſeſſener iſt er ſelbſt vogelfrei (Schomburgk a, I, 322). Die Liebe der Macuſi zum weiblichen Geſchlechte iſt nicht weniger leidenſchaftlich als bei den Europäern, aber jede Zärtlichkeit vor Anderen gilt nach allgemeiner Indianer-Sitte für unanſtändig (Hilhouse a. a. O. 231). Aeußerlich kalt und ſchweigſam ſind ſie nur vor Fremden, untereinander dagegen ſehr heiter und ſelbſt humoriſtiſch; bei feierlichem Empfang ſehen ſie einander nicht an, weil, wie ſie ſagen, die Hunde dieß thäten. Das Gleiche wird von den Arowaken erzählt, die ungemein viele ceremonielle Höflichkeiten beobachten (Näheres bei Quandt 267 ff.). Der gewöhnliche Gruß der an jeden Einzelnen gerichtet wird, iſt: „Setze dich nieder, ſetze dich geſund nieder, ſetze dich froh und geſund nieder.“ Antwort: „Ich danke dir“ (Schomburgk 287). Ueber die Bereitung des Urari, nicht Wurali, und anderer Gifte der Macuſi S. Schomburgk a, I, 441 u. Humboldt, R. in d. Aeq. IV, 450, Spix u. Martius 1237; über die Medicinalpflanzen der Indianer und deren Anwendung Schomb. a, II, 333; über ihre Medicin überhaupt v. Martius in Buchner's Repert. XXIV, 303 ff., 336 ff. Letzterer weiſt auch auf einige Motive hin die ſie auf den Gebrauch ihrer Heilmittel führten: Gelbholz wurde gegen Leberkrankheiten, eine ſchlangenähnlich gewundene Wurzel gegen Schlangenbiß, Pflanzenſaft der eingetrocknet die Geſtalt von Würmern annahm, gegen Spulwürmer angewendet — jedenfalls die älteſte Art der Homöopathie.

Die Zaparos ſind ein friedliches und freundliches, doch lebendiges und intelligentes Volk. Ihre Kunſtfertigkeiten ſcheinen auf einer ähnlichen Stufe zu ſtehen wie die der Macuſi: ſie weben Hemden aus Baumbaſt, färben ſie roth ſchwarz und blau, und verzieren ſie mit hübſchen Figuren. Der Sklaverei entziehen ſie ſich durch Selbſtmord (Osculati 169 ff., 186, Villavicencio 170, 366 ff.).

Von den Yaos hören wir daß ſie Morgens und Abends zu Ta-

moncu beten den sie als höchsten Gott verehren (de Laet XVII, 11), von den Chaymas daß sie gleich vielen anderen Völkern die Gottheit und die Sonne mit demselben Worte bezeichnen (Humboldt a. a. O. II, 221, IV, 112 u. 130 Anm.). Im Allgemeinen herrscht bei den Eingeborenen dieser Länder im Wesentlichen überall derselbe vage und unbestimmte Glaube an einen höchsten Gott und an untergeordnete gute und böse Geister, die wie in Nord Amerika nur durch die Gewalt des Zauberers menschlichen Zwecken dienstbar gemacht werden können (vgl. Schomburgk a, I, 170, II, 496, Bancroft 191 ff. u. A.). Wie dort glaubt man hier den Mond von einem bösen Geiste bedroht, wenn er sich verfinstert, und sucht ihm auf verschiedene Weise zu Hülfe zu kommen (Gumilla 48); wie dort behandelt man die Blödsinnigen mit Ehrfurcht und hält ihre Worte für Orakel (Schomburgk a, II, 54); auch den Thieren traut man wie in Nord Amerika bisweilen höhere Kräfte zu: man flößt dem getödteten einen Trank ein, damit dessen Seele ihren Verwandten von der guten Behandlung erzähle die es erfahren habe (Caulin 97), und wenn die Thiere Nachts zu gewissen Stunden im Walde lärmen, glaubt man daß sie den Vollmond feiern (Humboldt, R. in d. Aeq. III, 377). Götzenbilder scheinen in Guiana sich nicht zu finden (Schomburgk a, II, 321).

Nur die Arowaken, deren Sitten vielfach von denen der übrigen Völker abweichen, sollen kosmogonische Traditionen haben die auf eine höhere Culturstufe hinweisen (Schomburgk a, I, 228). Ein anderer Umstand begünstigt diese Vermuthung ebenfalls: sehr viele einzelne Sterne und Sternbilder werden von ihnen mit besonderen Namen benannt (Hilhouse in J. R. G. S. II, 249). Sie sind in 27 Geschlechter getheilt, deren Mitglieder nicht in dasselbe Geschlecht heirathen dürfen dem sie selbst angehören (ebend. 228), die Kinder zählen immer zu dem der Mutter. Die Ehe wird dadurch geschlossen, daß der Mann von einem Gerichte ißt welches ihm das Mädchen vorsetzt. Die Wittwe gehört wie bei den Warraus zunächst dem Bruder des Verstorbenen zu (Quandt 247, Schomburgk a, II, 447, 459 f.). Der Häuptling hat einen Anspruch auf die Dienste der Verwandten seiner Frauen, aber auch die Pflicht jene bei Streitigkeiten zu vertreten (ebd.). Die milden Sitten der Arowaken im Vergleich mit denen der Caribben werden oft gerühmt, auch sollen sie nie stehlen (v. Sack I, 66, II, 118). Eine eigenthümliche Feierlichkeit, die sie mit den Mundrucus gemein

haben, beſteht in einem Tanze zu Ehren eines Todten, bei welchem die Waden, aber auch nur dieſe, blutig gepeitſcht werden (Schomburgk a, II, 457). Ihre Induſtrie erſtreckt ſich auf geflochtene waſſerdichte Koffer und vortreffliche Töpferwaren (ebend. I, 228), die gebrannt und mit einem Harze glaſirt werden (Quandt 233), kochendes Waſſer aber nicht vertragen (v. Sack a. a. O.).

Die äußerſt ſchmutzigen Warraus oder Guaraunos bauen große bis zu 100 Menſchen faſſende Kähne aus einem Stück, die an Schnelligkeit und Sicherheit wie an Dauerhaftigkeit und Eleganz alle die übertrafen welche in früherer Zeit aus Europa zu ihnen kamen; ſie ſelbſt verdingen ſich oft als Matroſen (Hilhouse in J. R. G. S. II, 238, IV, 328, Schomburgk a, I, 144) und ſollen von heiterem Temperamente ſein (Gumilla 9, Quandt 131). Die Mauritia-Palme liefert ihnen Dachung Fäden und Stricke, ſelbſt Speiſe und Trank in ihrem Mark und ihrem Saft (ebend. 174). Sie errichten ihre Hütten auf einer Plattform die auf abgehauenen Stämmen ruht (ebend. 162), da ihr Land oft monatelang unter Waſſer ſteht, wie dieß die Eingeborenen von Maracaibo, C. de la Vela und am Atrato thaten, zu deren Häuſern man auf Lianenleitern hinaufſtieg (Herrera IV, 6, 1, Oviedo XXIX, 10 und 27), und wie es Hojeda in Venezuela* fand, wo die Häuſer untereinander mit Zugbrücken verbunden waren (Herrera I, 4, 2). Daß die Warraus zum Theil wirklich auf Bäumen wohnen (Humboldt ed. Hauff IV, 227) iſt kein Grund zu bezweifeln, da dieß auch anderwärts vorkommt und bei Herrera (I, 9, 6) und Oviedo (XXIX, 2) von den Indianern des Atrato-Delta ebenfalls erzählt wird. Jedes Dorf der Warraus ſteht unter einem Häuptling. Succeſſion, Stammesangehörigkeit, Erbrecht findet nach der weiblichen Linie ſtatt, wie bei ſo vielen anderen Völkern. Den Todten wird im Grabe der Kopf nach Weſten gerichtet (Schomburgk a, I, 169, Monatsb. d. Geſ. f. Erdk. N. F. II, 167); Gumilla (14) und Hartſink (40) erzählen daß man ſie in's Waſſer wirft, damit die Fiſche die Skeletirung übernehmen, ſpäter aber die Gebeine wieder ſammelt und aufbewahrt. Die Atorai ſind das einzige Volk in Britiſch Guiana, das die Todten verbrennt (Schomburgk a, II, 388). Oberhalb Atures am Orinoco und wahrſcheinlich auch nördlich von

* Daher der Name des Landes.

jenem Orte finden ſich große Begräbnißhöhlen in welchen die Gebeine der Todten, entweder gebleicht oder mit Onoto roth gefärbt oder mit wohlriechenden Harzen in Blätter gewickelt, theils in Körben, theils familienweiſe in Thongefäßen aufgeſtellt ſind (Humboldt, R. in d. Aeq. IV, 537 u. Anſichten d. Nat. I, 281).

Die Indianer von Guiana halten ſich Affen Papageien und beſonders viele Hühner als Hausthiere, und es iſt ſehr gewöhnlich Lieblingsthiere, Affen Beutelratten u. dergl., von Weibern mit den eigenen Kindern an der Bruſt genährt zu ſehen; ſelbſt mit Rehen geſchieht dieß bisweilen (Schomburgk a, I, 167, II, 289, über die Zähmung der Affen II, 248). Gilii (220) erwähnt am Orinoco außer mancherlei Geflügel auch Hunde Schweine und Hirſche; Pferde werden nicht gezüchtet, und überhaupt zahme Thiere mehr zum Vergnügen als des Nutzens wegen gehalten. — Das Tabakrauchen iſt in Guiana ſelten (Schomburgk 413), doch fehlt es ebenſo wenig ganz, wie das Kauen des Tabakes (Arekuna, derſ. a, II, 239). Berauſchung durch Rauchen und Schnupfen, letzteres ſchon von Herrera (III, 4, 11) in Cumana erwähnt, iſt bei den Orinoco-Völkern häufig (Humboldt, R. in d. Aeq. IV, 576, Gumilla 12, Schomburgk 340).

Ueber die einzelnen Völker des Innern welche nicht zum Stamme der Cariben gehören, beſitzen wir nur wenige unzuſammenhängende Nachrichten. Die Salivas, welche als ſanft und faſt ſchüchtern geſchildert werden (Humboldt ed. Hauff III, 114), beſaßen in früherer Zeit 4—5′ lange Blaßinſtrumente welche ſtarke Baßtöne gaben (Gumilla 13): vielleicht iſt bei ihnen der Urſprung des früher erwähnten Botuto zu ſuchen. Gleich vielen anderen pflegen ſie mißbildete und eines von Zwillingskindern umzubringen, weil ſie erſtere auf den Einfluß böſer Geiſter, letztere auf Untreue der Frau zurückführen; auch künſtliche Fehlgeburten ſind bei ihnen gewöhnlich (Humboldt, R. in d. Aeq. IV, 27 ff.). Als eigenthümliche Sitte wird bei ihnen erwähnt, daß ſie vor dem Beginne der Feldarbeit die jungen Leute auszupeitſchen pflegten um ihnen, wie ſie ſagten, die Faulheit auszutreiben (Alcedo). Die Maypures oder vielmehr deren Frauen ſind wegen der Töpferarbeiten berühmt die ſie aus freier Hand machen: es ſind Gefäße von 2—3′ Durchmeſſer und ſehr regelmäßiger Krümmung, die mit gelbem und rothem Ocker gefärbt, hübſch à la grecque verziert, an der freien Luft gebrannt und mit einem Firniß von Al-

garoba überzogen werden (ebend. I, 543, IV, 138, ed. Hauff III, 240). Aehnliches Geſchirr verfertigen auch die Cariben Guamos und Otomaken (vgl. Schomburgk a, I, 262). — Bei den Mappures und Avanos erzählt Humboldt (R. in d. Aeq. IV, 477) von öfters vorkommender Polyandrie. Von den Völkern am Uaupes, die ſich durch den Anbau vieler Nutzpflanzen, ſehr mannigfaltigen Kunſtfleiß und die ſolide Conſtruction ihrer 100′ langen, 40′ breiten und 30′ hohen Holzhäuſer auszeichnen, hat Wallace (481 ff. vgl. 275) ausführlich gehandelt.

Die geiſtigen Fähigkeiten der Eingeborenen von Guiana können nicht unbedeutend ſein: in den Miſſionen machen ihre Kinder ſehr raſche Fortſchritte; manche von ihnen lernten in 4 Monaten fertig leſen und ſchreiben (Schomburgk in Monatsb. d. Geſ. f. Erdk. III. 216). In der Beredtſamkeit ſollen ſie den Nord Amerikanern nicht nachſtehen, und übertreffen nach Schomburgk's Urtheil (a, II, 211) deutſche Stegreifredner in kühnen Bildern und geſundem Verſtande. Die Völker des Orinoco beſitzen eine lebendige und geſchickte Zeichenſprache (Humboldt, R. in d. Aeq. III, 475) und lernen leicht andere Indianerſprachen, obwohl ihnen ſpaniſcher Ausdruck, in Folge des ſo weit von ihrer Denkweiſe abweichenden Sprachbaues, außerordentlich ſchwer wird (ebend. II, 203). Alles was auf Zahlenverhältniſſe Bezug hat, begreifen ſie ebenfalls nur mit großer Mühe (205).

An den Felſen einige Meilen von der Miſſion Encaramada am Orinoco hat Humboldt (III, 408. vgl. auch Anſichten der Nat. I, 238) Bilder von Thieren, Sonne und Mond nebſt mehreren ſymboliſchen Zeichen entdeckt, welche die Sage der Tamanaken auf ihren Stammvater und großen Lehrer Amalivaca zurückführt, der zur Zeit der großen Fluth in einem Kahne in dieſe Gegend kam; auf denſelben den auch die Cariben jener Länder als ihren Heros nennen und verehren (IV, 518 ff.). Aehnliche Felſeninſchriften hat Humboldt auch weiter hinauf am Orinoco bis zum Caſſiquiare und wiederum 140 Meilen öſtlich von dort zwiſchen den Quellen des Branco und Eſſequibo zwiſchen 2 und 3° n. B. gefunden. An dieſe ſcheinen ſich zunächſt diejenigen anzuſchließen die bei Serpa am Amazonenſtrome, an der Mündung des Branco und am Uaupes liegen, da ſie ſämmtlich wie jene in den Felſen eingeritzt, nicht wie die unweit Santarem befindlichen und die im Süden in der Nähe von Tijuca (Diamantendiſtrict) von

St.-Hilaire geſehenen nur mit rother Farbe an den Felſen gemalt ſind (Wallace 524, 151; die bei Santarem ſind von friſchem Anſehn: Alligatoren, Vögel, Hausgeräthe, Kreiſe, concentriſche Ringe u. ſ. f., Abdrücke von Händen). Von ähnlicher Art ſind ferner wahrſcheinlich die Skulpturen von Menſchenköpfen, Thieren, Sonne, Mond und mancherlei Geräthen, die Spix und Martius (1257, 1272) an den Felſen des oberen Yupura oder Yapura und deſſen Nebenflüſſen, namentlich des Engaños beſchrieben haben. Ob auch die Zeichnungen hierher zu rechnen ſind welche ſie auf dem Wege von Bahia nach Joazeiro am S. Francisco im Gebirge fanden (krumme Linien, Kreiſe, Sterne p. 740) und die welche in Piauhy exiſtiren ſollen, iſt zweifelhafter. Dasſelbe gilt von denen welche Koſter (507) im Gebiete von Ciara angetroffen hat. Endlich hat Schomburgk (38, Abbildung p. 297 u. 500, derſ. a, I, 317, II, 225 u. Monatsb. d. Geſ. f. Erdk. I, 54) Bilderfelſen im Flußgebiete des Corentyn, Eſſequibo und von da weiter weſtlich im Lande der Arekunas entdeckt, zwiſchen 1° 40′ und 5° 15′ n. B., 56° 41′ und 62° w. L. Gr. Die am Eſſequibo unter 5° 15′ und von da ſtromaufwärts ſind gleich denen am Corentyn 3—6‴ tief in den Granit eingegraben und zeigen größtentheils höchſt ſonderbare Schnörkel, unter denen ſich nur ſehr wenige thier- und menſchenähnliche Geſtalten (letztere bis zu 10′ groß mit ſeltſamem großen Kopfputz) befinden; die Zeichnungen ſind meiſt von ganz eigenthümlicher Art und die Aehnlichkeit mit nordamerikaniſcher und ſibiriſcher Bilderſchrift iſt eine ſehr entfernte. Nur die Stickereien auf den Schürzen der Macuſi-Weiber, die Zierrathen an den Hütten, Rudern, Kähnen, Waffen dieſes Volkes entſprechen ihnen einigermaßen (Schomburgk a, I, 358), woraus ſich freilich ebenſo leicht ſchließen laſſen würde daß dieſe Verzierungen von dort copirt ſeien, als daß ſie und jene Felſenbilder demſelben Volke ihren Urſprung verdanken. Merkwürdig bleibt es indeſſen daß die letzteren, die nach Schomburgk's Anſicht von einer untergegangenen Cultur zeugen, von der Indianerſage, die ſonſt über dergleichen Dinge meiſt ſtumm iſt, als ein Werk der Weiber aus alter Zeit bezeichnet werden. Die Bilder im Lande der Arekunas unter 4° 40′ n. B. weichen von den eben erwähnten am Eſſequibo weſentlich ab: ſie ſind in Sandſtein eingegraben und beſtehen nur in rohen menſchlichen Figuren, Kaimans, Schlangen u. dergl. Wir dürfen demnach ſchwerlich daran denken, die ſämmt-

lichen Werke von denen wir hier zuſammenfaſſend geſprochen haben, einem einzigen Volke zuzuſchreiben; auch iſt ein gemeinſamer Urſprung derſelben um ſo unwahrſcheinlicher, je leichter das große Nachahmungstalent der eingeborenen Amerikaner ſpäter eingewanderte Menſchen veranlaſſen konnte das Vorgefundene nachzubilden, und dann die Kunſt welche ſie ſich angeeignet hatten, in andere Länder zu übertragen.

Nur zwei Umſtände ſind es die einiges Licht auf den Urſprung jener merkwürdigen Reſte des Alterthumes zu werfen geeignet ſcheinen: die entſchiedene Aehnlichkeit der Skulpturen am Japura (Spix und Martius, Atlas Taf. 30[a]) mit Formen welche bei den Muyscas vorkommen (ſ. Uricoechea, Abbildungen) und die ſpäter zu beſprechende verhältnißmäßig hohe Cultur die Orellana namentlich bei den Omaguas im 16. Jahrhundert gefunden hat. Dieſe ſcheint nämlich ebenfalls mit den Muyscas in einem gewiſſen Zuſammenhange geſtanden und ſich, wie wir ſpäter ſehen werden, in alter Zeit über einen großen Theil des Amazonas-Thales erſtreckt zu haben. In Barra do Rio Negro hat man mehr als 60 Centimenter hohe und 68 Centimeter weite Vaſen mit Menſchengebeinen reihenweiſe aufgeſtellt in der Erde gefunden, deren einige auch Gold- und Schmuckſachen in Form von Thiergeſtalten, namentlich Affen, enthielten, und in der Umgegend iſt eine roh gearbeitete menſchliche Statue mit lang nach hinten ausgezogenem Schädel entdeckt worden (Osculati 245, Castelnau V, 113, 125) — Werke die man kaum umhin kann auf die Figuren an den Felſen bei Serpa und auf diejenigen zu beziehen die es am Negro geben ſoll. Todten-Urnen von anſehnlicher Größe ſind auch auf Mixiana, der großen Inſel Marajo gegenüber, ausgegraben worden (W. H. Edwards 21). Ob die ſchwachen und unbeſtimmten Spuren alter Denkmäler die ſich ſonſt noch in Braſilien finden, in Pernambuco, Parahyba und Porto Seguro (Warden bei Dupaix II, 80), mit den eben genannten alterthümlichen Reſten in irgend einer Verbindung ſtehen, wird ſich ſchwer entſcheiden laſſen. Das Bedeutendſte dieſer Art ſcheinen die von Elias Herkman in Pernambuco entdeckten genau runden mühlſteinartigen Blöcke zu ſein, deren Oberfläche 16′ Durchmeſſer hatte und deren Dicke über zwei Mannshöhen betrug; anderwärts ſah er große Steine die nach Art von Altären aufgeſtellt waren (L'art de vérif. les d. XIII, 215 nach Barlaeus, Res

gestae in Brazilia 1647, p. 217), wodurch man ſich an eine ſpäter anzuführende Erzählung Oviedo's erinnert findet.

Der Indianer von Guiana iſt nach Schomburgk (200) bei guter Behandlung ein vortrefflicher Arbeiter; er iſt eifriger als der Neger, ehrlicher als dieſer und benutzt ſeine freien Stunden um noch für ſich zu arbeiten. Bei einer ſolchen Dispoſition ſcheint es nicht ſchwer ihn in den Kreis der Civiliſation hereinzuziehen. Die Miſſion indeſſen hat von jeher nur wenig für ihn gethan: die von den mähriſchen Brüdern im Jahre 1738 in Britiſch Guiana begonnene mußte ſpäter wieder aufgegeben werden, und die Church Missionary Society hat erſt ſeit 1829 ihre Thätigkeit angefangen (Bernau 63). Auch die Jeſuiten-Miſſionäre, welche ſchon 1576 nach Guyana gekommen (Caulin 9), 1579 von den Holländern vertrieben, 16 Jahre ſpäter aber von Trinidad her zurückgekehrt waren, haben es zu keiner großen Wirkſamkeit gebracht; doch gab es zu Ende des 18. Jahrhunderts in Guiana 30 katholiſche Miſſionsdörfer (Baralt 255 ff.). Die Geſchichte der Niederlaſſungen, deren erſte in Britiſch Guiana von den Holländern 1580 begründet wurde (S. Schomburgk in Monatsb. d. Geſ. f. Erdk. N. F. II, 276), beſtätigt zwar auch hier den Satz „daß es nur vom Europäer abhängt was aus dem Indianer wird, wenn er mit ihm zuſammentrifft" (derſ. a, II, 240), aber die Wahrheit desſelben iſt überall nicht zum Vortheil des letzteren ausgeſchlagen. Durch Krankheiten die ihnen zugeführt wurden, ſind die Indianer ſtark zuſammengeſchmolzen; in der Nähe der Kolonieen richtet ſie der Trunk zu Grunde, die Protectoren und Superintendents aber welche für ihre Wohlfahrt ſorgen ſollten, haben ſich meiſt die gröbſten Betrügereien zu Schulden kommen laſſen und ihr Amt zum größten Nachtheil ihrer Schutzbefohlenen verwaltet (ebend. I, 68 ff.).

Die hiſtoriſchen Schickſale der Eingeborenen des bisher betrachteten Theiles von Süd Amerika haben ihnen jede höhere Entwickelung unmöglich gemacht.

Kurze Zeit nach der Gründung von S. Ana de Coro durch Ampues (1527) wurde das weſtliche Venezuela von Ambroſ. Dalfinger und Georg von Speier geplündert, welche von den Welſern geſendet waren. Ihnen folgten eine Reihe von anderen ſogenannten Entdeckern, deren Treiben am beſten durch das Wort Oviedo's (XXVII, 1) charakteriſirt iſt, daß dieſe Art des Entdeckens und Han-

deltreibens beſſer Verwüſten heiße. In Spanien wurden die Länder der neuen Welt vertheilt und Einzelnen die Erlaubniß zugeſprochen ein meiſt ſehr unbeſtimmtes und noch faſt unbekanntes Gebiet zu erobern, gewöhnlich aber mit der Verpflichtung die Eingeborenen zu chriſtianiſiren; factiſch aber blieben die königlichen Befehle oft vollkommen unbeachtet, die Conquiſtadoren ſchalteten und walteten mit Land und Leuten wie ſie wollten und wurden bisweilen, wie z. B. Juan de Urpin (Caulin 201), für die Verwüſtungen die ſie angerichtet hatten, noch glänzend belohnt. Die vielen Geſetze welche verboten die Indianer zu Sklaven zu machen, konnten nichts helfen, da die Spanier ſämmtlich darin einig waren ſie zu übertreten und an eine Durchführung derſelben ohnehin nicht zu denken war, denn ein großer Theil des Landes war an die Welſer verpfändet, und nicht ſelten wurden Inſtructionen ertheilt, denen gegenüber es als zweifelhaft erſcheinen mußte ob es mit jenen Geſetzen Ernſt ſei: Infante z. B. erhielt 1535 die Erlaubniß die Eingeborenen von S. Marta zu bekriegen, wenn ſie ſich der Ausbeutung der Goldquellen widerſetzten, zugleich wurde ihm aber verboten ſie zu Minen- oder anderer Arbeit zu zwingen (Herrera V, 9, 4). Bildete man ſich ein die Spanier würden die Bergwerke ſelbſt bearbeiten? Glaubte man die Eingeborenen würden ihnen freiwillig dienen? Oder war das Verbot eine bloße Phraſe?

Benzoni hat als Augenzeuge ein ſchauerliches Bild davon entworfen wie die Spanier in dieſen Ländern hauſten. Das Verbot Sklaven zu machen war kein Verbot Sklaven zu halten. Die gewöhnliche Formel mit welcher letzteres erlaubt wurde, lautete: „Ihr ſollt als Sklaven halten dürfen die von den eingeborenen Herren des Landes als ſolche gehalten und euch verkauft werden. Das gewöhnliche Verfahren, welches namentlich in dem reichen Maracapana oft zur Ausführung gekommen iſt, beſtand daher darin, daß man einen Häuptling einfing, der gezwungen wurde ſich durch den Verkauf ſeiner Leute als Sklaven die Freiheit zu erwerben, und daß man die ſo gewonnenen Sklaven dann von der Behörde für rechtmäßig erklären ließ. Unterwarf ſich aber ein Häuptling freiwillig, ſo fiel man mit ihm über ſeine Feinde her um dieſe zu verſklaven oder ſuchte Streit mit ihm ſelbſt (Simon I, 4, 1). Naſen- und Ohrenabſchneiden war eine gewöhnliche und nicht ſelten ausgeführte Drohung der Spanier gegen Indianer die ſich ungefügig zeigten, und da das Geſetz verbot die Laſt-

thiere zu überbürden, damit sie sich reichlich vermehren könnten, diente auch dieß als Vorwand die Eingeborenen selbst als Lastthiere zu gebrauchen (Piedrahita IX, 6, X, 6). Nächst der Minenarbeit und persönlichen Dienstbarkeit überhaupt hat vorzüglich auch die Entführung vieler Weiber ihre Zahl verringert (Näheres über die Bedrückungen ebend. XI, 4).

Die Unterwerfung der tierra firme ist indessen nicht ohne vielfache Verluste für die Spanier zu Stande gekommen. Die Eingeborenen leisteten zum Theil sehr tapferen Widerstand. Die Gegend von S. Marta wurde erst 1576 durch Orosco pacificirt, auf friedlichem Wege (Joaq. Acosta 368). Weiter östlich von Venezuela waren es hauptsächlich die Arbacos welche den Spaniern (1560 ff.) eine Reihe von Niederlagen beibrachten und erst Losada, dem Gründer von Caracas (1567), unterlagen. Die Spanier hatten seitdem das Uebergewicht, obwohl ihnen die Teques unter dem Häuptlinge Guaicaipuro viel zu thun machten, den sie 1569 durch Verrath überwältigten (Näheres bei Baralt 203 ff.). In demselben Jahre kämpfte Cerpa unglücklich gegen die Cumanagotos, die 10 Jahre später im Bunde mit den Chacopatas, Cores und Chaymas über Garci-Gonzalez einen vollständigen Sieg davon trugen, im Jahre 1585 aber niedergeworfen und von da an ganz als Sklaven behandelt wurden (ebend. 223 ff., Caulin 161 ff.). Vorher (1572) waren in der sogenannten Schlacht am Guaire, einem Nebenflusse des Tuy, die Mariches unterlegen und im Laufe des darauf folgenden Jahrzehntes wurden auch die Quiriquires und Tumuzas, die zwischen dem Tuy und Unare lebten,* unterworfen, so daß, abgesehen von dem Kriege der 1628 mit den Giraharas geführt wurde, Venezuela noch vor dem Ende des 16. Jahrhunderts ganz in den Händen der Spanier war, deren Verweichlichung in der Folge aber ihnen nicht erlaubte an neue Eroberungen, sondern nur an die Behauptung der älteren zu denken (Piedrahita XII, 2).

Die unterworfenen Indianer wurden in Dörfer versammelt, deren Regierung man anfangs aus ihrer Mitte selbst bestellte; da indessen in Folge hiervon mancherlei Mißbräuche einrissen und das Volk oft schwer gedrückt wurde, richtete man in Venezuela Magistrate ein,

* Simon I, 7, 17 giebt den Sitz der Quiriquires viel weiter westlich am Zulia an.

die aus vier Eingeborenen und einem Spanier beſtanden welcher die Oberaufſicht über eines oder mehrere Dörfer zu führen hatte. Die Fiscale der Audienzien und ihre Delegirten hatten die ſpecielle Pflicht die Indianer zu ſchützen, und dieſen wurde in der That von Seiten der Behörden ſelbſt und wo man wirklich nach dem Geſetze mit ihnen verfuhr, die mildeſte Behandlung zutheil: ſie genoſſen geſetzlich die Vorrechte der Minderjährigen und konnten ihre Güter nicht ohne Einwilligung der vorgeſetzten Behörde verkaufen, blieben aber meiſt im Beſitze ihres Landes, durften ſteuerfrei alle Handwerke betreiben, hatten nur eine Abgabe von ungefähr 2 pesos zu zahlen, die den Magiſtraten und Kranken erlaſſen blieb und öfters auch den Steuerpflichtigen geſchenkt wurde. Dennoch ſtanden ſie factiſch unter ſchwerem Drucke. Ihre Schutzherren, die Encomenderos, waren geſetzlich verpflichtet eine feſte bürgerliche Ordnung unter ihnen herzuſtellen und zu erhalten, ihre Arbeiten zu organiſiren und zu leiten, ſie gegen Ungerechtigkeit aller Art zu ſchützen und ſie im Chriſtenthum unterrichten zu laſſen, wofür ihnen ein beſtimmter Tribut in Geld oder Arbeit von ihren Schützlingen geleiſtet werden ſollte. Ueberall mißbrauchten ſie ihre Stellung in der gröbſten Weiſe zur Ausbeutung der Eingeborenen des Landes: erſt im Jahre 1556 fing man an Kirchen in Indianerdörfern zu bauen auf Koſten des Encomenderos, die ſich ihrer Verpflichtung für die Civiliſirung jener zu ſorgen vielfach dadurch zu entziehen pflegten, daß ſie die Indianer als durchaus unvernünftige und keiner Entwickelung fähige Geſchöpfe verſchrieen (Piedrahita XII, 5).

An den milden Geſetzen unter welche die Eingeborenen geſtellt wurden, hat vor Allem der menſchenfreundliche Las Casas* weſentlichen Antheil, der es durch ſeine Bemühungen beim Kaiſer und beim Cardinal Ximenez (1516) dahin brachte, daß den Indianern als Unterthanen der Krone dieſelbe Freiheit und derſelbe Schutz zugeſichert wurde wie anderen Staatsangehörigen. Als „Protector der Indianer" ging er in Begleitung einer Anzahl Hieronymitern, ſeinen Geſinnungsgenoſſen, nach Amerika ab um ſich dort ganz dem Dienſte der Eingeborenen zu widmen. In Streitigkeiten mit den Spaniern verwickelt, in denen er bei ſeinen Begleitern nicht die kräftige Unterſtü-

* Die ausführliche Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Beſtrebungen bei Remesal II, 10 ff., vgl. auch Davila Padilla I, 97 ff.

ner können nach ſeinem Urtheile (II, 180) kaum für roher gelten als die in ihnen erzogenen.

## Die Eingeborenen von Braſilien.

Wir haben oben geſehen daß Völker von caribiſchem Stamme in älterer Zeit bis in das Mündungsland des Amazonenſtromes reichten. Ihre ſüdlichen Nachbarn waren hier die Tupivölker, deren Sprache de Laet die allgemeine Sprache von Braſilien nennt, indem er zugleich eine Reihe von Völkern aufzählt die ſich ihrer bedienten. Auf der großen Inſel Maragnan (Maranhão am Ausfluß des Itapicuru unter 2½° ſ. B.) lebte ein Volk das ſeine Abkunft von den weit im Süden wohnenden Tupinambas herleitete und vor den portugieſiſchen Waffen hierher geflohen war; Tupinambas bewohnten auch das weſtlich von dort gelegene Land und die Provinz Para ſelbſt (de Laet XVI, 9, 16 f., 20).* Die Sprache der Petiuares oder Petiguares auf der Nordſeite des unteren Parahyba, etwa 30 leguas von Pernambuco, war identiſch mit der Sprache der Topinambazas die zwiſchen Bahia und dem S. Francisco lebten, und das verwandte Volk der Tupinaquini war aus dem Innern von Pernambuco nach dem Meere hin gewandert und in die Gegend des Fluſſes Doce gekommen (ebend. XV, 3 f.). Coutinho fand bei der erſten Unterſuchung des Landes in der Umgegend von Bahia Tupinambas und Tamoyos welche letzteren die Noticia do Brazil von 1589 (v. Martius a,) als Tupi bezeichnet und zwiſchen C. San Thomé und Angra dos Reys ſetzt (vgl. Hervas bei Vater, Mithrid. III, 1, 440); ein kleiner Reſt derſelben fand ſich noch neuerdings in der Umgegend von Rio de Janeiro (Spix u. M. 213). Das gutmüthige friedliche Volk das die Entdecker des Landes in Porto Seguro in großen Häuſern für 30—40 Perſonen wohnend fanden, gehörte, wie aus der Beſchreibung ſeiner Sitten hervorgeht (Caminha's Bericht bei Feldner II, 183 ff., L'art de vérif. les d. XIII, 451), wahrſcheinlich ebenfalls zu jenem Stamme. Herrera (IV, 8, 12 f.) giebt unter 14° ſ. B. an der Küſte von Braſilien ſehr weiße Menſchen an, welche Anthropophagen ſeien und in

* Die Namen der Indianerſtämme welche gegenwärtig in dieſer Provinz heimiſch ſind, hat Castelnau (V, 165) gegeben.

(Baralt 263). Zuerst pflegten die frommen Väter die Indianer durch Geschenke zu gewinnen und an sich zu ziehen (Caulin 262) um sie zur festen Ansiedelung in einem Dorfe zu bewegen, das zwar nach dem Volke benannt zu werden pflegte welches hauptsächlich in ihm vertreten war, oft aber auch der Sammelpunkt von Individuen war, die einer Menge von verschiedenen Stämmen angehörten. Eine ihrer Sprachen wurde alsdann zur Hauptsprache und zum allgemeinen Verständigungsmittel gemacht, wovon häufig die Folge war daß viele von den Missionsangehörigen ihre Muttersprache ganz ablegten und vergaßen. So haben die Missionen, die sich immer ebenso weit in's Innere erstreckten als die genauere geographische Kenntniß des letzteren selbst reichte, vielfach die einzelnen Völker versetzt, durcheinandergeworfen und zum Theil sogar ihrer Nationalität entkleidet, obwohl Humboldt (R. in d. Aeq. II, 185) versichert daß trotz der Gleichförmigkeit ihrer Einrichtungen die individuellen Züge der verschiedenen Völker die sie enthalten, noch kenntlich seien. In späterer Zeit als die Macht der Geistlichen gewachsen war, sind sie von den sanften Mitteln der Bekehrung die wir erwähnten, nicht selten zu rauheren übergegangen, und haben Menschen, besonders Kinder geraubt um sie den Missionen einzuverleiben (ebend. IV, 204 ff.).

Einen gewissen Fortschritt haben die Indianer in diesen Missionen ohne Zweifel gemacht, da sie in ihnen an Festsässigkeit und eine geordnete Lebensführung gewöhnt wurden, aber sie haben nach und nach auch alle Energie des Charakters und alle natürliche Lebhaftigkeit verloren. „Dadurch daß auch die geringfügigsten Verrichtungen ihres Haushaltes nach unwandelbaren Vorschriften geregelt wurden, hat man sie in gehorsame aber dumme Geschöpfe verwandelt. Ihre Nahrung ist überhaupt gesicherter, ihr Betragen ist friedlicher geworden, aber dem Zwange und der traurigen Einförmigkeit des Missionsregimentes unterworfen, verkündigt ihr düsteres und verschlossenes Aussehen wie ungern sie ihre Freiheit gegen die Ruhe vertauscht haben." In den meisten Missionen werden sie wie Leibeigene behandelt und sehnen sich daher in ihre Wälder zurück (ebend. II, 4, III, 460). Als Zwischenstaaten zwischen den heidnischen Indianern und den Kolonieen der Europäer, die sich des Missionsgebietes allmälich bemächtigen und ihr Vordringen in's Innere dadurch erleichtert finden, hält Humboldt diese Missionen allerdings für wichtig, aber die freien India-

ner können nach seinem Urtheile (II, 180) kaum für roher gelten als die in ihnen erzogenen.

## Die Eingeborenen von Brasilien.

Wir haben oben gesehen daß Völker von caribischem Stamme in älterer Zeit bis in das Mündungsland des Amazonenstromes reichten. Ihre südlichen Nachbarn waren hier die Tupivölker, deren Sprache de Laet die allgemeine Sprache von Brasilien nennt, indem er zugleich eine Reihe von Völkern aufzählt die sich ihrer bedienten. Auf der großen Insel Maragnan (Maranhão am Ausfluß des Itapicuru unter 2½° s. B.) lebte ein Volk das seine Abkunft von den weit im Süden wohnenden Tupinambas herleitete und vor den portugiesischen Waffen hierher geflohen war; Tupinambas bewohnten auch das westlich von dort gelegene Land und die Provinz Para selbst (de Laet XVI, 9, 16 f., 20).* Die Sprache der Petiuares oder Petiguares auf der Nordseite des unteren Parahyba, etwa 30 leguas von Pernambuco, war identisch mit der Sprache der Topinambazas die zwischen Bahia und dem S. Francisco lebten, und das verwandte Volk der Tupinaquini war aus dem Innern von Pernambuco nach dem Meere hin gewandert und in die Gegend des Flusses Doce gekommen (ebend. XV, 3 f.). Coutinho fand bei der ersten Untersuchung des Landes in der Umgegend von Bahia Tupinambas und Tamoyos welche letzteren die Noticia do Brazil von 1589 (v. Martius a,) als Tupi bezeichnet und zwischen C. San Thomé und Angra dos Reys setzt (vgl. Hervas bei Vater, Mithrid. III, 1, 440); ein kleiner Rest derselben fand sich noch neuerdings in der Umgegend von Rio de Janeiro (Spix u. M. 213). Das gutmüthige friedliche Volk das die Entdecker des Landes in Porto Seguro in großen Häusern für 30—40 Personen wohnend fanden, gehörte, wie aus der Beschreibung seiner Sitten hervorgeht (Caminha's Bericht bei Feldner II, 183 ff., L'art de vérif. les d. XIII, 451), wahrscheinlich ebenfalls zu jenem Stamme. Herrera (IV, 8, 12 f.) giebt unter 14° s. B. an der Küste von Brasilien sehr weiße Menschen an, welche Anthropophagen seien und in

* Die Namen der Indianerstämme welche gegenwärtig in dieser Provinz heimisch sind, hat Castelnau (V, 165) gegeben.

Uebereinſtimmung mit ihm bemerkt Gandavo (109 f.) daß an dieſer ganzen Küſte bis zu 27° ſ. B. hinab eine und dieſelbe Sprache geherrſcht habe. Tupinambas lebten in der Umgegend von Rio de Janeiro, wo ſie nicht allein Coreal (I, 180) im 17. Jahrhundert, ſondern auch neuerdings (Tupiniquims) noch Castelnau (I, 138) wenigſtens in kleinen Ueberreſten fand, und im Süden von dort in der ehemaligen Provinz S. Vincente wohnten ebenfalls Tupivölker (de Laet XV, 16). Auch H. Staden (c. 20) beſchreibt bei S. Catharina, unter 24° ſ. B., wie er ſagt, Tupis, während Guzman (I, 2) als die Bewohner der Inſel S. Catharina und der Küſte an der Laguna de los Patos die ihnen nahe verwandten Guarani anführt. Dieſem Stamme gehören demnach wahrſcheinlich die wilden Bugres an, welche die Provinz S. Catharina noch jetzt größentheils inne haben (Rendu 53).

Allerdings ſcheinen die Tupi im Allgemeinen als die nördliche, die Guarani als der ſüdliche Zweig dieſes großen Völkerſtammes bezeichnet werden zu dürfen, wie von Vater geſchehen iſt, nur muß man dabei im Auge behalten, daß nach dem Vorſtehenden ein größerer Theil der Tupi in alter Zeit weit im Süden geſeſſen hat und ſich erſt allmälich von dort, hauptſächlich in Folge der Eroberung des Landes durch die Weißen, weiter nach Norden zurückgezogen hat. Noch Doblas (54) nennt im Jahre 1785 Tupinambas auf der Südſeite des Uruguay in den Bergen hinter San Francisco Xavier bis nach S. Angel und S. Miguel im Oſten, wahrſcheinlich dieſelben von denen in der Stelle aus Azara (II, 70) bei Vater (Mithridates III, 1 p. 439) die Rede iſt. Weshalb d'Orbigny (II, 344) ihre Exiſtenz in Abrede ſtellt, iſt ſchwer zu ſagen. Vor den Portugieſen geflohen, ließen ſich Tupis auf der großen Inſel Topinambarana oberhalb der Villa nova da Rainha am Amazonenſtrom nieder (Acuña 694 f., Spix u. M. 1061), andere Stämme ſind weit nach Weſten in's Innere zurückgewichen oder näher der Küſte in den Provinzen Para, Maranham, Bahia u. ſ. f. in kleine Banden zerſtreut worden. Ob ſie urſprünglich von Paraguay aus erſt in die nördlichen Länder vorgedrungen ſind, läßt ſich ſchwer entſcheiden.

Cabeza de Vaca kam auf ſeinem Zuge von S. Catalina aus am Iguazu und bis an den Paraná (1541) faſt nur durch Länder der Guarani, und dieſe konnten ſich durch ihre Sprache allen benach-

leguas ſtromaufwärts von Buenos Ayres bei S. Eſpiritu, wo Seb. Cabot ein Fort errichtete, das ſie zerſtörten, trieben Landbau (Guzman I, 4) und mögen daher zu den Guarani gehört haben, wie de Angelis (Indice zu Guzman p. XL) und nach ihm d'Orbigny (II, 270) poſitiv angiebt. Eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit dafür gewährt auch der Umſtand, daß weit von hier im Nordweſten jenſeits der Karayes von Irala (1546) ebenfalls ein Volk der Timbu gefunden wurde (Guzman II, 7). Aus Schmidel's (52) Erwähnung derſelben iſt darüber ſo wenig etwas zu entnehmen als aus Oviedo (XXIII, 12), der wie dieſer die Völkernamen dieſer Gegenden durcheinander geworfen und ſehr verſtümmelt wiedergegeben hat. Bekannter als die Timbu ſelbſt iſt die romantiſche Liebe ihres Häuptlings Mangore oder Marangore zu Lucia de Miranda, Hurtado's Frau, die von ihm geraubt, in Siripa's ſeines Bruder's Hände fiel und mit ihrem Gatten zuletzt den Tod erlitt, ein Opfer der Eiferſucht des Wilden (Guzman I, 7, Charlevoix I, 39).* Mit Beſtimmtheit nennt Guzman (I, 5) die Carios als Guarani. Es ſind die Cariyo des Hervas (Vater, Mithridates III, 1, 440), die Garioes oder Carioes Herrera's (V, 10, 15, VI, 3, 17), welcher letztere wohl nur durch die Namensähnlichkeit verleitet, ſie für das Volk erklärt das „in anderen Theilen Amerika's Caribes genannt werde." Dobrizhoffer (I, 162) giebt an, die Guarani hätten früher den Namen Carier geführt, und Schmidel (87, 89., 141), der ſie als kleine unterſetzte Menſchen beſchreibt, welche ihre Hauptorte mit doppelten Paliſadenzäunen, Gräben und verborgenen ſpitzigen Stöcken als Fußangeln befeſtigen, ſagt von den Carios daß ſie Tupi ſprechen und giebt ihnen, ohne Guaranis neben ihnen zu nennen, ganz die Ausdehnung am Paraguay „bis 80 Meilen oberhalb Aſuncion" welche jene beſaßen (241, 101); Cabeza de Vaca dagegen (551) unterſcheidet beide voneinander, ſetzt die Carios wie jener in die Nähe von Aſuncion und theilt mit (597) daß Hern. de Ribera, der vom Puerto de los Reyes (wahrſcheinlich ober-

* Ein tragiſches Ereigniß anderer Art (1574), welches den Contraſt des ſpaniſchen und des Indianercharakters in minder vortheilhaftem Lichte zeigt, knüpfte ſich an Carballo's Liebe zu der ſchönen Indianerin Liropeya, welche den in der Schlacht in Gefangenſchaft gerathenen Spanier rettete: zum Lohn dafür erſchlug Carballo den Yandubayu, der ſein Leben geſchont und ihn freigelaſſen hatte, um ſich des Mädchens zu bemächtigen, dieſes aber gab ſich ſelbſt den Tod (Funes I, 222).

halb Albuquerque) nach Weſten vordrang bis zu 15° ſ. B., ſich dort überall durch die Cario-Sprache oder das Guarani mit den Eingeborenen verſtändigen konnte.

Arachanes hießen die Guarani welche zu beiden Seiten des R. grande (Uruguay) wohnten, weil ſie ihr Haar zu kräuſeln pflegten. Ihre Feinde, die Guayanas, die von Azara beſtimmt von den Guaranis getrennt werden (vgl. Vater, Mithrid. III, 1, 470), während d'Orbigny ſie mit ihnen verbindet (ebenſo v. Martius a,), hatten nebſt den Bates, Chovas und Chovaras den oberen Lauf desſelben Fluſſes inne und redeten faſt alle dieſelbe Sprache; Chovas, Muños, Chiquis ſaßen am Iguazu oberhalb der Guarani (Guzman I, 2 f.). Unter den Guayanas, welche ſich ſelbſt auch Gualacha nennen ſollen (Vater a. a. O.), bemerkt Guzman, werden insgemein alle diejenigen verſtanden die keine Guaranis ſind, indeſſen ſagt Doblas (51) daß jene zwar ein Inbegriff verſchiedener Völkerſchaften, in Sitten und Sprache aber (ob vielleicht erſt ſeit der Zeit der Jeſuiten-Miſſionen?) den Guaranis verwandt ſeien. Letzterer ſchildert ſie als friedlich und gutmüthig, und giebt ihren Wohnſitz an beiden Ufern des Parana an, 20 leguas von Corpus bis oberhalb des großen Falles den er bildet, dann am Iguazu und deſſen Nebenflüſſen nach dem Uruguay hin. Sie ſcheinen demnach mit den Guanjangas identiſch zu ſein, von denen Charlevoix (I, 388) als einem Volke ſpricht das nächſt den Guaranis und Tapes hauptſächlich von den Jeſuiten in ihre Miſſionen gezogen worden ſei. Die Guayanas von Concepcion ſind nach de Alvear (43) Miſchlinge. Die Itatines unter 19—22° ſ. B. in den Gebirgen an der Biegung des Parana nach Norweſt (Nordoſt?) ſind ebenfalls ein Guaranivolk (Charlevoix II, 76), das in früherer Zeit weſtlich von dort am Paraguay lebte und nach verſchiedenen Seiten hin zerſtreut worden zu ſein ſcheint (Lettres éd. II, 165).

Ferner ſind nach Charlevoix (II, 54) die Gualaches* und ſüdlich von ihnen die Guanos von den Guarani entſprungen. Letztere, auch Guamas (Lettres éd. 165), gewöhnlich Guanas genannt, wenn nicht vielmehr unter dieſen ein ganz verſchiedenes Volk zu verſtehen iſt, erinnern durch ihren Namen an die Chiriguanas und

* Die Nachrichten über dieſe Völker wie über die Guayanas ſind verwirrt und voll Widerſprüche.

werden als ein friedliches Volk beſchrieben, von dem ein Theil in einer gewiſſen Dienſtbarkeit zu den Guaycuru oder Mbaya ſteht, für die es entweder gezwungen oder freiwillig und gegen Bezahlung (Quiroga II) das Land baut. Nach Azara (Correspondencia p. 49 bei de Angelis IV) der ihre Zugehörigkeit zu den Guarani leugnet (vgl. auch Vater, Mithrid. III, 1, 476), exiſtirt nur noch ein kleiner Reſt derſelben in Chaco unter 21° 56′ n. B., der größte Theil aber iſt 1673 auf die Oſtſeite des Paraguay gegangen und hat ſich dort von 21°—26° ſ. Br. ausgebreitet; indeſſen giebt ſie noch Quiroga (1750) nördlich von Pan de Azucar unter 21° 17′ an, de Flores (1756, p. 16 bei de Angelis IV) mit den Mbaya zuſammen unter 21—23½°, Castelnau (II, 368, 397, 480), der vier Stämme derſelben aufzählt, neuerdings in der Nähe von Albuquerque und am Cuyaba-Fluſſe. Ihre älteren zum Theil eigenthümlichen Sitten hat Azara geſchildert; in neuerer Zeit haben ſie ſich in ihrer Lebensweiſe ganz den Weißen angeſchloſſen, beſitzen ordentliche Wohnungen, treiben mancherlei Induſtrie (ebend. 334) und vermiethen ſich den Portugieſen zur Arbeit (Azara, Voy. II, 97). Sie ſind fleißig in der Feldarbeit, bauen Zuckerrohr, Mais, Baumwolle, die ſie ſpinnen weben und mit Indigo und Curcuma färben. Sie tragen einen Poncho, viele von ihnen auch Hemden, und einen hohen ſpitzigen Strohhut, ziehen Pferde und Schaafe in Menge, fertigen Töpferwaaren und verkaufen ihre Gewebe zum Theil an die Braſilianer. Auch Zuckermühlen und Branntweinbrennereien haben ſie, ſprechen alle portugieſiſch und ſind größtentheils Chriſten dem Namen nach. Ihr faſt weißer Teint erklärt ſich wohl aus vielfacher Miſchung mit Portugieſen. Die Bemalung des Körpers und das Treiben der Zauberärzte iſt theilweiſe noch bei ihnen in Uebung, auch Kindermord ſoll noch vielfach bei ihnen vorkommen (Castelnau II, 396 ff., 472, 480, de Flores 16, Azara II, 93 ff., 109).

Im Flußgebiete des Tapajoz gehören die Apiacas am Juruena und die geſitteteren Cabahyba zu den Tupi (Spix u. M. 1051). Bei den erſteren, die ſich auch am Arinos finden, iſt der Cannibalismus der Tupi noch jetzt in voller Uebung und wie dieſe vor Alters, leben ſie zu mehreren Hunderten in einem großen Hauſe zuſammen. Die Oropias am Juruena, ferner, wie es ſcheint, die Bacchayris an den Quellen des Arinos, die Tapanhunas an dem gleichnamigen

Zweige des nämlichen Fluſſes reden dieſelbe Sprache, und die Bororos welche am Juruena heimiſch ſind (Quiroga IV u. de Flores bei de Angelis IV, p. 9 geben ſie um 1750 im Nordoſten von Cuyabá an), haben ein verwandtes Idiom (Castelnau II, 306, 314 ff., III, 97, 99, V, 276, 285). Zu den letzteren ſcheinen auch die ſogenannten Canoeiros an beiden Ufern des oberen Tocantins zu gehören (derſ. II, 78, 116).

Die Chiriguaná (Chirihuana, Chiriguano), die ſich ſelbſt Verwandte der Guarani nannten und deren Sprache reden, ſind nach P. del Techo und Fernandez ein Guaranivolk, das unter der Anführung des Portugieſen Alexo Garcia von Südoſten her, es heißt, aus der Gegend von Guaira am Parana (Erbaul. Geſchichten 10, Dobrizhoffer I, 160), nach Peru hin vorgedrungen iſt (Lozano 275, 57), oder nach dem unglücklichen Ende der Unternehmung welche einige Portugieſen vom La Plata her gegen Peru im Jahre 1526 gemacht hatten, dieſen nachfolgte und ſich weit im Weſten feſtſetzte (Guzman I, 5). Auf dieſes verſchieden erzählte Ereigniß (S. Lettres éd. II, 154) bezieht ſich ohne Zweifel die Nachricht die Seb. Cabot (1530) von den Einfällen erhielt, welche Guaranis vom La Plata in das peruaniſche Reich gemacht, und von den Verwüſtungen die ſie dort angerichtet hätten (Herrera IV, 8, 11). Cabeza de Vaca (576, 579) erzählt nur von Chaneſes die damals am Paraguay oberhalb 19° ſ. B. lebten und von Garcia aus dem Innern dorthin gebracht worden ſeien. Sie mögen, wie de Angelis (Indice zu Guzman XVII) ſagt, am Ausfluß des Cuyaba in den Paraguay geſeſſen haben und eine Abtheilung der Chiriguana geweſen ſein, deren Name collectiv für die wilden Guarani gebraucht worden zu ſein ſcheint die in Peru eingebrochen waren. Die Chaneſes lebten theils im Süden des Pilcomayo theils einzeln im Gebiete der Chiriguana, und dieſes letztere ſelbſt reichte nördlich vom Pilcomayo oder ſelbſt vom oberen Vermejo (Erbaul. Geſchichten 9) und von Tarija bis gegen S. Cruz de la Sierra hin (Lozano 130), und von Laguna und Valle grande im Weſten bis an den Parapiti im Oſten (Viedma b, § 5 und Wedell bei Castelnau VI, 144, 241, 258, 392 hauptſächlich nach Fr. Tomajuncosa). Nach Viedma (b, 48) wohnten 1788 nur im Dorfe Parapiti einige Chaneſes mit Chiriguanas zuſammen. Von Tarija aus ſind die Chiriguana im 18. Jahrhundert weiter in Peru

vorgedrungen, doch haben sie sich seit dieser Zeit, obwohl der Mission fast unzugänglich, meist ruhig gehalten, da man ihnen Waffengewalt entgegengesetzt hat (Skinner I, 268).*

Garcilasso de la Vega ist Urheber der Erzählung daß die Chiriguana schon von Inca Yupanqui vergebens bekämpft worden seien, und sich also schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Besitze jener Länder befunden hätten. Lozano (57), Charlevoix (I, 237) und Andere nach ihnen haben diese Tradition wiedergegeben, die an sich nicht unwahrscheinlich, obwohl einer wenig zuverlässigen Quelle entsprungen ist und jeder anderen Stütze entbehrt, außer daß der Name jenes Volkes ein Quichua-Wort sein und „die Frierenden" oder „die der Frost tödtet" bedeuten soll (de Angelis a. a. O. XXI, vgl. d'Orbigny II, 331).

Die Guarayos in den Wäldern welche die Provinzen Moxos und Chiquitos von einander trennen, nicht weit vom Flusse S. Miguel gegen 17° s. B. u. 66° w. L. von Paris, erinnern schon durch den Namen ihres Stammheros Tamoi, den sie mit eigenthümlichen Tänzen verehren (d'Orbigny II, 322, 329) an das früher erwähnte Volk der Tamoyos. Wahrscheinlich sind sie gleich den Chanesas eine der Chiriguana-Horden die, wie ihre Sage erzählt, vom Südosten her in früherer Zeit eingewandert sind. Daß sie Guarani sprechen haben die Jesuiten-Missionäre zuerst mitgetheilt (Erbauliche Geschichten 258). Dieß ist endlich auch die Sprache der wilden Sirionos, welche in den Wäldern zwischen dem R. grande (Guapai) und Piray leben, 17—18° s. B. und 68° w. L. Paris (d'Orbigny II, 341, vgl. Vater Mithr. III, 1, 438, wo Cicionos wohl Druckfehler ist). D'Orbigny vermuthet in ihnen die von Inca Yupanqui bekämpften Chiriguanos, welche später den von Paraguay herübergekommenen unterlagen.

Ein Volk der Tapuyas oder Tapujos, das von älteren und neueren Schriftstellern oft genannt wird, ist nicht vorhanden. Alcedo, dessen Nachrichten über die Indianervölker von groben Fehlern nicht frei sind (S. die Artikel Aruacas, Diaguitas, Espiritu-Santo, Killistinous), nennt Tapuyes, Apuies, Topayos, Topanas, Topinambes als verschiedene Völker in Brasilien; wahrscheinlich aber beruhen alle diese

* Die Namen der freien Indianerstämme des Departements von S. Cruz de la Sierra finden sich bei Castelnau III, 257.

Namen nur auf verſchiedener Orthographie des Wortes „Tupi“. Der Name Tapuya ſoll (nach v. Martius a, 7) in der Tupiſprache nur „Fremde oder Feinde“ überhaupt bedeuten, und iſt ethnographiſch eben ſo bedeutungslos wie die ebenfalls noch häufig gebrauchte Benennung Indios do mato „Waldindianer“, Wilde, im Gegenſatz zu den angeſiedelten und friedlichen Eingeborenen (Indios mansos).

Die Guarani ſind nach d'Orbigny (II, 292ff.) von ſehr hellgelbbrauner mit etwas Roth gemiſchter Farbe, doch erleidet der helle Teint bei ihnen viele Ausnahmen und es finden ſich in dieſer Rückſicht überhaupt bedeutende Verſchiedenheiten (Pr. Max. c, I, 587). Die hellſten ſind die Guyanas, von denen einige blaue Augen haben (Azara). Vorzüglich hell ſind ferner die in Wäldern lebenden Guarayos und Sirionos, die Chiriguana dagegen, die in offenen Ländern wohnen, dunkler als die übrigen; ſchmutzig kupferbraun nennt ſie Weddell (bei Castelnau VI, 57). Die Weiber der Caaiguas (ob Guarani?) in den dichten Wäldern zwiſchen dem Parana und Uruguay ſind von ſpaniſch weißer Farbe (Charlevoix II, 70). Nach Rengger (Naturgeſch. 3) erröthen die Guarani nicht, erblaſſen aber etwas im Affect. Sie erreichen nur ſelten eine Größe von 5', nur die Guarayos meſſen im Durchſchnitt 5' 1½" und die Chiriguanas werden bisweilen, obwohl nur ſelten, 5' 4" groß. Die Weiber ſind ſelbſt im Verhältniß zu den Männern klein, denen ſie im Körperbau ſehr ähnlich ſind (Rengger). Sie ſind ein breitſchulteriger, plump gebauter Menſchenſchlag mit fleiſchigen Gliedern, doch kleinen Händen und Füßen. Die Guarayos allein ſind weit beſſer proportionirt und von faſt europäiſcher Erſcheinung, wenn auch etwas maſſiv (d'Orbigny a. a. O. und 324). Der Hals, auch die Arme und Beine ſind verhältnißmäßig kurz und dick (Rengger Naturg. 2). Die Indianer von Braſilien (worunter wohl vorzüglich die Tupi-Guarani zu verſtehen ſind) haben ſehr breite Bruſt, weites Becken, kurze Hände und Füße, welche letzteren namentlich vorn breit und mit kurzen breiten Nägeln verſehen ſind (Spix und Martius 1182). Retzius, der die Guarani zu den dolichocephalae prognathae rechnet, beſchreibt den Schädel der Tapuios, die er als Guaranivolk nennt, als länglich keilförmig, hoch im Verhältniß zur Länge, mit ziemlich niedriger, doch gewölbter Stirn, flachen Schläfen, ſtarken Scheitelhöckern und langem ſchmalen Hinterhaupt, deſſen Höcker ebenfalls ſtark entwickelt iſt (Müller's Archiv

1848 p. 280, 1849 p. 544). Hiermit ſtimmt d'Orbigny's Schilderung nicht zuſammen, die dem Guarani runden, ſeitlich nicht zuſammengedrückten Kopf mit erhobener, nicht nach rückwärts fliehender Stirn zuſpricht. Rengger bezeichnet den Kopf als klein und breit, Spix und Martius den des braſilianiſchen Indianers als rundlich breit, bei breitem Mittelhaupt, zugerundetem Hinterkopf und breiter niedriger zurücklaufender Stirn mit großen Stirnhöhlen. Künſtliche Schädelcompreſſion, welche Gosse (19) bei den nördlichen Guarani erwähnt, ſcheint allerdings in älterer Zeit bei mehreren Tupivölkern ſtattgefunden zu haben, da Lery (142) bemerkt daß man kleinen Kindern die Naſen platt zu drücken pflege, und Coreal (I, 186) angiebt daß platte Naſen ihnen als eine Schönheit gelten.

Das Geſicht der Guarani iſt faſt rund, die Augen klein, etwas ſchiefſtehend und am äußeren Winkel hinaufgezogen*, die Naſe nicht breit, aber kurz mit nur wenig offenen Löchern, die Augenbrauen gut gebogen, doch nicht ſtark, der Mund mittelgroß und etwas vorſtehend bei nicht dicken Lippen; die Backenknochen ſpringen nur wenig vor, obwohl dieß in ſpäteren Jahren in ſtärkerem Maaße ſich zeigt, das Haupthaar iſt lang ſchwarz und grob, der Bart an Kinn und Oberlippe beſteht nur aus einigen kurzen Haaren, bei den Guarayos allein iſt er ſtark, auch auf den Wangen, doch ſtets glatt, niemals kraus (d'Orbigny a. a. O.). Rengger (a. a. O. u. Reiſe 105) hebt beſonders die Chineſenähnlichkeit der Augenſtellung, den großen Zwiſchenraum zwiſchen beiden Augen, den geringen Einſchnitt der Oberlippe und die meiſt kleinen, am Kopfe anliegenden Ohren hervor; Spix und Martius (a. a. O.) nennen noch als charakteriſtiſch für die Eingeborenen von Braſilien die flache gedrückte Naſe, — eine ſolche ſchreibt auch Weddell (bei Castelnau VI, 57) den Chiriguana zu — die ſtärker hervortretende Unterlippe und das zugerundete Kinn. Azara, der ſchon vor d'Orbigny auf den großen Unterſchied hingewieſen hat welcher zwiſchen den Guarani und anderen ſüdamerikaniſchen Völkern ſtattfinde, bezeichnet es für jene als charakteriſtiſch daß ſie häufig ein wenig Bart und etwas Haar am Körper haben, und macht darauf

* Die ſchief geſchlitzte Augenlidſpalte, die Spix und Martius zu allgemein den Eingeborenen von Braſilien überhaupt zugeſprochen haben, findet ſich, wie Pr. Maximilian hervorgehoben hat, auch bei manchen Völkern von Nord Amerika.

aufmerksam (II, 55) daß sie sich in späterer Zeit im Zustande der Unterdrückung viel mit Negern gemischt haben. Ihre Weiber sind nach Dobrizhoffer (I, 18) sehr fruchtbar.

Wir fügen hier noch die Charakteristik bei welche Rengger (Naturgesch. 7 ff.) von den Indianern von Paraguay giebt, zwar ohne sich speciell auf die Guarani zu beziehen, doch offenbar mit vorzüglicher Rücksicht auf diese. Der Schädel ist im Allgemeinen klein und das Gesicht im Verhältniß zur Schädeloberfläche größer als beim Europäer. Der Gesichtswinkel beträgt nicht selten nur 65°, niemals über 75°. Die Stirn ist schmal und nur wenig gewölbt, das Hinterhaupt erstreckt sich weit nach rückwärts, sein hinterer und unterer Theil ist fast eben. Die Jochbeine sind stark, der Oberkiefer hoch und breit, die Kinnlade dick und lang; die Höhlen welche die Sinnesorgane einschließen, ebensowohl verhältnißmäßig als auch absolut größer als beim Europäer: die Sinne scheinen von Natur außerordentlich scharf zu sein, nicht bloß in Folge der Uebung. Angeborene Deformitäten kommen nicht vor. Die Eingeborenen erreichen ein hohes gesundes Alter; die Zähne nutzen sich ab, werden aber nicht cariös. Schwere Wunden heilen ohne nachtheilige Folgen. Gegen Schmerz und Beschwerden scheint die Empfindlichkeit verhältnißmäßig nur gering zu sein. Der Gesichtsausdruck ist ernst, läßt keine Leidenschaft und nur selten ein Lachen sehen, auch der Tod wird lautlos ertragen. Ihre Rede ist leise mit niedergeschlagenen Augen. Die Neigung zum andern Geschlechte ist nicht stark bei den Männern, die Menstruation nur gering. An Muskelkraft übertrifft sie der Europäer, steht aber in Ausdauer und Gewandtheit ihnen nach. Die Zehen werden häufig gleich der Hand gebraucht um etwas zu halten oder vom Boden aufzuheben.

Am Amazonenstrome fand Wallace (478) bei den Eingeborenen weder schief geschlitzte Augen noch vorstehende Backenknochen, sondern bei vielen eine vollkommene Regelmäßigkeit der Gesichtszüge. Von Völkern die ausnahmsweise ihren Bart cultiviren, wie z.B. die Molopaques jenseits des Parahyba, bei denen auch blondes und rothes Haar vorkommt, erzählt de Laet (XV, 4), doch wissen wir nicht ob sie zum Stamme der Guarani gehörten.

Wenn es richtig ist daß der Name Tupi, den Vasconcellos für den Namen der alten Heimath dieser Völker (v. Martius a,), St. Hilaire aber (V. aux sources II, 264), wohl nur nach einem eigenen

Einfall für einen Spottnamen erklärt, „die Geſchorenen“ bedeutet (de Angelis, Indice zu Guzman LXXI), ſo ſtimmt dieß wenigſtens mit der Sitte überein, daß die Tupi ihr Haar ſo zu ſcheren pflegten daß es verſchiedene Figuren bildete; wenigſtens thaten dieß die Männer, die es nur dann lang wachſen ließen gleich den Weibern, wenn ſie auf tiefe Rache ſannen (de Laet XV, 2). Andere ließen nur einen Haarbüſchel am Hinterkopfe ſtehen (Coreal I, 186), wieder andere, wie die Motayes, brannten ſich eine vollſtändige Tonſur (de Laet (XV, 4) nach welcher man die Coroados benannt hat. Da dieſe letzteren keine Tupi ſind, ergiebt ſich daß jener Gebrauch ſich über Völker von verſchiedenem Stamme verbreitet hat. Bei den Tupi trugen die Männer Lippen-, die Weiber Ohrenſchmuck. Jener beſtand bei den Knaben in einer kleinen viereckigen Pyramide von Knochen, bei den Erwachſenen in einem grünen Steine (de Laet XVI, 9, H. Staden Anh. 15, Lery 141). Außerdem ſchmückten ſie ſich mit Schnüren von Perlen oder runden Plättchen die aus Muſchelſchalen geſchliffen oder von Holz waren, mit Federn und mannigfaltiger Bemalung; Augenbrauen und Wimpern riſſen ſie aus (Lery 142ff.). Die Tapferen tättowirten ſich zur Auszeichnung (ebend. und Coreal I, 188), an den Weibern geſchah es um die Pubertätszeit (H. Staden Anh. 19); auch bei den ſüdlicheren Guarani, die Kohlenſtaub dazu anwenden, iſt dieß häufig (Guevara I, 6).

Bei dem Verſuche einer Schilderung des Culturzuſtandes und der Lebensweiſe der Tupi-Guarani-Völker tritt uns eine ähnliche Schwierigkeit entgegen wie früher bei den Cariben: die Berichte mehrerer Schriftſteller, namentlich einiger älteren, reden nicht beſtimmt von Tupis oder Guaranis, ſondern von den Eingeborenen Braſiliens im Allgemeinen, obwohl es meiſt geringem Zweifel unterliegt daß ſie dabei jene im Auge gehabt haben; Darſtellungen neuerer Reiſenden aber ſind zu jenem Zwecke nur mit großer Vorſicht benutzbar, weil die Guarani theils durch die Wirkſamkeit der Jeſuiten unter ihnen, theils durch ihre Kriege und Vermiſchung mit den Weißen zu ſtark verändert worden ſind: in Paraguay und der Provinz S. Paulo iſt bekanntlich eine Miſchlingsbevölkerung ganz an ihre Stelle getreten.

Der Name Guarani iſt nach P. Ruiz eine Corruption von Guarini „Krieg, Krieger“, nach de Angelis (a. a. O. XLI) bedeutet er „die ſich Malenden“, nach Luccock (332) „die Oeſtlichen“. Man

kann die erste dieser Ableitungen, die d'Orbigny (II, 268) eifrig festhält, billigen, ohne in ihr ein wichtiges Argument für die Identität jenes Volkes mit den Carina oder Cariben zu erblicken, die in ihrem physischen und moralischen Charakter so weit von jenen verschieden sind. Die Stammessage der Guarani bezeichnet die Gegend von Cabo frio als ihre älteste Heimath: dorthin, wird erzählt, kamen einst zwei Brüder zu Schiffe, sie fanden das Land menschenleer und ließen sich darin nieder. Später, als die Bevölkerung gewachsen war, kamen die Weiber zweier Brüder (es wird nicht gesagt ob die eben erwähnten Brüder selbst gemeint seien) miteinander in einen Streit der damit endete, daß der ältere, Tupi, das Land allein behielt, der jüngere, Guarani, aber nach dem La Plata zog und sich dort ausbreitete (Guevara I, 2, del Barco Centenera in der Argentina, Canto I). Jenen Stammvater Tupi scheint Guevara (I, 11) für identisch mit Tupa zu halten, da er von letzterem annimmt daß er nicht sowohl als Gott, sondern vielmehr nur als Wohlthäter des Volkes verehrt worden sei, womit de Laet's Angabe (XV, 2) und die Marcgrav's von Liebstadt (VIII, 11) übereinstimmt, daß die Brasilianer den Ursprung des Landbaues auf ihren Lehrer Tupan zurückführen, unter welchem sie zugleich den Donner und Blitz, die himmlischen Mächte verstehen die dem Landbaue das Gedeihen geben müssen. Durch diese nahe liegende Gedankenverbindung scheint demnach der Cultus ihres Stammheros mit der Verehrung des höchsten Wesens selbst von ihnen verschmolzen worden zu sein. Nach P. Eckart's Zusätzen zu Cudena (bei Beigl 584) wäre freilich das Wort Tupà oder Tupan (Gott) nicht genau dasselbe mit Tupá (Donner), doch stellt Pr. Maximilian (c. 42) diesen Unterschied ausdrücklich in Abrede, und während Thevet (ch. 28) angiebt daß sie den Donnerer Tupan nannten, hebt Lery (265) hervor daß es nur den Donner bezeichne, da sie von einem Donnerer, wie überhaupt von einer Gottheit nichts wüßten. Nach ersterem (ch. 44) sollen sie sogar die Zauberklapper, einen mit bunten Federn geschmückten Kürbis auf einem Stocke, als ihren Tupan verehren; Lery (282) erzählt zwar auch von dieser Verehrung durch funfzehntägiges Speise- und Trankopfer, das der Maraka vorgesetzt wird, nennt jedoch dabei den Tupan als den eigentlichen Gegenstand des Cultus nicht. Der Gebrauch dieses Namens beruht wohl an jener Stelle bei Thevet ebenso auf einem Mißverständnisse wie bei Reng-

ger (Reiſe 130), bei dem es heißt daß Tupa von ihnen nur als die Quelle alles Uebels betrachtet zu werden ſcheine. Auffallend und ſchwer erklärlich würde nur dieß ſein, daß Tupa, wenn er urſprünglich identiſch war mit dem Stammvater der Tupi, nicht bloß bei dieſen, ſondern auch bei den Guarani Verehrung fand, welche doch nach ihrer Trennung von den Tupi vielfach in erbitterter Feindſchaft mit ihnen lebten (Guzman II), wie freilich auch dieſe untereinander ſelbſt, denn als die Hauptfeinde der Tupinambas nennt Lery (235, 251) die Margäates, welche dieſelbe Sprache redeten.

Daß die Guarani zwar an einen Gott geglaubt, aber weder Opfer noch Cultus gehabt hätten (Charlevoix I, 268), ergiebt ſich aus dem Vorſtehenden als irrthümlich. Idole beſaßen ſie nicht*, pflegten aber bei gewiſſen Pfählen Gaben darzubringen um die böſen Geiſter zu verſöhnen, die ſie ihren verſchiedenen Functionen gemäß mit verſchiedenen Namen bezeichneten und ſo ſehr fürchteten, daß der Schrecken vor dieſen ihnen bisweilen ſogar den Tod brachte (de Laet XV, 2). Zum Schutze vor Agnan (Agnian Aenjang) oder Kaaſherre (Lery 267), dem Böſen, führten ſie Nachts ſtets einen Feuerbrand mit ſich (Thevet 35). Daß ſie Gebete oder Anrufungen gebraucht hätten, ſtellt Lery (282) ausdrücklich in Abrede. Nur Coreal (I, 223) erzählt daß ſie die Hände zur Sonne und zum Monde erhöben. Marcgrav (VIII, 5 und 12) ſpricht von Verehrung der Plejaden, mit deren Aufgange im Mai ſie ihr Jahr angefangen hätten. Derſelbe Cultus wird von Andern den Guaycuru zugeſchrieben; die Sache beruht aber, wie es ſcheint, auf einem Mißverſtändniß, da jenes Geſtirn in dieſen Gegenden niemals untergeht (de Angelis a. a. O. XLIII). Fluthſagen finden ſich öfter bei ihnen erwähnt: einige Familien, heißt es, welche die Gefahr vorher wußten, retteten ſich auf einem Palmbaum (Guevara I, 2).

Die ſittlichen [illegible] dieſer Völker treten in der Art ihres Unſterblichkeit[illegible] die Seelen der Tapferen fliegen hinter die höchſt[illegible] Gemeinſchaft mit ihren Vorfahren (mit Tup[illegible] führen, die der Trägen und Feigen

[illegible] 23) ſolche zuſchreibt, ſo berichtigt er dieß [illegible] den Zauberklappern beſondere Hütten baue-

dagegen werden von Agnan gequält (Lery 266, Thevet 37). Gewiſſe Vögel gelten als Sendboten verſtorbener Freunde und Verwandten (Lery 195). Die Chiriguana, denen es an religiöſen Vorſtellungen ganz fehlen ſoll, obwohl ſie ihren Lippenſchmuck als Amulet betrachten, Augurien und mancherlei Zaubereien haben, glauben daß die Verſtorbenen öfters in Thiergeſtalten wieder erſcheinen (Lettres éd. II, 133, Weddell bei Castelnau VI, 55, 311). Ihre Todten begraben ſie in der eigenen Hütte in großen irdenen Töpfen (ebend.). Die Tupi halten ein ſechsſtündiges Trauergeheul und bringen den Todten in aufrechter (Thevet 43 und Gandavo 110 ſagen in ſitzender) Stellung in eine runde Grube, die für den Familienvater in ſeinem Hauſe gemacht wird; man ſetzt Speiſe bei, damit Anjang die Leiche nicht ausgrabe, und überdacht das Grab, wenn die Angehörigen fortziehen, dieſe erneuern aber das Trauergeheul; ſo oft ſie ſich ſpäter der Grabſtätte wieder nähern (Lery 327 ff.). Mit dieſer Todtenklage die den erlittenen Verluſt verkündigt, beginnt auch der Empfang jedes Fremden (de Laet XV, 2, Lery 314). Am Grabe des Häuptlings ſollen ſich bei den Guarani in früherer Zeit einige ſeiner Getreuen geopfert haben, und man pflegte auf demſelben pyramidenförmige Steinhaufen und einen Paliſadenzaun zu errichten (de Alvear 15).

Die Zauberärzte und Wahrſager dieſer Völker (Pagé, Piaché), welche die Kur der Krankheiten durch Ausſaugen oder Anblaſen des leidenden Theiles bewirkten, waren zwar hoch verehrt, doch koſteten ihnen falſche Prophezeiungen bisweilen das Leben, und man beſchuldigt ſie daß ſie für entſprechenden Lohn Vergiftungen vornahmen (Thevet 36, 46). Bei gewiſſen Feierlichkeiten bließen ſie die Krieger mit Tabaksrauch an und ſprachen: Nehmt hin den Geiſt der Tapferkeit mit dem ihr euere Feinde beſieget (Lery 280). Bei ihrer ärztlichen Praxis war die Maraka ihr Hauptinſtrument. Indeſſen wandten die Braſilianer auch eine große Menge wirklicher Arzneimittel an, welche ausſchließlich dem Pflanzenreiche angehörten (S. Sigaud 147). Daß ſie ſich den Zuſammenhang zwiſchen dem Heilmittel und der Kur wirklich auf die Weiſe dachten wie wir p. 391 nach v. Martius angeführt haben, zeigt der Aberglaube daß ſie keine Enten und andere langſame Thiere aßen um nicht ſo träge zu werden wie dieſe (Lery 188, Thevet 30), und es iſt dieß nicht der einzige Punkt in welchem ſie mit den Cariben übereinſtimmten (S. oben p. 384, vgl. 159). Alles was mit dem Treiben

der Piache zusammenhängt, zeigt bei beiden Völkern eine so große Aehnlichkeit, daß man an eine Uebertragung desselben von dem einen auf das andere und daher an eine tiefere Wechselwirkung beider mit einander zu glauben geneigt wird. Auch bei den Guarani hatte das Mädchen um die Pubertätszeit grausame Proben zu bestehen, wurde fest eingenäht und strengen Fasten während dieser Zeit unterworfen. Letzteres fand auch während der Schwangerschaft und für den Mann nach der Geburt des Kindes statt (de Laet XV, 2, Lettres éd. II, 132), dessen Erkrankung die Enthaltsamkeit der ganzen Verwandtschaft von den Nahrungsmitteln nöthig machte welche man dem Kinde schädlich glaubte (Guevara I, 8). Erwägt man daß aus diesen Uebereinstimmungen welche sich zwischen den Cariben und Guarani in Sitten und Gebräuchen finden, auch noch solche von anderer Art bestehen (s. oben p. 349), daß Völker von caribischem Stamme, wie wir gesehen haben, über den Amazonenstrom nach Süden hinüberreichen in das Gebiet der Tupi-Guarani, während mehrere Namen von Guaranivölkern sich im Lande der Cariben wiederfinden (s. oben p. 366), daß vielleicht der Name der Carios, wenn nicht der der Guarani selbst, mit dem der Cariben ursprünglich identisch ist (s. oben p. 408 u. 417), so wird man die Vermuthung nicht zurückweisen können daß in alter Zeit jene beiden Völkerfamilien in näheren Beziehungen zu einander gestanden haben.

Der friedliche gutmüthige Charakter der Guarani, der sie von den Cariben scharf unterscheidet, ist wenigstens für die spätere Zeit unbestritten. Mit Ausnahme der Chiriguana haben sie sich der Mission leicht zugänglich gezeigt und sind überall ohne Schwierigkeit von den Weißen unterworfen worden. Allerdings hat die Regierung der Jesuiten dazu beigetragen sie abzustumpfen und ihre Thatkraft zu lähmen, daher sie z. B. Azara (II, 256 und sonst) als so apathisch schildert, daß sie selbst unverstandene und widersinnige Befehle ausführen, und sich aus Trägheit auf alle Weise vor jedem Auftrage zurückzuziehen suchen den man ihnen geben könnte; daß sie aber auch schon vorher wenig kriegerisch, sanft und nachgiebig waren, läßt sich schwer bezweifeln. Geduldige und treue Nachahmung ohne eigene Erfindungskraft war ihre starke Seite (Rengger, Reise 363), im stillen und stummen Ertragen von Mühen und Leiden leisteten sie Unglaubliches. Verdiente ihre Ehrlichkeit geringes Lob, da sie bettelarm waren, so

wird dagegen ihrer Höflichkeit und Dankbarkeit rühmend gedacht. Beim Empfang wie beim Abſchied und bei der Begegnung grüßten ſie mit beſtimmten Formeln, und wenn ſie ein Geſchenk erhielten, dankten ſie mit den Worten: „dieß wird mir beſonders nützlich ſein“ (Dobrizhoffer I, 91, 168, III, 472). Wie die Guarani waren auch die Tupi größtentheils friedfertige Menſchen; Streit war bei ihnen ſelten, führte er aber zu Verwundung oder Tod, ſo trat ſtrenge Vergeltung ein (Lery 303).

Unter den älteren Schriftſtellern ſchildert zwar Cabeza de Vaca (552, 558) die Guarani als ſehr kriegeriſch, doch hat die Folgezeit gelehrt daß ſie ſich ſchneller vollſtändiger und dauernder unterwerfen ließen als andere Völker. Sein Urtheil ſcheint durch den Cannibalismus beſtochen worden zu ſein, der ſich freilich ſpäter vollkommen verloren hat (Rengger, Reiſe 134), damals aber bei ihnen in voller Uebung war: ſie ſchmückten vergnügten und pflegten ihre Kriegsgefangenen auf alle Weiſe, gaben ihnen ſelbſt Weiber, erſchlugen und fraßen ſie aber ſpäter mit ihrer Nachkommenſchaft. Ihre eigenen Kinder nahmen an dieſen cannibaliſchen Feſtlichkeiten Theil, deren Hauptzweck nächſt der Befriedigung der Rache darin beſtand den Muth und die Tapferkeit der Krieger zu erhöhen (de Alvear 11). Auch das Feſt bei welchem die Kinder ihren Namen erhielten, wurde mit Erwürgung und theilweiſer Zerſtückelung eines Gefangenen gefeiert (Charlevoix I, 270). Durch möglichſt raſche Fortſchaffung der Gefallenen aus dem Kampfe ſuchte man zu hindern daß die Leiche in der Gewalt des Feindes bliebe (Guevara I, 5). Bei den Tupi, welche zum Theil kriegeriſcher geweſen zu ſein ſcheinen als die Guarani, fanden ganz dieſelben Greuel ſtatt, die in grauenhafter Ausführlichkeit namentlich von Lery (248, 256) und H. Staden (Anh. c. 28) geſchildert worden ſind. Daß die eigenen Todten von ihnen bisweilen zum Beweiſe der Liebe und Verehrung verzehrt würden, erzählt Marcgrav allein (VIII, 12). Da ſie den Tod nicht ſcheuen, findet keine Auslöſung der Gefangenen ſtatt, ſolche für Geld loszugeben halten ſie für ſehr ſchimpflich (Thevet 40 f.). Nie wird einem Gefangenen das Leben geſchenkt, außer etwa einem Weibe, das dann in den Stamm heirathet, und auch dieſem ſchlägt man nach ihrem Tode den Schädel ein, wenn ſie keine Kinder hat die dieß hindern (Gandavo 141).

Im Kriege führen die Tupi Bogen und Pfeil, 5—6′ lange Keulen die wie Schwerter mit einer ſcharfen Schneide verſehen ſind, und Schilde von Tapirhaut. Die Guarani bedienten ſich der Schleuder. Ihre Dörfer umgeben die Tupi öfters mit einfachen oder doppelten Pfahlzäunen und ſchützen deren Eingang durch verborgene ſpitzige Stöcke (H. Staden, Anh. c. 4). Die Krieger werden mit Hörnern zuſammengerufen. Vor der Schlacht heulen und ſchreien ſie furchtbar, und kämpfen nicht bloß aus dem Hinterhalte, ſondern häufig auch offen und in Maſſe, ihre Wuth dabei iſt die reißender Thiere und keiner ergreift die Flucht. Die Rache treibt ſie nicht ſelten zu den verwegenſten Thaten (Beiſpiele bei Gandavo 126). Aus den Knochen der erſchlagenen Feinde machen ſie Pfeifen, aus ſeinen Zähnen Halsbänder, ihre Schädel werden in Haufen aufgeſchichtet und bewahrt (Lery 238 ff.). In ihren Kähnen, die aus einem einzigen Stamm gearbeitet ſind oder nur aus Baumrinde beſtehen (Gandavo 122) und meiſt etwa 50 Menſchen faſſen, kämpften ſie nicht ſelten auch zu Waſſer (Thevet 39). Sklaven nehmen am Kampfe nirgends Theil (v. Martius a, 24). Die Chiriguana ſind gute Reiter, haben Sättel von Stroh und im Kampfe zu Pferde eine Rüſtung von Leder; Feuerwaffen fürchten ſie (Viedma b, 49).

Die Häuptlingswürde, welche bei den Guarani bisweilen der Preis der Beredtſamkeit war, ging gewöhnlich vom Vater auf den erſtgeborenen Sohn über, der Anführer im Kriege dagegen erhielt ſeinen Platz durch Wahl (Guevara I, 4 f.). Jedes Dorf hatte ſein beſonderes Oberhaupt das ſelbſtſtändig und unabhängig war (Charlevoix I, 268). Seine Gewalt war unbeſchränkt, ſeine Untergebenen bauten für ihn das Feld und er genoß einen Vorzug bei der Vertheilung der Jagdbeute, ſonſt aber keine Auszeichnung; ihn zu verlaſſen ſtand einem jeden frei (de Alvear 9 f.).

Den Tupi galt nur der erſte Verwandtſchaftsgrad als Ehehinderniß: mit der Mutter Schweſter oder Tochter war keine Ehe möglich, auch nicht mit der Tochter oder Schweſter des Aturaſſap, d. h. des Freundes mit dem man Alles gemein hat. Die Nichte zu heirathen war aber Sitte und wurde ſogar als ein Recht in Anſpruch genommen (Gandavo 115). Eine Heirathsceremonie fand nicht ſtatt, nur die Einwilligung der nächſten Verwandten der Frau war erforderlich (Lery 239). Je tapferer einer war, deſto mehrere Weiber pflegte er

zu haben; eine von diesen hatte den Vorrang vor den übrigen, doch lebten sie gewöhnlich in Frieden miteinander (ebend., Thevet 42). Während der Schwangerschaft und des Wochenbettes wurden sie durchaus nachsichtig und sorgsam behandelt. Von den Mädchen verlangte man keine Zurückhaltung (Pigafetta 20), für die Weiber aber stand auf Ehebruch der Tod oder schimpfliche Verstoßung. Nur Gandavo (116) erzählt daß einige Weiber bei ihnen stets einsam und ohne allen Umgang mit Männern lebten. Unnatürliche Laster waren verabscheut (Lery, Thevet). Morgens beim Aufstehen erhielten die Glieder der Familie von deren Haupte ihre Geschäfte zugewiesen. Für den Neugeborenen bedurfte es von Seiten des letzteren oder eines seiner Freunde einer besonderen Anerkennung, die dadurch kundgegeben wurde daß man ihn vom Boden aufhob (de Laet XV, 2); der Knabe erhielt alsdann sogleich einen kleinen Säbel Bogen und Pfeil und eine Ermahnung zur Tapferkeit (Lery 297). Bei den Guarani, deren Häuptlinge allein mehrere Weiber gehabt haben sollen, leugnet Charlevoix (I, 269, 272) das ausschweifende Leben dessen sonst die Mädchen vielfach beschuldigt worden sind; das äußerst unvortheilhafte Bild das v. Martius (a, 55 ff.) in dieser Hinsicht von den Eingeborenen Brasiliens überhaupt gegeben hat, dürfte wohl zu dunkel gehalten sein. In Rücksicht des Verkaufes der eigenen Kinder, den man den Guarani vorgeworfen hat, bemerkt Rengger (Reise 131, 325) daß dieß höchstens von Waisen oder von gestohlenen Kindern verstanden werden dürfe. Die Chiriguana, die ebenfalls keine Heirathsceremonien haben (Weddell bei Castelnau VI, 56), lösen ihre Ehen oft wieder auf um neue zu schließen: der Bewerber liefert dem Mädchen Wildpret und Früchte, und stellt ein Bündel Reisholz vor die Thür ihrer Hütte; nimmt sie dieses zu sich herein, so ist er erhört und die Ehe wird vollzogen (Lettres éd. II, 132). Die Gemeinen haben bei ihnen nur eine Frau, der Häuptling deren zwei (Viedma b, 49).

Alle bekannten Völker von Süd Amerika haben etwas Landbau (v. Martius a, 33). Die Tupi, obgleich nicht festsässig, zogen hauptsächlich Manioc und Mais (H. Staden Anh. 10, 36, de Laet XVI, 9, Lery 155, bei letzterem über deren Zubereitung). Die Feldarbeit wurde gemeinsam betrieben und bei dieser Gelegenheit dem berauschenden Caouin oder Kaveng* stark zugesprochen, das in dem gegohrenen

* Ein berauschendes Getränk dieser Art ist in Süd Amerika sehr allgemein

Aufguß von Mais oder Hirſe beſtand den die Weiber vorher gekaut und gekocht hatten; überhaupt waren Trinkgelage bei ihnen häufig (de Laet XV, 2, Lery 162 ff.). Auf das Feld hinaus geht der Mann ſtets vor, bei der Rückkehr hinter der Frau, damit dieſe bei Gefahr leichter fliehen könne; im Dorfe hat ſie den Vortritt um ſtets beobachtet werden zu können (de Laet). Um das Fleiſch langſam zu braten oder zu trocknen bedienten ſie ſich eines auf vier Gabeln ruhenden Roſtes von Holzſtäben (boucan). Beim Eſſen herrſchte gänzliche Stille (Lery 171, Thevet 30). Sie zogen viele Hühner, urſprünglich nur welſche, und trieben Fiſchfang, zu welchem ſie auf Floßen von nur 2′ Länge und Breite in die ruhige See fuhren, theils mit Bogen und Pfeil theils mit der Angel (Lery 187, 207). Den Tabak rauchten ſie in Form von Cigarren, doch nur die Männer (Thevet 32). Gemeinſchaftliches Rauchen iſt auch in Braſilien das Symbol von Frieden und Freundſchaft (v. Martius a, 48). Die Tupi gingen völlig unbekleidet (Lery 139, Gandavo 118) und wohnten in 2 bis 500 Schritte langen, 20—30′ breiten Häuſern die aus dickem Holzwerk beſtanden und mit Palmblättern gedeckt waren; dieſe umſchloſſen öfters im Viereck einen großen Platz, und in ihnen lebten bisweilen hundert und mehrere Familien zuſammen (Thevet 44, de Laet XVI, 9, H. Staden Anh. 4, Pigafetta 16). Ihre Dörfer behielten zwar ſtets dieſelben Namen, wurden aber alle fünf bis ſechs Monate verſetzt (Lery 304). Der Hausrath beſtand aus irdenen Schüſſeln und Gefäßen von verſchiedener Form, die gebrannt und inwendig glaſirt waren (derſ. 308, H. Staden Anh. 13). Ihre Spindel war ein Stock von 1′ Länge der mit Hülfe einer hölzernen Kugel durch die er geſteckt war, wie ein Kreiſel gedreht wurde. Aus den ſehr fein geſponnenen Fäden webten ſie an einfachen, aufrecht ſtehenden Webſtühlen die Hängematten in denen ſie ſchliefen. Zum weiß waſchen der beſchmutzten Gewebe wendeten ſie den Saft einer Gurkenart an (Lery 306, H. Staden Anh. 6). Luccock (435) beſchreibt neuerdings eine von Indianern der Provinz Minas geraes erfundene Maſchine um Manioc zu ſtampfen oder Kaffee zu enthülſen als ein beachtenswerthes Zeugniß für ihre Erfindſamkeit, und Tietz (53) führt zum

verbreitet. Name und Bereitungsweiſe erinnern an die Kava der Südſeeinſulaner (Gilii 376, Pr. Max. a, I, 79, II, 220, H. Staden 17, 21, 28, Anh. 14: Caui, Kaawy, Kawi, Kawawy).

Beweiſe ihrer Brauchbarkeit und Thätigkeit an daß die kleinen kupferbraunen Caboiles aus dem nördlichen Braſilien ſich als tüchtige gelehrige und treue Matroſen in der braſilianiſchen Marine auszeichnen. In der Provinz Para dienen die Eingeborenen häufig auf den Schiffswerften und als Soldaten (Spix und M. 903).

Bei den Guarani fanden die Spanier zu ihrer Verwunderung ausgedehnten Mais- Caſſava- und Gemüſebau, Hühner Papageien und anderes Hausgeflügel in Menge, und erhielten durch freundliche Behandlung überall Lebensmittel von ihnen im Ueberfluß (Cabeza de V. 552). Bisweilen haben ſie wilde Schweine, ſehr häufig Strauße gezähmt, und es gab Völker unter ihnen bei denen die Weiber von den Schultern bis auf die Füße in ſelbſtgemachte weiße Zeuge gekleidet waren (Dobrizhoffer I, 115, 421, 84). Ihre Wohnungen bauten ſie aus Holz und Stroh, hatten Trommeln und Trompeten als Kriegsmuſik und kleine Metallplatten die ſie an der Stirn befeſtigten um den Feind im Kampfe damit zu blenden (Cabeza de Vaca 557, 561, 572). Neuerdings freilich hören wir nur von ſchlechter Bewirthſchaftung der Felder die bei ihnen zur Erntezeit Gemeingut ſind, von Gefräßigkeit zur Zeit des Reichthums, von Geduld und Apathie zur Zeit des Mangels (Rengger, Reiſe 123ff.). Die Chiriguana haben ſtrohgedeckte Hütten von Rohr oder Pfahlwerk und Lehm; ſie ſind viereckig mit lang herabhängenden Dächern und ſehr reinlich (Viedma b, 8, 50, Weddell bei Castelnau VI, 56, 258). Ihre Dörfer legen ſie kreisförmig an, ſo daß ſie einen freien Platz einſchließen (Lettres éd. II, 131). Sie ſind feſtſäſſig, bauen Früchte, haben Rinder- und Pferdeherden, doch ſind ſie dem Trunke ſehr ergeben (Weddell a. a. O. 306, Viedma b, 10). Manche von ihnen kleiden ſich ganz ſpaniſch in Baumwolle, die meiſten aber tragen bloß einen Schurz, nur bei Empfangsfeierlichkeiten einen Poncho (derſ. 9, 49). Ihre Waffen ſind Bogen und Pfeil. Von Producten ihres Kunſtfleißes ſind nur noch die 12 Decimeter hohen und 1 Meter weiten irdenen Krüge zu nennen die ſie verfertigen (Weddell a. a. O. 56).

Das große Volk der Omagua redet zwar keinen Dialekt der Tupiſprache, ſteht aber unzweifelhaft in einem näheren Verhältniß zu den Tupi-Guaranis, wahrſcheinlich in dem eines Nebenſtammes zum Hauptſtamme (Vater, Mithrid. III, 2, 604, hauptſächlich nach Con-

damine). Die Verwandtſchaft beider hat nächſt letzterem Veigl (79) ausgeſprochen, Spix und Martius (1192), Pöppig (II, 423), Velasco (III, 5, 6) u. A. ſie beſtätigt. Die älteſten Nachrichten über ſie rühren von Philipp von Hutten, Orellana und Acuña her. Der erſtere ſtieß (1540 ff.), wie oben erwähnt (p. 367), jenſeits des Guaviare in Macatoa auf die bekleideten und bärtigen Guappes oder Guayupes, die ſchon Georg von Speier (1536) beſucht und in Dörfern wohnend gefunden hatte, in denen unter andern ein mehr als 200 Schritte langes Haus mit zwei großen Thüren ſtand, eine Art Nonnenkloſter und zugleich Tempel der Sonne, wo Opfer gebracht wurden (Simon I, 3, 12). Philipp von Hutten hatte auf ſeinem Wege nach Süden Eingeborene getroffen die ganz nackt waren, keine Wohnungen hatten und ohne Ehe lebten; in der gut gebauten Stadt Macatoa aber nahmen ihn bekleidete Bewohner gut auf, er ſah bebaute Felder, und man ſagte ihm daß im Südoſten die Omaguas unter ihrem Oberprieſter Quareca lebten, die bekleidet ſeien wie die Spanier, große Herdenthiere gleich denen in Peru, vieles Hausgeflügel und Gold und Silber hätten (derſ. I, 5, 3—7). Die Spanier überzeugten ſich durch den Augenſchein von der Wahrheit dieſes Berichtes: die Oweguas oder Omaguas wohnten in einem ſtark bevölkerten Lande, das breite und gute Wege und ſehr große Dörfer mit geraden Straßen hatte; ſie gingen ſtets bekleidet, trugen Federbüſche, führten lange Lanzen und Schilde und trieben regelmäßigen Landbau. Ein großes Haus das dem Häuptling gehörte, wurde ihnen als der Tempel bezeichnet der viele Idole von halber bis zu ganzer Lebensgröße enthielte (Simon I, 5, 7 f., Piedrahita X, 5). Orellana fand im Lande der Homaga oder Homagua eine kupferne Axt von nahezu peruaniſcher Form, gut glaſirtes Irdengeſchirr mit ſehr zierlichen Malereien und große Idole. Es herrſchte in dieſen Gegenden Sonnencultus: die Thüren der Wohnungen waren nach Oſten gerichtet; dasſelbe war auch noch weiter ſtromabwärts in der Nähe der Mündung des R. Negro der Fall, wo Orellana in einem Dorfe einen Sonnenaltar ſah, auf welchem in Holz-Relief ein Thurm mit zwei Thoren dargeſtellt war; auf beiden Seiten befanden ſich zwei rückwärtsſchauende Löwen, auf dem Platze aber ſtand der Tempel der Sonne, in welchem eine Menge ſchöner Federmäntel aufbewahrt wurde (Oviedo XLIX, 3, L, 24). Herrera (VI, 9, 4) fügt dieſen Angaben nur noch hinzu daß an den Armen

und Waden der gigantiſchen Idole von denen Orellana erzählte, Räder angebracht waren. Die Ausdehnung des Sonnencultus am Amazonas abwärts von den Omaguas hat zwanzig Jahre ſpäter (1561) Aguirre beſtätigt: bei den unbekleideten cannibaliſchen Arnaquinas fand er Tempel bei welchen die Bilder von Sonne und Mond aufgeſtellt waren, vielleicht als männliche und weibliche Gottheit (Simon I, 6, 24).

Ueber den Wohnſitz der Omaguas findet ſich eine nähere Angabe erſt bei Acuña: dieſer berichtet nämlich daß ihr Land von geringer Breite, aber 200 leguas lang ſei und am Marannon abwärts ſich bis auf 16 leguas von der Mündung des Putumayo erſtrecke. Er nennt eine Menge von Völkernamen die jetzt verſchwunden ſind, und ſeine Bemerkungen (667, 680) über den Handel der Curuzicaris mit vortrefflichem Töpfergeſchirr, wie über die ausgezeichneten Holzſchnitzereien der Caripunas und Zurinas (die erſteren von der Mündung des Jurua ſtromabwärts, die letzteren beiden oberhalb der Mündung des R. Negro), deuten darauf hin daß ſich die Cultur welche bei den Omaguas beſtand, wahrſcheinlich von ihnen aus auch über andere Völker am Amazonenſtrom verbreitet hatte; ſie ſelbſt aber ſollen von einigen Quixos gelernt haben die vor den Spaniern geflüchtet, zu ihnen gekommen ſeien (658). Können wir nun zwar nicht daran denken daß die Omaguas ſich erſt um die Zeit der Eroberung civiliſirt hätten, ſo liegt doch in jener Angabe Acuña's ein vielleicht richtiger Hinweis auf die Gegend von welcher höhere Bildung zu ihnen gelangt iſt. Die Quijos nämlich werden mit den Yumbos und mehreren anderen Völkern von Rodriguez (I, 6) als die Bewohner der Gebirge im Süden von Popayan genannt, und Piedrahita (IV, 1) führt die Omaguas ſelbſt neben den Pijaos und Paezes als eines der drei Hauptvölker von Popayan auf. Condamine erwähnt in jenen Gegenden ebenfalls ein Volk der Omaguas und findet es wahrſcheinlich, daß ſie vor den Spaniern die Neu Granada eroberten, geflohen, von dort an einem der ſüdöſtlich laufenden Ströme herabgezogen ſeien — dieſer Flucht freilich läßt ſich kaum beiſtimmen, da ſie ſchon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts am Marannon in großer Ausdehnung feſtſaßen und die älteſten Berichte von ſolcher Einwanderung nichts mittheilen.

Die Omaguaſyete, d. i. die wahren Omaguas, wohnten (nach Acuña) am oberen Putumayo, ein anderer Theil derſelben am oberen

Yetau oder Yutay; Pater Girval ſetzt die Omaguas an die Ufer des Yapura (Vater, Mithrid. III, 2, 597). Nun heißt es zwar bei de Laet (Index capp. ad lib. XVII not.) daß nach Cevallos unter dem Namen der Omaguas mehrere verſchiedene Völker zuſammengefaßt würden*, da indeſſen dieſe Behauptung ganz iſolirt ſteht und der eigentliche Name der Omaguas nach Acuña Aguas heißt, ſind wir vielmehr verſucht (mit Vater a. a. O. 599) in allen den Völkern Verwandte von ihnen zu vermuthen, deren Namen dem ihrigen gleich ſind oder dieſen als Beſtandtheil enthält. Dahin gehören die Aguas welche man zerſtreut in Neu Granada, Venezuela und in den Ebenen des Orinoco gefunden hat, namentlich in 10° n. B. und 305° L., 9° n. B. und 314° L., im Innern unter 4° ſ. B. und 305° L. (ebend.); dann die Enaguas am Guaviare. Ferner nennt Herrera (IV, 7, 6) zwiſchen Coro und Barquiſimeto Ayaguas, die vermuthlich mit den Achaguas identiſch ſind, welche Humboldt (ed. Hauff III, 34) neben den Guamos Guajibos und Otomaken als die Bewohner der Ebene zwiſchen dem Apure Meta und Guaviare anführt. Piedrahita (I, 2) bezeichnet die Achaguas in den Ebenen von S. Juan, ſüdöſtlich von dem Hauptſitze der Muyscas, als das fähigſte von allen Völkern Neu Granada's. Condaguas führt Oviedo (XXV, 2) an ohne ihren Wohnſitz näher zu bezeichnen. Die Capanaguas oder Buſquipanes am rechten Ufer des Ucayale den Mayorunas benachbart (Maw 468), und die chriſtianiſirten Maraguas am Yutay (Herndon 247) ſind vielleicht hierher zu rechnen, ſchwerlich dagegen die Yaguas bei Pebas am Marañon, welche ganz den Haarſchnitt der Alt-Peruaner tragen (Maw 200) und ſich für Nachkommen der Incas halten (Osculati 209); von Castelnau (V, 18) ſind ſie näher beſchrieben worden. Die Payaguas auf der Oſtſeite des Napo (Lettres éd. II, 112), an welchem nach Veigl (99) durchgängig dieſelbe Sprache herrſchte, gehörten mit den Omaguas zu den Völkern bei denen die Miſſion in der Zeit von 1683—1727 Eingang fand (Velasco III, 5, 10). Wenn de Angelis (Indice zu Guzman, XL) die Payaguas am Paraguay zu den Guarani zählt, ſo ſcheint

* Im Gegenſatze zu dieſer Angabe behauptet Alcedo, die Omaguas ſeien das am weiteſten verbreitete Volk in Amerika und ſie führten in verſchiedenen Gegenden verſchiedene Namen, es gebe Omaguas in Venezuela, zwiſchen den Flüſſen Napo Curaray Putumayo und Negro wie am Marannon.

eine irrthümliche Angabe bei Hervas (ſ. Vater, Mithrid. III, 2, 489) und die Beziehung ihres Namens zu den Omaguas das Einzige zu ſein, was ſich für dieſe Anſicht geltend machen läßt, obwohl das Vorkommen ihres Namens in ſo weit entlegenen Ländern eine merkwürdige Thatſache iſt, die zu weiterer Unterſuchung auffordert.

Mit etwas größerer Sicherheit läßt ſich die Verwandtſchaft einiger anderen Völker zu den Omaguas nachweiſen. Unter den Ucayales, die ſprachlich den letzteren ſehr nahe ſtehen (Rodriguez VI, 5), ſind wahrſcheinlich die Cocamas zu verſtehen, die nach Veigl (60) in früherer Zeit am Ucayale zwölf Tagereiſen von deſſen Mündung lebten und deren Sprache er als dieſelbe angiebt wie die der Omaguas; auch ſollen ſie ihre Herkunft ſelbſt von dieſen ableiten (Osculati 231). Rodriguez (III, 2), der ſie von ſeinen Ucayales zu unterſcheiden ſcheint, giebt ſie am Huallaga an; Castelnau (IV, 455) fand Cocamas in Nauta, die früher in La Laguna gelebt hatten. Velasco (III, 5, 9) hält ſie für urſprünglich verſchieden von den Omaguas und glaubt daß ſie ſich erſt ſeit 1680 mit dieſen gemiſcht haben. Die Cocamillas ſind eine Abtheilung desſelben Volkes. Die Yurimaguas ſcheinen die Omaguas vom Yurua zu ſein; wenigſtens wohnten ſie dort in früherer Zeit. Nach Pöppig (II, 384) wären ſie von der Mündung des Madeira im 17. Jahrhundert von Portugieſen verdrängt, an den Huallaga gekommen, wo die Miſſion liegt die ihren Namen führt. Wenig wahrſcheinlich iſt daß ſie die Omaguas zwar als Verwandte behandeln, zugleich aber eine völlig verſchiedene Sprache reden ſollten (Velasco III, 5, 19). Auch die Tocantins am gleichnamigen Fluſſe unter 5° ſ. B. ſollen ſprachlich zu den Omaguas gehören (Vater a. a. O. 602). Endlich ſcheinen ſich die vorhin erwähnten Guayupes den Omaguas anzuſchließen, da die Culturſtufe auf der ſie im 16. Jahrhundert ſtanden, ſo ziemlich dieſelbe war wie die der letzteren; auch in den Otomaken hat Humboldt (R. in d. Aeq. IV, 578) Verwandte derſelben vermuthet.

Die Zuſammengehörigkeit dieſer Völker vorausgeſetzt, ergiebt ſich daß Zweige des Omagua-Stammes im Flußgebiete des Meta und Guaviare im Oſten und Südoſten das Land der Muyscas umgaben. Nimmt man hinzu daß die Omaguas ihrer Sage nach vom öſtlichen Abhange der Anden von Neu Granada über den Yapura an den Marannon gedrungen ſind (Humboldt a. a. O.), ſo wird man geneigt

ſein den Urſprung ihrer Cultur bei den Muyscas zu ſuchen. Als ein nicht unintereſſanter Nebenumſtand iſt in dieſer Hinſicht noch hervorzuheben, daß zu der früher erwähnten menſchlichen Statue mit lang nach hinten ausgezogenem Schädel, die man in Barra do Rio Negro entdeckt hat, die Omaguas, da ſie ihre Köpfe ſowohl vorn als hinten abplatteten (Acuña 659) und die Völker verachteten welche dieß nicht thaten (Ulloa I, 329), eine ebenſo auffallende Parallele darbieten wie der bei Uricoechea (Tafel 2) abgebildete nach hinten lang gezogene Schädel eines Eingeborenen der Provinz Velez in Neu Granada. Nach Joaq. Acosta (222) herrſchte dieſe Sitte der doppelten Abplattung zwar nicht bei den Muyscas oder Chibchas, dem Culturvolke von Neu Granada, wohl aber bei den ihnen benachbarten Panches. Auch das Wenige was wir von dem religiöſen Cultus der Omaguas wiſſen, ſcheint jener Anſicht günſtig zu ſein.

Die Omaguas oder Campevas (d. i. Plattköpfe) zeichnen ſich durch hellere Hautfarbe und beſſere Körperbildung vor den übrigen Indianern aus (Spix und Martius 1192). Noch Ulloa (I, 328 f.) bezeichnet ſie nebſt den Yurimaguas als die fähigſten und cultivirteſten unter den Eingeborenen dieſer Länder: die letzteren bildeten eine Art von Republik, beide waren ſeßhaft, führten kein ausſchweifendes Leben und hatten Beamte welche die öffentliche Ordnung aufrecht hielten; noch jetzt ſind ſie ſtolz auf ihre Nationalität und zeigen ſich gebildet in ihrer Sprache (Velasco III, 5, 6), doch ſcheinen ſie beträchtlich geſunken zu ſein in Folge der räuberiſchen Einfälle welche die Portugieſen ſeit 1641 von Gran Para her gegen ſie ausgeführt haben. Die erdichtete Beſchuldigung des Cannibalismus mußte es rechtfertigen daß ſie viele von ihnen in die Sklaverei fortſchleppten. Trotz tapferen Widerſtandes bemächtigten ſich jene allmälich des Landes bis zum R. Negro und drangen im Jahre 1710 vermöge eines maſſenhaften Angriffes auf die Miſſionen von dort noch um 8° weiter nach Weſten vor; ein ähnlicher Ueberfall im Jahre 1732 wurde dagegen abgeſchlagen (ebend. 12, Rodriguez VI, 5). Ueberhaupt finden ſich jetzt am Amazonenſtrome nur noch ſchwache und ſtark veränderte Reſte der alten Bewohner und von den vielen von Acuña als mächtig genannten Völkern keine oder kaum noch eine Spur (Spix u. M. 1029). Noch gegenwärtig ſtehen zwar die Indianer in dieſen Ländern etwas höher als in Süd Braſilien (Wallace 476), aber ihre Kunſtfertig-

keiten, die von Alvellos aufwärts zunehmen (Spix u. M. 1154, 1171), erſtrecken ſich nicht hinaus über die Verfertigung ihrer Geräthe und Waffen, Töpferarbeit, geſchicktes Pfeilſchießen und Fiſchen (vgl. Spix und M. 1023), den Bau von Kähnen und dergleichen (W.H. Edwards 16f.). Am unteren R. Negro namentlich liefern ſie Schooner zum Flußhandel von einem Gehalte bis zu 200 Tonnen, zu deren Herſtellung ſie ſich nur des Beiles und Hammers bedienen (Wallace 236).

Die Cocamas haben ziemlich dicken viereckigen Kopf, doch, wie es ſcheint, ohne künſtliche Verunſtaltung deſſelben, große Augen, dicke und ziemlich platte Naſe und wulſtige überhängende Oberlippe; die Hautfarbe iſt gelbbraun (Osculati 231). Der perückenartig in die Höhe ſtehende Haarwuchs der bei ihnen bisweilen vorkommt (Pöppig II, 450), erinnert an die Miſchlingsraçe der Cafuſos (vgl. Spix und M. 215). Sie ſind muthig und kriegeriſch, von großem Unabhängigkeitsſinn und bedeutender Bildungsfähigkeit, doch haben ſie in manchen Dörfern die von den Miſſionären eingeführten Einrichtungen und chriſtlichen Cultus ſpäter freiwillig beibehalten (Pöppig II, 403). Bei Unánue (num. 78) werden ſie als ziemlich barbariſch beſchrieben.

Die Otomaken zwiſchen dem Apure und Sinaruco werden von Humboldt (R. in d. Aeq. IV, 555) als häßlich und verſunken, von Depons (148) weit vortheilhafter geſchildert. Sie haben durch ihr Erdeeſſen eine gewiſſe Berühmtheit erlangt, ſo wenig ausſchließlich ihnen auch dieß eigen iſt, denn es herrſcht, wenn auch in geringerer Ausdehnung, z.B. auf den kleinen Antillen bei allen Klaſſen der Bevölkerung (du Tertre II, 375, Labat I, 1, 149), im Sertão und am Amazonenſtrome (Spix und M. 327, 1081), wurde in Maynas ſelbſt an manchen Thieren beobachtet (Pöppig II, 452) und iſt überhaupt eine ſehr weit verbreitete Erſcheinung (Näheres bei Humboldt, Anſichten der Nat. I, 231 und Heuſinger, die Geophagie). Die Otomaken verzehren täglich ohne Nachtheil 3—4″ dicke Kugeln von fettem, etwas gebranntem Letten, der einige Zeit im Jahre ſogar ihre einzige Nahrung ausmacht (Humboldt). Gumilla (11) erzählt von ihnen daß ſie vor dem Aufgange der Sonne immer ihre Todten zu beweinen pflegten, daß dann der Häuptling die Geſchäfte des Tages an die Einzelnen vertheilte und daß ſie den Feldbau gemeinſam trieben: vielleicht dürfen wir daraus ſchließen daß ſie in früherer Zeit etwas höher ſtan-

den als jetzt. Ihre jungen Leute werden mit alten Weibern verheirathet, nach deren Tode mit jungen Mädchen (Hartfink 32). Ihren Ursprung sollen sie von ein paar Felsblöcken herleiten (Gumilla 6).

Schon Vater ist die Namensähnlichkeit der Omaguas mit den Omaguacas aufgefallen, welche bei de Laet (XIV, 12) als ein reiches und einigermaßen cultivirtes Volk mit großen Lamaherden und selbstgewebten Wollenkleidern nördlich von Jujuy erwähnt werden. Lozano (119, 192) giebt sie 18 leguas von letzterer Stadt entfernt an, die sie zweimal zerstörten (Charlevoix I, 290), und als Nachbarn der Chiriguanas. Bei der Verwandtschaft der Omaguas zu den Guaranis und ihrer weiten Verbreitung nach Norden, würde es wenig auffallend sein einen Zweig derselben auch im Süden in Tucuman wieder zu finden, wenn sich diese Annahme aus anderen Gründen als aus einer bloßen Namensähnlichkeit empfehlen sollte. Amajuacas oder Amahuacas (Omaguacas) finden sich neuerdings unter den Wanderstämmen in der Gegend von Sarayacu, zwischen dem Flusse Cuja und dem Ucayale (Herndon 209, 469) und 3 Tagereisen östlich von letzterem am Tawaya; ihre Sprache gehört wie die mehrerer anderen Völker des Ucayale, der Conibos, Cachibos, Sepibos u. a., zu dem Stamme der Panos welche vom Huallaga herübergekommen sind (Castelnau IV, 377, 387, 396, 450); von den Panos aber*, die mit den Manoas und Setebos ein Volk bildeten, sagt Skinner (I, 364, II, 96 ff.) daß sie mit den Omaguas und Cocamas seit langer Zeit „durch die Bande des Blutes verbunden" seien. Mehrere Stämme des Ucayale platten gleich den Omaguas den Kopf vorn und hinten ab (Herndon 203), wie dieß Unanue (num. 78) von den Eingeborenen der Pampas del Sacramento und von den in den Andes lebenden bemerkt hat. Wir sehen ferner merkwürdiger Weise auch den Namen der Juris die am Solimoes zwischen dem Putumayo und Japura sitzen, (Wallace 510, auch Vater a. a. O. 612 nennt sie dort nach P. Girval) in Tucuman wiederkehren, und zwar in Verbindung mit dem der Diaguites. Jene nördlichen Juris sind den Passes am unteren Japura stammverwandt, einem Volke das in Gesichtszügen und Körperbildung sich gleich den Omaguas vortheilhaft vor den anderen eingeborenen Stämmen unterscheidet und dem kaukasischen

* Näheres über sie im letzten Abschnitte.

Typus nähert, während es zugleich in sittlicher und religiöser Bildung auf einer entsprechend hohen Stufe zu stehen scheint (Spix und Martius 1204 ff., 1237). Von den Juries und Diaguitas in Tucuman hören wir daß sie wie ihre nördlichen Nachbarn, die Omaguacas, selbst gesponnene und gewebte Wollenkleider trugen (de Laet a. a. O.), daß baumwollene und andere Zeuge ihnen als allgemeines Tauschmittel dienten, daß sie außer Lamas auch zahme Strauße und Hühner hielten (Herrera VIII, 5, 8 f. und 11). Die ersteren lebten in alter Zeit am Salado, wo die Spanier in der Gegend von Salta und Calchaqui bei ihrem ersten Eindringen (1543) eine starke Bevölkerung fanden, die gut bekleidet und reichlich mit Lebensmitteln versehen war (Guzman I, 4, II, 6). Die Diaguitas im südlichsten Theile von Tucuman* verehrten die Sonne in Tempeln und glaubten daß die Seelen ihrer verstorbenen Häuptlinge als Planeten, die der anderen Menschen als Sterne an den Himmel versetzt würden (Charlevoix I, 103). Nach Herrera war die Diaguita-Sprache allgemein bei den Eingeborenen von Tucuman, obwohl es neben ihr noch vier andere Sprachen gab. Vater (Mithrid. III, 2, 438) hat deshalb vermuthet daß sie ein Zweig des Guarani sei, und auch dieß würde wie das Meiste was uns von den genannten Völkern bekannt ist, wohl damit zusammenstimmen daß sie mit den Omaguas verwandt sind. Es kann nicht unsere Absicht sein die Fäden durch welche wir diese Völker miteinander verknüpft haben, für stärker und haltbarer auszugeben als sie sind; nur einen Fingerzeig für weitere sprachliche Untersuchungen können sie geben, der bei der Dunkelheit des Gegenstandes willkommen sein muß.

Wir können die Abschweifung nach Westen zu der uns die Verfolgung der ethnographischen Verhältnisse geführt hat, nicht schließen ohne zu bemerken, daß es in Rücksicht der höheren Culturstufe auf welcher die Omaguacas Juris und Diaguitas in Tucuman standen, am nächsten liegt an peruanische Einflüsse zu denken, denn der westliche Theil dieses Landes, dessen Inneres ganz culturlose Höhlenbewohner inne gehabt haben sollen, stand zur Zeit seiner Entdeckung unter der Herrschaft der Incas (Charlevoix I, 206 ff.). Aus Chacó, dessen Name aus dem Quichua stammt — das Wort chacú bezeichnet die großen

* Alcedo giebt sie im westlichen, die Juries im östlichen Theile von Tucuman an.

Herden von Guanacos und anderen Thieren, die zur Jagd zusammengetrieben wurden (Zarate, Garcilasso VIII, 17, Guevara II, 12, p. 157) — sollen die Incas schon vor der Ankunft der Spanier Gold und Silber bezogen haben, und nach derselben wurde es ein Zufluchtsort vieler eingeborenen Peruaner, die sich, wie erzählt wird, namentlich auf einer Insel in dem See der Xarayez am Paraguay niederließen, daher diese Gegend Puerto de los Reyes oder Puerto de los Orejones genannt wurde (Charlevoix I, 218 f.); auch den Namen des irdischen Paradieses (Paraiso terrenal) hat man ihr beigelegt.

Die ersten Nachrichten über dieses Land stammen von Cabeza de Vaca (576 ff.). Er fand am Paraguay unter 19° s. B. das Volk der Guaxarapos*, weiterhin an dem sogenannten Xarayez-See die Sococies, Xaquetes oder Xaqueses und Chaneses, und erzählt von den Bewohnern dieser Gegenden, daß sie Mais und Mandiocca bauten, Hausgeflügel hielten und wie die weiter im Innern Idole hatten, doch nur von Holz; er fügt hinzu, sie seien mittelgroß, gingen ganz unbekleidet und man nenne sie Orejones, weil ihre durchbohrten Ohrlappen ihnen fast bis auf die Schultern hingen. Jenseits der Sümpfe und Seen lebten die Xarayes, 60 leguas im Norden von den Orejones; diese trieben ebenfalls Landbau und Hühnerzucht, standen aber höher in materieller Cultur, denn sie trugen große baumwollene Kleider, die von ihren Weibern verfertigt wurden. Guzman (I, 4) theilt von diesen Jarayes (Sarabes bei Guevara II, 6) weiter mit daß sie unter einer wohlgeordneten, im Wesentlichen republikanischen Verfassung lebten, an deren Spitze der Manés als Oberhaupt stand, und daß sie, obgleich wenig kriegerisch, doch bei allen Nachbarvölkern hoch geachtet waren; Diebstahl und Ehebruch wurden bei ihnen vom Häuptling gestraft und als Beweis ihrer großen Rechtlichkeit wird angeführt, daß Irala (1546) sein ganzes Gepäck 14 Monate lang ihnen überließ und bei der Rückkehr von seinem Zuge nach Nordwesten Alles unversehrt zurückerhielt. Als ihre Feinde im Norden werden Guaranis angegeben, welche demnach sich bis in's Quellgebiet des Paraguay aus-

* Diese sind, wie Azara sagt, von den Spaniern Guachis genannt worden und haben ihren Wohnsitz nie verlassen. Ihre geringen Reste — sie sollen in Folge künstlicher Fehlgeburten fast ausgestorben sein — fand noch Castelnau (II 467) in der Umgegend von Miranda am Flusse Mondego.

gebreitet zu haben ſcheinen. Schmidel (156ff.) erzählt von damaſtähnlichen Baumwollenzeugen, in welche Hirſche und andere Thierfiguren eingewebt waren, und von Goldſachen bei den Scherues, unter denen wahrſcheinlich die Xarayes zu verſtehen ſind, denn er giebt die Namen faſt durchgängig in ſehr verſtümmelter Form und nennt die Scherues ein großes, weit verbreitetes Volk das von einem Könige beherrſcht werde; für die große Ausdehnung der Xarayes aber ſpricht der Umſtand daß Hern. de Ribera der vom Puerto de los Reyes nach Weſten ging ebenfalls auf dieſes Volk ſtieß, doch erſt nachdem er das Gebiet der Perobazaes paſſirt hatte (Cabeza de V. 598). Er ſelbſt und ſein Bruder Fr. de Ribera fanden in den Ländern weſtlich und nordweſtlich vom Xarayes-See, alſo nach Peru hinüber, eine materielle Cultur die ſie in Erſtaunen ſetzte, und wenn manche der von ihnen zurückgebrachten Nachrichten auch zu abenteuerlich lauten um glaubhaft zu ſein (vgl. auch Guzman II, 3, Guevera I, 11, Charlevoix I, 136), ſo ſcheint ſich doch mit einer gewiſſen Sicherheit daraus ſchließen zu laſſen daß dieſe Länder in jener Zeit mit in den Kreis peruaniſcher Cultur gezogen worden waren. Dafür ſpricht vor Allem auch der Umſtand daß Irala zur Umkehr auf ſeinem Zuge durch einen Brief Gasca's von Peru her genöthigt wurde, der ihm weiter vorzudringen verbot, da ſich daraus ergiebt daß er Länder durchzogen hatte die den Peruanern wohl bekannt waren. Wir haben daher keine Urſache Schmidel's (164, 198) Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen, wenn er von großen Städten der Orthueſens (Urtueſes) und einheimiſchen Schafen erzählt die als Zugvieh gebraucht und geſattelt würden wie unſere Pferde. Daß er freilich (220) den Punkt der Umkehr 372 leguas nördlich von Aſuncion angiebt, iſt ſchon deshalb unmöglich, weil er hinzuſetzt daß von dort vier Spanier über Potoſi nach Lima gegangen ſeien; wir können uns vielmehr jenen Punkt höchſtens unter 13—15° ſ. B. denken, am Guapay (Mamore) wo Irala zu den Sembicoſis kam (Charlevoix I, 166), welche unter dem Namen der Samocoſis als Nachbarn der Chiriguanas und als ein zu Peru gehöriges Volk jenſeits des Guapay bei Guzman (III, 11) angeführt werden, und es wird dadurch wahrſcheinlich daß auch die Cultur welche Cabeza de Vaca und andere bei den Xarayes gefunden hatten, peruaniſchen Urſprunges war.

Gehen wir der Oſtgrenze des Incareiches, die jedoch ſchwerlich über-

all zugleich auch die Grenze ſeines Einfluſſes war, etwas weiter nach, ſo findet ſich Folgendes. Im Süden von Tucuman in S. Jago del Estero ſpricht die Maſſe der Bevölkerung noch jetzt Quichua (Sarmiento in N. Ann. des v. 1853 p. 302), nicht aber in Rioja (French in J. R. G. S. IX, 399). Die Gegend von S. Miguel del Tucuman gehörte zum Theil noch zum Incareiche (Guzman III, 12), deſſen Sprache bei der Meſtizenbevölkerung eines Theiles von S. Jago nördlich vom R. Dulce und in Chilque unter 29° 10′ (auf der Straße von Cordova nach S. Jago) herrſcht, während ſie ſonſt im Süden jenes Fluſſes nicht verſtanden wird; auch in Tucuman Salta und Jujuy wird nicht Quichua geſprochen (Page 357). Zwiſchen dem Vermejo und Pilcomayo lebten nur der Cordillere zunächſt „Leute von Peru die das Land bauten", die Churumatas (gente labradora de los del Peru), Nachbarn der Chiriguanas, gleich den Peruanern in Wolle gekleidet, mit dem Graben des Silbers und mit deſſen Verarbeitung zu Schmuckſachen beſchäftigt, und Aymara-redende Chichas Orejones welche die Minen für die Incas bearbeiteten und die Gebirgsvölker unterwerfen ſollten (Lozano 53, 72, 164). Vielleicht darf die lange, 1½ Meter dicke Mauer aus wechſelnden Lagen von Kieſeln und Platten ohne Mörtel, aber genau aufeinander paſſend, welche Weddell (bei Castelnau VI, 230) öſtlich von Tarija fand, auf dieſe peruaniſchen Indianer zurückgeführt werden. Im Norden des Pilcomayo bilden Quichuas und Quichua-Miſchlinge den Haupttheil der Bevölkerung von Sauces und Pomobamba (Weddell a. a. O. VI, 67, 97). Ebenſo herrſcht in der Stadt und dem ganzen Gebiet von Cochabamba das Quichua, während in dem von Valle grande wie in S. Cruz de la Sierra neuerdings wenigſtens nur ſpaniſch geſprochen wird (Viedma a, 46, 261, 308). Nicht weit weſtlich von letzterer Stadt iſt der Punkt (côte de l'Inca) bis wohin die Incas ihre Eroberung ausgedehnt hatten, wie man ſagt, als ſie die Nachricht von der Ankunft der Spanier erhielten. Die Quichua-Sprache, die in Chuquiſaca und deſſen Umgebung allgemein verbreitet iſt, begann in dieſer Gegend, wo ſich beim Dorfe Samaipata noch alte Baureſte finden (Castelnau III, 273 ff., 282, 300).

Dieſe weite Ausdehnung des altperuaniſchen Reiches nach Oſten und Südoſten, deſſen Grenzen nur von den Chiriguanas in dieſen Gegenden durchbrochen worden zu ſein ſcheinen — Dobrizhoffer (II,

169) erwähnt ſogar in Paraguay Indianer die Quichua reden —, läßt es als wohl annehmbar erſcheinen daß peruaniſche Orejones am Xarayes-See ſaßen, obwohl ſie von manchen Schriftſtellern ganz in's Reich der Fabel verwieſen worden ſind (de Angelis im Indice zu Guzman, LX). Indeſſen verſichern die Lettres édif. (II, 166) nicht unglaubhaft, daß ſie durch die Mamelucken (Portugieſen-Miſchlinge), die dieſe Länder ſo oft plündernd und raubend durchzogen haben, ſchon frühzeitig aufgerieben worden ſeien. Spätere Berichterſtatter, wie ſchon Guevara (geb. 1720, II, 6) erzählen nur noch von Guajarapos zur Rechten und von Guatos zur Linken unweit der Inſel der Orejones (Guzman II, 3 macht etwas abweichende Angaben über ihre Sitze), und Castelnau (II, 372, III, 10, 13) beſchreibt dort und am unteren Cuyaba nur die letzteren als friedliche furchtſame Menſchen, die meiſt portugieſiſch reden und unter erblichen Häuptlingen ſtehen; ſie ſind von ſchönen Zügen und europäiſchem Ausſehen, demnach wohl größtentheils Miſchlinge, haben meiſt langen Bart und behaarte Glieder, gebogene Naſe und gerade geſchlitzte Augen, doch etwas krumme Beine, da ſie viel im Kahne ſitzen. Indeſſen iſt zu beachten daß die Anweſenheit peruaniſcher Orejones am Xarayes-See allerdings dadurch wieder zweifelhaft wird, daß Cabeza de Vaca nicht ſowohl bei dieſen Orejones die er ganz unbekleidet ſchildert, als vielmehr erſt weiterhin bei den Xarayes Spuren einer höheren Cultur gefunden hat, daß er nur ihre lang herabhängenden Ohren, nicht ihre peruaniſche Abſtammung als Grund jener Benennung angiebt, und daß eben dieſer Name von den Spaniern auch anderwärts öfter Völkern beigelegt worden iſt, die mit dem altperuaniſchen Adel nicht die Abſtammung, ſondern nur die Sitte einer auffallenden Verlängerung der Ohren gemein hatten*, woran ſich dann häufig die Vermuthung knüpfte welche jenem kleinen Volke des Xarayes-See's zu ſeiner Berühmtheit verholfen zu haben ſcheint, daß ſie von peruaniſchem Urſprunge ſeien. Laſſen wir die apokryphen Orejones bei Seite von denen W. Raleigh in Verbindung mit den Sagen über El Dorado erzählt, daß ſie einſt an den Orinoco gekommen ſeien und dort eine große Stadt gebauet hätten (Coreal II, 217), ſo fand noch neuer-

* Dieſelbe Sitte hat Castelnau (II 28) in dieſen Gegenden neuerdings bei den Apinages am linken Ufer des Tocantins oberhalb ſeiner Vereinigung mit dem Araguay gefunden. Sollten dieſe die alten Orejones vom Xarayes-See ſein?

dings Osculati (209 ff.) ein Volk der Orejones von kleiner Statur, mit großen Köpfen und lang ausgezogenen Ohren am linken Ufer des Marannon von Pebas bis nach Tabatinga hin. Sie haben viereckiges Geſicht und dicke Lippen (Villavicencio 174) und ſind auch im Oſten des mittleren und unteren Napo verbreitet. Während indeſſen von ihren Nachbarn in Pebas und S. Joſe, den Yaguas, deren Typus von dem der Bewohner des Napo ganz verſchieden iſt (ſie ſind ziemlich hellfarbig und mehr gelblich als die ſüdlicheren Völker, haben lange gebogene, doch an der Spitze breite Naſe) manches erzählt wird das auf einen Zuſammenhang mit den Inca-Indianern hinweiſt (ſ. oben p. 428), finden wir von jenen Orejones nichts dieſer Art berichtet.

Man kann nicht erwarten daß die 387 Völker welche Warden (L'art de vérif. les d. XIII, 120) oder die 245 welche Martius (a,) in Braſilien nennt, ſämmtlich zu dem Stamme der Guaranis gehören ſollten; vielmehr ſind eine Menge von Stämmen welche zu dieſen keine nachweisbare Verwandtſchaft haben, zwiſchen ſie hineingeſchoben. Wir führen von ihnen zunächſt die Coropos Coroados und Puris an, die alle drei ähnliche Sprachen reden (v. Eſchwege I, 125, 165, Pr. Max. a, I, 129) und faſt ſämmtlich zu den domeſticirten und feſtſäſſigen Indianern gehören (Burmeiſter 206). Ihre Zuſammengehörigkeit untereinander läßt ſich indeſſen nur als zweifelhaft betrachten, da ihre Geſichtsbildung beträchtlich verſchieden iſt und ſpätere Miſchung leicht den Schein einer Sprachverwandtſchaft herbeigeführt haben kann, die urſprünglich vielleicht fehlte: die Puris ſind nämlich von den Botokuden gedrängt, aus dem Innern gekommen und haben die vor den eindringenden Europäern fliehenden Coropos und Coroados wieder gegen die Küſte hin zurückgeſchoben (ebend. 261). Spix und Martius (375 ff.) geben zwar an daß dieſe drei Völker im Aeußeren nur wenig verſchieden, klein oder mittelgroß und unterſetzt ſeien, mit kurzen und dünnen Beinen, ſchiefer Augenlidſpalte, kurzer und etwas platter Naſe, dagegen hat ſchon v. Eſchwege (164) die Verſchiedenheit der Coroados von den Puris und die oft ächt jüdiſche Phyſiognomie der erſteren hervorgehoben. Ihre Naſe iſt hervorragender mit nur ſchwach gewölbtem Rücken, ihre Lippen viel ſchmäler und weniger aufgeworfen, und ſie gleichen im Ganzen mehr den Indianern von Nord Amerika, während die Puris mehr mongolenähnlich ſind (Burmeiſter 246, 260). Pr. Maximilian (a, I, 134)

ſchildert die Puris 5′ 5″ groß, meiſt unterſetzt und fleiſchig, gewöhnlich mit kurzer und breiter, bisweilen auch kleiner gebogener Naſe und öfters ſchief geſchlitzten Augen; der Kopf iſt dick und rund. Housselle beſchreibt den Puri-Schädel ebenfalls als ziemlich rund; der Stirntheil iſt mehr zuſammengedrückt als das Hinterhaupt, die sinus frontales ſtark entwickelt, die glabella breit und tief, die Schläfengegend ſehr hohl, der Geſichtswinkel beträgt 70°; die Augen ſtehen weit voneinander ab, ſind etwas ſchief geſtellt und haben große Höhlen; die Naſe iſt etwas platt und weit geöffnet, das Geruchsorgan ſtark entwickelt; die Jochbeine ſtehen weit ab, der Zahnrand, namentlich der obere, iſt ſchmal. Aus der Sittenſchilderung dieſer Völker welche namentlich v. Eſchwege (I, 106 ff.) gegeben hat, verdient hervorgehoben zu werden daß die Puris in Krankheiten von Schwitzbädern Gebrauch machen, und daß bei den Coroados das Haupt der Familie in kauernder Stellung in einem großen länglichen irdenen Topfe begraben zu werden pflegt, zwei Eigenthümlichkeiten die ſich bekanntlich an den entlegenſten Orten von Amerika bei den Eingeborenen gleichmäßig wiederfinden. Der erlegte Feind wird von den Puris nicht ſelten verzehrt (Pr. Max. a, I, 162). Die Reſte jener Völker finden ſich gegenwärtig an verſchiedenen Orten der Provinz Rio de Janeiro zerſtreut, namentlich Puris, die ſich zur Arbeit den Weißen vermiethen (Castelnau I, 138). v. Martius (a,) giebt den Wohnſitz der letzteren zwiſchen dem Paraiba und dem Fluß Eſpirito Santo im Innern an. Coroados werden in verſchiedenen Gegenden des tieferen Innern genannt; wahrſcheinlich gehören ſie verſchiedenen Völkern an, da mit dieſem Namen, der ethnographiſch bedeutungslos iſt, insgemein alle die Eingeborenen bezeichnet zu werden pflegen, welche die bei den Tupis ſchon erwähnte Sitte hatten ſich eine Art von Tonſur zu ſcheren. Daher giebt v. Martius (a, Anh. 6, 8, 11) an daß ſie theils Goytacazes, theils Cahans, theils Bororos ſeien. Die Goaytacaſes oder Uëtacas, von denen die Indianer von S. Lourenzo bei Rio de Janeiro ſtammen, wohnten hauptſächlich im Süden des unteren Parahyba und wurden in ſpäterer Zeit theils ausgerottet theils unterjocht. Ihre Sprache war vom Tupi (nach Lery) völlig verſchieden, obwohl ſie von Völkern dieſes Stammes umgeben waren (Pr. Max. a, I, 37, 119), und ihr Zuſammenhang mit den Coroados dieſer Gegenden ſcheint nur wenig ſicher zu ſtehen (derſ. b, 38), ſo po-

fitiv er auch öfters ausgesprochen worden ist (Feldner I, 38 u. A.). Die Bororos sind, wie wir oben schon angeführt haben, ein Guaranivolk, nur muß man nicht mit Rengger (Reise 322) aus der Tonsur der Coroados dieß schließen zu dürfen glauben. St. Hilaire (V. aux sources I, 42) bemerkt daß die Coroados der Provinz S. Paulo und am Curitiba leiblich und sprachlich ganz verschieden seien von denen des R. Bonito, die er als sehr häßliche und kleine, dumme und apathische Menschen mit dicken Köpfen und kurzem Hals beschreibt (V. dans l'Intérieur I, 38) und nicht minder von den Coroados oder Cavaris in Matto grosso. Castelnau (II, 372) hat am linken Ufer des Cuyaba ebenfalls Coroados angegeben, die er für identisch hält mit den Cherentes.

Dieß führt uns zu den Völkern des oberen Araguay und Tocantins. Im Quellgebiete des ersteren leben die jetzt stark zusammengeschmolzenen Cayapos, welche dieselbe Sprache reden wie die weiter nördlichen Gradahos (Castelnau II, 114). Sie sind groß und wohlgebildet, von röthlich brauner Farbe, rundem Kopf und rundem breitem Gesicht mit breitgedrückter Nase, stark aufgeworfenen Lippen und großem Munde (Pohl I, 204, St. Hilaire V. aux sources II, 106). Seit 1780 sind sie unweit Villa boa angesiedelt, wo sie unter Aufsicht von Soldaten Ackerbau treiben (ebend. 96 ff.). Ob die Cayapas die in Quito genannt werden (Villavicencio 168) zu ihnen in irgend einer Beziehung stehen, ist unermittelt. Chavantes und Cherentes oder Xerentes, diese am rechten, jene an beiden Ufern des Tocantins von Boa Vista an nach Süden, reden untereinander verwandte Sprachen und gehören mit den Orajoumopres, Norocoajes und Crainkas zusammen (Castelnau I, 352, II, 115). Die Chavantes sind kupferroth mittelgroß und muskulös, haben rundes Gesicht, abgerundete Nase und enggeschlitzte Augenlider; Augenbrauen, Bart und Körperhaar reißen sie aus (Pohl II, 165). Nördlich von der Stadt Goyaz sind sie zu festen Niederlassungen bewogen worden, aldeisirt (in Carretão und Salinas), doch entlaufen sie häufig wieder in die Wälder (Castelnau I, 350, 372). Als Kinder dorthin gebracht, legen sie ihre früheren Sitten ab, gehen bekleidet, lernen den christlichen Cultus und reden nur portugiesisch. In Folge treuloser Behandlung verließen sie die Aldeen wieder und wurden die heftigsten Feinde der Weißen, doch haben sich Spuren früheren Christenthums

auch bei denen erhalten welche in die Wildniß zurückgekehrt sind (Pohl II, 31, 161 ff.). Kleiner, aber von angenehmeren Formen sind die Carajas am Araguay die bisweilen bis nach Salinas hinaufgehen; sie theilen sich in die drei Stämme: Carajahis, Chambioas und Javahais, welche letzteren tiefer im Inneren leben (Castelnau I, 373, 433, ebend. p. 436 ff. werden die Chambioas ausführlich geschildert). Am rechten Ufer des Tocantins oberhalb seiner Vereinigung mit dem Araguay leben die Gavioês („Raubvögel", portugiesische Benennung) und weiter südlich die Caracatis, am linken Ufer die Apinagés, die zwar ganz unbekleidet, doch sehr betriebsam und fleißig sind, mit ihrem Landbau die Bevölkerung von Boa Vista ganz ernähren und als Ruderer Dienste nehmen. Zu ihnen gehören auch die Carahos (ebend. II, 11, 28, 41, Pohl II, 189). Unter letzteren scheinen die Crahãos (Crans) oder Macamecrans verstanden werden zu müssen, von denen es bei Pohl (II, 215) heißt daß sie den Poracramecrans von Cocal grande sowohl physisch wie sprachlich sehr ähnlich seien. Diese letzteren sind von braungelber Farbe und ein wenig aufgeworfenen Lippen, sonst aber regelmäßigen, oft selbst schönen Zügen. Es werden ihnen viele treffliche Charaktereigenschaften nachgerühmt (ebend. 191 ff.). Besonders bemerkenswerth ist daß sie das höchste Wesen Turpi (Tupi, Tupan) nennen, ein Wort das freilich ebenso wohl später eingeführt als ihnen ursprünglich eigen sein kann. Die verschiedenen Horden der Crans an beiden Seiten des Tocantins, von denen Castelnau merkwürdiger Weise nicht eingehend gehandelt hat, gehören nach v. Martius (a, Anh. 12) wahrscheinlich zu den Völkern des Gez-Stammes, welche nebst den Bus seit alter Zeit im nördlichen Theile von Maranham und westlich von dort am unteren Tocantins wohnen (Spix u. M. 925). Castelnau (II, 117) nennt am Tocantins unterhalb der Mündung des Araguay die Jundiahis auf dem westlichen und die sehr hellen Jacundas auf dem östlichen Ufer.

Gehen wir vom Tocantins nach Westen zum Tapajoz hinüber — denn die Völker des Xingu sind fast ganz unbekannt —, so haben wir im äußersten Süden, jenseits seines Quellgebietes in den Ebenen zwischen Diamantino und der Stadt Matto grosso die Paresis, Parecis oder Parexis zu nennen (de Flores 9, Castelnau II, 306). Am rechten Ufer des Arinos folgen dann (abgesehen von den Guara-

nivölkern die ſchon früher angeführt werden mußten) die Rabicuaras und Parabitatas, am linken Ufer die Jahuariti (ebend. III, 100 und das Namenverzeichniß p. 116), am mittleren Tapajoz die Parentitins. Das Volk das den Namen des Fluſſes ſelbſt führt, die Tapajos, ſollen aus Hoch-Peru eingewandert ſein (ebend. III, 109), obwohl die Sitte die Köpfe der Feinde mit neuen Augen zu verſehen und ſie getrocknet als Trophäen aufzubewahren (W. H. Edwards 11) von ihrer Rohheit Zeugniß giebt. Zwiſchen dem unteren Tapajoz und Madeira — nach Osculati (262) ſelbſt noch öſtlich von erſterem Fluſſe — lebte das große Volk der Mundrucus, nach der Mündung desſelben hin mit Arupas gemiſcht (Castelnau III, 106), und ihm benachbart das der Mauhe, Mahue oder Mawe, nach Spix und Martius (1051) im Süden jener, nach Castelnau (I, 306) in der Nähe der Mündung des Tapajoz. Beide werden für verwandt gehalten und namentlich die erſteren hat man zu den Tupis zählen wollen (Spix u. M. 1317, 1339), doch kann dieß noch nicht für ausgemacht gelten. Die Mundrucus, jetzt Bundesgenoſſen der Portugieſen, ſind gleich den Muras in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts als gewaltige Eroberer im Thale des Amazonenſtromes aufgetreten (Handelmann 285). 15—20000 Mann ſtark und ſehr kriegeriſch, ſind ſie der Schrecken aller Nachbarvölker. Sie haben eine ſehr entwickelte militäriſche Verfaſſung. Durch Einſchneiden einer Kerbe in ein Holz verpflichtet ſich der Einzelne zur Theilnahme am Kriege. Der Häuptling, welcher in Kriegszeiten Gewalt über Leben und Tod hat, miſcht ſich nicht mit in den Kampf, ſondern bleibt hinter der Schlachtordnung um von dort aus ſeine Befehle zu ertheilen. Ihre Trophäen ſind die getrockneten und verzierten Köpfe der Feinde, die ſie nebſt denen ihrer Eltern vor der Wohnung aufſtellen; die Kriegsgefangenen tödten ſie indeſſen nicht, ſondern nehmen ſie in ihren Stamm auf (Martius a, 23, 47, Herndon 314 f., Osculati 262, Spix und M. 1314). Sie gehen ganz unbekleidet, ſind groß muskulös und von ſehr heller Farbe, tättowiren ſich linienförmig am ganzen Körper mit einer Art von Kamm der aus den Dornen einer Palme beſteht (ebend. 1310, Herndon 314), und ſollen ſogar das einzige Beiſpiel eines vollkommen tättowirten Volkes in Süd Amerika ſein (Wallace 516). In jedem Dorfe iſt eine Art von Arſenal oder Feſtung wo die Krieger die Nacht zubringen. Die einzelnen Wohnungen, 6 Klafter weit und

4 Klafter hoch, ſind mit zwei 4′ hohen Thüren und einer Oeffnung in der Kuppel verſehen, ſolid gebaut und waſſerdicht, gleich denen mehrerer Völker am Japura (Spix u. M. 1217). Wo man ſie zu feſten Anſiedelungen bewogen hat — verkehrte Maßregeln verhindern daß es allgemein geſchieht —, bauen ſie fleißig das Land und erzeugen eine große Quantität Farinha zur Ausfuhr (1338). Kranke die für unheilbar gelten, erſchlagen ſie aus Mitleid (1310); jeder Todesfall der nicht durch allmäliche Entkräftung eintritt, gilt ihnen als eine Wirkung der Zauberei (Osculati 262). Die Mauhes ſind ſtark und wohlgebildet, von ziemlich dunkler Farbe, ohne Tättowirung, ein großes betriebſames und fleißiges Volk (Spix u. M. 1318, 1051, Herndon 317). Ihre Weiber ſind ſittſam und züchtig, was ſich von denen der Mundrucus nicht ſagen läßt (ebend. 319). Sie begraben ihre Todten in kauernder Stellung, die Leichen der Häuptlinge aber werden ausgetrocknet und aufbewahrt (Spix u. M. 1319, ein Beiſpiel ihrer Poeſie ebend. 1316).

Am linken Ufer des Madeira in der Nähe der Fälle unter 9° ſ. B. leben die Pamas, welche ſich vor ihren Nachbarn durch ſehr viel hellere Haut auszeichnen (Castelnau III, 135; Verzeichniß der Völker des Madeira ebend. 150, derer am Purus V, 91 ff., derer am Jutay und Jurua ebend. 85 ff.).

Die Muras, früher am Madeira, ſitzen im Mündungslande des R. Negro und am Purus, vorzüglich auf deſſen Südſeite. Sie ſind ziemlich bärtig und ein wenig kraushaarig, leben meiſt nur unter einem Dache das ſie auf Pfähle ſtellen und ſind hauptſächlich Fiſcher, faſt ohne Landbau (Wallace 511 f., Osculati 239, Spix u. M. 1073). Wie die Mauhes bedienen ſie ſich einer Art von Schnupftabak als berauſchenden Mittels. Hat ein Mädchen mehrere Bewerber, ſo pflegen dieſe um ihren Beſitz miteinander zu kämpfen (ebend. 1074). Kindermord von Seiten der Mütter ſoll bei ihnen häufig ſein (Herndon 278). Aufwärts am Purus folgen alsdann die kleinen Pamouirís, wie ſich ſelbſt, oder Purupurús, wie ſie von Anderen wegen einer ihnen eigenthümlichen Hautkrankheit genannt werden. Sie haben weder Hängematten noch Kleidung, weder Bogen noch Blasrohr, ſondern werfen ihre Pfeile mit einem Wurfſtock; auch ihre Kähne ſind nur rohe viereckige Käſten (Wallace 513). Die Catauxis hinter jenen im Innern, dann am unteren Laufe des Coari und am

Jurua (Herndon 249, Smyth and L. 290) ſind feſtſäſſig und bauen Mandiocca, führen Blasrohr Bogen und Pfeil und ſchlafen in Hängematten (Wallace 515). Ihr Hausbau entſpricht ganz dem der Yaguas (Herndon 283). Auf der Weſtſeite des Purus werden im Innern die Jamamaris und noch weiter hinauf die Jubiris genannt (Wallace 511), am Jurua die Aranas, welche den Canamaris den Untergang gebracht haben, und weiter ſüdlich die Culinos und Nawas (Herndon 249).

Auf dem linken Ufer des Marañon hat Acuña (659) die Ticuñas oder Tecunas als nördliche Nachbarn der Omaguas angeführt. Sie leben jetzt bei Peruate und bis nach Tabatinga hin, finden ſich aber auch unterhalb des letzteren Ortes an den ſüdlichen Zuflüſſen des Marannon (Castelnau V, 42, 83). Sie ſind von dunklerer Farbe als die meiſten anderen Stämme dieſer Gegenden, doch heller als die Marubos am Yavari (Herndon 234). Wie die Mayorunas, von denen wir ſpäter zu reden haben werden, bauen ſie fleißig das Land und verkaufen große Vorräthe von Mandiocca-Mehl nach Tabatinga und Loreto (Osculati 221). Ihre ſchnell tödtenden Gifte ſind berüchtigt. Als eigenthümliche Sitte iſt hervorzuheben daß ſie beide Geſchlechter beſchneiden, ihre Todten in Töpfen begraben und Götzendiener ſind (Spix u. M. 1188, 1196).

Die Völker am Japurá oder Yupura unterſcheiden ſich von einander durch die Tättowirung, durch verſchiedenen Naſen- Ohren- und Lippenſchmuck (ebend. 1279). Die Miranhas am oberen Laufe des Fluſſes ſind kräftige und wohlgebaute Leute von dunkler Farbe, verfertigen ſehr hübſche Matten, bauen Baumwolle und einige andere Nutzpflanzen und wohnen zu mehreren Familien zuſammen in viereckigen Hütten mit Giebeldächern. Ihren Cannibalismus geſtehen ſie ohne Scheu ein: „es ſei beſſer“, ſagen ſie, „den Feind zu freſſen als ihn verderben zu laſſen,“ zeigen ſich aber ſonſt gutmüthig und hülfreich (ebend. 1241 ff.). Die Jumanas an demſelben Fluſſe ſind von vortheilhafterem Aeußeren als die meiſten anderen Stämme und ſchließen ſich den Weißen leicht an Sie begraben die Todten in einem irdenen Topf, das Geſicht nach Oſten gerichtet, und nehmen ein gutes und böſes Urweſen an (ebend. 1207, 1182). Ob ſie mit den Ticuñas identiſch ſind, da dieſe von den Portugieſen Chumana genannt werden (Vater, Mithrid. III, 2, 612) iſt bis jetzt nicht zu entſcheiden.

Kehren wir von hier zu dem östlichen Theile des brasilianischen Reiches zurück, so ist uns dort nur noch übrig von den Botokuden zu handeln. Ihr Name wäre ihnen nach Luccock (301) von der Sitte gegeben, daß sie sich, wenn verfolgt, kugelförmig zusammenkauern, den Kopf zwischen die Kniee stecken und sich so kopfüber an Abhängen hinabrollen; Pr. Maximilian leitet ihn wohl richtiger von „botoque, Faßspund" ab, denn einem solchen gleicht ihr eigenthümlicher Lippenschmuck, daher man früher als Botokuden insgemein alle die wilden Völker bezeichnet zu haben scheint die ähnlichen Schmuck trugen (Spix u. M. 806). Sich selbst nennen sie Engeräckmung und führen sonst auch den Namen Guaymures, Aymores, Aimbores, Ambures; Alcedo schreibt sie Baymores. Schon vor Jahrhunderten lebten sie in Ost Brasilien: im Norden eines Tupi-Volkes das am R. Doce saß, wo sie selbst in neuerer Zeit zu finden sind, dann im Westen und Nordwesten von P. Seguro, das von ihren Angriffen schwer zu leiden hatte, endlich auch noch nördlicher unter 12° s. B. in der Gegend von Cachoeira (de Laet XV, 3 f., 20 f., 23). Nach Gandavo (141) haben sie sich um 1555 von der Küste tiefer in's Innere zurückgezogen. Die beiden Stämme derselben am R. Doce und in der Nähe des R. Igitonhonha reden einander unverständliche Sprachen (Caldcleugh, Trav. in S. Am. Lond. 1825, II, 251). Retzius (Müller's Archiv 1848, p. 280, 1849, p. 548) rechnet sie zu seinen gentes dolichocephalae prognathae, wogegen nach Pr. Max. (a, II, 65) ihr Kopf im Allgemeinen rund ist. Ihre Körperbildung ist regelmäßiger als die der meisten anderen Völker, mittelgroß, fleischig, muskulös mit breiten Schultern und breiter Brust, kleinen Händen und Füßen; das Gesicht meist platt, die Stirn bei manchen hoch und breit, bei anderen schmal und niedrig; die kurze gerade Nase hat weite Löcher, die meist kleinen stechenden Augen sind bisweilen schief geschlitzt, doch ist die Aehnlichkeit der Botokuden mit den Chinesen in dieser Hinsicht von Bory und St.-Hilaire übertrieben worden, und findet sich in gleicher Stärke bei anderen in ihrer Nähe lebenden Völkern (Pr. Max. a, II, 3, 65, c, I, 587, b, 91). St.-Hilaire (V. dans l'Int. II, 150 f., I, 426) hebt an dem nördlichen Zweige der Botokuden noch den kurzen Hals, die platte Nase und die dünnen Beine hervor und hält ihre Farbe, die meist röthlich-braun, bisweilen aber auch fast weiß ist (Pr. Max.), wie bei den Amerikanern überhaupt, für ein Produkt des

Klima's und der Unreinlichkeit, da ſie in Folge von Bekleidung ſchwinde und etwas heller werde als die der Mulatten, obwohl ein wenig dunkler als die gelbſüchtiger Europäer, wie auch die Macunis kupferfarbig ſeien wenn ſie nackt gingen, ſonſt aber gelb (ebend. II, 46). Ihr Schmuck zeigt von Kunſtſinn keine Spur; das Auszeichnende iſt der große Pflock den ſie im Ohr und in der Unterlippe tragen, obwohl nicht die Sache ſelbſt, ſondern nur ihre Uebertreibung ihnen eigenthümlich iſt (Pr. Max. a, II, 8, 13, St.-Hilaire II, 148). Sie malen ſich meiſt ſchwarz und roth und raſiren ſich einen Haarkranz von 1—2″ Breite ab, ſo daß nur ein Schopf auf dem Scheitel ſtehen bleibt. Daß ſie mehr palatal und naſal als mit den Lippen ſprechen, betrachtet St.-Hilaire (V. aux sources II, 291) mit Unrecht als allgemein charakteriſtiſch für die amerikaniſche Raçe. In der Aufregung des Affectes pflegen ſie zu ſingen.

Sie verhüllen nur die äußerſte Blöße und die Art auf welche ſie es thun hat mit Bekleidung nur geringe Aehnlichkeit (Pr. Max. a, II, 10); ihre Nachbarn im Oſten, die Patachos und Machacaris ſchmälern auch dieſes Wenige noch: ein Faden reicht ihnen hin die Erforderniſſe des Anſtandes zu befriedigen (ebend. I, 286, 377). Hängematten und Kähne haben ſie nicht, nur hübſch geflochtene Matten von Baumbaſt und einiges Irdengeſchirr (ebend. II, 20, 38, St.-Hilaire, V. dans l'Int. II, 164). Ihre armſeligen Hütten ſind theils länglich theils rund. Im Eſſen ſind ſie nicht wähleriſch, auch Kröten und Eidechſen verzehren ſie, nur keine Schlangen (ebend. 168). Von Charakter zwar roh und leidenſchaftlich, doch ſonſt ſanft offen und heiter, vergeſſen ſie gute Behandlung nicht leicht, ſondern zeigen ſich treu und anhänglich (ebend. 140, 170, Pr. Max. a, II, 16). Ihr Cannibalismus iſt bekannt: Sklaven werden nicht leicht von ihnen im Kriege gemacht, ſondern die Erſchlagenen aufgezehrt, ihre Schädel aber als Trophäen geſchmückt, beſonders mit Schnüren die man ihnen durch Mund und Ohren zieht, und aufbewahrt (ebend. 45, 51). Es wird verſichert daß ſie mit einer gewiſſen Leckerei bei ihren cannibaliſchen Mahlzeiten verfahren (v. Eſchwege I, 90). Mütter ſollen aus Zärtlichkeit bisweilen ihre verſtorbenen Kinder aufzehren (N. Ann. des v. 1845, IV, 238), doch kommt auch Kindermord bei ihnen vor (Pr. Max. b, 99 — Berichtigung zu a, II, 39 ff.). Ihre Kriege, deren Urſache meiſt in Streitigkeiten über das Jagdgebiet liegt, fechten ſie nicht durch or-

deutliche Schlachten aus, ſondern ähnlich den Auſtraliern durch eine Art von Schlägerei die aus mehreren Zweikämpfen beſteht (ebend. I, 368). Vor energiſchem Widerſtand weichen ſie meiſt furchtſam zurück und bitten um Gnade (v. Eſchwege I, 91). Ihre Pfeile tragen ſo weit als das ſtärkſte Schrot und ſind dann noch ſicherer als dieſes (Pr. Max. a, II, 28). Von einer monarchiſchen Regierungsgewalt der Häuptlinge (v. Eſchwege I, 93) findet ſich keine Spur bei ihnen. Ihre Todten begraben ſie in der Hütte oder in deren Nähe, doch nicht in zuſammengebogener Stellung, wie St.-Hilaire (II, 161) von der nördlichen Abtheilung dieſes Volkes angiebt; dagegen war dieß bei den Camacans ſonſt üblich (Pr. Max. a, II, 56, 223). Der Glaube an böſe Geiſter der bei ihnen herrſcht, und ihre religiöſen Vorſtellungen überhaupt ſind nicht viel abgeſchmackter als die der rohen portugieſiſchen Anſiedler in ihrer Nähe. Die meiſten Naturerſcheinungen leiteten ſie vom Monde her (ebend. 58 f.). Das höchſte Weſen ſollen ſie Tupan nennen (St.-Hilaire I, 439). Den Indianern zwiſchen dem R. Pardo und Taype im ſüdlichen Bahia, welche zum Theil Botokuden ſind, gilt der Fluß als Heiligthum in dem ſie nach der Geburt abgewaſchen worden ſind; ſie ſchöpfen ihre Kraft aus ihm durch einen Trunk und ziehen nicht leicht von ihm fort (N. Ann. des v. 1845, IV, 237). Beiſpiele von einfachen und poeſieloſen kurzen Geſängen der Botokuden hat St.-Hilaire (II, 166) gegeben.*

Sie leben in neuerer Zeit in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit den Portugieſen, ſtehen in Tauſchverkehr mit ihnen, nehmen zum Theil Dienſte als Ruderer und werden als tüchtige Arbeiter gerühmt (ebend. I, 435, II, 127, 147, Freyreiß 27, Spix u. M. 481). Ein Zweig derſelben, die Guerens, iſt mit Erfolg an mehreren Punkten und zu verſchiedenen Zeiten aldeiſirt worden, ſpäter aber zu Grunde gegangen (Pr. Max. a, II, 87, 97). Die ſonſt äußerſt wilden Camacans oder Mongoyoz zwiſchen dem Contas und Pardo (v. Martius a,) haben ſich als ſehr geſchickte Arbeiter bewährt und bei der Urbarmachung des Landes ſehr nützlich bewieſen (Pr. Max. a, II, 164, 214 ff.). Von den kleinen Völkern im Oſten der Botokuden, welche deren

* Als ein extravagantes (doch wohl nur erſonnenes) Beiſpiel ihrer Phantaſie führt St.-Hilaire (V. aux sources II, 158) an, daß ſein junger Botokude ihm von der großen Laus erzählte die ihm im Traume erſchienen um ihn für begangenes Unrecht auszuſchelten.

Feinde ſind (Spix u. M. 491), werden die Macunis oder Macuanis noch immer als ſehr ausſchweifend und diebiſch geſchildert, obwohl ſie dem Namen nach Chriſten ſind (St.-Hilaire II, 49). Daſſelbe gilt von den Machaculis am Belmonte und von dieſem nach dem Pardo hin (v. Martius a,), die mit den Machacares Feldner's (II, 149) und den Maxacalis Pohl's (II, 468) identiſch ſind. Letzterer bezeichnet ſie als einen Zweig der Moaquauhis, die er als Menſchen von gelblicher Farbe und rundem Geſicht mit nahe aneinander ſtehenden Augen beſchreibt; durch die Botokuden ſollen ſie von der Meeresküſte vertrieben worden ſein und die Machaculis auf dieſer Wanderung in's Innere durch das Klima ſtark gelitten haben (St.-Hilaire II, 207 ff.).

Die Eingeborenen von Amerika und insbeſondere die von Braſilien ſind öfters von gelehrten Europäern in einer Weiſe beurtheilt worden, die wenig geeignet iſt die geiſtige Ueberlegenheit dieſer über jene zu beweiſen. „Von höherer Humanität wie von einem böſen Hauche getroffen," hat man geſagt, „ſchwindet der Indianer hin und ſtirbt." Man hat ihm eine Abneigung gegen geſellſchaftliches Leben überhaupt, einen Hang ſich zu iſoliren zugeſchrieben, der ihn zu aller Civiliſation unfähig mache, hat ihn gleichgültig und apathiſch gegen alles Neue genannt, beſonders gegen Alles was die Weißen ihm darbieten mögen. Unterſuchen wir dieſe Angaben etwas näher, ſo erinnern wir uns zunächſt daran daß wir früher vielmehr eine gewiſſe Neigung ſich den Europäern anzuſchließen und ihrem Vorbilde nachzuahmen, wie dieß Wallace (519) von den Völkern im Süden des Marannon überhaupt bezeugt, bei mehreren Stämmen anzuführen hatten, und daß manche von ihnen in Folge hiervon, wie wir ſahen, nicht unerhebliche Fortſchritte gemacht haben. Pohl (II, 253) verſichert daß es an mehreren Orten entwilderte Indianer giebt die ſehr fleißig und arbeitſam ſind. Wenn es richtig iſt daß man wie in Afrika ſo auch hier die Bildungsſtufe auf welcher die Völker ſtehen um ſo höher findet, je mehr man ſich von Süden her dem Aequator nähert (Spix u. M. 825) und in das unbekannte Innere vordringt, müßte man ſchon daraus vermuthen, daß die Berührung mit den Weißen nicht darauf hingewirkt habe die Eingeborenen der Civiliſation zu gewinnen. Reybaud (Le Brésil Paris 1856 p. 218) freilich verſichert, die Portugieſen hätten von Anfang an mit „unerſchütterlicher Ausdauer" ſie zu bekehren, in Dörfer zu vereinigen und ihnen Achtung

vor dem Eigenthum einzuschärfen gestrebt; aber Alles vergebens! sie stürben allmälich hin ohne daß es möglich gewesen wäre sie auf eine höhere Stufe der Cultur zu erheben. Sehen wir jetzt näher zu wie viel an dieser Behauptung wahr ist.

Daß man in älterer Zeit in Europa fast nur daran dachte die neu entdeckten transatlantischen Länder mit roher Gewalt zu erobern und unmittelbar auszubeuten, nicht ihre Urbewohner zu heben und heranzubilden, zur Arbeit zu erziehen und nutzbar zu machen, ist bekannt und unbestritten. An mehr als einer Stelle erzählt de Laet von der abscheulichen und verrätherischen Behandlung der Eingeborenen von Brasilien durch die Portugiesen, denen Gleiches mit Gleichem zu vergelten es jenen weder am Willen noch an Gelegenheit fehlen konnte. Die Gesetze welche das Verhältniß der Indianer zu den Kolonisten, den Menschenraub und Menschenhandel betrafen, wurden schon im Laufe des 16. Jahrh. vielfach geändert, factisch aber fand im Wesentlichen immer dieselbe völlig willkürliche Behandlung jener durch diese statt (Handelmann 105 ff.). Im J. 1570 war allen Eingeborenen die Freiheit zugesprochen worden, 1605 erklärte man nur die Cannibalen zu Sklaven, seit 1611 aber waren Menschenjagden und Sklavenverkauf allgemein gestattet und in Ausübung trotz des Widerstandes der Jesuiten (Spix u. M. 925 ff.). Diese hatten 1549 (de Alvear 33) ihr erstes Collegium in Bahia,* 1560 ein zweites in Rio de Janeiro gegründet, doch trat erst 1568 die große Junta zur Bekehrung der Wilden in Lissabon in's Leben. Die Missionen wurden gewöhnlich gürtelförmig um die Kolonien her angelegt, so daß sie diesen zugleich zum Schutze dienten, aber freilich war ihr Verhältniß zu ihnen hier ebenso wenig freundlich wie fast überall: die Missionen suchten Zöglinge die bei nothdürftigem Lebensunterhalt und strenger Zucht

* Merkwürdiger Weise wurden dem ersten der angekommenen Missionäre, dem Jesuiten Nobrega, von den Eingeborenen die Fußspuren eines alten Culturheros Zome (Sume, Payzume) gezeigt, der in Begleitung eines Anderen ihnen den Bau der Mandiocca gelehrt, sie aber in Folge feindlicher Behandlung verlassen habe, obwohl nicht ohne das Versprechen einstiger Wiederkehr (Handelmann 9). Später haben die Jesuiten, vielleicht in gutem Glauben, wegen der Namensähnlichkeit aus jenem Heros den heiligen Thomas gemacht, und wohl erst hieraus ist es zu erklären daß um 1612 die Guarani erzählten, daß jener ein weißer Mann mit einem Barte und einem Kreuze in der Hand gewesen sei, dessen Fußspuren ein Felsen in der Nähe von Asuncion zeige (Dobrizhoffer III, 456, Charlevoix II, 26; del Barco Centenera, Argent. XXV). Die einfachere Form der Sage bei Lery (286) weiß hiervon noch nichts.

ihren Fleiß ganz der Kirche und dem Jeſuitenorden zu Gute kommen ließen, die Koloniſten waren begierig die Arbeitskräfte der Eingeborenen für ihre eigenen Zwecke anzuſtrengen (Handelmann 79, 104). Wie wenig die Bemühungen der Jeſuiten vermochten die Portugieſen vom Menſchenraub zurückzuhalten, iſt ſchon hinreichend aus der einen Thatſache erſichtlich daß in den 3 Jahren 1628—1630 in Rio de Janeiro allein 60000 hauptſächlich aus Paraguay geraubte Indianer als Sklaven verkauft worden ſind (Funes II, 6). Die Verbote dieſer Greuel durch die Päbſte, Paul III. (1537), Urban VIII. (1639) und Benedict XIV. (1741), blieben wirkungslos, ſo ſtreng ſie auch waren.

Nach mancherlei wechſelnden Maßregeln von Seiten der weltlichen Behörde, entſchloß ſich dieſe 1650 jede Art von Sklaverei der Eingeborenen zu beſeitigen und die letzteren den Koloniſten rechtlich gleichzuſtellen. Indeſſen war dieß leichter ausgeſprochen als durchgeführt. Namentlich in Maranhão war die Gewohnheit des Menſchenraubes zu verbreitet als daß ſie ſich hätte unterdrücken laſſen. Die durch P. Vieyra dort (1655) eingeführten Jeſuiten ſammelten die Indianer in Dörfer (Aldeas); ſchon nach einigen Jahren durch einen allgemeinen Aufruhr vertrieben, kehrten ſie zwar nach kurzer Zeit wieder zurück, aber die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten wurde ihnen von da an entzogen, und die Streitigkeiten über die Stellung der Indianer dauerten fort (Handelmann 245 ff.). Das Meiſte hatten die Eingeborenen von den Pauliſten, den Bewohnern der Provinz S. Paulo, zu leiden. Hier bildeten nämlich die ſogenannten Mameluken (vgl. Alcedo III, 435), Miſchlinge von Portugieſen und Indianern, ſchon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Hauptmaſſe der Bevölkerung (Gandavo 45); ſeit 1629 unternahmen dieſe ihre verheerenden Züge nach dem oberen Parana, wo ſie die Miſſionen (Guayra u. a.) theils vollſtändig zerſtörten theils durch Menſchenraub entvölkerten, und zu deren Verlegung nach Entre Rios und Paraguay zwangen. Einer dieſer Raubzüge ging im Jahre 1650 bis nach Quito hin, ein anderer 1672 an den Tocantins, ein dritter 1696 nach Chiquitos. Erſt ſeit dem Aufſchwunge des Negerhandels in Braſilien im 18. Jahrhundert und nach der Entdeckung der reichen Goldquellen im Innern gab man den einheimiſchen Sklavenfang auf und überließ die Indianer mehr ſich ſelbſt, deren viele hundert Tauſende auf jene Weiſe

den Untergang gefunden haben ſollen (ebend. 273, 519 ff., 535). Die Verwilderung der Indianer konnte unter ſolchen Verhältniſſen nur zunehmen: erzählen doch die Berichte der erſten Miſſionäre ſogar daß die Pauliſten und andere Braſilianer den Eingeborenen die ihre Bundesgenoſſen waren, im Kriege öfters Menſchenfleiſch bewilligt haben (Tietz 80).

Die Miſſionäre ſetzten unter dieſen traurigen Verhältniſſen ihre Thätigkeit raſtlos fort und hatten es in Maranhão bis zum Jahre 1755 dahin gebracht daß ſie 60 Aldeas beſaßen, von denen 28 unter Jeſuiten ſtanden. Obgleich in ihnen die weltliche und geiſtliche Gewalt in der Hand des Miſſionärs vereinigt blieb, war ihre Einrichtung doch durchaus lobenswerth: jede Familie erhielt ein Stück Land zu ihrem Unterhalte für ſich und konnte den Ueberſchuß an Früchten den ſie gewann, nach Gutdünken verkaufen. Für die Zwecke der Miſſion ſelbſt hatten nur 25 Leute jährlich 6 Monate zu arbeiten und erhielten dafür einen beſtimmten Lohn; ebenſo war ein gewiſſer Theil der Miſſionsbevölkerung verpflichtet 6 Monate im Jahre für die Koloniſten um Lohn zu arbeiten, denen es unverwehrt war ſich in der Nachbarſchaft der Miſſion anzuſiedeln (Handelmann 274 ff.). Man kann nur aufrichtig beklagen daß dieſe Inſtitutionen keine allgemeinere Nachahmung gefunden haben, und daß ihnen nicht vergönnt war ſich ruhig auszubreiten und fortzuentwickeln. Bei der Vertreibung der Jeſuiten aus Portugal (1759) ſtellte Pombal die für frei erklärten Indianer ohne Ausnahme unter die weltlichen Behörden: ſie ſollten im Alter von 13—60 Jahren jährlich 6 Monate den Koloniſten um Lohn dienen (eine Beſtimmung die indeſſen 50 Jahre ſpäter aufgehoben wurde) und dem Staate Abgaben zahlen, jedes Dorf aber, obwohl die Indianer von neuen Miſſionären nichts wiſſen wollten, einen Weltgeiſtlichen und einen Director erhalten, der ihre Arbeiten organiſiren, leiten und für ihre Heranbildung ſorgen ſollte. Die traurige Wirthſchaft der ſpaniſchen Encomiendas ſtand ſeit Jahrhunderten als abſchreckendes Beiſpiel da, aber man hatte nichts daraus gelernt: die Directoren der Aldeas mißbrauchten ihre Macht auf die eigennützigſte Weiſe, die Eingeborenen wurden von ihnen auf's Gröbſte betrogen ausgebeutet und geknechtet, und man ſah ſich ſchließlich genöthigt ſie lieber ganz für ſich gewähren zu laſſen, diejenigen von ihnen aber die beim Cannibalismus und bei ihrer Feindſeligkeit gegen die Kolonien beharren würden, erklärte man für vogelfrei.

Dieß iſt in ihren Hauptzügen die Geſchichte der „Civiliſationsverſuche“ welche die Portugieſen in Braſilien mit den Indianern gemacht haben: man urtheile nun ob man aus ihrem Mißlingen mit Spix und Martius (935) ſchließen dürfe daß die letzteren, obgleich ſie an den Küſten von Bahia Maranhão und Para „einen geringen Grad von Civiliſation angenommen haben“ (977), zu jedem Fortſchritte unfähig ſind. Die Freiheit die man ihnen ſo oft zugeſprochen (1755 Joſeph I. von Portugal) und ſelbſt ihre Gleichſtellung mit den Weißen die man verkündigt hat (1823 Don Pedro I), bedeutete factiſch nur daß ſie der Willkür der Koloniſten und Beamten preisgegeben wurden. Es iſt der Mühe werth dieß noch etwas näher zu beleuchten.

Die Indianer der Capitanie Goyaz zeigten ſich friedlich und dienſtbar gegen die Weißen, als dieſe (1680) in ihr Land eindrangen; aber man begann Vertilgungskriege gegen ſie zu führen, machte ſie zu Sklaven und vertrieb ſie um 1730 faſt gänzlich. Endlich ſah man die Unzweckmäßigkeit dieſes Verfahrens ein, erkannte den Schaden den man ſich ſelbſt dadurch zufügte, und fing nun, namentlich ſeit 1780, an ſie freundlicher zu behandeln und in Dörfer zu verſammeln: es gelang ſie zu zähmen (Pohl I, 315 ff., St. Hilaire, V. aux sources I, 309). Noch neuerdings iſt es im ganzen Norden von Goyaz, ſelbſt bei den gebildeteren Geiſtlichen, eine gewöhnliche Rede daß die wilden Indianer die beſten Ländereien beſäßen und daß die Regierung den Koloniſten Hülfe ſchicken ſollte zur Ausrottung dieſer Beſtien (bischos, Pohl II, 107). Um einen Indianerſtamm unſchädlich oder nutzbar zu machen zwingt man ihn mit Waffengewalt zu feſter Anſiedelung und ſchickt ihm einen Geiſtlichen, andere Völker hat man gegeneinander gehetzt um ſie aufzureiben, wieder andere für vogelfrei erklärt: gegen die nicht unterjochten Botokuden wurde längere Zeit hindurch ein geſetzlich erlaubter Vertilgungskrieg geführt (Spix und M. 804, 391); einen Theil der Puris verſetzte man nach Villa ricca, wodurch er in völliges Elend gerieth (v. Eſchwege I, 99). Auf Menſchen dreſſirte Hunde ſind öfters von den Portugieſen gegen die Indianer gebraucht worden (ebend. 186), und noch neuerdings erzählte einer ſelbſt wie er durch inficirte Kleider die Blattern unter die Eingeborenen von Bolivia gebracht habe um ſie auszurotten (Wallace 326). Furcht Haß und Mißtrauen ſind unter ſolchen Umſtänden natürlich die einzigen Gefühle der Eingeborenen gegen die Weißen und obgleich Anhänglichkeit und

Dankbarkeit manchen Völkern durchaus nicht fremd ſind, ſo bleibt ihnen doch der Portugieſe ſtets ein Gegenſtand des Haſſes und des Abſcheus (v. Eſchwege 156, vgl. 69, 79 ff.).

Factiſch ſind die Indianer auch noch jetzt meiſt Sklaven der Weißen, doch ſoll ihr Loos im Ganzen etwas beſſer ſein als in Nord Amerika an den Grenzen der Vereinigten Staaten. Am Amazonenſtrome miſchen ſich beide Raçen mehr und mehr: die Mehrzahl der Bewohner von Ega und anderen Orten dieſer Gegenden ſind Miſchlinge, die jedoch für weiße Braſilianer gelten, eine faule räuberiſche verworfene Menſchenklaſſe die ſich aus geflüchteten und verwieſenen Verbrechern rekrutirt (Pöppig II, 435 ff.). Wo es den Indianern möglich iſt ihre Freiheit unter den Weißen zu behaupten und zur Geltung zu bringen, zeigen ſie ſich natürlich wenig betriebſam und gefallen ſich darin es jene fühlen zu laſſen daß ſie freie Menſchen ſind: in den Städten des nördlichen Pernambuco treiben die Eingeborenen kein Handwerk, verlangen aber eine rückſichtsvolle Behandlung: „Wenn man mit Leuten redet, nimmt man den Hut ab", ſagte zum Plantagenbeſitzer ſeinen Hut ziehend einſt ein eingeborener Arbeiter (Koſter 194, 435). Die Häuptlinge der Indianerdörfer werden von der braſilianiſchen Regierung ernannt und erhalten von ihr zugleich einen militäriſchen Rang und eine Uniform. In neuerer Zeit werden die chriſtianiſirten Indianer ſämmtlich regiſtrirt und müſſen dem Staate als Polizeiſoldaten oder Arbeiter dienen, eine Einrichtung die zu vielen Mißbräuchen und ſelbſt bis zu perſönlicher Sklaverei führt (Herndon 256). Alljährlich wird eine große Menge von Männern aus dem Innern fortgeführt, die man zu verſchiedenen Arbeiten verwendet ohne jedoch die gegen ſie eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen (Rendu 49). Viele werden unter das Militär geſteckt, viele kommen auf die Marine; ſeit 1836, erzählt W. H. Edwards (ch. 4), ſollen deren 10000 von Para nach dem Süden gebracht worden ſein, man ſagt, aus Furcht vor neuen Unruhen. Daß Indianerkinder weggefangen und an Portugieſen verkauft oder auch verſchenkt werden, iſt im tieferen Innern etwas Gewöhnliches und geſchieht unter Connivenz der Behörden (Wallace 301, Weddell bei Castelnau VI, 66).

Das Hauptland der Guarani war in früherer Zeit bekanntlich ſpaniſch, daher ſich die Schickſale dieſer zum großen Theil anders geſtalteten als die der bisher betrachteten Völker von Braſilien. Von dem

menſchenfreundlichen Cabeza de Vaca waren ſie milde behandelt worden, aber ſchon Irala machte auf ſeinem Zuge nach Norden 12000 Gefangene und ſchleppte ſie fort in die Sklaverei (Schmidel 228). Der allgemeine Aufſtand der Indianer gegen die Spanier im Jahre 1559 — nur 3000 Guarani und 400 Guayeuru blieben ihnen treu (Guzman III, 8) — war die natürliche Folge dieſer und ähnlicher Bedrückungen. Man unterſchied die unterworfenen Indianer von Paraguay zu jener Zeit in yanaçonas* und mitayos. Unter den erſteren verſtand man diejenigen welche einem Spanier zu perſönlicher Dienſtbarkeit überwieſen wurden, wofür ſie von ihm Unterhalt, Pflege in Alter und Krankheit und Unterricht in der chriſtlichen Lehre erhalten ſollten; die anderen lebten in Dörfern zuſammen, meiſt unter ſelbſtgewählten Alcalden, hatten einen kleinen Tribut an die Krone zu zahlen und ſollten im Alter von 18—50 Jahren jährlich 2 Monate für den ſpaniſchen Encomendero arbeiten dem ſie zugetheilt wurden, meiſt zur Belohnung geleiſteter Dienſte. Dieſer war ebenfalls verpflichtet in jeder Hinſicht für ſie zu ſorgen, namentlich ſollte er darauf bedacht ſein ſie dem Chriſtenthume zu gewinnen, hatte aber keine Gerichtsbarkeit über ſie. Ueberhaupt wurden ſie ihm nur auf eine beſtimmte Zeit verliehen, gewöhnlich auf zwei Leben, d. h. ihm ſelbſt und ſeinem nächſten Erben, dann fielen ſie an die Krone zurück, der Gouverneur verwendete ſie zu den öffentlichen Arbeiten oder verlieh ſie weiter (Page 461, Charlevoix I, 244, Azara II, 200). Solche Einrichtungen, die freilich hier wie überall wo dergleichen beſtanden, zu ſchweren Mißbräuchen führten, machten Raubzüge in die Ferne (malocas) überflüſſig, da man Sklaven genug in der Nähe hatte: dieſe hörten denn auch ſchon ſeit Philipp's II. Zeit von Seiten der Spanier faſt ganz auf (Guevara II, 19). Die ſpaniſche Regierung wollte aber den harten Druck überhaupt beſeitigen der auf den Eingeborenen laſtete, und drang daher ſchon im Jahre 1606 ernſthaft darauf daß die Indianer aller gezwungenen Dienſtbarkeit von den Koloniſten entlaſſen würden (ebend.). Da dieß nichts half, ſchickte ſie 1610 den Oidor Alfaro, dem es gelang dieſe Maßregel auszuführen, obwohl nur unter großen Schwierigkeiten und mannigfaltigem Widerſtand von

* Janaconi, bemerkt Ovalle (146), nannten die Indianer ihre Sklaven, während die Spanier in Chile die Indianer, welche in keiner Dienſtbarkeit zu ihnen ſtanden, mit dieſem Namen bezeichneten.

Seiten der Kolonisten (de Alvear 52, Funes I, 323, 361). Auf diese Weise wurde Raum geschafft für die Thätigkeit der Jesuiten, die 1586 von Peru nach Tucuman gelangt waren und 1593 ihre erste Mission in Paraguay selbst gegründet hatten (Charlevoix I, 256, de Alvear 33). Sowohl die ganze Eigenthümlichkeit ihrer Wirksamkeit in diesem Lande als auch die großen Dimensionen welche sie allmälich annahm, werden es rechtfertigen daß wir ihr eine etwas länger verweilende Aufmerksamkeit schenken.

Aeußerlich schutzlos und nur mit geringen Mitteln ausgestattet begab sich eine kleine Schaar dieser Missionäre zu einem rohen Volke, das von Haß und Erbitterung gegen die Spanier erfüllt, das auf ihm lastende Joch schon öfters abzuschütteln versucht hatte, um sich bei ihm niederzulassen, und hat es durch friedliche Mittel allein dahin zu bringen gewußt, nicht blos dieses Volk vollständig zu zähmen und zu disciplíniren, so daß es sich widerstandslos regieren ließ und fremder Leitung gänzlich unterordnete, sondern sogar ein Reich zu gründen dessen rasch wachsende Macht der spanischen Herrschaft in Amerika gefährlich scheinen konnte und nur durch die Gewalt der Waffen in ihrer ferneren Entwickelung aufgehalten zu werden vermochte.

Außer den Schwierigkeiten welche die Natur ihres Unternehmens selbst mit sich brachte, haben die Jesuiten auch mit Hindernissen zu kämpfen gehabt die ihnen die Kolonisten in den Weg legten, aber ihre zähe Ausdauer und ungewöhnliche Geschicklichkeit hat sie alle besiegt. Im Jahre 1610 gründeten sie etwa unter 22° s. B. an den östlichen Zuflüssen des Parana die Missionen Loreto und S. Ignacio (de Alvear 38), und seit dieser Zeit war ihre Wirksamkeit in raschem Zunehmen begriffen, da sie 1607 eine bedeutende Verstärkung erhalten hatten. Sie nannten ihre Missionsdörfer „Reductionen" und es gelang ihnen die Indianer um sich zu sammeln, da diese, meist Guarani, an Landbau schon gewöhnt waren und ihre Freiheit von ihnen gegen die weißen Ansiedler vertheidigt sahen (Charlevoix I, 341). Azara der offenbar gegen sie parteiisch ist, erzählt daß sie zuerst die Eingeborenen durch kleine Geschenke die sie ihnen schickten und durch das Versprechen größerer die sie ihnen selbst mitbringen würden, angelockt, daß sie dann, sobald sie bei ihnen eingezogen waren, erst durch andere schon bekehrte Indianer für sie hätten arbeiten lassen und sie zuletzt durch Ueberredung zur Theilnahme an diesen Arbeiten zu bestimmen gewußt

hätten. Mit den Geschenken hat es allerdings seine Richtigkeit; es war ein gewöhnliches Verfahren der Jesuiten-Missionäre sich zuerst auf diese Weise Eingang zu verschaffen (so in Maynas, Rodriguez III, c. 2); was aber hauptsächlich die Guarani ihnen gewonnen hat, scheint vielmehr der Schutz und die Hülfe gewesen zu sein die sie bei ihnen und durch sie zu finden hofften. Aus demselben Grunde aus welchem diese sich um sie schaarten, waren die spanischen und portugiesischen Kolonisten ihnen feindlich. Die ersteren, anfangs den Jesuiten günstig gestimmt, da sie die Unterwerfung der Eingeborenen förderten, wurden ihnen nach kurzer Zeit feind, weil sie eine milde Behandlung derselben verlangten und gegen die Bedrückungen predigten von denen die Indianer zu leiden hatten (Charl. I, 293, 320). Allerdings hörten die Empörungen der Guarani* auf, und die Herrschaft der spanischen Krone, von welcher die Jesuiten volle Selbstständigkeit ihrer Missionen zugestanden erhielten (eb. 346), wurde erst mit dem Fortschritt der Mission in Paraguay vollkommen befestigt und weiter ausgebreitet, die Herrschaft der spanischen Kolonisten über die Eingeborenen aber gerieth zugleich und in demselben Maaße in Verfall, und eben dieses Letztere entsprach — man darf dieß nicht übersehen — zu jener Zeit ganz der Absicht der spanischen Regierung selbst. Leider hat es den Schein der Wahrheit für sich, obgleich es der entschieden jesuitenfreundliche Muratori (61) sagt, daß die Indianer viel stärker als die eingeführten Neger von den Spaniern überbürdet und viel leichtsinniger von ihnen zu Grunde gerichtet wurden, weil jene der Krone gehörten, diese aber Privateigenthum waren. Durften es die Spanier nicht wagen die Jesuiten offen zu befehden, so geschah dieß um so mehr von den Portugiesen. Ihre Raubzüge nöthigten die Jesuiten Loreto und S. Ignacio im Jahre 1631 weit nach Süden an den Parana unter 27° zu verlegen (de Alvear 47); eine zweite Verwüstung der Missionen durch sie (1637) hatte zur Folge daß die spanische Regierung gestattete die bekehrten Indianer mit Feuerwaffen zu versehen: sie wurden militärisch organisirt, ordentlich einexercirt und lernten die Pul-

* Von eigenthümlichem Interesse ist besonders der Aufstand welchen der Prophet Oberá um 1576 (nach Funes I, 269 im J. 1579) erregte, der, wahrscheinlich durch christliche Lehren entzündet, sich für Gottes Sohn ausgab und die Guarani aus der Knechtschaft der Spanier zu befreien versprach (Guevara II, 12, del Barco Centenera's Argentina canto XX. Aehnliches ist öfter vorgekommen S. Funes II, 61).

verfabrication (ebend. 68, Dobrizhoffer I, 203), daher die Pauliſten ſpäter keine Einfälle in das Miſſionsgebiet mehr wagten. Daß die Jeſuiten ſelbſt ſich bisweilen zu dem frommen Zwecke der Bekehrung an dem Menſchenraube der Pauliſten betheiligt hätten (wie Avé-Lallemant, R. durch Süd-Braſil. 1859 nach Pinheiro erzählt), iſt bei dem Verhältniſſe in welchem ſie zu dieſen ſtanden, ſehr wenig wahrſcheinlich, obwohl ſie dasſelbe anderwärts, namentlich in Californien, allerdings gethan haben. Pater Sepp (185) erzählt ſelbſt daß er einſt ein Kind kaufen wollte um es im Chriſtenthum zu unterweiſen, daß aber deſſen Mutter ſich weigerte den Handel einzugehen.

Nächſt den Spaniern und Pauliſten, welche nicht ſelten auch mit Liſt den Jeſuiten ihre Zöglinge wegfingen, hinderten auch Epidemieen an denen die Indianer in Maſſe hinſtarben, den Fortſchritt der Miſſion (Charlevoix II, 21). Indeſſen beſtanden im Jahre 1629 bereits 21 Reductionen in den Provinzen Guayra und Uruguay und am Parana (ebend. 58). Nach Aufgabe der nördlichen wurde das Land zwiſchen dem Tebicuary und Ibicuy zwiſchen 26° und 30° ſ. B. der Hauptſitz der Miſſion, obwohl einzelne Reductionen auch in Tucuman Chaco und anderwärts lagen, wie wir ſpäter zu erwähnen haben werden. Nach Ibañez (119f.) hätte das Paraguay der Jeſuiten aus drei Gouvernements beſtanden (La Plata, Tucuman und Tarija) und ſeinen Mittelpunkt in dem Collegium zu Cordova gehabt, wo der Pater Provinzial reſidirte; de Alvear (78) giebt an daß der Superior der Miſſionen in Candelaria ſeinen Sitz hatte, doch ſind darunter wohl nur die am Parana und Uruguay gelegenen zu verſtehen. Dieſe zählten zur Zeit ihrer Blüthe im Jahre 1732 in 30 Dörfern 141182 Seelen — ungerechnet die bekehrten Abiponer und Chiquitos, welche letzteren allein im Jahre 1766 23788 betrugen (Dobrizhoffer III, 504). Nach einer anderen Angabe waren es (1734) 33 Dörfer mit 30000 Familien, die Portugieſen aber hatten deren 40 wieder zerſtört (de Alvear 87, bei welchem ſich am Schluſſe ein Verzeichniß der einzelnen Miſſionen mit Angabe ihrer geographiſchen Lage und Gründungszeit findet). In den letzten 15 Jahren hatten ſie um 20000 Seelen zugenommen, doch iſt in der Folgezeit eine ſtarke Verminderung eingetreten, da ihre Bevölkerung 1744 nur auf 84606 angegeben wird (Doblas 5). Die Urſache dieſer Erſcheinung lag, wie wir aus Dobrizhoffer (I, 74) ſchließen müſſen, nicht vorzugsweiſe oder allein

in verheerenden Krankheiten noch in Feindſeligkeiten von außen; dieſer theilt nämlich mit daß 1734 aus der Miſſion Santa Fe plötzlich die ſämmtlichen Zöglinge der Jeſuiten, 400 Familien der Itatines auf einmal, entwiſchten* ohne daß ſich eine Spur des Weges hätte entdecken laſſen den ſie genommen hatten, und daß man erſt nach 11 Jahren ſie durch einen Zufall wieder auffand — ein Ereigniß, das auf das Regiment der frommen Väter ein eigenthümliches Licht wirft. Später haben ſich ihre Miſſionen wieder gehoben, hatten aber zur Zeit der Vertreibung der Jeſuiten ihre frühere Höhe ſchwerlich wieder erreicht, da ſelbſt Ibañez (42) für 1751 nur 97582 Seelen angiebt.

Die Parteigänger der Jeſuiten (Muratori, Ulloa I, 544 ff. u A.) haben von dem Leben in den Miſſionen ein Bild entworfen wie vom Leben im Himmel. Faſſen wir es etwas näher in's Auge.

Die Miſſionsdörfer waren alle nach einem Plane gebaut und hatten gerade, nach den Himmelsgegenden orientirte Straßen. Die Wohnungen der Indianer, in früherer Zeit (noch 1691) nur Erdhütten mit Strohdächern, ohne Fenſter, ohne Hausrath außer einer Kürbisſchale, meiſt ſelbſt ohne Hängematte als Bett (Sepp und Böhm 238), beſtanden ſpäter in 150—180′ langen und 30′ breiten, ſehr niedrigen Backſteinhäuſern, die in 8 bis 10 Abtheilungen für die einzelnen Familien geſchieden und außen mit einem Corridor verſehen waren. Das Hauptgebäude, das Collegium, hatte zwei Höfe mit Säulenhallen und umfaßte außer der Wohnung der Miſſionäre, deren jedes Dorf zwei hatte, einen für die weltlichen, den anderen für die geiſtlichen Angelegenheiten, die Magazine und Werkſtätten. Die Kirche, gewöhnlich aus drei Schiffen beſtehend, bisweilen mit einer Kuppel und ioniſchen Säulen geſchmückt, war zwar wenig dauerhaft von Holz gebaut, aber im Vergleich mit den ärmlichen Verhältniſſen in denen die Dorfbewohner lebten, ſehr prachtvoll und koſtſpielig, doch geſchmacklos ausgeſtattet (Sepp und B. 250, de Alvear 78, 85, Doblas 10, 57). Gold und Silber wurde nur zu ihrem Schmucke verwendet — Geld und koſtbarer Putz war aus dem Jeſuitenſtaate verbannt — und man hat ausdrücklich eingeſtanden daß man die Eingeborenen vorzüglich durch die Pracht und den Glanz der Kirche an ſie zu feſſeln be-

* Daſſelbe iſt auch anderwärts, z. B. in Texas (Espinosa V, 25), öfter vorgekommen.

absichtigte (Charlevoix I, 365, 375, ſ. auch das Schreiben des Je-
iten Escandon in den „Neuen Nachr. v. d. Miſſionen ꝛc.“). Da-
wurde denn auch Muſik und äußeres Gepränge bei den kirchlichen
ungen nicht geſpart, beſonders bei den Feſten, die man zugleich
.utzen pflegte um dem Könige huldigen zu laſſen und den ihm
,uldigen Gehorſam einzuſchärfen (de Alvear 82).

Jedes Dorf hatte einen Corregidor, Regidoren und Alcalden (Oberrichter, Gemeinderäthe und Amtleute), die von der Gemeinde unter maßgebender Mitwirkung des Miſſionärs erwählt, auch in der Ausübung ihrer Functionen ganz von dieſem abhängig waren (Charlevoix I, 356, 370, 374, Doblas 14). Die Strafen, die ſie nach Angabe des vorgeſetzten Geiſtlichen verhingen, beſtanden in Gebeten, Faſten, Gefängniß, bisweilen Geißelung und öffentlicher Kirchenbuße, und die Gezüchtigten hatten ſich für die empfangene Strafe bei dem Miſſionär zu bedanken (derſ. 44, 65). Auch ein Anführer für den Krieg wurde ernannt, der die zwei Compagnien Fußvolk und die Schwadron Reiterei befehligte, welche das Dorf beſaß (Charlevoix I, 366, 385), und dieſe Soldaten haben in den Kriegen der Spanier mit den Portugieſen (1679—1705) den erſteren die beſten Dienſte geleiſtet (derſ. II, 168 ff.). Durch ein Syſtem ſtrenger Bevormundung und allſeitiger Beaufſichtigung waren die Thätigkeiten aller Einzelnen geregelt. In Nahrung Kleidung und Arbeit ſuchte man vollkommene Gleichheit herzuſtellen; zwei- oder dreimal in der Woche gab es Fleiſchkoſt, Kleider wurden nach Bedürfniß ausgetheilt, nur die Magiſtratsperſonen erhielten einen Stock als Abzeichen ihrer Würde und beſſere Feſtkleider als die übrigen. Der Geiſtliche wies einem jeden das Stück Feld an das er bearbeiten ſollte und beſtimmte es genau nach Größe und Lage; die Weiber Knaben und Mädchen erhielten ihr beſtimmtes Gewicht Baumwolle zu ſpinnen. Die Arbeitszeit des Vormittags und Nachmittags war feſt geregelt, Mittags fand eine zweiſtündige Pauſe ſtatt und die Arbeit wurde ſtets mit Gottesdienſt begonnen (Doblas 14, de Alvear 79). Eſſen und Trinken, Schlafen und Beten, auch alle Vergnügungen wurden nach der Uhr abgemeſſen.

Anfangs gab es in den Miſſionen gar kein Privateigenthum, alle Arbeit wie alle Speiſe Kleidung und andere Verbrauchsgegenſtände wurden den Einzelnen zugetheilt; ſpäter erhielt jede Familie wenigſtens ein Stück Land für ſich das ſie an den drei letzten Wochentagen zu be-

arbeiten hatte, während die drei erſten für den Anbau der Gemeindeländereien beſtimmt waren, deren Ertrag in die Magazine floß, aus welchen ſämmtliche allgemeinen Ausgaben beſtritten wurden (Charlevoix I, 364, Doblas 14). Zu dieſen gehörte zunächſt der Tribut der ſeit 1649 von den Miſſionsangehörigen gefordert wurde um damit je einen Miſſionär für jedes Dorf zu bezahlen (Charlevoix I, 350), und ſeit 1661 außer der Bezahlung ihrer vorgeſetzten Geiſtlichen die Abgabe von 1 peso welche ſie jährlich an die Krone zu entrichten hatten (Funes II, 199). Ferner wurde mit den Vorräthen der Magazine Alles eingekauft deſſen man von auswärts bedurfte, und da die Miſſionäre die einzigen und unverantwortlichen Verwalter des Gemeindevermögens waren, pflegte ein großer Theil desſelben auf die Erwerbung von Koſtbarkeiten für die Kirche und von prachtvollen Feſtkleidern, die man bei Prozeſſionen ſehen ließ, verwendet zu werden (Doblas 14). Außer den gebauten Früchten wurden in den Magazinen auch die Producte des Gewerbfleißes der Indianer aufgeſpeichert; denn dieſe hatten, mit einem vorzüglichen Nachahmungstalent begabt, viele Handwerke von den Miſſionären gelernt: ſie fertigten Spitzen, wußten ſelbſt Orgeln und Uhren nach Modellen trefflich herzuſtellen (Sepp und Böhm 291), ſpannen und webten Baumwolle, trieben Bienenzucht, die Hauptartikel des Handels aber welche ſie den Miſſionären lieferten, waren der Paraguay-Thee den ſie zogen und die Ochſenhäute, die ſie von den ungeheueren Herden nahmen welche in jenen Ländern in wildem Zuſtande leben (ebend. 285, Charlevoix I, 359 ff.). Für den Unterhalt der Handwerker, der Wittwen und Waiſen, Alten und Schwachen wurden beſondere Felder ausgeſtellt. Bettler und Müßiggänger gab es nicht, für die Armen und Kranken wurde geſorgt. Die letzteren brachte man in einem Krankenhauſe unter, dem jedoch ein Arzt fehlte, widerſpänſtige oder unordentliche Weiber kamen in ein beſonderes Beſſerungshaus (Doblas 14, Charlevoix I, 369). Keiner litt Mangel, aber alle waren arm; jeder arbeitete für alle, aber keiner konnte durch ſeine Arbeit mehr erwerben als ſeinen Lebensunterhalt (Muratori 200). Die ſchönſten Träume des Socialismus waren hier zur Wirklichkeit geworden.

Um ihrer Republik das Leben zu erhalten hatten die frommen Väter den Spaniern den Beſuch ihrer Miſſionen unterſagt, außer denen die in Begleitung von Ordensgeiſtlichen oder Biſchöffen kämen (Char-

levoix I, 356). Fremde wurden entweder unmittelbar abgewiesen oder unter Aufsicht umhergeführt, dann wieder an die Landesgrenze gebracht und verabschiedet. Es wird versichert daß die weltlichen Angelegenheiten das Hauptaugenmerk der Jesuiten waren, die Seelsorge dagegen ihnen weniger am Herzen lag, oder daß sie sich diese wenigstens nicht eben sauer werden ließen (Doblas 57 f.). Allerdings wurde der Katechismus viel hergesagt und abgefragt, jede Versäumniß des Gottesdienstes streng gestraft und am Sonntag Unterricht ertheilt über religiöse und andere Gegenstände (de Alvear 80). Manche lernten so schön schreiben wie der beste Druck, aber nicht leicht konnte einer lesen (Sepp und Böhm 291, Doblas 14).

Daß die Jesuiten schwer verleumdet worden sind, ist richtig — zunächst von den spanischen und portugiesischen Kolonisten, deren Dienst sie die Indianer entzogen, dann von den politischen und kirchlichen Gegnern ihres Ordens überhaupt, endlich auch von einzelnen ihrer Ordensbrüder selbst, die aus Intrigue oder Rachsucht ihnen zu schaden suchten. Zu den letzteren gehörte namentlich Ibañez, der aus dem Orden ausgestoßen, seine genaue Kenntniß der Verhältnisse benutzte um sie zu verschreien. Wenn er z. B. den Werth einer Ochsenhaut in Süd Amerika auf 2½ scudi (3⅓ Thlr.) angiebt (p. 47), so ist dieß eine ungeheuere Uebertreibung: um 1695 galt eine solche vielmehr 15 Kreuzer (Sepp und B. 285). Seine Berechnung der Geldmittel über welche die Jesuiten geboten, ist darum gänzlich haltlos. Dagegen dürfte ihm schwer zu widersprechen sein, wenn er geltend macht daß die Jesuiten in Paraguay ihren Ordensregeln zuwider feste Pfarreien errichteten und verwalteten* um die weltliche Herrschaft des Landes an sich zu reißen, daß sie dem Befehle des Königs entgegen die Indianer kein Spanisch lernen ließen, sondern dieß sogar verboten und bestraften, daß sie sich damit begnügten diesen nur die äußeren Gebräuche, nicht die Gesinnung des Christenthums beizubringen, daß sie durch vollständige Einengung und Beschränkung nur auf Gehorsam, nicht auf geistige Erhebung und fortschreitende Bildung derselben hinarbeiteten. Azara (II, 251 f.) und Andere haben später diese Vorwürfe wiederholt. Die Schilderungen einzelner Ordensbrüder von der Wirksamkeit der Jesuiten (s. namentlich Pauke) geben frei-

* Vgl. die Rechtfertigung gegen diesen Vorwurf bei Solorzano IV, c. 16.

lich ein höchst erfreuliches Bild einer verständigen, liebevoll aufopfernden, vielseitigen Thätigkeit, erregen aber durch den Mangel an Uebereinstimmung mit dem was wir sonst von den Einrichtungen der Jesuiten wissen, den Verdacht der Unwahrheit und können, selbst wenn sie nicht geradezu falsch sind, höchstens als eine Darstellung äußerst seltener Ausnahmefälle gelten, die unser allgemeines Urtheil über ihr Thun und Treiben in Paraguay nicht bestimmen dürfen. Dieses Urtheil aber kann nur dahin lauten, daß sie gar nicht das Interesse hatten die Indianer zu civilisiren, sondern nur ihre Seelen dem Himmel zuzuführen, auf Erden aber sie nebenbei praktisch nützlich zu machen, sei es zum Vortheil der Kirche und ihres Ordens oder zu dem der spanischen Krone. Es ist wahr, sie haben rohe Cannibalen zu friedlichen Herdenthieren umgeschaffen, aber es ist ebenso wahr daß sie Menschen nicht erzogen, sondern im Beten und Arbeiten nur abgerichtet, daß sie ihre Zöglinge absichtlich in voller Unmündigkeit erhalten, aller eigenen Energie beraubt und geistig noch stumpfer gemacht haben als sie vorher schon waren. Eine Gewöhnung zu unfreiwilliger Arbeit für fremde Zwecke und eine sorgenfreie Existenz sind keine Entschädigung für die Vernichtung jeder eigenen selbstständigen Lebensregung, und der Mißbrauch geistiger Ueberlegenheit ist nicht weniger verwerflich als der Mißbrauch der physischen Gewalt die der Herr über den Sklaven hat.

Was die Jesuiten aus den Guarani gemacht hatten, geht am unzweideutigsten aus Schilderungen hervor welche wie die bei Doblas (10ff., er schrieb 1785) einige Zeit nach der Vertreibung jener entworfen sind. Die Guarani sind faul, heißt es dort, nicht bloß in Arbeiten die sie für die Gemeinde zu verrichten haben, sondern auch in dem was sie für sich thun. Da sie kein Spanisch verstehen, ist es für sie nicht möglich etwas zu lernen. Sie haben Neigung zum Handel, werden aber viel betrogen, weil der Werth der Dinge ihnen unbekannt ist. Ihren Vorgesetzten gehorchen sie pünktlich, besitzen einen lebhaften Ehrgeiz und sind empfindlich gegen Beleidigung, ohne jedoch ein Gefühl für moralische Ehre zu haben. Ohne Scheu zeigen sie sich ganz unbekleidet vor einander, sind dem Trunke ergeben, betrachten die Weiber als untergeordnete Wesen und legen auf deren Treue nur geringen Werth. Ihre Kinder zu erziehen oder Vermögen zu erwerben ist ihre letzte Sorge.

Im Jahre 1750 wurde zwiſchen Ferdinand VI. von Spanien und Johann V. von Portugal der bekannte Grenzvertrag geſchloſſen, in Folge deſſen der öſtliche Theil von Uruguay nebſt den ſieben Jeſuiten-Miſſionen die er in ſich ſchloß, an Portugal übergehen ſollte. Durch mancherlei Intriguen, insbeſondere auch durch Anfertigung einer falſchen Karte des Landes, hatten die Jeſuiten die Ausführung des Vertrags zu hindern geſucht (de Angelis V, Discurso prel. zu Henis), daher widerſetzten ſie ſich endlich mit Waffengewalt (1754, 1756) und zogen mit ihren Indianern gegen die vereinigten ſpaniſchen und portugieſiſchen Truppen in's Feld. Der Verlauf dieſes Krieges, den der Jeſuite Henis (Diario de la rebelion etc. bei de Angelis V) nach dem beſchreibt was er ſelbſt davon in Erfahrung gebracht hat, und die fernere Entwickelung der Ereigniſſe (vgl. Hist. du Paraguay. Amst. 1780 vol. II) ſind von nur geringem Intereſſe, außer inſofern die Jeſuiten dabei als mehr oder weniger ſchuldig erſcheinen. Sie ſelbſt haben ſich, trotz des offenbaren Hochverrathes deſſen ſie ſich ſchuldig machten, ſo gut zu vertheidigen gewußt, und der Verleumdungen und Lügen ſind gegen ſie allerdings ſo viele gemacht worden, daß noch de Angelis (a. a. O.) der Anſicht war, es ſei kaum zu entſcheiden ob ſie in jenem Kriege mehr Betrogene als Betrüger waren oder umgekehrt. Einem Schreiben gemäß nämlich das der Gouverneur von Buenos Ayres an den Superior der Miſſionen erlaſſen hatte, mußten oder konnten ſie allerdings glauben im wahren Intereſſe und Sinne des Königes von Spanien zu handeln, wenn ſie ſich ſeinem öffentlichen Befehle zur Uebergabe jener ſieben Miſſionen widerſetzten (Henis §. 83, Funes III, 58), und gewiß waren ſie ſelbſt überzeugt eine mächtige Partei am ſpaniſchen Hofe, vielleicht ſogar den König ſelbſt im Geheimen für ſich zu haben. Sie hielten — ſo verſichert wenigſtens Henis §. 39 ff. — ihre Sache für noch unentſchieden in Spanien, hörten gerüchtweiſe von einer günſtigen Wendung die dieſelbe beim Könige genommen habe, und erzählten ſich daß dieſer bis dahin nur von ſeinem Beichtvater nicht hinreichend über ihre Angelegenheit unterrichtet worden ſei. Indeſſen geht andererſeits gerade aus Henis (73, 100) ſelbſt hervor, daß auch für ſie wenigſtens im Jahre 1755 kein Zweifel mehr beſtand daß der König ihre Unterwerfung ernſtlich fordere, da ſeine Commiſſäre ſie für Rebellen erklärten, aber ſie fuhren trotzdem fort die Ungläubigen zu ſpielen. Ueberdieß war es gerade die un-

gnädige Entlaſſung des Beichtvaters vom Könige, auf welche die Erklärung folgte daß fernerer Widerſtand von Seiten der Jeſuiten als Hochverrath zu behandeln ſei, und es ergiebt ſich daraus unzweifelhaft daß jener ſeinen Einfluß vielmehr ganz im Intereſſe der frommen Väter benutzt hatte. Es iſt endlich behauptet worden daß vielmehr die Indianer den Krieg gegen die Spanier veranlaßt hätten, da ſie trotz des Zuredens ihrer Miſſionäre ſich entſchieden geweigert hätten ihr Land zu räumen und den Portugieſen zu überlaſſen (Dobrizhoffer I), und allerdings haben ſie an den Gouverneur von Buenos Ayres, doch gewiß nicht ohne Vorwiſſen und ſchwerlich anders als auf den Antrieb der Jeſuiten ſelbſt, dringende Bitten gerichtet ihre Miſſionäre behalten zu dürfen, und ſpäter Klagen erhoben über die Franciscaner die man ihnen ſtatt jener ſchickte. Die abſolute Unterthänigkeit in welcher ſie lebten läßt es als unglaublich erſcheinen daß ſie ihrerſeits etwa die Jeſuiten zum Aufſtande gezwungen hätten, zumal da Bucareli, der 1767 die Vertreibung der letzteren ausführte, die Miſſionen einnahm und die weltliche Gewalt von der geiſtlichen in ihnen trennte, nicht den mindeſten Widerſtand dabei von Seiten der Indianer erfuhr, ſondern Alles in der beſten Ruhe und Ordnung fand. Dieß Alles zuſammen läßt nur geringen Zweifel darüber, daß die Jeſuiten nicht in gutem Glauben, ſondern in ehrgeiziger und ſelbſtſüchtiger Abſicht den Aufruhr anfingen und fortſetzten durch den ſie ihre ſelbſtſtändige Herrſchaft in Paraguay zu behaupten hofften.

Nach der Vertreibung der Jeſuiten verſchlimmerte ſich, wie zu erwarten war, das Loos der Indianer noch mehr. Ein Gouverneur mit drei Statthaltern ſollte die Miſſionen regieren. An die Spitze jedes Dorfes trat ein ſpaniſcher Adminiſtrator und zwei Geiſtliche, neben denen der aus Eingeborenen zuſammengeſetzte Magiſtrat fortbeſtehen ſollte. Die Adminiſtratoren, unwiſſend und unfähig, aber habgierig, machten ſich dem Geſetze zuwider zu Herren der Arbeit, welche die Indianer wie zur Zeit der Jeſuiten in großem Umfange für öffentliche Zwecke leiſten mußten. Sie verwalteten das Gemeindevermögen und lagen mit den Geiſtlichen beſtändig in Streit, worunter die Indianer ſchwer zu leiden hatten: ſie wurden ausgepeitſcht, mochten ſie nun dem einen oder dem anderen von dieſen gehorchen, und waren durch lange Gewöhnung gegen dieſe Strafen ganz abgeſtumpft (Doblas 17ff., 26, 30). Kaum den dritten Theil ihrer Zeit behielten ſie für

sich, und hätten sie diese fleißig benutzen wollen (denn es fehlt bei ihnen nicht an Beispielen des Fleißes, wenn ihnen ein entsprechender Lohn in Aussicht steht), so würde es doch ebenso unmöglich gewesen sein das gebaute Getreide im Lande zu verkaufen als es auszuführen (vers. 41, 31). Sie arbeiten daher, sagt Doblas, stets unter strenger Aufsicht und nur aus Furcht vor der Peitsche, zumal da sie wissen daß die Hälfte der Ernte gestohlen wird, denn das angestellte Personal beläuft sich in jedem Dorfe auf 80—100 Menschen und diese sind unbesoldet (33, 42). Die Eltern kümmern sich nicht um ihre Kinder; diese werden von früh bis Abends einem Aufseher übergeben, der dazu bestellt ist sie beten zu lassen und zu beschäftigen. Sie treiben keine Spiele; auch sonst geht es in den Dörfern ganz still zu, man hört keinen Schrei, keine laute Unterhaltung, Alles ist apathisch und leblos (29, 31, 50). Die Häuser verfielen, die Felder wurden nicht mehr in Ordnung gehalten und wenigstens der achte Theil der Eingeborenen, nach einer anderen Angabe ⅓ derselben, hatte die Missionen um 1785 verlassen (21, 35, 5). Besonders deutlich geht der Verfall auch aus der Vergleichung ihres Viehstandes von 1768 und 1772 hervor (s. de Angelis, Discurso prel. zu Doblas). Man kann sich daher nur wundern daß Azara (II, 219 f., 254) die Guarani nicht weit tiefer gesunken fand als es der Fall war. Er schildert sie als ziemlich auf derselben Stufe stehend wie die unterste Klasse der dortigen Spanier, die Viehhirten (Gauchos): jeder hat ein kleines Haus mit einigen Möbeln, das aus mehreren getrennten Räumen und einer besonderen Küche besteht, meist ein paar Ochsen, einige Milchkühe, Pferde oder Esel, Hühner und ein Schwein. Ihre Gemeinden haben sich zum Theil aufgelöst, aber sie selbst haben einige geringe Fortschritte gemacht, besonders in Viehzucht und Handel, da sie jetzt Privateigenthum erwerben können; auch sind sie die besten Zimmerleute im Lande. In der Kleidung haben sie sich den Spaniern angeschlossen. Der jährliche Tribut von 1 peso den jeder Mann von 18—50 Jahren zu zahlen hatte, bestand um 1800 fort (de Alvear 101), das Gesammteigenthum aber das die Dörfer bis dahin besaßen, wurde in dem genannten Jahre aufgehoben und an die Einzelnen als Privateigenthum vertheilt (Funes III, 399). Die Seelenzahl der 30 Missionen war 1801 bis auf 45639 gesunken (Page 551).

Die bisher besprochenen Missionen bestanden hauptsächlich aus Guaranis, wenn auch nicht ausschließlich: in sieben derselben, die am

linken Ufer des Uruguay größtentheils zwiſchen dem Piratinim und Juhy lagen, lebten außer jenen auch Charruas (Ave-Lallemant, R. durch Süd-Braſil. 1859, I, 331). Nur die Guarani zeigten ſich fügſam genug für eine weite Ausbreitung der Miſſion und ſelbſt unter dieſen nur die öſtlichen Völker. Bei den Chiriguanas mißlangen die 1607—9 und einige zwanzig Jahre ſpäter gemachten Verſuche dieſer Art, doch ließen ſich die Jeſuiten dadurch nicht für immer abſchrecken, ſondern erneuerten dieſelben zur Zeit der Gründung des Jeſuitencollegiums in Tarija 1690 (Lozano 130, 276). Als die Pauliſten 6 Jahre ſpäter in Chiquitos einfielen, entſtand gegen die Miſſionäre der Verdacht daß ſie dieſen als Spione dienten, und ſie wurden wieder vertrieben (Tomajuncosa 11, 30 ff. bei de Angelis V, der hauptſächlich aus Lozano geſchöpft hat, wie Weddell bei Castelnau VI, 141—170 wieder aus ihm). 1727 waren die Chiriguanas auf's Neue gegen die Miſſionäre aufgeſtanden, die ſich bei ihnen niedergelaſſen hatten, dieſe waren abermals verjagt worden, eroberten ſich aber mit Hülfe der Chiquitos und ihrer Giftpfeile ihren Platz bei ihnen zurück (Lozano 316, 324). Erſt 1734 iſt es gelungen ſie zu bekehren, obwohl nur theilweiſe und nicht ohne große Schwierigkeit: mit dem ewigen Feuer der Hölle von den Miſſionären bedroht, gaben ſie zur Antwort daß ſie alsdann die Kohlen wegnehmen würden (Guevara I, 14). Von ihren 19 Dörfern, deren Hauptort das 1680 gegründete Piray wurde — die jenſeits des Rio grande gelegenen Miſſionen ſind erſt von neuerem Datum — waren um 1788 nur 8 chriſtlich, aber auch in dieſen herrſchte meiſt große Faulheit (Viedma b, 5, 6, 28, 51 ff.). Die Miſſion von Porongo wurde bei ihnen 1714, S. Roſa 1764 gegründet (Viedma a, 312, 323). Die Chaneſes, bei denen die Jeſuiten um jene Zeit unter 19° ſ. B. ebenfalls zwei Miſſionen hatten, waren nicht minder ſchwer zu reduciren geweſen (Tomajuncosa 26, 28 a. a. O.). Nach der Vertreibung der Jeſuiten, traten auch hier wie in Paraguay die Franciscaner an deren Stelle. Um 1800 beſtanden, meiſt erſt ſeit kurzer Zeit gegründet, 21 Miſſionsdörfer der Chiriguanas Mataguayos und Vejoſes ſüdlich von Piray bis zum Pilcomayo, jenſeits deſſen nur Salinas Itau und Ceuta (letzteres in der Nähe von Oran) lagen, erſtere beiden von Chiriguanas bewohnt. Völlig abgeſchloſſen gegen die ſpaniſchen Niederlaſſungen wie der ehemalige Jeſuitenſtaat von Paraguay, wurden ſie ſchein-

bar von Häuptlingen regiert, deren Würde erblich war, und von jährlich gewählten Beamten welche die Polizei verwalteten, die Nahrungsmittel vertheilten und dergleichen, in Wirklichkeit aber war auch hier der Padre der einzige Inhaber aller Gewalt. Die Krankenpflege, die geistlichen Functionen, auch der Unterricht der Kinder waren unentgeltlich. Taufe und Abendmahl wurden nur auf Bitten der Indianer selbst vorgenommen. Um die Fastenzeit hatten sie eine Art von Examen zu bestehen (Näheres bei Weddell a. a. O.). Das Christenthum der Chiriguanas nördlich vom Parapiti ist wieder gänzlich verschwunden (ebend. 55).

---

## Die Pampas-Indianer und Araucaner.

Die Völker welche wir in diesem Abschnitte zusammenfassen, lassen sich bis jetzt zwar nicht als zu demselben Stamme gehörig bestimmt nachweisen, aber die Aehnlichkeit die unter ihnen in Rücksicht ihrer wichtigsten äußeren und inneren Charaktere stattfindet, macht ihre Verwandtschaft wahrscheinlich, besonders wenn man beachtet daß sie zu den Eingeborenen Brasiliens und vorzüglich den Guaranis zugleich in einem entschiedenen Gegensatze stehen. Die kurze prognathische Schädelform scheint bei ihnen vorzuherrschen (Retzius in Müller's Archiv 1848, p. 247, 280 nennt insbesondere die Charruas, Puelches und Feuerländer, Araucaner), sie sind von sehr kriegerischem Wesen und haben ihre Unabhängigkeit von jeher mit äußerster Anstrengung ihrer Kräfte vertheidigt, so daß es bis in die neueste Zeit nicht gelungen ist sie zu unterjochen, haben sich der Mission fast ganz unzugänglich gezeigt und mit wenigen Ausnahmen von jeher ein nomadisches Leben geführt, größtentheils ohne Landbau oder doch ohne sich durch diesen an die Scholle fesseln zu lassen. Die Araucaner sind das einzige Volk bei dem es sich in letzterer Hinsicht anders verhielt, die Payaguas nächst den Feuerländern das einzige welches mit dem Wasser vertraut war.

Als Sebastian Cabot (1531) den Paraguay hinaufging, wurde er in der Gegend von Asuncion von den Agaces angegriffen, die damals jenes Land beherrschten (Guzman I, 6). Diese waren als gefährliche Flußräuber besonders von den Guaranis sehr gefürchtet und

lebten mit den Guaycurus in Feindschaft (Cabeza de Vaca 559, 565). Wir dürfen sie ohne irre zu gehen wohl für einen Zweig der Payaguas halten oder für diese selbst. Wenn de Angelis (Indice zu Guzman p. II) von ihnen sagt, sie hätten Guarani gesprochen, so beruht dieß auf dem Mißverständniß, daß sie diese Sprache meist verstanden, obwohl sie von ihrer Muttersprache ganz verschieden war (Vater, Mithrid. III, 2, 489 nach Azara). Die Sitze der Payaguas lassen sich schwer angeben, da sie meist nur auf dem Wasser sich sehen ließen. Sie lebten oberhalb der Guaycurus an und auf dem Paraguay-Flusse der nach ihnen benannt sein soll (Azara), 120 leguas aufwärts von Asuncion (Guzman I, 4), hauptsächlich, wie es scheint, auf dem linken Ufer (Erbaul. Geschichten 182), und dehnten ihre Streifzüge bis nach Cuyaba hin aus (de Flores 9 bei de Angelis IV). Ein Zweig derselben bewohnte (nach Quiroga II) den nördlichsten Theil des Paraguay, ein anderer die Gegend von Asuncion. Dort giebt sie auch Lozano (52) zwischen dem Javeviry, der unter 23½° in den Paraguay münde, und dem Pilcomayo an, in dem Lande als dessen zahlreichstes Volk er die Ivirayarás* nennt. Seit 1740 hat sich ein Theil derselben, 1790 auch der Rest des Volkes in Asuncion niedergelassen (Azara). Rengger (Naturg. 4) schildert sie nur 5′ 2″ — 5′ 5″ groß und von mehr länglicher, weniger breiter Gesichtsform als die Guaranis, Demersay (Bullet. soc. géogr. 1854, I, 15) bezeichnet sie dagegen als sehr groß, wie Cabeza de Vaca die Agaces: 1,781 Meter; die Weiber 1,58 Meter. Sie sind olivenbraun, heller als die Guaranis, von sehr muskulösem Oberkörper, aber dünnen Beinen, da sie sehr viel im Kahne sitzen. Die kleinen Augen haben eine leichte Falte am oberen Augenlide (bridés) doch ohne Hebung des äußeren Winkels, die Nase ist lang und rundlich, die Backenknochen ragen etwas hervor und die Unterlippe steht über; die Weiber haben kleine Füße und Hände.

Von der Lebensweise und den Sitten der Payaguas hat Azara ausführlich gehandelt. Als auffallend ist aus älterer Zeit nur zu erwähnen daß ihre Häuptlinge eine despotische Gewalt besaßen und daß ihr Speichel von ihren Untergebenen mit der Hand aufgefangen zu werden pflegte (Cabeza de Vaca 575). Landbau scheinen sie nie-

* Diese sind nach v. Martius a, ein Tupivolk (J. R. G. S. II, 209).

mals getrieben zu haben. Mit ihren früheren Feinden den Guyacurus ſpäter verbündet, haben ſie den Portugieſen vielen Schaden zugefügt, ſeit 1791 jedoch Frieden mit ihnen geſchloſſen (v. Eſchwege II, 287, Rengger R. 135f.). Mit den Spaniern dagegen ſtanden ſie ſeit langer Zeit in einem Schutz- und Trutzbündniß, doch haben ſie ſich ſtets geweigert das Chriſtenthum anzunehmen (Azara II, 121). Nach Aſuncion liefern ſie in neuerer Zeit Holz Fiſche Pferdefutter und dergleichen (Demersay a. a. O.). Mit den Mbayas und anderen Völkern von Chaco haben ſie die Feier eines großen jährlichen Feſtes gemein, an welchem ſie ſich große Holzſplitter durch das Fleiſch ſtechen und ſich Blut aus der Zunge und anderen Theilen ziehen, das ſie in ein kleines Loch in die Erde laufen laſſen (Azara II, 134). Ihre Todten begraben ſie in zuſammengebogener Stellung (ebend. 143).

Das Gebiet der Lenguas reichte vom Pilcomayo bis gegen den Paraguay hin, wo die Mbayas lebten (Quiroga II), und lag unter 22° und 23° ſ. B. zwiſchen beiden Flüſſen (Vater, Mithrid. III, 2, 491, Page 142). Noch neuerdings giebt Castelnau (II, 430) die Inimas (wahrſcheinlich die Enimaga oder Inemaga, die Azara den Lenguas in jeder Hinſicht ähnlich nennt), „welche in Paraguay Linguas heißen", in dieſen Gegenden unterhalb Fort Borbon an, auf dem rechten Ufer des Paraguay, namentlich bei S. Salvador, während nach d'Orbigny (II, 120) ihre geringen Ueberreſte unter 27° ſ. B. und 62° w. L. von Paris mitten in Chaco wohnen ſollen. Ihren Namen haben ſie von dem großen Pflocke den ſie in der Unterlippe tragen, obwohl dieſelbe Sitte ſich auch bei den Charrua Mbaya und Payagua findet (Azara II, 11, 105, 126). Sie ſollen die Sprache der Chiquitos reden oder doch dieſen ſprachverwandt ſein (Erbaul. Geſchichten 178, Lettres édif. II, 165). Nach d'Orbigny ſind ſie im Aeußeren den Abiponern und Mataguayes durchaus ähnlich, Page (142) fand an ihnen die langgeſchlitzten und großen chineſenähnlichen Augen auffallend und bemerkt daß ſie Pferde und Schafe beſitzen, etwas Mais und Baumwolle bauen und daß die Weiber an der Spindel ſpinnen. Sie gehörten von jeher zu den kriegeriſch unruhigen und gefährlichen Reitervölkern von Chaco.

Ungleich häufiger als von jenen iſt von den Guayacurus die Rede. Erſt neuere Reiſende behaupten daß ihr Name collectiv für verſchiedene Völker (Rengger, R. 341) oder gar für alle berittenen Ein-

geborenen ohne Unterſchied von den Spaniern gebraucht worden ſei (d'Orbigny II, 92). Mögen aber auch einzelne Verwechſelungen bisweilen vorgekommen ſein (wie z. B. die Spanier in neuerer Zeit die Tobas öfters Guaycurus genannt haben, Morillo 21), ſo muß man doch zugeben daß jene von anderen Völkern in den älteren Berichten ſehr beſtimmt unterſchieden zu werden pflegen und daß überhaupt weit weniger der Mangel als vielmehr der Ueberfluß in der Unterſcheidung verſchiedener Völker den Ethnographen bei Benutzung der älteren Quellen in Verlegenheit ſetzt. Nach Azara (Correspond. 49 bei de Angelis IV) würden alle Angaben neuerer Reiſenden über die Guaycurus überhaupt nur geringe Autorität in Anſpruch nehmen können, weil ſie um den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bereits bis auf einen Reſt ausgeſtorben geweſen wären. Indeſſen dürfte hierauf kein großes Gewicht zu legen ſein, da nicht allein v. Eſchwege (II, 268 ff.), ſondern auch Castelnau (II, 392 ff., 479) ausführliche Mittheilungen von ihnen aus eigener Erfahrung machen (vgl. auch von Martius a,). Castelnau fand ſie in der Nähe von Fort Albuquerque am Paraguay und giebt 6 Stämme derſelben an, von denen jedoch nur zwei Landbau treiben. Einer derſelben, die Cadiehos, war kürzlich auf der Flucht vor den Inimas (Lenguas) aus Chaco dorthin gekommen.

Die Guaycurus werden als ein ſehr unruhiges Volk geſchildert, das oft ſchnell und plötzlich ſeine Wohnſitze wechſelt, in weiter Entfernung unerwartet erſcheint und oft ſpurlos wieder verſchwindet, daher ſich nicht ſowohl ihr Wohnſitz, als vielmehr nur ihr Verbreitungsbezirk angeben läßt. Zu Cabeza de Vaca's Zeit (1541) hatten ſie (wie bemerkt), den Guaranis das Land im Weſten von Aſuncion genommen, wo ſie Guevara (II, 6) anführt, und wohl deshalb hat de Angelis (Indice zu Guzman XLIII) das Delta des Pilcomayo als ihren eigentlichen Sitz bezeichnet. Lozano (52, 62) nennt ſie zwar auch in dieſer Gegend, unterſcheidet aber drei Abtheilungen derſelben: die eine beſtehe aus den Flußräubern des Paraguay (doch werden ſie von den Payagua ſtets unterſchieden), die zweite ſeien die Guaycurutis im Weſten des Fluſſes, die dritte die Guaycuru Guazu im Norden gegen 100 leguas von Aſuncion entfernt, wo ſie, den Chiriguanas benachbart, die Guanas und andere Völker unterjocht hätten. Charlevoix (I, 101), der dieſen Bericht wiederholt, fügt

nur hinzu daß dieſes Land im Norden für ihr Stammland gehalten werde. Aus der Gegend am Paraguay oberhalb Aſuncion haben ſie ſich ſpäterhin vor den Mamelucken (Braſilianern) nach Chaco zurückgezogen (Lettres éd. II, 165). Sie ſind ein ſehr großer Menſchenſchlag, manche von ihnen ſollen 6½' erreichen*; ihre Farbe iſt dunkler als Kupfer, das Haar bald ſchlicht, bald kraus; im Geſichte tättowiren ſie ſich mit einigen Linien (v. Eſchwege II, 270 ff.). Die Malerei des Körpers, der Lippenſchmuck und der geſchorene Kopf, auf dem ſie nur zwei Haarkränze und einen Haarſchopf ſtehen laſſen, geben ihnen ein fürchterliches Ausſehen (Charlevoix I, 102). Ihre Bekleidung beſteht nur in einem Schurze oder Gürtel.

Von ihren Nachbarn, denen ſie niemals im Kampfe unterlegen ſein ſollen, waren ſie in früherer Zeit ſehr gefürchtet (Cabeza de V. 560, 564). Ihre Räubereien entſchuldigen ſie wohl erſt neuerdings geſchickt mit der Sage, daß Gott bei der Schöpfung jedem Volke eine Gabe zugetheilt und ſie allein vergeſſen habe; vom Adler aber, den ſie für ihren Stammvater zu halten ſcheinen (v. Eſchwege II, 280), ſeien ſie darauf aufmerkſam gemacht worden daß ihr Loos das beſte von allen ſei, da ihnen Alles gehöre was die übrigen beſäßen (Azara, Caſtelnau II, 394). Sie leben als Reiternomaden ganz ohne Landbau und ſchützen ſich gegen Wind und Wetter oft nur durch eine ausgeſpannte Matte, wie die Payaguas (Lozano 55, 65), doch hatten ſie auch lange Häuſer in denen ſie zu Hunderten zuſammenwohnten (Cabeza de V. 563), in drei Abtheilungen, der Häuptling in der Mitte (Charlevoix I, 104), eine Einrichtung die vielleicht zu ihrer Eintheilung in Edle Krieger und Sklaven (v. Eſchwege II, 269, v. Martius a, Anh. 25) in Beziehung ſteht, wenn es anders mit dieſer ſeine Richtigkeit hat. Lozano (68) unterſcheidet bei ihnen gleichſam als drei Rangſtufen: Kind Mann und alter Krieger, deren jede ihr beſtimmtes Abzeichen und ihren beſonderen, durch ſchmerzhafte Ceremonien erworbenen Schmuck hatte. Aehnliche Selbſtpeinigungen fanden bei einem großen jährlichen Feſte ſtatt, das irrthümlich mit dem Wiedererſcheinen der Plejaden in Zuſammenhang gebracht worden iſt, da dieſe hier nie untergehen. Die Würde des Häuptlings ging auf den

* Nach Rengger (Naturgeſch. 5) der die Mbayas (d. i. Guaycurus) die ſchönſten Indianer dieſer Gegenden nennt, meſſen ſie nur 5' 5" — 5' 6½" und ſind mehr kupferroth als die Payaguas.

Sohn über, der fern von seinem Vater erzogen zu werden pflegte u[nd] dieſem nur ſelten zu Geſichte kam. Beim Tode deſſelben traten Faſ[ten] und allgemeine Enthaltſamkeit ein, das Malen des Körpers wu[rde] unterlaſſen, mehrere Männer und Weiber, die ſich oft ſelbſt dazu a[n]boten, wurden geopfert, und der neue Häuptling gab allen Einzeln [die] andere Namen (Lozano 67, 70), wahrſcheinlich damit der Tod, we[nn] er wiederkäme, diejenigen nicht zu finden wiſſe die er ſuche, der Na[me] des Verſtorbenen aber wurde ferner nicht mehr ausgeſprochen (Aza[ra] II, 153), wohl um ſeinen Geiſt nicht zu erzürnen oder zu citir[en]. Bei ſtarkem Unwetter pflegten ſie zu lärmen und gegen die böſen Ge[i]ſter in der Luft zu kämpfen die es erregten (Lozano 71).*

Polygamie herrſchte nicht bei ihnen. Sie hatten nur eine Frau, aber dieſe wurde leicht gewechſelt. Uneheliche Kinder brachten ſie gewöhnlich um, entweder vor oder nach der Geburt (ebend.); Azara ſcheint ſie in zu großer Allgemeinheit häufigen Kindermordes zu beſchuldigen, indeſſen werden künſtliche Fehlgeburten bis zum 30. Lebensjahre noch neuerdings als gewöhnlich bei ihnen erwähnt (Spix und Martius 271, Castelnau II, 405). Die im Kriege gefangenen Knaben ziehen ſie auf, geben ihnen ſpäter Weiber, verkaufen aber deren Kinder (Charlevoix I, 106); übrigens ſollen die im Kriege erbeuteten Sklaven, welche als Kaſte von den Freien ſtreng geſchieden bleiben (Spix u. M. 268), von ihnen gut behandelt werden (v. Eſchwege II, 283). Die Weiber genoſſen wenigſtens in früherer Zeit ſo großes Anſehen, daß ſie dieſe Sklaven in Freiheit ſetzen und deren Aufnahme in den eigenen Stamm bewirken konnten (Cabeza de V. 564). Manche Gegenſtände werden von den Weibern mit andern Wörtern bezeichnet als von den Männern (v. Eſchwege II, 283). Die Männer in Weiberkleidern welche ſich unter ihnen finden ſollen, ſpinnen, weben, machen Töpfe und thun nur weibliche Arbeit (ebend. 276). Ihre Waffen ſind Lanzen und hölzerne Schwerter, auch führen ſie ſcharfe Meſſer von Fiſchgräten; die Köpfe der Feinde bewahren ſie als Tro-

* Die Vorſtellungen dieſer Völker von den Himmelskörpern und Himmelserſcheinungen ſind kindiſch genug: einige Sterne gelten den Mbocovies für Bäume mit leuchtenden Zweigen, andere für einen Strauß der von Hunden verfolgt wird. Von der Sonne, die ein Weib ſei, erzählen ſie, daß ſie einſt auf die Erde untergefallen, großes Unglück angerichtet habe, doch ſei es gelungen ſie wieder ihren Platz zu ſetzen, der Mond aber ſei ein Mann dem, wenn er ſich verfinſtert, die Eingeweide von einem Hunde herausgeriſſen würden (Guevara I, 15).

phäen (Lozano 66, 71). Im Kriege zeichnen sie sich durch Vorsicht aus, stellen in jedem Dorfe Nachtwachen auf und gehen Nachts auf Kundschaft aus (Charlevoix I, 106). Ein schönes Beispiel strenger Manneszucht und Selbstbeherrschung gaben die Guaycurus welche im J. 1819 unter Andresito's Führung in Corrientes einzogen, das sie 7 Monate lang besetzt hielten. Obgleich ganz ausgehungert und erbittert, benahmen sie sich mit der größten Mäßigung und Rücksicht. Nur ein einziger Diebstahl kam in dieser Zeit von ihrer Seite vor (Robertson III, 159 ff.). Die Versuche der Missionäre (1609) scheiterten bei ihnen nach kurzer Zeit (1626, Lozano 140).

Die Mbayas, welche Azara als ein besonderes Volk neben den Guaycurus aufgeführt hat, werden in Rücksicht der Sprache ausdrücklich als nicht von ihnen verschieden bezeichnet (Vater, Mithrid. III, 2, 479); die Angabe de Pasos' (44 bei de Angelis IV) daß sie oft auch Guaycurus genannt würden, hat man daher nicht so zu verstehen, daß eine Verwechselung beider mit einander häufig sei, sondern daß überhaupt kein Unterschied unter ihnen stattfinde (v. Martius a. Anh. 8, Dobrizhoffer I, 75). Auch daß sie von den Guaycurus abstammten, wie de Angelis angiebt (Indice zu Guzman VIII), drückt, wie es scheint, das Verhältniß in welchem sie zu einander stehen, nicht genau aus. Ihre Eroberungen und Verwüstungen des Landes am Paraguay, welche 1661 begannen, erstreckten sich über beide Ufer des Flusses vom Xexui unter 24° bis zum Tacuari unter 18½° s. B., in späterer Zeit bis zu den Chiquitos (Quiroga II, de Flores 16 bei de Angelis IV, Azara), doch hielten sie seit 1746 mit den Spaniern fast ununterbrochen Frieden und wurden allmälich auf das Westufer des Flusses beschränkt.

Die nahe Sprachverwandtschaft, welche nach Dobrizhoffer (II, 191, 242) zwischen den Abiponern einerseits, den Mbocobies Tobas und Mbayas andererseits besteht, ist wenigstens in Rücksicht der letzteren unbestätigt geblieben; sie stehen jenen Völkern ferner, der grammatische Bau ihrer Sprache ist wesentlich verschieden, während die drei ersteren allerdings zu einem Stamme gehören (Vater a. a. O. 477, 494 ff.). Lozano (77) bemerkt ausdrücklich daß die Tobas Mocobies und Yapitalaguas dieselbe Sprache reden. Unsicherer scheint es daß die Mataguayos und Vejoses Dialekte des Toba reden, wie Weddell (bei Castelnau IV, 144) angiebt, und daß die Matacos ebenfalls

ſprachlich zu den Toba gehören (ebend. 328); d'Orbigny (II, 93) iſt geneigt auch die Malbalas zu ihnen zu rechnen.

Die Tobas und Mbocobies, wie die letzteren ſich ſelbſt nennen (Pauke 43), ſtreifen aus dem Innern von Chaco bis an den Parana und bewohnen namentlich das Land an der Mündung des Jujuy in den Vermejo (Lozano 77, 252), auch werden die erſteren mit den Mataguayas zuſammen am Pilcomayo 40 leguas von den Cordilleren entfernt genannt (ebend. 52). Neuerdings hat d'Orbigny (II, 93) beide zwiſchen 21° und 32° am ganzen Pilcomayo, an dem unteren Viertel des Vermejo und von da bis in die Gegend von Santa Fe angegeben. Cornejo (4) nennt ſie unterhalb von S. Bernando de Tobas und Santiago de Mocobis am unteren Vermejo, wo ſie nach Morillo (21), dem jener offenbar ſeine ethnographiſchen Angaben faſt ſämmtlich entlehnt hat, bis zum Pilcomayo das herrſchende Volk ſind (1780), womit die Angabe Garcia's de Solalinde (4 bei de Angelis IV), von 1799 übereinſtimmt. Die Karte bei Rengger ſetzt die Tobas in den Norden der Mocobies und dieſe ſüdlich vom Vermejo. Sie werden von d'Orbigny zu der Raçe der Pampasvölker gerechnet, die er (II, 5) auf folgende Weiſe beſchreibt. Sie ſind mittelgroße Menſchen von olivenbrauner oder dunkelkaſtanienbrauner Farbe und herkuliſcher Bildung, ſehr breiter Bruſt und breiten Schultern, fleiſchig, doch mit wenig hervortretenden Muskeln. Die Stirn iſt gewölbt, das Geſicht breit und platt, die Naſe ſehr kurz und zuſammengedrückt mit weiten offenen Löchern, der ſehr große Mund hat dicke, ſtark vortretende Lippen, die Augen ſtehen horizontal, doch iſt ihr äußerer Winkel bisweilen etwas hinaufgezogen, die Backenknochen ragen hervor, die ſtark ausgeprägten Geſichtszüge ſind von kaltem Ausdruck. Die Mbocobis und Tobas insbeſondere ſchildert er (II, 96) als bronzefarbig, (Weddell a. a. O. 300 der ſie ſehr ſchön proportionirt fand, nennt ſie etwas dunkler als die Chiriguanas) im Mittel 1, 68 Meter hoch und im Aeußeren übrigens den Charruas ähnlich, d. h. von ziemlich gerader, unten dicker Naſe und gebogenen, dünnen, aber ſtark hervortretenden Augenbrauen. Abwechſelnd führen ſie ein nomadiſches Jäger- und Hirtenleben, denn ſie haben Schafe und Pferde, oder bauen das Land (ebend. 306, d'Orbigny II, 99). Ihre Wohnungen ſind lange, von Oſten nach Weſten gerichtete Häuſer in denen mehrere Familien zuſammenleben (ebend. 100), bei den Tobas

bienenkorbartige, nur zwei Meter hohe Hütten mit sehr niedrigem Eingang (Weddell a. a. O. 300). An einem sehr einfachen Webstuhl fertigen sie wollene Zeuge, die sie blau weiß und roth zu färben verstehen (Page 255). Lozano (77 ff.) bezeichnet ihre Sitten als dieselben wie die der Mataguayos und hebt wie Pauke (106), der ihnen Kindermord aus sehr geringen Ursachen Schuld giebt (61, 79), vorzüglich ihren Cannibalismus hervor; sie ziehen dem erschlagenen Feinde die Kopfhaut ab und spannen sie auf um sie als Trophäe zu bewahren. Im Jahre 1670 wurden sie mit bewaffneter Macht von den Spaniern angegriffen und erhielten drei Jahre darauf Missionäre, die jedoch nur wenig bei ihnen ausrichten konnten. Ebenso geringen Erfolg hatte die 1683 aufs Neue bei ihnen begonnene Mission. Sie blieben das Räubervolk als das sie sich bis dahin gezeigt hatten. Erst der 1710 gegen sie erneuerte Krieg nöthigte sie zu längerem Frieden (Lozano 105, 158, 244, 336).

Die Abiponer schweifen vom R. Vermejo bis nach Santa Fe hin im Süden und bis nach S. Jago del Estero im Westen (Dobrizhoffer II, 13). Das rechte Ufer des unteren Vermejo bis zu seiner Mündung scheint ihr Hauptsitz gewesen zu sein (Lozano 89). Ein Theil derselben ist in die Missionen auf der Ostseite des Parana gezogen worden, ein anderer blieb mit den Tobas und Mbocovies in Chaco bei seiner früheren nomadisirenden Lebensweise (Quiroga II). Sie sind sehr stark zusammengeschmolzen und werden von d'Orbigny (II, 116) diesseits des Parana unter 28—30° s. B. angegeben. Er fand sie den Tobas und Mataguayos im Aeußeren sehr ähnlich, indessen kommen bei ihnen auch Adlernasen häufig vor; ihren geringen Bart raufen sie aus wie das Haar am Körper und die Augenbrauen, letztere, wie sie sagen, um besser sehen zu können; auch das Haar am Vorderhaupt entfernen sie, gleich den Tobas Mbocovies und anderen. Im Gesichte tättowiren sie namentlich die Mädchen zur Zeit der Mannbarkeit (Dobrizhoffer II, 24 ff., 31, 37); bei den Männern sind um diese Zeit Blutentziehungen gewöhnlich, die sie an verschiedenen Gliedern, selbst an der Zunge von Kindheit an häufig und bei verschiedenen Gelegenheiten vornehmen, besonders ehe sie in den Krieg ziehen (Lozano 90). Landbau treiben sie nicht, im Nähen, Spinnen und Weben der Baumwolle sind ihre Weiber aber sehr fleißig und geschickt (ebend. 91, Dobrizhoffer II, 138, 162, 184). Nur

dieſe ſind nach Lozano (89) mit einem Mantel von Fellen bekleidet, nach Dobrizhoffer (II, 160) ſind es auch die Männer mit baumwollenen oder wollenen Zeugen von oben bis unten, bei rauhem Wetter mit Mänteln von Fiſchotterfellen. Die Flüſſe befahren ſie in leichten Kähnen von Ochſenhaut (ebend. 150). Ausſchweifungen der jungen Leute vor der Ehe finden bei ihnen nicht ſtatt, wie bei ſo vielen anderen Völkern, auch im Scherz und in ihren Reden überhaupt verletzen ſie den Anſtand nicht. Mehr als zwei Kinder pflegen von ihnen nicht aufgezogen zu werden (Lozano 92). Ehebruch, Diebſtahl, Raub, Mord ſind bei ihnen unerhört (Dobrizh. II, 58, 167, 170, 180, 265, III, 185), dagegen glauben ſie in vollem Rechte zu ſein wenn ſie die Spanier beſtehlen und ausplündern, weil das Land mit ſeinen Jagd- und Herdenthieren urſprünglich ihnen ſelbſt gehörte, dieſe aber ſich deſſelben gewaltſam bemächtigt haben (II, 172). Häuptlinge von einiger Macht haben ſie nur im Kriege, bisweilen ſind dies ſogar Weiber (Lozano 91, Dobrizh. II, 131, 136), aber es giebt bei ihnen eine Art von Adel, der durch Tapferkeit erworben wird und daher rein perſönlich iſt. Die Aufnahme in denſelben erfordert eine beſondere Prüfung durch langes Schweigen und Faſten und wird mit einer Veränderung des Namens vollzogen. Die Edlen unterſcheiden ſich durch den Gebrauch gewiſſer Wörter und mancher Anhängeſilben von den Gemeinen (ebend. 598 f., 236). Im Felde wird von ihnen die Vorſicht beobachtet pünktliche Nachtwachen zu halten und fleißig Kundſchafter auszuſchicken; die feindlichen Dörfer ſchießen ſie mit angezündeter Baumwolle in Brand. Auf dem Pferde zeichnen ſie ſich durch große Gewandtheit aus und kämpfen, wenn ſie ſich verloren glauben, mit wüthender Tapferkeit bis zum Tode. Ihre Trophäen ſind die Köpfe der Feinde, von denen ſie die Kopfhaut oder die Hirnſchale aufbewahren (ebend. 173 f., 481 ff., 548). Der Ausgang der Schlacht iſt, wie man glaubt, vom Zauberer abhängig (568), deſſen Manipulationen bei der Kur der Kranken und anderen Gelegenheiten dieſelben ſind wie bei ſo vielen anderen Völkern. Obgleich Krankheit auf die Wirkſamkeit böſer Geiſter zurückgeführt wird, fehlt es den Leidenden nicht an Pflege, den Sterbenden aber, bei dem viel gelärmt wird mit Trommeln und Heulen, verlaſſen ſie aus Furcht (285, 308, 345). Dem Todten werden ſogleich Herz und Zunge ausgeſchnitten und einem Hunde vorgeworfen, um den Zauberer zu tödten der ihn

umgebracht hat, darauf die Leiche in eine Ochſenhaut gebunden und ſogleich begraben. Man giebt ihr einen Topf zum Trinken, Kleider, eine Lanze und Pferde mit. Die Hütte und das Eigenthum des Verſtorbenen, deſſen Seele man in Geſtalt einer Ente Nachts fliegen zu ſehen glaubt, wird vernichtet. Die Weiber betrauern ihn Tag und Nacht mit Geheul, die Männer aber, die überhaupt ſehr dem Trunke ergeben ſind, ſtellen ihm zu Ehren ein Gelag an mit dem Tranke den ſie aus Honig und Johannisbrod bereiten. Die Namen der Verwandten und Freunde werden geändert und die Wörter aus denen der Name des Todten beſtand, fallen aus der Sprache heraus. Sie halten alljährlich ein großes Todtenfeſt, und die Verſetzung der Gebeine aus der Fremde in die Heimath geſchieht ſtets mit beſonderen Feierlichkeiten (348 ff., 234, 593). Für das höchſte Weſen haben die Abiponer keinen beſonderen Namen. Ihr Stammvater, den ſie am Himmel in den Plejaden zu erkennen glauben und ſonderbarer Weiſe ebenſo wie ihre Zauberärzte Keebet nennen, iſt der Hauptgegenſtand ihrer Verehrung (80, 87 ff., 317).

Die Mataguayes oder Mataguayos leben dem Jujuy zunächſt und zum Theil in der Nachbarſchaft der Chiriguanas (Lozano 76); am Oſtufer des Vermejo von der Mündung des Jujuy bis nach Esquina grande hin ſind ſie beſonders zahlreich, erſtrecken ſich aber noch weiter bis zu den Miſſionen S. Bernardo de Tobas und Santiago de Mocobis in einer Ausdehnung von 216 leguas, und reichen von Humaguaca (nördlich von Salta) im Weſten weit nach Oſten bis zum Pilcomayo (Arias, Diario 15 bei de Angelis VI, und nach dieſem Cornejo 4); nach d'Orbigny (II, 107) gehen ſie bis zu der alten Miſſion Cangayé am Fluſſe herab. Letzterer ſchildert ſie im Aeußeren wie in Sitten und Lebensweiſe den Tobas und Mbocovies ganz ähnlich. Sie reißen das Kopfhaar rundum aus, ſo daß nur ein Büſchel auf dem Scheitel ſtehen bleibt, daher ſie auch Coronados genannt werden, während bei anderen Völkern die Weiber ganz kahl ſind, die Männer aber ſich ihr Haar ſo zurichten, daß es verſchiedenartige Figuren darſtellt (Lozano 81). Sie ſind in Thierfelle gekleidet und leben hauptſächlich von Fiſchfang; obwohl ohne Tapferkeit, unkriegeriſch und dem Handel geneigt, überfielen ſie doch die Spanier welche den Vermejo befuhren, öfters aus dem Hinterhalt (ebend. 164, Cornejo 4, 12 f.). Arias (a. a. O.) rühmt ſie als gelehrig ehrlich tapfer und fleißig.

Die Tapnuyes, Teutas, Agoyas, Kolotas welche Lozano (77) nennt, reden nach Hervas dieſelbe Sprache wie die Mataguayes und wurden ſpäter mit anderen Namen bezeichnet (Vater, Mithrid. III, 2, 493), von denen nur der der Matacos als eines Volkes am Süduſer des Vermejo, das von gleichem Stamme mit den Mataguayos ſei, obwohl ihnen feindlich, bei Morillo (11, 21) vorkommt. d'Orbigny (II, 104) ſtellt neben den Stamm der Mataguayos, zu dem er die Chanès, Vilelas und Yoes zählt, den verwandten der Matacos, zu welchem die Vejoſos, Chunipis und Ocoles gehören ſollen: die letzteren beiden nämlich ſind, wie er angiebt, nach Soria, der im J. 1826 den Vermejo befuhr, Zweige der Mataguayos, die Matacos und Vejoſos (gewöhnlich: Vejoſes) aber werden in einem handſchriftlichen Vocabular das er beſaß, in Rückſicht ihrer Sprache mit den Mataguayos identificirt. Die Vejoſes fand Cornejo (1ra exped. 27 bei de Angelis VI) am linken Ufer des Vermejo etwas unterhalb der Mündung des Centa und bezeichnet ſie ebenfalls als Verwandte der Mataguayos. Da nun Chunupies und Ocoles von Hervas als Stämme der Vilelas genannt werden (Vater, Mithrid. III, 2, 507), ſo ergiebt dies in Verbindung mit dem Vorigen eine weitere Wahrſcheinlichkeit dafür daß d'Orbigny die Vilelas mit Recht zu den Mataguayos gezählt hat. Endlich haben wir als zu den Vilelas und mittelbar wahrſcheinlich zu den Mataguayos gehörig nach derſelben Quelle noch die Atalalás und Sivinipis oder Sinipes zu erwähnen. Die erſteren identificirt auch Garcia de Solalinde (p. 4 bei de Angelis IV) mit den Vilelas. Das Wenige was wir ſonſt noch über dieſe Völker, namentlich über ihre Wohnſitze wiſſen, beſchränkt ſich auf Folgendes. Unterhalb Esquina grande bis gegen die vorhin genannten zwei Miſſionen der Tobas und Mbocovies hin finden ſich am Weſtufer des Vermejo, das weiter hinauf unbewohnt iſt, die Chunupis oder Chunupiés, die ſehr kriegeriſch ſind, vom Fiſchfang und von der Jagd leben (Cornejo 4). Ihr Gebieter iſt Chinchin, ein Indianer vom Stamme der Malvalá (ebend. 20), dieſer aber iſt nebſt einem anderen Häuptlinge dem gemeinſchaftlichen Oberhaupte der Chunupies, Sinipes und Malbalaes unterworfen, welche alle drei als große und ſchöne Völker von heller Farbe auf dem Weſtufer des Vermejo von Morillo angegeben werden. Ueber das ethnographiſche Verhältniß in welchem die Malbalaes zu den Völkern der Ma-

taguayos-Familie ſtehen, ſcheint es an jeder Andeutung zu fehlen, abgeſehen von der Angabe Lozano's (252), deren erſtem Theile er anderwärts ſelbſt widerſpricht, daß die Tobas Mocovies Malbalas und Mataguayos völlig verſchiedene Sprachen redeten. Von den Matacos und Chunupiés bemerkt Soria daß ſie an die Grenzen von Salta Jujuy und Oran kommen um ſich als Feldarbeiter zu verdingen. Am unteren Vermejo nennt er außer den Ocoles die Atalalás (Weddell bei Castelnau VI, 381), welche als kriegeriſche Reiternomaden dort auch von Cornejo (4) erwähnt werden, doch ohne eine Bemerkung über ihr ethnographiſches Verhältniß zu den Mataguayos. Die Vilelas, welche von den Jeſuiten in die Miſſionen am Salado unter 25° und 26° ſ. B. (Valbuena und Miraflores?) concentrirt worden ſind (Vater, Mithrid. III, 2, 507), bezeichnet Lozano (85 ff., 299) als das einzige bekleidete Volk am unteren Vermejo, und ſchildert wie Garcia de Solalinde die Anwohner dieſes Fluſſes überhaupt als friedliche und arme Menſchen, die theils von Palmenkohl Johannisbrod und Fiſchen, theils von Maisbau und den wenigen Schafen leben die ſie beſitzen, gegen die Mbocovies und andere räuberiſche Völker aber nur vertheidigungsweiſe kämpfen. Die Malbala am Rio grande (Jujuy) dagegen ſind dieſen letzteren äußerſt feindſelig, treiben keinen Landbau, halten ſich aber einige Schafe um der Wolle willen; ſie haben ſtets nur eine Frau (Lozano 83).

Den Vilelas ſchließen ſich die Lules wenigſtens inſofern an als ihre Sprachen eine Anzahl von Wörtern mit einander gemein haben, obwohl der grammatiſche Bau derſelben verſchieden zu ſein ſcheint (Vater a. a. O.). Sie redeten nach Pater Techo drei Sprachen: Quichua Tonocoté und Kakana (ebend. 509), von denen die letztere ihre eigentliche Mutterſprache geweſen zu ſein ſcheint, denn die erſte hatten ihnen ohne Zweifel die Peruaner aufgenöthigt und die zweite hatten ſie im Verkehr mit den Matarás angenommen, welchen die weit verbreitete und am Pilcomayo herrſchende Tonocoté-Sprache zugehörte (Lozano 113, 175); da das Wort „Matara" ſelbſt aber aus dem Quichua ſtammt (Hervas bei Vater a. a. O.), ſo iſt zu vermuthen daß auch letzteres Volk zum altperuaniſchen Reiche gehörte, womit ſowohl die Angabe Guzman's (I, 4) wohl zuſammenſtimmt daß die Tonocotes mit den früher erwähnten Juris am Salado lebten, als auch die Nachricht bei Vater daß ſie um die Mitte des 16.

Jahrhunderts aus Tucuman an den Pilcomayo geflohen seien. Es werden „große“ und „kleine“ Lules unterschieden, über deren Verhältniß zu einander jedoch nichts Näheres bekannt ist. Die Mission hatte sie seit 1589 in den Kreis ihrer Thätigkeit gezogen und wie es scheint, einen günstigen Boden bei ihnen gefunden, doch entwanden sie sich nach nicht gar langer Zeit der drückenden Herrschaft der Spanier wieder und kehrten ganz zum Heidenthume zurück (Lozano 94, 109). Die 1591 am Vermejo und in Tucuman bei den Homaguacas gegründeten Missionen (ebend. 113, 119) erreichten ebenfalls keine nachhaltigen Erfolge. Erst nach der Unterwerfung der unruhigen Tobas und Mocovies im Jahre 1710 kam es auch mit den andern Völkern dieser Gegenden zu dauerndem Frieden, Tucuman wurde vollständig beruhigt, die Lules aber und die Malbalas in Valbuena, später in Miraflores am Salado fest angesiedelt und bekehrt (ebend. 418). Ein Verzeichniß der von 1735—1767 in Chaco gegründeten Missionen findet man bei de Angelis VI, Discurso prelim. zu Arias p. IX. In Sitten und Lebensweise wie in der Art ihres Aberglaubens scheinen sich die Lules nur wenig von den anderen Völkern von Chaco unterschieden zu haben. Ihr Landbau war nur gering, ihre Häuptlinge machtlos; sie hatten meist nur eine Frau, schieden sich aber leicht von dieser, uneheliche Kinder und eins von Zwillingskindern wurden umgebracht, weil Zwillingsgeburten als Beweis der Untreue des Weibes galten. Mit der Mutter wurde ihr Säugling begraben, weil keine Frau das Kind einer anderen, wohl aber öfters einen jungen Hund an der Brust nährte (ebend. 100ff., 463, Charlevoix I, 284). Das Eigenthum des Todten, den man in zusammengebogener Stellung begrub, wurde verbrannt.

Im südlichsten Theile von Chaco am Salado lebten die schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts fast ganz ausgestorbenen Calchaquies, die nach Lozano (92) von dem gleichnamigen Volke von Salta an der Grenze von Atacama völlig verschieden waren. Indessen sehen wir diesen Unterschied, den Charlevoix (I, 280) für unwesentlich erklärt, von keinem andern Schriftsteller festgehalten, und die Nachrichten die wir über die Calchaquies besitzen, scheinen sich ausschließlich auf das letztere Volk des südlichen und westlichen Tucuman zu beziehen. Guevara (I, 11) bemerkt daß es nur hier im südlichen Tucuman einige Idole gegeben habe die in schlechten Hütten verehrt worden

ſeien, nämlich im Kreiſe aufgeſtellte Stäbe die mit Widderblut beſtrichen und mit Federn aufgeputzt waren. Die Eingeborenen, wahrſcheinlich die Calchaquies, verehrten darunter den Donner und Blitz und trugen Amulete von Kupfer, waren in verſchieden gefärbte Zeuge von Alpacawolle gekleidet, lebten aber nomadiſch und waren dem Trunke ſehr ergeben; der Miſſion zeigten ſie ſich zwar zugänglich, doch hielt ihre Bekehrung nicht Stand (de Angelis im Indice zu Guzman XIII, Charlevoix I, 331, II, 22). Wie die Diaguitas waren die Calchaquies von jeher erbitterte Feinde der Spanier und ſind es bis zum Ende geblieben. Schon 1561 wurden Cordova und andere Städte durch ſie zerſtört, und ſelbſt ihre Weiber und Kinder gaben in dieſen Kriegen Beweiſe von großer Tapferkeit: jene gingen im Angriff auf die Spanier ihren Männern voran, dieſe zogen ihnen bewaffnet zu Hülfe. Im Jahre 1632 wurden ſie auf's Neue ſehr gefährlich und verwüſteten das Land (Funes I, 240 ff., II, 39 ff.), und erſt 1665 gelang es Alonso Mercado ihre Macht vollſtändig zu brechen; ihre verſchiedenen Stämme, die Quilmes des Thales von Calchaqui, die Acalianes u. a. wurden theils zerſtreut, theils zur Auswanderung namentlich nach Buenos Ayres hin genöthigt und unter die ſpaniſchen Koloniſten als Sklaven vertheilt (ebend. II, 143 ff.), doch entflohen ſie ſpäter zum Theil wieder in's Gebirge. Charlevoix (I, 280) macht über dieſes Ereigniß mehrere offenbar irrthümliche Angaben.

Die ſämmtlichen Völker von Chaco und Tucuman mit denen wir uns bisher beſchäftigt haben, ſind ununterworfen geblieben, aber ein großer Theil derſelben iſt durch die ſehr häufigen Kämpfe mit den Spaniern und durch Epidemieen bis auf kleine Reſte zu Grunde gerichtet, in verſchiedene Gegenden zerſtreut oder ganz aufgerieben worden. In älterer Zeit haben die Miſſionäre ſie theilweiſe verſetzt und durcheinander geworfen: auf dieſe Weiſe ſind die Quilmes nach Buenos Ayres, die Calchaquis nach Santa Fe, die Abiponer nach Corrientes, ein Theil der Mbayas auf die Oſtſeite des Paraguay nach Belen gekommen (de Angelis VI, Discurso prelim. zu Arias p. V); anderen haben die Spanier um ihrer neugegründeten Kolonieen willen nach ſiegreichen Kämpfen neue Wohnſitze angewieſen: den Mataras oder Tonocotes in Eſteco, den Vilelas am Salado, den Mbayas jenſeits des Paraguay, den Malbalaes in Valbuena und Miraflores (de Angelis IV, Proemio zu Azara p. III); wieder andere, unter denen

Funes (II, 215 ff.) namentlich die Malbalas und Ojotas nennt, sind von den Spaniern, die im Anfange des 18. Jahrhunderts ein entschiedenes Uebergewicht gewonnen hatten, zur Auswanderung nach der Gegend von Buenos Ayres genöthigt worden.

Zu den gefährlichsten Feinden der Spanier am La Plata gehörten längere Zeit die Charrua, denen Juan de Solis 1516 zum Opfer fiel. Sie wohnten damals nach Azara (II, 6) im Norden des La Plata von Maldonado an bis zum Uruguay, und erstreckten sich von dort höchstens 30 Stunden weit landeinwärts. Indessen giebt Guevara (II, 1) ihre Ausbreitung größer an: sie reichten zu jener Zeit von dem Nordufer des La Plata einerseits nach dem Uruguay hinüber, nördlich und östlich aber bis in's Quellgebiet des Rio Negro; v. Martius a, nennt die Ufer der Lagoa Mirim ihren ältesten Wohnsitz. Nur d'Orbigny (II, 84) läßt die Charrua von der Lagoa de los Patos bis zum Uruguay sich ausbreiten; Guzman (I, 2 und 3), der sie auf Maldonado und in der ganzen Umgegend angiebt, fügt hinzu daß sie mit den Guaranis am Uruguay in Krieg verwickelt waren. Seit der Gründung von Montevideo (1724) sind sie weiter nach Norden gedrängt worden, ein kleiner Theil lebt in den südlichsten Missionen am Uruguay, ein anderer bei Santa Fe, ein dritter ist nach Buenos Ayres verwiesen, die Hauptmasse des Volkes aber hat ihre Unabhängigkeit bewahrt und sich seit jener Zeit mit den Minuane vereinigt (Azara a. a. O.). Beide hatten 1785 das Land zwischen dem Rio Negro und Ibicuy inne, wo die Charruas dem ersteren Flusse zunächst wohnten (Doblas 55). Die Minuanes besaßen zur Zeit der Eroberung das Land von der Vereinigung des Uruguay und Parana bis nach Santa Fe, doch reichten sie nach Norden ebenfalls (nach Azara) nur etwa 30 Stunden landeinwärts. Funes (II, 362) sagt, vielleicht in Folge einer Verwechselung derselben mit den Charruas, ihren Bundesgenossen, daß sie um 1732 die Umgegend von Montevideo in Besitz gehabt hätten. Hervas hat beide Völker als eine Abtheilung des Guenoa-Stammes bezeichnet, zu welchem auch die Yaro und Bohane gehören sollen (Vater, Mithrid. III, 2, 426), die beide von den Charruas ausgerottet worden sind, wogegen nach Azara alle diese Völker durchaus verschiedene Sprachen redeten. Die Yaro lebten zur Zeit der Eroberung zwischen dem Rio Negro und R. San Salvador, die Bohane nördlich von ihnen am R. Negro, beide auf dem Ost-

ufer des Uruguay, ihnen gegenüber aber auf den Inseln des letzteren Flusses die Chana, welche von den Spaniern nach S. Domingo Soriano versetzt, durch Mischung in ihnen aufgegangen sind (Azara).

Die Charrua gehören nebst den Puelchen zu den dunkelsten Völkern der Pampasraçe d'Orbigny's, sind von massiv fleischiger Bildung und messen im Mittel 1,68 Meter. Der Kopf ist groß und das Gesicht breit mit ziemlich schmaler und an der Wurzel eingesunkener (Azara), meist gerader, unten dicker Nase, kleinen lebhaften Augen, gebogenen und hervortretenden, aber dünnen Augenbrauen und dicken Lippen (d'Orbigny II, 14, 86). Bart haben sie nicht, Körperhaar nur wenig, Hände und Füße sind klein und zierlich gebildet (Azara). Die Yaro scheinen im Aeußeren ihnen ähnlich gewesen zu sein (Sepp und Bähm 175). Landbau treiben die Charruas nicht, sie leben gleich mehreren andern Völkern der Pampas hauptsächlich von Pferdefleisch und das Pferd, das ihnen bisweilen selbst in den Tod folgen muß, liefert ihnen überhaupt Alles was sie bedürfen (Dobrizhoffer I, 164, 166). Sie sind ohne feste Wohnsitze, ganz auf dem Pferde zu Hause und die schnellsten Reiter. Zu nähen und zu weben verstehen sie nicht. Tänze Spiele und Musik sind ihnen fremd, heitere Conversation und lautes Lachen aus ihrem Kreise verbannt (Azara II, 13 f.). Alle sind einander gleich und keinem Häuptlinge unterworfen (ebend. 15), wogegen die Minuanes in ihrer Lebensweise zwar jenen ähnlich, aber ihrem Oberhaupte gehorsam, den geschlossenen Verträgen treu waren und Uebelthäter zu züchtigen pflegten; auch nahmen sie flüchtige Guaranis bei sich auf und gestatteten Spaniern und Portugiesen den Aufenthalt in ihrem Gebiete (Doblas 55). Der Cannibalismus den man den Charruas Schuld gegeben hat, scheint allerdings Fabel zu sein (d'Orbigny II, 88); vielmehr wird eine milde Behandlung der Gefangenen ihnen nachgerühmt (Guzman I, 3), namentlich nehmen sie die im Kriege erbeuteten Weiber und Kinder in ihren Stamm auf (Azara II, 20). Nur del Barco Centenera (Argentina canto X) erzählt daß sie dem erschlagenen Feinde die Gesichtshaut abzögen um sie als Trophäe zu bewahren, und das Fleisch ihrer verstorbenen Verwandten verzehrten. Dagegen berichten alle älteren und neueren Schriftsteller von der extravaganten Art auf welche sie ihre Todten betrauern: die nahen Verwandten des Verstorbenen schneiden sich ein Fingerglied ab, schlagen sich Wunden und halten lange Fasten,

ſtoßen ſich große Rohrſplitter durch das Fleiſch und gehen dann in die Einſamkeit (Azara II, 25). Die zuerſt genannte Weiſe der Verſtümmelung fand auch bei den Yaro ſtatt, die wie jene das Fleiſch der Rinder welche ſie einfangen, halbgebraten und ungeſalzen in Menge verzehrten; zum Schutz gegen Wind und Wetter hatten ſie nichts als eine Wand die ſie an verſchiedenen Seiten aufſtellen konnten, nur die Häuptlinge beſaßen eine Hängematte (Sepp und B. 180 ff.).

Unter den ſämmtlichen Völkern welche Juan de Garay (bei de Angelis III, p. 27) im Jahre 1582 als Bewohner der Umgegend von Buenos Ayres nennt, ſind nur zwei etwas näher bekannt, die Guaranis und Chanas. Auffallend aber iſt es daß er der Querandies nicht gedacht hat, die ſonſt ſtets als das Volk bezeichnet werden, in deren Land jene Stadt gegründet wurde. Guzman (I, 4) läßt ſie von Buenos Ayres bis nach Cap Blanco, Guevara (II, 3) weit nach Weſten und Süden, ſogar bis zur Magalhaes Straße hinab reichen; Azara iſt der Anſicht daß ſie von den Spaniern „Pampas-Indianer" genannt worden ſeien, ſich ſelbſt aber den Namen Puelches beigelegt hätten. Wenn, wie er hinzufügt, jede ihrer Abtheilungen einen eigenen Namen führt, müſſen wir vermuthen daß die von Garay aufgezählten Völker größtentheils nur einzelne Zweige der Querandies ſind, von deren Sprache de Angelis (Discurso prelim. zu Garay p. III not.) verſichert daß ſie gar keine Analogie zu den Sprachen der Pampasvölker habe, obwohl er ſich anderwärts (Indice zu Guzman p. LXX) für die Stammverwandtſchaft dieſer Völker ausſpricht, und die Teghuelches jenſeits des Rio Negro in Patagonien für die Reſte der Querandies erklärt, die zur Zeit der Eroberung des Landes weiter im Norden gelebt hätten.

Ueber die Völker der Südſpitze von Amerika herrſcht in ethnographiſcher Hinſicht noch große Unklarheit und Verwirrung. D'Orbigny hat ſie zu zerſtreuen geſucht, iſt aber bei demſelben Reſultate ſtehen geblieben das ſchon Vater gefunden hatte, daß es nämlich dort vier Hauptſprachen giebt, in die ſich die Puelches, Tehuelches (Patagoner), Feuerländer und Araucaner theilen; auf der anderen Seite hat er ſogar dazu beigetragen jene Verwirrung noch zu ſteigern, indem er die Araucaner von ſeiner „Pampas-Raçe" abgeſondert und den Peruanern angereihet hat. Allerdings iſt es unrichtig daß die Araucaner ſich mit den Puelchen und Patagonen verſtändigen können, wie Dela-

porte angiebt (Bullet. soc. géogr. 1855, II, 24), vermittelst ihrer eigenen Sprache wenigstens ist dieß nicht möglich, doch scheint es nicht minder unzulässig alles Gemeinsame dieser Völker aus den mannigfachen Berührungen allein zu erklären in die sie seit alter Zeit miteinander gekommen sind. Es finden sich theils dieselben theils analog gebildete Völkernamen auf der Seite von Buenos Ayres und auf der von Chile: Puelches und Huilliches werden als Abtheilungen der Araucaner genannt und zugleich mit demselben Namen Völker der Ostküste bezeichnet; die Endung der Völkernamen auf che kehrt, nur mit Ausnahme des Feuerlandes, überall wieder. Die Verschiedenheit der Araucaner von den östlichen Pampas-Indianern in der Körperbildung ist ohne Frage weit geringer als wir sie erwarten müßten, wenn jene zur peruanischen Raçe gehörten, diese aber eine besondere Raçe bildeten. Dieß geht aus d'Orbigny's eigenen Angaben, vorzüglich aber aus d'Urville (b, III, 320f.) hervor, der bemerkt daß die Aehnlichkeit der Araucaner mit den Patagonen vielen seiner Reisebegleiter auffiel. Molina (a, 94, 117, 200), welcher die letzteren „wahre Chilesen", d. h. Stammverwandte der Araucaner nennt, schildert die östlichen Völker überhaupt in ihren Sitten diesen durchaus ähnlich, nur rauher und ungebildeter. Daß die Pampas-Indianer im Süden von Buenos Ayres, denen Darwin (II, 29) die Bewohner von Chiloe sehr ähnlich fand, den Araucanern sprachverwandt seien, hat neuerdings de Angelis behauptet (Disc. prel. zu Arias vol. V, p. IX), der auch von der Sprache der Patagonen versichert daß sie sich bei genauerer Untersuchung der araucanischen verwandt zeige. Dieser letzteren sollen besonders viele der in Patagonien vorkommenden Namen angehören, und die Eingeborenen dieses Landes selbst in ihren Gesichtszügen und Sitten den Ursprung von den Araucanern verrathen (de Angelis zu Viedma c, p. VIIIf.). Eine Verwandtschaft der Sprache der Feuerländer mit der araucanischen haben King und Fitzroy (II, 188) wahrscheinlich gefunden.

Die Haupturſache der ethnographischen Verwirrung in diesen Gegenden liegt, wie schon Vater (Mithrid. III, 2, 394) hervorgehoben hat, in dem Umstande daß die dortigen Völkernamen nur von den Himmelsgegenden hergenommen und daher ganz relativ sind: Puelche bedeutet die Oestlichen, Huelche die Westlichen, Tehuelhet oder Tehuelche und ebenso Huilliche oder Guilliche die Südlichen, daher sich aus die-

ſen Benennungen, die an verſchiedenen Orten vorkommen, keineswegs auf die Identität der bezeichneten Völker ſchließen läßt. Gleichwohl werden von allen Berichterſtattern die Puelche als das beſondere Volk angegeben das in den Pampas von Buenos Ayres heimiſch war, ja nach Azara hätte ſich dieſes ſogar ſelbſt ſo genannt, woraus folgen würde daß es ſich ſelbſt wahrſcheinlich für verwandt mit den weſtlichen Völkern hielt, da in dem Namen „Oeſtliche" eine beſtimmte Beziehung und Hindeutung auf dieſe liegt. Aus Falkner's ziemlich unklarem Berichte ſcheint hervorzugehen daß ſie nur in die drei Stämme der Taluhet Divihet und Chechehet zerfielen, deren erſtere beiden von den Spaniern Pampas-Indianer genannt wurden, denn die ſüdlicheren Tehuelhet, obgleich unter den Puelche mit aufgezählt, reden, wie jener ſagt, eine ganz verſchiedene Sprache. Die nördlichſte Abtheilung der Puelche, die Taluhet*, lebten ſonſt im Süden des Rio Segundo, wo Falkner ſie noch ſelbſt gefunden hat, in den Ebenen von San Juan und Mendoza und bis nach Buenos Ayres hin, ſüdlich von ihnen die Divihet unter 35°—38° ſ. B. (Vater hat irrig 25°—28°), am Colorado und bis zum Rio Negro hin die Chechehet. Der Colorado und das Land bis zur Sierra de la Ventana wird von d'Orbigny (II, 77) als der Hauptſitz der Puelche bezeichnet. Er beſchreibt ſie nebſt den Charruas als die dunkelſten Menſchen ſeiner Pampas-Raçe, 1,70 Meter groß, mit etwas ſtärker vorſpringenden Backenknochen als die Tehuelches oder Patagonen, übrigens aber dieſen gleich: der Kopf iſt groß, und im Allgemeinen von runder, kaum ellipſoidiſcher Form, wenig auf den Seiten zuſammengedrückt bei etwas gewölbter, nicht zurückfliehender Stirn (derſ. I, 120), die Augen klein und horizontal geſtellt, das Kinn kurz und ein wenig vorſpringend; eine Linie welche die äußerſten Punkte der Stirn, der Lippen und des Kinnes mit einander verbindet, berührt die Naſe kaum; Hände und Füße ſind faſt immer klein, Bart und Augenbrauen werden ausgeriſſen.

Den tieferen Süden des Feſtlandes bewohnen die Tehuelhet (Tehuelche) oder Tehuel-cunny, denen ſich weiter hinab die Culilau-cunny, die Schuau-cunny, endlich die Yacana-

* Die ſpaniſche Ueberſetzung des Buches hat (p. 5) offenbar irrig Tehuelche ſtatt Taluhet, und giebt die Völkernamen mehrfach in verſtümmelter Weiſe wieder. Ob die deutſche überall genau iſt, konnte ich nicht ermitteln, da mir das engliſche Original nicht zugänglich war.

cunny* anſchließen (Falkner); die letzteren haben den nordöſtlichen Theil des Feuerlandes inne und gleichen in Farbe Statur und Kleidung ganz ihren nördlichen Stammverwandten (King and F. II, 137). Magalhaes und ſeine Begleiter, die unter 40° ſ. B. ſehr große und in Rückſicht des Klima's in dem ſie lebten, ungewöhnlich dunkele Menſchen fanden, legten ihnen „wegen ihrer häßlichen Füße" den Namen Patagonen** bei (Gomara 213 f.), welcher dieſen Stämmen geblieben iſt. Falkner (Descripcion 27 ff.) giebt die Tehuelches im Süden des unteren Rio Negro an, dann weiter hinab im ganzen öſtlichen Küſtenlande bis zur Magalhaes-Straße und namentlich im Innern jenſeits der Wüſte die ſich über den größten Theil jenes Küſtenlandes erſtreckt; auch ſollen ſie weit über den Colorado nach Norden wandern. Cardiel (bei de Angelis V, p. 3) bezeichnet um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Colorado und Sauce und das Land zwiſchen beiden als ihren Sitz. Zwanzig Jahre ſpäter fanden ſich viele Tegueldches und Aucaces am Rio Negro in beträchtlicher Entfernung von deſſen Mündung (Coleccion de viages bei de Angelis V, p. 77); da indeſſen der Name Teghuelches „Volk der Vögel" bedeuten ſoll (de Angelis III, Discurso prel. zu Garay p. III not.), ſo ſind darunter vielleicht nicht die Tehuelches, d. i. „Bewohner des Südens" oder Patagonen, ſondern vielmehr ein Stamm der Araucaner oder der Puelche zu verſtehen. Dagegen wird von den Patagonen, die von 44° (S. Elena) bis 52° ſ. B. leben, ausdrücklich bemerkt daß ſie alle zu demſelben Stamme gehören (Viedma c, 65). Sie reichen nach d'Orbigny (II, 57, 60) von 40° ſ. B. bis zur Magalhaes-Straße, nennen ſich ſelbſt im Norden Tehuelche (wodurch ſie ihre Verwandtſchaft zu noch nördlicheren Völkern ſelbſt anzudeuten ſcheinen), im Süden Inaken, bei den Araucanern aber führen ſie den Namen Huilliche. Iſt dieſe letztere Angabe d'Orbigny's richtig, ſo würden wir die Huilliche von denen P. A. Garcia (b, 87) ſpricht, für Patagonen zu halten haben: er erzählt von ihnen daß ſie an der Oſtküſte zwiſchen 37° und 41° ſ. B. hauptſächlich an den Ufern der Flüſſe leben und ſich mit den nördlicheren Stämmen nicht verbünden, ſondern mit dieſen nur in Handelsverbindungen ſtehen. Auch der Umſtand daß ſich unter ihnen Männer von

* Ob Alcedo mit dieſen die Yanacunas verwechſelt hat, die er als ein beſonderes Volk in Chile bezeichnet?

** paton oder patagon, einer der große Füße hat, von pata, die Pfote.

7' und mehr finden ſollen (ebend. 99), iſt dieſer Vermuthung günſtig; nicht ſo der andere, daß ſie den böſen Geiſt auf den ſie Krankheit Tod und alles Unglück zurückführen, Gualicho nennen (ebend. 129), wie die Puelche (d'Orbigny II, 81). Indeſſen ſagt auch Falkner daß die Araucaner die ſüdlich von ihnen lebenden Völker mit Inbegriff der Culilau-, Sehuau- und Yacana-cunny, zwar nicht ſchlechtweg als Huilliche, wohl aber als Buta-Huilliche (große Huillichen) bezeichnen. Ladrillero (bei Gay II, 96) theilt mit (1557) daß vom Lande Ancud, unter 42° ſ. B. an der Weſtküſte, gegen Süden bis zu 47° hinab ein tapferes Indianervolk lebe dem man den Namen Huilli beilege; das Nähere aber das er von ihnen ſagt, erlaubt kaum ſie für Patagonen zu halten.

Obwohl man mit Recht die Patagonen in den Ebenen als ein Volk bezeichnet hat das von den Bewohnern der Gebirgsländer im äußerſten Süden völlig verſchieden ſei (Cordova 116), ſcheint doch ein allmälicher Uebergang von jenen zu den Feuerländern ſtattzufinden. Die letzteren leben zwar im Allgemeinen friedlich neben und zum Theil unter den erſteren an der patagoniſchen Küſte, werden öfters aber auch von den Patagonen zu Sklaven gemacht und als ſolche verkauft (d'Urville b, I, 162); nicht ſelten verkaufen ſie auch ſelbſt ihre Kinder an jene (King and F. II, 171). Daß Miſchung beider Völker häufig iſt, ſteht daher außer Zweifel; weniger ſicher ſcheint es daß der Uebergang derſelben in einander allein auf Miſchung beruht. Die Eingeborenen unmittelbar ſüdlich von Port Famine* gleichen ſehr den Patagonen, nur ſind ſie kleiner (King and F. I, 53), und nördlich von da in Port Peckett ſchienen ſich die Menſchen die den dortigen Patagonen als Feuerländer galten, von jenen nur durch elendes und verkümmertes Ausſehen zu unterſcheiden (d'Urville b, I, 156 und Gourdin ebend. 287; anders urtheilte Roquemaurel ebend. 286). Die Anwohner von Otway und Skyring Water hatten das Anſehen eines Miſchvolks und waren den Yacana-cunny ähnlich (King and F. II, 141).

Schon die Zuſammenſtellung der älteren Reiſeberichte bei de Laet (vgl. beſonders XIII, 9 u. 16) ergiebt daß zwar mehrere, keineswegs

* Die Bewohner dieſer Gegend ſind wahrſcheinlich in neueſter Zeit ganz verſcheucht worden durch die hier von Chile aus angelegte Strafkolonie (Virgin I, 139).

aber alle älteren Seefahrer die Patagonen als ein Rieſengeſchlecht geſchildert haben (vgl. d'Orbigny II, 26ff., der dieſe Zuſammenſtellung vervollſtändigt und weiter fortgeſetzt hat, King and F. I, 96ff., Append. 102ff.). D'Orbigny (II, 15) giebt ſie im Mittel zu 1,73 Meter, den größten den er ſah, zu 1,92 Meter an, und macht darauf aufmerkſam (52 note) daß Falkner, nach welchem die Puelche 6' bis 7' 6" meſſen, dieſe mit ihnen verwechſelt habe; doch dürften gleichwohl die Angaben des letzteren darum noch keineswegs ſo gering zu ſchätzen ſein, wie d'Orbigny gethan hat, deſſen vorhin gegebene Schilderung der Puelches und Patagonen ebenfalls von ſeinen Nachfolgern nicht durchgängig beſtätigt wird. King und Fitzroy (I, 20, 102, II, 134, 144) fanden ſie namentlich im Norden von Port Famine meiſt dunkel kupferbraun, im Mittel 5' 11" groß, von kurzem Nacken und ſehr breiten Schultern, verhältnißmäßig ſehr kurzen Extremitäten, beſonders kurzen Unterarmen, breitem und langem Rumpf, mehr fett als muskulös; der Schädel iſt lang und oben platt, die Stirn breit und hoch, doch nur einen Zoll weit über den Augenbrauen frei von Haaren, die Augen ſind eng und oft ſchief geſchlitzt und haben nur ſehr dünne Brauen, die Naſe kurz, oft platt und aufgeworfen, doch kommen auch Adlernaſen bisweilen vor, meiſt iſt ſie oben ſchmal, unten dick und fleiſchig, die Lippen dick und vorſtehend, das Kinn breit und ziemlich ſtark. Die Beſchreibung d'Urville's (b, I, 146) und Dubouzet's (ebend. 262), welche ziemlich derſelben Localität, Port Peckett, gilt, ſtimmt im Weſentlichen hiermit überein, giebt 1,732 Meter als ihr Mittelmaaß an, bezeichnet die Haut als weich und olivenbraun, den Kopf als ſehr groß, das Geſicht als rund und ziemlich platt, und hebt hervor daß die Stirn niedrig und zurücklaufend, die Backenknochen vorſtehend, die Naſe und das Kinn klein ſeien. In Gregory Bay ſchildert ſie de Bovis (Bullet. soc. géogr. 1844, II, 139ff.) 5' 6" bis 6' groß, von fleiſchig gerundeten, weiblichen Formen, gewöhnlich niedriger und geneigter, bisweilen auch hoher gerader platter Stirn, ſehr ſtark vorſtehenden Backenknochen, ſcharfer und gebogener, ſelten platter Naſe, ſtarken Lippen und bogenförmig gekrümmtem Munde mit herabhängenden Winkeln. Die Weiber ſind bisweilen von ziemlich heller Farbe (Viedmac, 68).

Wir haben ſchon bemerkt daß die Feuerländer keineswegs das ganze Land inne haben das ihren Namen trägt; vielmehr ſcheinen ſich

die Patagonen (Yacana-cunny) an der ganzen Oſtküſte desſelben herabzuziehen: übereinſtimmend mit Frezier (1711, p. 44) berichten Wilkes (I, 114), Darwin (I, 222), King and Fitzroy (II, 120) daß an der Südoſtſpitze desſelben und namentlich in Good Succes Bay Menſchen wohnen die den Patagonen gleichen, und von letzteren wird ausdrücklich bemerkt (II, 131), daß die Feuerländer in topographiſchem Sinne verſtanden, auch die Yacana-cunny und die ſpäter zu nennenden Key-yus und Poy-yus mit umfaſſen würden. Als das Gebiet der Feuerländer im engeren, ethnographiſchen Sinne bezeichnet d'Orbigny (I, 409) das Land welches von der Eliſabeth-Inſel und von Port Famine nach Oſten liegt, und fügt hinzu daß ſie von den Patagonen durch das Gebirge getrennt ſeien welches die Halbinſel Brunswick vom Feſtlande ſcheide. Letzteres freilich iſt nicht ganz richtig, da dieſe Halbinſel, wie wir geſehen haben, zum Theil den Patagonen gehört. Die nördlichſten Punkte wo man wahre Feuerländer angetroffen hat, ſcheinen die Eliſabeth-Inſeln (Narborough in der Ausgabe von Coreal Voy. III, 105) und Cap Providence auf der Nordſeite des Weſtendes der Magalhaes-Straße zu ſein (Cordova 57), wodurch zugleich ihre größte Ausdehnung von Oſten nach Weſten bezeichnet iſt. Im Süden reichen ſie bis auf Hermite Island bei Cap Horn (Ross II, 306). Der bedeutendſte oder wenigſtens bekannteſte ihrer Stämme ſind die Alikoolip; indeſſen reden nicht alle dieſelbe Sprache: die Yapoos im äußerſten Süden, welche zu den Tekeenica im ſüdöſtlichſten Feuerlande am Beagle Canal gehören, können ſich den weſtlich lebenden Stämmen der Alikoolip nicht verſtändlich machen (King and F. I, 427, II, 205). Der ſüdlichſte Theil des Feſtlandes iſt von Menſchen bewohnt die kräftiger thätiger und lebendiger ſind als die Feuerländer, übrigens aber ihnen ähnlich (ebend. I, 226). Die Eingeborenen am weſtlichen Eingang der Magalhaes-Straße gleichen im Aeußeren durchaus den übrigen Bewohnern der Inſeln, und dasſelbe gilt auch von denen auf der Nordſeite des weſtlichen Theiles dieſer Straße (ebend. I, 75, 262).

Die Tekeenica meſſen nur 4' 10" bis 5' 6" und ſind von üblem Ausſehen, die Alikoolip ſind kräftiger (ebend. II, 137 ff.). Ihre mittlere Größe beträgt nach d'Orbigny (I, 410) 1,663 Meter, nach Merials (N. Ann. des voy. 1847, I, 389) 4' 7". Wie bei den Patagonen iſt der Hals kurz, Bruſt und Leib auffallend groß, ebenſo der

Kopf, die Extremitäten dagegen ungewöhnlich klein, die Füße breit und kurz. Die Farbe ist kupferbraun (hell kupferfarbig, Wilkes), doch wird behauptet daß sich kein Pigment im rete mucosum abgelagert finde, sondern daß nächst dem Schmutze das Durchscheinen der Blutgefäße durch eine sehr dicke Oberhaut jene Färbung allein hervorbringe. Der Schädel ist niedrig aber groß, und das Hinterhaupt voll, doch oben schmal. Der Gesichtswinkel beträgt 74—76°. Das Gesicht ist rund und breit gebildet ähnlich wie bei den Eskimo, die Stirn sehr klein, niedrig und nach unten vorstehend; die kleinen tiefliegenden Augen sind von ovaler Form, schief geschlitzt, nach den Schläfen hin ausgezogen und zeigen eine gelbliche Sclerotica. (Das obere Augenlid hängt am inneren Augenwinkel über das untere herab — Wilkes.) Die breite Nase hat weit geöffnete Löcher, doch kommen auch gestreckte und gebogene Nasen vor wie bei den Neu Zealändern; auch hohe Stirn und selbst krauses Haar finden sich ausnahmsweise. Die Lippen sind dick, das Kinn zurückstehend, doch von ziemlich verschiedenartiger Bildung. (King and Fitzroy II, 175 f., I, 216, Append. 142 f., wo die Körpermaaße im Einzelnen angegeben sind.) Eine wichtige Abnormität würde der Mangel der Spitzzähne sein der ihnen zugeschrieben wird, wenn nicht der Zusatz, daß die Schneidezähne oft abgebissen und platt seien, gegen die Richtigkeit dieser Angabe Verdacht erweckte. Ihre Körperkraft ist meist sehr bedeutend; angegriffen, kämpfen sie gleich wilden Thieren bis zum Tode (I, 415). Die Eingeborenen des Westendes der Magalhaes-Straße sind 5′ 5″ groß, haben etwas Bart und dünne Augenbrauen, die sie jedoch beide ausreißen, vorstehende Nase und dicke Unterlippe (I, 75). Die der Elisabeth-Insel werden von Narborough (a. a. O.) ähnlich beschrieben, jedoch Kopf und Ohren als klein und das schwarze Haar als sanft und zart bei ihnen bezeichnet, welches Letztere Webster (I, 180) als allgemeine Eigenthümlichkeit der Feuerländer hervorhebt. Forster (XXII, 114 f.) und Wilkes (I, 121 f.) haben die Feuerländer vorzüglich abschreckend geschildert: von breitem starkem Oberkörper mit unverhältnißmäßig langen Armen, aber mageren krummen und zu kurzen Beinen, stets offen stehendem Munde bei fließender Nase und zu starkem Kinne.

In Chile giebt Molina (a, 14, 18) von 24° s. B. nach Süden funfzehn Völker an und bemerkt im Allgemeinen daß die Eingeborenen dieses Landes alle dieselbe Sprache geredet, d. h. alle zum Stamme der

Araucaner gehört hätten. Sie hielten sich theils für Aboriginer theils für eingewandert von Norden oder Westen (?) her und bezeichneten „die Brüder Epatun", die sie als Götter in der Noth anriefen, als ihre Stammväter (ebend. 7 f.). Nach Garcilasso, erzählt er weiter, wurden die vier nördlichsten jener Völker mehr durch List als durch Gewalt um 1450 unter Inca Yupanqui von den Peruanern unterworfen und ihnen tributpflichtig, doch sei der Rapel, an dessen einem Zuflusse sich noch Spuren einer peruanischen Festung fänden, die Grenze des peruanischen Reiches geblieben, nicht der Maule, wie Garcillasso angebe, da die Peruaner zwischen diesen beiden Flüssen von den Araucanern vollständig geschlagen worden seien. In Rücksicht des letzteren Punktes bestätigt Ovalle (86) daß die Inca-Peruaner nur den nördlichsten Theil von Chile eroberten und ihre Sprache nicht weiter südlich als über Copiapo, Guasco und Coquimbo verbreiteten. Im letzteren Gebiete fanden noch die 1593 dort angekommenen Jesuiten die Sprache von Cuzco vor und predigten in ihr (Gay I, 247). Coquimbo und das Land nördlich vom Rapel war demnach eine bleibende und feste Eroberung der Incas, diese scheinen aber auch, wenn nicht auf die Dauer, doch zeitweise ihre Macht noch weiter nach Süden erstreckt zu haben, da ein Document vom Jahre 1552 (ebend. 147) besagt, daß die Indianer der Provinz Mapocho, wo Valdivia das später wieder zerstörte Santiago gründete, den Incas ebenfalls unterworfen waren, und Olaverria (ebend. II, 24) 1594 berichtet, daß die Incas wenige Jahre vor der Ankunft der Spanier in Peru bis an den Biobio vorgedrungen, dann aber am Maule in einer blutigen Schlacht geschlagen worden seien. Wahrscheinlich waren die Völker im Süden des Rapel Stammverwandte der Araucaner; ob es auch die nördlicheren waren, läßt sich wegen des angeführten Sprachentausches, den die Incas erzwangen, nicht mehr entscheiden. Valdivia, der nach Almagro (1535) zu wiederholten Malen in das Land weit nach Süden eindrang (1540, 1546, 1550 ff.), viele Städte gründete, endlich aber erlag (1553), sagt mit Uebertreibung von ihm daß es dichter bevölkert gewesen sei als Neu-Spanien (Gay I, 126), die Blattern (1561 und 1639, ebend. 225 und II, 410; 1554 zuerst, Molina a, 142) und Kriege haben aber einen großen Theil der Einwohner rasch hingerafft.

Falkner giebt „Moluche, Krieger" (Mapoche?) als den einhei-

miſchen, „Araucaner“ als den ſpaniſchen Namen dieſer Völker an, obwohl auch letzterer ſchwerlich von ausländiſchem Urſprunge iſt und vielleicht mit der Benennung „Aucaes, Haucaes, Aucaces“ zuſammenhängt, die ihnen ebenfalls beigelegt wird. Dieſe bedeutet im Quichua „Rebellen, Wilde“ (Vater, Mithrid. III, 2, 397) und wurde zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier, die von den Eingeborenen Ingas genannt zu werden pflegten, den feindlichen und aufſtändiſchen Stämmen von freundlich geſinnten Häuptlingen als Schimpfwort gegeben (Gay I, 127, 295, II, 91 f.), ganz ſo wie dieß ſchon den wirklichen Incas gegenüber in früherer Zeit geſchehen ſein mochte. Indeſſen ſcheint dieſer Name ſpäter den ehrenvolleren Sinn der Freiheit und Unabhängigkeit vom ſpaniſchen Joche erhalten zu haben und beliebt geworden zu ſein (Molina a, 50). Die Eintheilung der Moluche nach Falkner, welche noch jetzt, obwohl nur dem Namen nach exiſtirt (Bardel bei d'Urville b, III, 273), iſt folgende: die Picunche, d. h. „die Nördlichen“, leben in den Bergen von Coquimbo und von dort bis über Santiago nach Süden hinab; ihr öſtlicher Zweig der ſich gegen Mendoza hin erſtreckt, heißt auch Puelche. Unterhalb Santiago bis nach Valdivia hin folgen die Pehuenche, d. i. „Fichtenmänner“, da ſie von den Früchten der Pinien leben die ihr Land im Ueberfluſſe hervorbringt. Endlich die Huilliche, „die Südlichen“ (ſo werden auch ſchon die Pehuenche von den Picunche genannt), welche wieder in eigentliche Huilliche und Buta Huilliche unterſchieden werden, von denen aber die erſteren, von Valdivia bis zum See Nahuelhuapi und über Chiloe verbreitet, allein zum Sprachſtamme der Araucaner gehören, während die anderen, aus den Chonos Poy-yus und Kay-yus beſtehend und bis zur Magalhaes-Straße reichend, eine Miſchung jener Sprache und des Tehuelhet (Patagoniſch) reden. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß die Puelche und Huilliche von denen hier als araucaniſchen Stämmen die Rede iſt, mit den gleichnamigen Völkern im Oſten die wir früher erwähnten, nichts gemein haben außer den Namen. Die Verwirrung welche hierin herrſcht, ſchreibt ſich aus alter Zeit her. Schon Olaverria (bei Gay II, 15) nennt 1594 ein Volk der Puelche im Gebirge in der Breite von Concepcion, und Pater Laguna erwähnt Chiloe gegenüber unter 42° ſ. B. 1703 Puelche bei denen er einen Bekehrungsverſuch machte (Lettres édif. II, 88). Da-

gegen ſcheint man unter den Puelche welche ein anonymer Bericht von 1729 bei Gay (I, 500) als ein Volk von ganz verſchiedener Sprache angiebt, keine Araucaner verſtehen zu können, während allerdings die ebendort (p. 488) zwiſchen dem Biobio und Tolten und noch weiter ſüdlich angeführten Huilliche in ihren Sitten ganz übereinſtimmend mit den letzteren geſchildert werden. Wenn aber Olaverria dem tapferen Volke zwiſchen dem Maule und Imperial (Cauten) eine andere Sprache zuſchreibt als den nördlicheren Stämmen (ebend. II, 19 ff.), ſo iſt dabei wohl nur an eine dialektiſche Verſchiedenheit zu denken. Die Indianer der Provinz Cuio im Oſten der Cordilleren*, welche dunkler, größer, ſtärker behaart als die Araucaner und den Pampas-Indianern in jeder Hinſicht ähnlich waren, hatten eine weſentlich verſchiedene Sprache (Ovalle 102 ff.).

Als die von den Spaniern eingeführten und ſpäter verwilderten Pferde und Rinder** in den Pampas zu großen Herden angewachſen waren, erzählt Azara, begannen die araucaniſchen Völker ſich nach Oſten zu verbreiten, um ſich jenen Reichthum des Landes zu Nutze zu machen. Dadurch hat ſich die Vertheilung der Völker in neuerer Zeit allmälich geändert. Die Ranqueles oder Indianer von Mamilmapu und die Aucaces, beide von den Araucanern ſtammend (P. A. Garcia b, 155) ſind neuerdings die Hauptvölker der Pampas. Die erſteren, deren Name „Volk des Rohres“ bedeutet (de Angelis III, Discurso prel. zu Garay p. III not.), ſind durch den Chadi von den Peguenche getrennt (de la Cruz, Viage XXIII), welche in drei Abtheilungen geſchieden neuerdings zwiſchen 34° und 37° ſ. B. leben: die nördlichſte derſelben ſind die Malalquinos, öſtlich vom Maule, die ſüdlichſten die von Antuco (de la Cruz, Descripcion 36). Die Grenze der Peguenche gegen die über den Rio-Negro nach Norden hinüberreichenden Guilliche läuft fünf Tagereiſen ſüdlich von Tril (de la Cruz, Viage XIII). Die Inſel Choelechel im Rio Negro iſt der gemeinſame Handelsplatz dieſer Stämme und der Patagonen (Viedma c, 71). D'Orbigny (I, 392) will als die zwei Hauptſtämme dieſer Völkerfamilie die Araucaner und Aucas unterſcheiden: die erſteren

* Cuyo liegt ſüdlich von Rioja, es iſt das jetzige S. Juan und Mendoza (Alcedo).

** Die erſten Pferde waren 1535 mit Mendoza, das erſte Hornvieh von Paraguay her mit Garay, dem Gründer von Buenos Ayres, 1580 gekommen (Parish 366).

sollen auch die Chonos mit umfassen, die anderen aus den Ranqueles und den Chilenos an den Quellen des Rio Negro (?) bestehen; diese Unterscheidung ist aber unklar und willkürlich. Wenn es richtig ist daß die Pampas-Indianer von Cordova und Mendoza bis zum Rio Negro im Süden jetzt dieselbe Sprache reden (Parish 111), so kann diese nur die araucanische sein.

Außer den reichen Viehherden der Pampas mögen auch die blutigen Kriege mit den Spaniern dazu beigetragen haben, daß ein großer Theil der Araucaner sich in's Gebirge wendete und dann weiter nach Osten den Ebenen zuzog. Durch diese Kriege verloren sie den nördlichen Theil von Chile ganz, mit Ausnahme des Gebirgslandes das im Besitze der Picunche und Pehuenche* blieb, und wurden auf das Gebiet im Süden des Biobio beschränkt. In neuerer Zeit sind sie noch weiter zurückgedrängt worden (Ginoux im Bullet. soc. géogr. 1852, I, 70). Nur an dem oberen Laufe des genannten Flusses besitzen sie noch einige Plätze, die Küste haben sie bis Tucapel hinab verloren: der Fluß Leubú ist ihre wahre Grenze. Von da bis zum Tolten leben unabhängige Indianer; die südlicher wohnenden haben unter dem Einfluß von Missionären gestanden, sind ihren Stammverwandten feindlich, den Weißen geneigter, lenksamer und demüthiger, aber auch ärmer (Domeyko 15, 24, 31 ff.). Im Norden von Chile sind sie durch Mischung ganz zu Spaniern geworden, im Süden, wo sie reiner geblieben sind, haben sie seit der Ankunft der Europäer Rückschritte gemacht und sich mit Vernachlässigung des Landbaues zum Theil wieder dem Nomadenleben zugewendet (Philippi in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. VII, 308). Viele Mestizen, die Kinder gefangener Spanierinnen, und spanische Ueberläufer lebten schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter ihnen (Bericht von 1634 bei Gay II, 368). Eine zahlreiche Mischlingsbevölkerung ist schon seit den bedeutenden Siegen entstanden welche die Araucaner um 1600 über die Spanier davon trugen (Ovalle 230, Molina a, 226). Unter den Picuntos, einem Araucanerstamme für welchen die Mission Mariquina 9 leguas nördlich von Valdivia gestiftet wurde, gab es schon damals viele In-

* Die rohen Ciquillani im Nordosten der Pehuenche, welche Molina (a, 199) als nicht zu den Araucanern gehörig bezeichnet, reden nach Vidaure gleichwohl die Sprache der letzteren in einem verdorbenen Dialekte (Vater, Mithrid. III, 2, 399).

viduen mit weißer Haut, rothem Haar und rothem Barte, die auf die Abkunft von Spaniern und Holländern hinwieſen, welche letzteren nach der Zerſtörung von Valdivia ſich dort niedergelaſſen hatten; und in der Miſſion Francisco Solano am Tolten lebten größtentheils Meſtizen, Nachkommen der Spanier welche in die Gefangenſchaft der Araucaner gerathen waren, als Valdivia durch dieſe zerſtört wurde (ebend. I, 348 ff., 359). Daher unterliegt es wohl nur geringem Zweifel, daß trotz Prichard's Widerſpruch die bärtigen Indianer und die europäiſch weißen Boroanes am Cauten, welche von Molina (313 f.) erwähnt und von King und Fitzroy (II, 402, 465) zum Theil als blauäugig und rothhaarig beſchrieben werden, keine reinen Araucaner, ſondern Meſtizen ſind*. Auch die Bewohner des Archipels von Chiloe, die ſich nur durch friedlicheres und freundlicheres Weſen von den Araucanern unterſcheiden, und von Mendoza (1558) ganz dem ſüdlichen Araucanervolke der Cunchi ähnlich gefunden wurden (Molina a, 169, 188), ſind ebenfalls jetzt ſehr gemiſcht, von reinerem Blute nur im Süden ihres Landes und auch dort nur in geringer Anzahl (v. Tſchudi I, 11). Ihre eigene Sprache haben ſie faſt ganz vergeſſen: ſie iſt der ſpaniſchen gewichen (King and F. I, 278). Ihr eigentlicher Name iſt Huyhuenche. In der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden von den Spaniern Huilliche aus Chile nach Chiloe als Arbeiter eingeführt, die urſprünglichen Bewohner aber wanderten theils aus, theils ſtarben ſie hin (ebend. II, 379, 384).

Die Chonos — ſo werden in Peru die einheimiſchen Hunde genannt (Cieza 418), in Guayaquil Indianer welche Waaren auf Flößen verführen (Herrera V, 10, 8) — wohnen an den Ufern des Guateca-Golfes (Bericht v. 1729 bei Gay I, 503), und ſollen von der gegenüberliegenden Küſte des Feſtlandes, die ſie früher inne hatten, auf die Inſeln im Süden von Chiloe gelangt ſein (Vater a. a. O. 401 nach J. Garcia), wo ſie Ovalle (330) angiebt. Sie ſind bleich wie die Spanier, von kränklichem Ausſehen (Gay a. a. O.) und gleichen im Aeußeren den Alikoolip, deren Stärke und Muth ihnen jedoch fehlt (King and F. II, 142). Die Eingeborenen des Golfs von Trinidad, heller, reinlicher, beſſer proportionirt und mit ſolideren Kähnen verſehen als die Feuerländer (ebend. 197), ſind King und Fitz-

* Die Erwähnung derſelben im 1. Bande p. 245 iſt demgemäß zu ſtreichen.

roy (II, 189) geneigt, nebst den sämmtlichen Völkern die vom Westende der Magalhaes-Straße bis nach C. Tres Montes reichen, zum Stamme der Chonos zu rechnen. Ein äußerst armseliges und elendes Fischervolk, das er nicht von den Bewohnern der Magalhaes-Straße zu unterscheiden scheint, giebt allerdings schon Ladrillero 1557 (bei Gay II, 97) von 47° bis 52½° s. B. an, wogegen der Bericht von 1729 (ebend. I, 504) auf den südlicheren Inseln in der Gegend des westlichen Einganges der Magalhaes-Straße von dem riesenhaften kriegerischen Volke der Caucahues erzählt, die wenn sie nicht in's Reich der Fabel gehören, wohl Patagonen sind, welche Ladrillero unter dem Namen der Huilli freilich nur bis zu 47° s. B. sich erstrecken läßt.

Im Süden der Chonos nennt Falkner die Poy-yus oder Peyes zwischen 48° und 52°, und die Key-yus oder Keyes von 52° bis zur Magalhaes-Straße. Die ersteren, Poyas, fand P. Laguna 1703 indessen Chiloe gegenüber auf dem Festlande unter 42° s. B. (Lettres édif. II, 88), und der Bericht von 1729 bei Gay (I, 501) bemerkt hiermit übereinstimmend daß die in Sprache und Gesichtsbildung von den anderen Völkern verschiedenen Pouyas und Guilipoyas (Huilipoyas = südliche Poyas) — so heißen die tiefer im Inneren lebenden — von dem See Nahuelhapi weit nach Süden bis zu den Caucahues, im Osten aber bis zum atlantischen Oceane reichten. Sie werden als ziemlich kleine, gelehrige, aber furchtsame Menschen bezeichnet. Molina (318) scheint das hier von den Poyas und Caucahues Gesagte benutzt, aber die Statur beider verwechselt zu haben.

Die Araucaner sind breitschulterige plump gebaute Menschen von etwas langem Stamme mit kleinen Händen und Füßen. Ihre mittlere Größe beträgt 1,641 Meter; im Gebirge sind sie kleiner, in den Ebenen größer — Molina (314) macht die umgekehrte Angabe und legt den Bergbewohnern eine Größe von 5' 7" bei. Die Farbe der Haut ist olivenbraun, etwas heller als bei den meisten anderen Indianervölkern, das fast runde Gesicht von weichlichen und kalten Zügen. Die Kopfform, obwohl auch in Süd Amerika individuell oft sehr verschieden, ist am häufigsten länglich und auf den Seiten etwas zusammengedrückt, die wenig gewölbte, niedrige Stirn weicht etwas zurück, die Nase ist sehr kurz und platt, die Augen horizontal gestellt, die Backenknochen vorstehend, die Lippen klein (d'Orbigny I, 120, 385, 395 ff.). Domeyko (37 f.), der ihnen ovales Gesicht mit gebogenen

ſchmalen Augenbrauen, ziemlich hervortretende, nicht breite, aber bisweilen gebogene Naſe und etwas vorſtehende Unterlippe zuſchreibt, fand ihre Geſichtsbildung ſehr verſchieden, beſonders bei den Häuptlingen (wohl in Folge von Miſchung) oft ganz europäiſche Züge, weiße Farbe und größere Stirn, auch fiel ihm auf daß im Norden, wo die einheimiſche Sprache und Tradition geſchwunden ſind, die Phyſiognomie weit mehr den Typus des Indianers und die kupfrige Farbe zeigte. Den breiten und hohen, aber oben wenig gewölbten Fuß wie den ſchmalen, hinten emporſteigenden und faſt in gerader Linie zum Nacken verlaufenden Schädel haben die Araucaner mit den niederen Klaſſen der ſpaniſchen Bevölkerung von Chile gemein (Smith 245); den Bart reißen ſie aus und von den Augenbrauen laſſen ſie nur einen ſchmalen Streifen ſtehen (ebend. 265). Die Pehuenche, welche Parish (112) höher und kräftiger gebaut fand als die übrigen Indianer der Pampas, ſind nach Pöppig (I, 466) 5′ 9—10″ groß, von kurzem Hals und gedrungenem Baue bei relativ kurzen Armen Händen und Füßen und weicher ſammetartiger Haut; die Stirn iſt gerade, doch nicht hoch, die Augen braunſchwarz, die ziemlich kleine Naſe öfter gerade als gebogen und mit weiten Löchern verſehen, das Kinn breit und niedrig, die Zähne klein und von platter Schneide, obwohl ſie nicht abgefeilt werden. Aehnlich ſchildert ſie de la Cruz (Descripcion 29 ff.): er fand ſie von den Huilliches und anderen verwandten Stämmen nur durch die dunklere röthliche Haut unterſchieden, die jedoch in der Jugend heller ſei, und hebt die Rundung ihres meiſt plattnaſigen Geſichts und das ſchwarze Haar hervor, deſſen Spitzen in's Röthliche fallen. Die Aucaces und Pampas-Indianer (die eigentlichen Puelche) werden häufig zuſammen genannt und mit einander verwechſelt: ſo von Hernandez (Coleccion de viages bei de Angelis V, p. 57), unter deſſen Angaben nur bemerkenswerth iſt daß er das Hinterhaupt derſelben als platt bezeichnet. Auch von Azara ſcheint dieß geſchehen zu ſein (d'Orbigny II, 76, 80).

In Rückſicht ihrer Lebensweiſe und ihrer Sitten iſt dieſe Verwechſelung kaum zu tadeln, da die Puelche mit den Pampasvölkern von araucaniſchem Stamme in dieſer Hinſicht übereinſtimmen. Alle ſind Reiter-Nomaden, ganz auf dem Pferde zu Hauſe und leben von den großen Herden der Pampas, doch hat jeder Stamm ſein beſonderes Gebiet, und es führt zu Streitigkeiten wenn ein Fremder ſein Zelt an

einem Platze aufſchlägt der ihm nicht zukommt (P. A. Garcia b, 112), obgleich die Häuptlinge machtlos ſind und es dem Einzelnen freiſteht den ſeinigen zu verlaſſen und ſich einem anderen anzuſchließen (Hernandez a. a. O. 60). Die Laguna de Salinas, deren Umgegend von Indianern mit vorzüglich reichen Rinder- Pferde- und Schafherden bewohnt iſt, hat indeſſen keinen beſonderen Herren, ſondern ihre Benutzung iſt allen umwohnenden Stämmen gemein (P. A. Garcia a, 38, 59, 40). Sonſt leben die einzelnen Völker vielfach im Kriege mit einander, beſonders ſind die Ranqueles den Pampas-Indianern feindlich und ihnen überlegen, obwohl zum Zwecke von Räubereien oft auch mit ihnen verbunden (derſ. b, 86). Jene werden als falſch und verrätheriſch, feig und grauſam, doch die Männer als fleißig und thätig, vorzüglich in der Weberei, geſchildert im Vergleich mit den Puelche. Die dunkleren Huilliche (Puelche?) zwiſchen 37° und 41° ſ. B. zeigen mehr Ehrgefühl, weniger Habſucht und Mißtrauen, ſind den geſchloſſenen Verträgen treuer und fleißiger als jene (ebend. 154 f.). Sie ſind in ein feſtes dickes Lederwams gekleidet, das kein Säbel und ſelbſt keine Flintenkugel auf 200' Entfernung durchdringt, und tragen platte runde Ledermützen; manche von ihnen haben ſelbſt eiſerne Rüſtungen; erbeutete Flinten und Piſtolen können ſie nur zum Staate tragen; viele führen Säbel, die meiſten eine Lanze als Hauptwaffe (18' lang nach Head 114), alle ein großes Meſſer und außerdem ſtets die oft beſchriebenen bolas (ebend. 79 f., Hernandez 58). Die Zelte beſtehen aus Pferdehäuten die über ein Stangengerüſte geſpannt ſind. Ihre Pferde ſind mit Blech geſchmückt, manche mit Glöckchen behangen, Steigbügel und Sporen ſind von Silber (P. A. Garcia b, 72, 80). Gold verachten ſie als Unglück bringend und nennen es das ſchlechteſte Metall (ebend. 146). Alle ſind dem Trunke ſehr ergeben, in deſſen Gefolge oft Streit und Mord entſteht. Im Würfelſpiele, bei welchem eine Art Ringe als Geld gilt, verſpielen ſie oft ihre Herden und ihre ganze Habe (ebend. 75), ſind überhaupt leidenſchaftlich und ſchmutzig. Wenn Holz mangelt, verzehren ſie oft das Fleiſch ihrer Thiere roh und trinken deren Blut.

Die Verſammlung des Volkes, in der es ordnungslos und oft turbulent zugeht, entſcheidet ſowohl über Krieg und Frieden als auch über Angelegenheiten der Religion; in der inneren Verwaltung verfügt der Häuptling deſpotiſch, nicht aber im Kriege, ſeine Autorität

wird nur in Friedenszeiten geachtet und er erhält seine Würde durch Wahl. Von den Anden bis zum Salado im Osten gab es um 1816 nur zwei Ulmenes oder oberste Häuptlinge (P. A. Garcia b, 84, 94, 100, derſ. Nuevo plan de fronteras p. 11 bei de Angelis VI). Von weißen Renegaten haben ſie gelernt in regelmäßiger Schlachtordnung aufzumarſchiren, wozu mit Hörnern von Holz und Rohr das Zeichen gegeben wird, und führen militairiſche Manöver gut aus. Auch telegraphiſche Signale durch Rauchſäulen zu geben iſt gewöhnlich (ebend. 80, 66). In früherer Zeit hatten ſie große Furcht vor dem Feuergewehr, ſpäter iſt dieſe und der Glaube an die Ueberlegenheit der Weißen im Felde bei ihnen geſchwunden (Parish 137), und wenn ſie auch keinen Angriff auf ein verſchanztes Lager wagen, wird man ſie doch ſchwerlich mit Miers (I, 198, vgl. dagegen Head 118) der äußerſten Feigheit beſchuldigen dürfen; die Soldaten von B. Ayres haben ihnen erſt neuerdings mit dem Säbel ſiegreich Stand gehalten. Bei leidenſchaftlicher Erregung zeigen ſie eine wüthende Tapferkeit die ſelbſt vor Kanonen nicht zurückſchreckt (P. A. Garcia b, 7). Mit ihren Gefangenen treiben ſie oft einen vollſtändigen Handel; Weiße und beſonders Weiber geben ſie aber nur gegen hohes Löſegeld heraus (ebend. 109, 105). Auch ihre einheimiſchen Weiber verkaufen ſie oft an Andere, wenn ſie ihrer überdrüſſig ſind (Hernandez a. a. O. 60). Dem Häuptlinge folgt außer ſeiner Habe auch ein Weib in's Grab (Garcia b, 147). Mac Cann (I, 111) erzählt daß ſie dem Todten das Geſicht nach Oſten richten, und dieſelbe Stellung einnehmen wenn ſie ſich zum Schlafe niederlegen, weil ſie die Sonne verehren, auch ſpricht er von religiöſen Tänzen zu gewiſſen Zeiten und von dem Opfer des mit Fleiſch oder Yerba (Paraguay-Thee) ausgeſtopften Herzens eines Thieres, das ſie in einen Fluß würfen. Von Anderen wird nichts dieſer Art berichtet, außer daß Charlevoix (II, 302) den Aucaes vermuthungsweiſe Sonnenverehrung zuſchreibt, da ſie Libationen von dem Blute erlegter Thiere als Opfer für die Sonne darbringen. Das höhere Weſen auf welches die Pampas-Indianer alles Uebel, zuweilen aber auch Gutes zurückführen, nennen ſie Gualichu oder Arraken (d'Orbigny II, 81). Wo ſie es nahe glauben, bemühen ſie ſich es durch kriegeriſchen Lärm aller Art zu verſcheuchen; hat ſich aber Unglück begeben, ſo iſt es die Aufgabe des Machi oder Wahrſagers, der zugleich Zauberarzt iſt und durch Ausſaugen der

ſchmerzenden Stelle die Kranken heilt (Hernandez 59), ſich mit der Geiſterwelt in Verkehr zu ſetzen und den Uebelthäter zu ermitteln der den Gualicho herbeigerufen hat, damit er erſchlagen und mit ſeiner Familie und all ſeinem Eigenthume verbrannt werde (P. A. Garcia 129, 146). Von den Todten werden nur die Gebeine der Erde, die Weichtheile dem Feuer übergeben (Miers I, 256). Ihre Ahnen glauben ſie unter die Sterne an den Himmel verſetzt (Head 121).

Die großartigen Räubereien und gefährlichen Ueberfälle der Pampas-Indianer gegen Buenos Ayres ſind ſo häufig beſprochen worden (Azara II, 38 u. A.), daß es genügt derſelben nur im Vorübergehen zu gedenken. Garcia (Nuevo plan a. a. O. p. 5) ſchätzte 1816 den jährlichen Verluſt der auf dieſe Weiſe entſtand, auf 40000 Stück Rindvieh das ſie meiſt forttrieben und an die Araucaner nach Chile verkauften. Man darf jedoch bei den häufigen Klagen über dieſe Dinge nicht vergeſſen welche Behandlung den Indianern von Seiten der Koloniſten zu Theil geworden iſt. Das Verhältniß zwiſchen beiden war ſeit alter Zeit von feindſeliger Art. Im Jahre 1535 ſollen in der Gegend von Buenos Ayres Indianerdörfer von 2 und 3000 Einwohnern geſtanden haben. Gleich vielen andern ſind ſie in kurzer Zeit ſpurlos verſchwunden, ganze Stämme ſcheinen durch die Spanier dort vertilgt worden zu ſein, und die Ueberlebenden ſind in gänzliche Barbarei verſunken (Darwin I, 119 f.). Die Jeſuiten bemühten ſich dieſen Zuſtand zu beſſern. Sie ſtifteten 1740 die Miſſion Concepcion am Salado und bewogen die Puelche, gegen welche die Spanier bis dahin mit äußerſter Härte und Grauſamkeit verfahren waren, zum Frieden. Nach ihrer Vertreibung wurden die Pampas-Indianer für Buenos Ayres auf's Neue vielfach gefährlich, doch gelang es ſpäterhin durch angeknüpfte Handelsverbindungen einen freilich immer unſicheren und mit beſtändigem Mißtrauen beobachteten Frieden zu erhalten (Funes II, 397, III, 349): ſie tauſchen, erzählt P. A. Garcia (b, 10, 17, 49), ihre Felle und Federn gegen Tabak Mate (Paraguay-Thee) und geiſtige Getränke um und ſind dadurch fügſamer geworden, aber freilich kommt es bisweilen vor daß ſie von Soldaten, die beſonders an den Grenzen gänzlich demoraliſirt ſind, ihrer geringen Handelsartikel frech beraubt und dadurch auf's Höchſte erbittert werden. Kurz nach dem Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges oder vielmehr der Revolution von Buenos Ayres (1810) wurden ſie für fähig erklärt

einen Sitz im Congresse einzunehmen (Robertson I, 124), die wirkliche Frucht aber die sie von dieser Revolution hatten, bestand nur darin, daß Vagabunden Verbrecher und schlechtes Gesindel aller Art, durch das sie in allem Bösen unterwiesen wurden, in Menge zu ihnen flüchteten (P. A. Garcia a, 12, b, 17). Im Jahre 1832 und 33 unternahm General Rosas einen glücklichen Kriegszug gegen sie, der bis zum Colorado und Negro ausgedehnt, 1500 christliche Weiber und Kinder aus der Gefangenschaft und Sklaverei bei den Indianern befreite (Parish 160); diese mußten um Frieden bitten und gegen Lieferung von Fleisch und einen geringen Sold in Waaren versprechen ohne Erlaubniß niemals die ihnen gezogene Grenze zu überschreiten, und den Spaniern im Kriege Beistand zu leisten (Mac Cann I, 104). Die Einführung der Blatternimpfung bei ihnen geschah ebenfalls auf Rosas' Veranlassung (Parish 55), dem jedoch vorgeworfen wird daß er als Dictator die Indianer absichtlich in Unwissenheit erhalten, förmliche Jagden auf sie veranstaltet und alle Gefangenen ohne Unterschied habe erschießen lassen die diesseits der Grenze betroffen wurden (Gardiner 24, 44). In diesem Vernichtungskampfe, in welchem auch ihre Weiber von den Weißen mit kaltem Blute niedergemacht werden, beweisen sie, obwohl in Masse keinen Widerstand leistend, nicht selten die äußerste Tapferkeit und Standhaftigkeit. Drei gefangene Indianer, erzählt Darwin (I, 119), denen man wichtige Kriegsnachrichten abpressen wollte, wurden in eine Reihe gestellt. Die beiden ersten wurden befragt und auf die Antwort: no sé (ich weiß nicht), sogleich erschossen; der dritte rief: „No sé! Feuert, ich bin ein Mann und kann sterben."

Tödtlichen Haß hegen sie namentlich gegen die Gauchos (Head 114), die Viehhirten der Pampas, welche größtentheils Mischlinge* sind und mehrere Haupteigenschaften der Indianer theilen. Von Azara und nach ihm von Anderen sind sie treffend geschildert worden. Wie jene so sehr des Pferdes gewohnt, daß sie nur schleppend und mühsam gehen, wie jene nur von Fleisch lebend und Pflanzenkost als thierisch verschmähend, wie jene mit Bolas und Lasso vertraut, und leidenschaftliche Spieler und Trinker wie sie. Sie stehlen alle, sagt Azara, meist nur kleine Dinge, doch auch Pferde, wenn nöthig,

* Nach Mawe (71) sind auch in Buenos Ayres selbst nur wenige Familien frei von einer Beimischung von Indianerblut.

und Weiber. Von Anhänglichkeit an Freunde und Vaterland wissen sie nichts. Alles Unrecht betrachten sie als rein persönliche Angelegenheit, die mit dem Messer ausgefochten wird; niemand mischt sich darein. Auch beim Würfelspiel haben sie stets das Messer zur Hand, um den Betrug den sie stets argwöhnen, sogleich damit zu rächen. Ein Mord gilt ihnen nicht viel und kein Verbrecher wird von ihnen verrathen oder ausgeliefert. In der Grausamkeit sind sie oft raffinirt: ein gewisser Ramirez hat für Gefangene die Qual erfunden sie in eine nasse Ochsenhaut fest einzunähen die an die Sonne gelegt trocknet, Nachts aber immer wieder etwas Feuchtigkeit anzieht (Webster I, 84).

Die Patagonen leben von der Jagd und von ihren Pferden, Landbau treiben sie nicht und selbst Fische verstehen sie nicht zu fangen (Viedma c, 65 f.), doch ist d'Orbigny's (II, 72) Angabe daß sie niemals auch nur ein Floß gebaut hätten, nur von den nördlichen Abtheilungen derselben richtig; die Yacana-cunny im Feuerlande, deren Name „Fußvolk" bedeutet, haben Kähne, aber es fehlt ihnen das Pferd (King and F. II, 131), durch das die Lebensweise jener jedenfalls sehr wesentlich verändert worden ist, da es jetzt zum Krieg und zur Jagd und selbst als Nahrungsmittel ihnen unentbehrlich, ihren werthvollsten Besitz ausmacht. Bei Hochzeit und Begräbniß, zur Feier der Pubertät der Mädchen, zur Versöhnung der erzürnten Gottheit, zur Abwendung von Krankheit und Tod, zum Zwecke glücklicher Jagd werden Pferde von ihnen geschlachtet (Viedma c, 77): alle ihre Lebensfreude beruht auf diesem Thiere. Vor Branntwein, dessen Wirkungen sie wohl kannten, zeigten sie großen Abscheu (Cordova 19, 123). Sie kleiden sich von Kopf bis zu Fuß in Guanaco- Fuchs- und Hasenfelle, deren Pelz sie nach innen wenden, und tragen unter diesen noch ein zweites Fell, haben eine Art von Sandalen (Gervaize bei d'Urville b, I, 278 spricht von ledernen Strümpfen oder Gamaschen) und winden eine selbst gewebte buntwollene Binde um den Kopf (nach Gervaize führen sie lederne Helme im Kriege); zu Pferde tragen sie Stiefeln und hölzerne Sporen. Der Sattel von Guanacohaut ist mit Stroh ausgestopft, das Gebiß des Pferdes von Holz oder Knochen wie die sehr kleinen Steigbügel, die nur für die große Zehe bestimmt sind. Als Waffen führen sie die Bolas, den Lazo und ein Messer, das sie öfters aus erhandeltem Eisen selbst verfertigen (Viedma c, 69, 79, Cardiel bei de Angelis V, p. 21). King und

Fitzroy (II, 147) fanden bei ihnen auch Bogen und Pfeil, Keulen Schwerter Schilde und Rüſtungen aus Thierhäuten. Während die Männer das Kleid mit einem Riemen um den Leib befeſtigen, geſchieht dieß von den Weibern mit einer Nadel auf der Bruſt; letztere flechten ſich zwei lange Zöpfe (Falkner 162), tragen über dem Kleide noch einen Ueberwurf, ſchmücken ſich mit Perlen und dergleichen, gehen aber ohne Sandalen und in bloßem Kopfe, nur die Vornehmen haben Strohhüte (Viedma c, 70). Die Hütten oder Zelte beſtehen aus Guanaco-Fellen, welche die Weiber ebenſo wie die Kleider mit Thierſehnen zuſammennähen mit Hülfe von eiſernen Pfriemen. Das Gerüſte dazu bilden in der Mitte 6—9′ hohe, an den Seiten niedrigere Stangen; das Innere wird nach Bedürfniß in mehrere Abtheilungen geſchieden, die unverheiratheten Familienglieder erhalten aber nur einen gemeinſchaftlichen Raum (ebend. 71, 80). Die Geſtalt der Hütten bei denen an der Magalhaes-Straße iſt rechteckig, oft auch unregelmäßig, 10—12′ lang, 10′ breit, 7′ hoch; das Dach fällt nach Weſten ſchief ab, der Eingang liegt auf der Oſtſeite (de Bovis im Bullet. soc. géogr. 1844, II, 141, King and F. I, 90 note).

Der Charakter dieſer Menſchen iſt friedlich und gütmüthig. So zeigen ſie ſich unter einander und gegen Fremde, ſo lange ſie nicht in Affect gerathen, was freilich beim Spiel dem ſie ſehr ergeben ſind, und beim Wettrennen das ſie zu hohen Wetten veranlaßt, leicht geſchieht (ebend. I, 103, II, 154, 160). Während eines dreijährigen Aufenthaltes der Spanier bei ihnen (1780ff.) in S. Julian bewieſen ſie ſich als ſehr hülfreich bei Erbauung ihres Fortes, als treue Führer durch das Innere und durchaus ohne Falſch (Viedma c, 81, Parish 64 ff.). Ihre Häuptlinge, deren Würde erblich iſt und wenn ſie altern, auf den Nachfolger überzugehen pflegt, werden als Herren des Landes betrachtet, erhalten einen Tribut von der Jagdbeute, da ſie ſelbſt an der Jagd nicht theilnehmen — nach Falkner (152) hätten ſie vielmehr ihre Untergebenen zu unterſtützen — und beſtimmen dem Stamme welchem ſie vorſtehen, die Zeit und den Ort ſeines Aufenthaltes. Den Einzelnen müſſen ſie Schutz und Hülfe gewähren, ſonſt verlieren ſie zwar nicht ihr Land, wohl aber ihr Anſehen und man hält ſich an einen anderen Schutzherren. Ueber Krieg und Frieden entſcheidet die Verſammlung der angeſehenſten Männer; jener iſt meiſt ſehr blutig und wird mit großer Tapferkeit geführt, man beſchränkt ſich in ihm aber oft

auf den Raub der Pferde, da die Weiber und Kinder dadurch unfähig zur Flucht werden und in die Hand des Feindes fallen. Sie werden Sklaven, die Männer werden getödtet. Wer fremdes Gebiet betritt, muß abwarten ob die drei Rauchſignale die er giebt, durch drei entſprechende beantwortet werden (Viedma 71, 73f., 80, Falkner 150ff.).

Die Frau wird gekauft ohne Rückſicht auf ihren eigenen Willen; verkauft der Mann ſie weiter, ſo ſinkt ſie dadurch in der allgemeinen Achtung. Schläge erhält ſie nicht, außer in der Trunkenheit. Ehebruch findet nur von Seiten ſolcher Weiber ſtatt die wider ihre Neigung heirathen mußten (häufig iſt er bei denen an der Magalhaes-Straße, King and F. II, 173), wird nicht der Frau, ſondern dem Verführer zur Laſt gelegt und leicht geſühnt. Die Keuſchheit der Mädchen hat nur ſo lange Beſtand, als ſie noch Ausſicht zum Heirathen haben. Meiſt haben nur die Häuptlinge mehrere, bis zu drei Frauen, unter denen die vornehmſte die Hauptfrau und Herrin iſt. Bei der Ehe wird nur der erſte Verwandtſchaftsgrad von ihnen beobachtet. Ihre Kinder lieben ſie ſehr und führen ſie auf ein weich ausgeſtopftes Bret gebunden, in der erſten Zeit ſtets mit ſich (Viedma c, 74f., Falkner 154ff., King and F. II, 152f.).

In der Bai von S. Julian hat man im Jahre 1746 ein Haus gefunden, neben welchem auf der einen Seite ſechs verſchiedenfarbige Fahnen auf hohen Pfählen, auf der anderen fünf mit Stroh ausgeſtopfte Pferde, ebenfalls jedes auf drei hohen Pfählen ſtanden. Im Hauſe ſelbſt lagen Leichen mit Matten bedeckt, deren eine ein Meſſingblech auf dem Kopfe und Ohrringe hatte (Viage de Cardiel y Quiroga bei de Angelis I, p. 16). Daß dieſes Grab nicht den Puelchen, wie man angegeben hat, ſondern den Patagonen zugehörte, ergiebt ſich als wahrſcheinlich aus King and Fitzroy (I, 93f., II, 151), welche die Gräber der letzteren als koniſche Haufen trockener Zweige von 25′ Umfang und 10′ Höhe beſchreiben, die mit Riemen von Häuten umwunden und oben mit einer rothen Fahne verſehen waren; das Ganze umgab ein Graben an deſſen Eingange ebenfalls ausgeſtopfte Pferde ſtanden. Auch bei der Leichenfeier ſpielt das Pferd eine große Rolle. Für alte Leute freilich wird, wenn ſie ſterben, nur einmal ein ſolches geſchlachtet und ein ſchlechtes; beim Tode eines jungen Mannes aber, deſſen Seele längere Zeit unter der Erde bleiben muß bis ſie das nöthige Alter erreicht hat um auf der Erde wieder geboren

werden zu können, wird ein Pferd mit seinen später zu verbrennenden Sachen geschmückt und dann erstickt. Auch Bekannte und Freunde liefern oft zu diesem Schmucke einen Beitrag und bekommen dann dafür ein Stück Braten von dem Pferde. Diese Festlichkeit und das zu ihr gehörige Trauergeheul wird 15 Tage lang fortgesetzt, in jedem Monate einmal wiederholt, wenn jemand ein Pferd dazu hergiebt, und nach einem Jahre mit einer dreitägigen Todtenfeier beendigt (Viedma c, 77 ff.). Verwundungen als Trauerzeichen, Schwarzmalen des Gesichtes und Fasten sind gewöhnlich; die gebleichten Gebeine werden später wieder zusammengefügt (Falkner 146 ff.). Die Milchstraße gilt ihnen als das Feld wo alte Indianer in Sterne verwandelt, Strauße jagen (ebend. 143). Bei den südlichsten Patagonen erhält der Todte im Grabe die sitzende Stellung, doch wird auf verschiedene Weise mit ihnen verfahren (King and F. II, 155). Auf diese Verschiedenheit weisen auch die 2—3000 kleinen Hütten hin die Cardiel 1753 ebenfalls in S. Julian fand; sie waren durch eine Mauer geschieden und dienten ebenfalls zu Begräbnissen (Coleccion de viages p. 15 bei de Angelis V).

Nach d'Orbigny (II, 73) nennen die Patagonen das höchste Wesen Achekenat-kanet und halten es für den Urheber bald des Guten bald auch des Uebels. Dagegen erzählt Viedma (c, 75 f., 79, vgl. auch Falkner 142 f.) daß sie sich ein gutes Wesen als den Beherrscher des Himmels, ein anderes gleichfalls gutes, aber sehr strenges als den der Erde denken. Letzteres, „Camalasque, der Mächtige, Tapfere", züchtigt und belohnt die Menschen nach seinem Belieben, nicht nach Verdienst oder Schuld, und wird allein verehrt, und zwar von den Einzelnen unter verschiedenen Figuren die sie sorgfältig aufbewahren und verborgen halten. An der Magalhaes-Straße finden sich 3" große hölzerne Brustbilder als Hausgötter bei ihnen (King and F. II, 163). Im Norden hat fast jede Familie und jedes Idol seinen besonderen Zauberpriester, der vor ihm Gesänge singt und mit der Kürbisklapper klappert. Dieser muß (nach Falkner 146) Weiberkleider tragen, und ist zugleich der Arzt der durch Gesang die Kranken heilt und die Feinde bezaubert. Für unglückliche Kuren hat er freilich oft schwer zu büßen, aber trotz dieser Gefahr ist der Beruf doch sehr gesucht von beiden Geschlechtern, weil er manche Gelegenheit zu Ausschweifungen bietet (Viedma).

Das Feuerland in ethnographiſcher Bedeutung iſt eine zerriſſene Maſſe wilder Felſen, hoher Hügel und nutzloſer Wälder; der bewohnbare Theil desſelben beſchränkt ſich auf die felſige Küſte (Darwin I, 230). Das Land im Norden der Magalhaesſtraße iſt zum Theil fruchtbar (ſo namentlich um Port Famine), hat kräftige Buchen- und Birkenwälder, beſonders weiter im Innern, und Landbau wäre ohne Zweifel dort ſehr wohl möglich (Pöppig I, 40 f.), aber eben dieſe glücklicheren Gegenden ſcheinen überall im Beſitze der Patagonen, nicht der Feuerländer zu ſein. Bei letzteren findet ſich kein Verſuch zum Landbau (King and F. II, 178). Sie ſind ein elendes Fiſchervolk, das ſich aber gleichwohl glücklich und zufrieden in ſeiner Lage fühlt (Wilkes I, 142). Schon Ladrillero (bei Gay II, 80) berichtet 1557 daß ihre Kleidung nur in einem Seehunds- oder Rehfelle beſtehe das ſie um die Schultern werfen. Ihre Hütten, kugelförmig bei den Tekeenica, bienenkorbartig bei den Alikoolip (King and F. II, 137, 140), ſind von Zweigen oder Stangen gebaut, an welche innen und außen Erde oder Gras angedämmt wird, und ſtehen oft im Kreiſe umher (Wilkes I, 142, de Laet XII, 14). Als Waffen haben ſie 2 Klafter lange Spieße und Dolche von Walfiſchknochen (Ladrillero), ſcharfe ſteinerne Meſſer (de Laet), Keulen und Schleudern, Bogen und Pfeil und verſchiedene Arten von Lanzen (King and F. I, 55, Webster I, 184, Ross II, 305). Ihre Kähne um Port Famine und anderwärts auf der Nordſeite der Magalhaes-Straße hat Cordova (135) ausführlich beſchrieben. Bei Cap Providence ſind ſie ſolid aus Holz gearbeitet (ebend. 58), ſonſt nur aus Baumrinde, obwohl geſchickt gebaut, mit Moos und darüber geſtrichenem Fette kalfatert, bis zu 16′ lang und 6—8 Perſonen faſſend (P. Meriais in N. Ann. des v. 1847, I, 390, de Laet XII, 14). King und Fitzroy (I, 382) ſahen nur einmal ein Segel aus Robbenfell auf einem ſolchen Kahne, gewöhnlich gehen ſie nur auf Schaufelrudern. Feuer wird nicht durch Reiben von Hölzern, ſondern durch Aneinanderſchlagen zweier Steine angemacht (Webster I, 184).

Der moraliſche Charakter der Feuerländer wird von Meriais gerühmt: ſie ſeien friedlich und gutmüthig und ſchienen Alles miteinander zu theilen; dagegen werden ſie von Anderen im Gegenſatze zu den Patagonen, vielmehr als diebiſch habſüchtig hinterliſtig und zänkiſch geſchildert (Ladrillero, King and F. I, 319). Auch Canniba-

lismus, zu dem sie bald die Rache bald der Hunger treibt, scheint bei ihnen außer Zweifel zu stehen (ebd. II, 2, 183). Wenn Cordova (75, 141) behauptet daß sie nicht stählen, doch nur aus Unbekanntschaft mit dem Werthe der Dinge und aus Gleichgültigkeit gegen allen Besitz überhaupt, denn was ihnen neu sei, errege weder ihre Neugierde noch ihr Erstaunen, so darf man doch nicht glauben daß diese geistige Stumpfheit bei ihnen durchgängig herrsche: sie besitzen eben so großen Trieb als Talent zur Nachahmung (Wilkes), und die vier Feuerländer, welche Capitän Fitzroy mit nach London nahm, zeigten durchaus gute Fähigkeiten. Von gesellschaftlicher Organisation oder Regierung hat sich bis jetzt bei ihnen keine Spur gefunden, alle Einzelnen scheinen einander völlig gleich zu stehen (Meriais a. a. O., Darwin I, 236). Einfluß haben nur die Zauberer und der Rath den das Alter giebt (King and F. II, 178). Das Treiben der ersteren und die Behandlung der Kranken sind ähnlich wie bei anderen Indianervölkern (Bougainville 125 ff.). Sie erzählen von einem großen schwarzen Manne der in den Bergen und Wäldern umgehe und, da er jedes Wort höre das von den Menschen gesprochen wird und Alles sehe was sie thun, das Wetter gut oder schlecht einrichte je nach ihrem Betragen (King and F. II, 180). Meriais glaubte einige ihrer Geberden auf Verehrung der Sonne deuten zu dürfen. Die Todten werden in Häute gewickelt, mit großen Haufen von Zweigen bedeckt, und man vermeidet es ferner von ihnen zu reden (King and F. II, 181).

Als die Spanier in Chile eindrangen, erzählt Molina (293, 299 f., derſ. a, 16 ff.), waren die Araucaner ein Ackerbauvolk. Sie bauten Mais Kartoffeln Quinoa Bataten Bohnen und andere Früchte,* hatten künstliche Bewässerung der Felder — die Kanal-Anlagen zu derselben waren neuerdings noch sichtbar — und gebrauchten Dünger, für den sie in ihrer Sprache das Wort vunaltu haben. Ihr Ackergeräthe war eine hölzerne Hacke, und selbst in Rücksicht des Pfluges zweifelt Molina ob er erst von den Spaniern eingeführt oder den Eingeborenen schon bekannt gewesen sei, die das Lama (camelus araucanus, bei ihnen hueque genannt) als Haus- und Lastthier be-

* Auch eine Roggen- und eine Gersten-Art scheinen sie gehabt (Humboldt, Neu Spanien III, 34), die Kartoffel aber sich erst von den Gebirgen Chile's nordwärts über Peru Quito und Neu Granda verbreitet zu haben (ebend. 70).

nutzten und deſſen Fleiſch und Wolle verwendeten. Indeſſen aßen ſie nur wenig Fleiſch; Mais und Bataten waren ihre Hauptnahrung. Sie röſteten und ſiebten das Mehl, und bedienten ſich beim Brodbacken, das nur bei feſtlichen Gelegenheiten geſchah, einer Art von Hefe. Die ganze Familie pflegte zuſammen zu eſſen, an dem Gelage aber das auf die Ernte folgte — ſie bereiteten mehrere Arten von gegohrenen Getränken — durfte nur theilnehmen wer bei der Feldarbeit geholfen hatte (Molina a, 20, 111 ff.). Ob alle dieſe Einzelheiten richtig ſeien, ſcheint ſich nicht mehr ermitteln zu laſſen, doch iſt ſoviel gewiß daß der Landbau bei den Araucanern alt iſt (Ovalle 91), daß auch die ſpäteren Reiſenden ihn dort vorfanden in nicht geringer Ausdehnung (Frezier 93, Ulloa II, 62), obgleich er durch die Kriege mit den Spaniern ſtark gelitten hatte und in Verfall gerathen war, und daß die Eingeborenen von den letzteren, ihren Todfeinden, wenig oder nichts gelernt haben, ſondern unter deren Einfluß nur verwildert ſind. Auch noch neuerdings iſt das Fleiſch ihrer Pferde- und Schafherden nicht ihre Hauptnahrung, wie bei den Eingeborenen jenſeits der Andes, ſondern ſie leben hauptſächlich vom Landbau, der ſich auf Korn Gerſte Mais Erbſen Kürbiſſe Lein Weißkohl u. A. erſtreckt (Stevenson I, 42, Domeyko 51), und mit deſſen Sorgfalt ſie die weißen Chileſen beſchämen (Ginoux im Bullet. soc. géogr. 1852, I, 150). Anders verhält es ſich mit den Pehuenche, die von Villarino (J. R. G. S. VI, 156) irrthümlich als feſtſäſſige Ackerbauern bezeichnet, vielmehr größtentheils von dem Fleiſche ihrer Herdenthiere leben, das Getreide aber deſſen ſie bedürfen von den Spaniern beziehen, da ihnen Feldarbeit als unmännlich und unehrenhaft gilt: ſie ſchließen ſich überhaupt in Lebensweiſe und Sitten nur theilweiſe den Araucanern, anderntheils aber den Pampas-Indianern an, in deren Land ſie zum Theil übergewandert ſind (Bericht von 1729 bei Gay I, 499, de la Cruz 63, Pöppig I, 382 f.).

Man hat Molina, deſſen Genauigkeit im Einzelnen Smith neuerdings gerühmt hat, und Herrera öfters vorgeworfen (Miers II, 458, Pöppig I, 463) daß ſie die Araucaner civiliſirter geſchildert hätten als ſie waren, und ſchlechtweg für Fabel erklärt was dieſe als Beweis ihrer intellectuellen und politiſchen Entwickelung erzählen. Dieß iſt ſehr leicht; ſchwerer iſt es zu ermitteln ob und welche Spuren höherer Ausbildung ſich bei ihnen in alter Zeit wirklich fanden. An-

ders iſt d'Orbigny (II, 394, 403) verfahren, der alle Induſtrie und ſelbſt die Weberei der Araucaner für peruaniſchen Urſprunges hält, da er bemerkt hat daß ſie die Zahlen von 100 bis 1000 mit Quichua-Wörtern benennen. Daß ſie von den Peruanern gelernt haben, iſt allerdings wahrſcheinlich, in demſelben Maaße aber in welchem ſich dieß nachweiſen läßt, wächſt auch die Wahrſcheinlichkeit daß ſie in alter Zeit auf einer höheren Culturſtufe geſtanden haben als in ſpäterer. Ewbank (bei Schoolcraft IV, 438) hat eine 3½" lange, aus reinem Kupfer gegoſſene Axt mit gehämmerter Schneide aus einem Grabe am oberen Maypu beſchrieben, nebſt zwei 7" und 9" langen Meiſeln aus einer Miſchung von Kupfer und Zinn, und einem Meſſer von ganz peruaniſcher Form, das unſeren Sattlermeſſern ſehr ähnlich iſt. Wenn der Fundort dieſer Gegenſtände richtig angegeben iſt (in ſeinem beſonderen Werke p. 112 führt Ewbank eine eben ſolche kupferne Axt als in Atacama unter 26° 42′ ſ. B. gefunden an), ſo müſſen wir ſchließen daß peruaniſche Cultur bis tief nach Süden in Chile eingedrungen iſt. Die eiſernen Pfeilſpitzen aus alter Zeit die man in dem Land entdeckt hat, ſtammen nach Miers (II, 464) wahrſcheinlich von Meteoreiſen her das die Eingeborenen fanden, wie ſolches in großen Maſſen auch in Santiago del Estero vorkommt. Daß ſie vor der Ankunft der Spanier kein Eiſen hatten, bemerkt Ovalle (88) ausdrücklich, während ſie nach Molina (a, 25) mit dieſem Metall wenigſtens bekannt geweſen wären und es panilgue genannt hätten. Indeſſen beziehen ſie es ſelbſt neuerdings nur von den Spaniern und verſtehen ſich nicht auf deſſen Bearbeitung (Smith 227). Werkzeuge von Metall, fügt Molina hinzu, ſeien überhaupt ſeltener bei ihnen geweſen, meiſt hätten ſie Baſalt-Aexte gehabt, allerdings aber Gold Silber Zinn Blei und Kupfer gegraben, in offenen Oefen die mit Zuglöchern verſehen geweſen, dieſe Metalle geſchmolzen und verarbeitet. Wenn auch übertrieben, ſo ſcheint doch auch dieß nicht ganz unrichtig zu ſein, da Ovalle (93) ebenfalls von ſilbernen Schmuckſachen erzählt, die auch jetzt noch viel von ihnen getragen werden (Smith 181), aber in Abrede ſtellt daß ſie Geſchirre von Gold und Silber beſeſſen hätten.

Noch jetzt machen alle Eingeborenen ihr grobes dauerhaftes Tuch und Lederzeug ſelbſt (Gardiner 178). Dieſe Induſtrie iſt bei ihnen jedenfalls alt und national wie der Poncho, den die Weißen von ih-

nen entlehnt haben, und es liegt kein Grund vor anzunehmen daß ſie dieſe Künſte erſt von den Peruanern gelernt hätten, noch weniger von den Spaniern, da die Namen ihrer Kleidungsſtücke ſämmtlich ihrer eigenen Sprache angehören (Smith 299). Dasſelbe ſoll auch mit denen der einzelnen Theile ihres Webſtuhles der Fall ſein (Molina a, 24). Wie wenig ſie in dieſer Hinſicht den Spaniern verdanken, geht insbeſondere daraus hervor, daß die Webereien der heidniſchen Eingeborenen von Chile zum Theil weit feiner ſind als die der chriſtlichen oder Chileños (Miers II, 459). Auch das Spinnen an der Spindel und das Färben der Zeuge ſcheint aus alter Zeit zu ſtammen. Letzteres geſchah mit Pflanzenfarben die ſie nach Molina (a, 26) durch Anwendung mineraliſcher Stoffe zu fixiren wußten. Ihr Poncho iſt meiſt himmelblau — ihre Lieblingsfarbe —, bei den Vornehmen weiß, roth, dunkelblau, mit eingewebten rothen Streifen Blumen Thierfiguren und Quaſten geziert; ſie tragen außerdem ein Hemd und Beinkleider, eine Jacke und Kopfbinde, die Vornehmen auch Stiefeln oder Sandalen (ebend. 55). Der Gebrauch der Rinde eines Baumes ſoll ihnen die Seife erſetzt, ſie ſollen Oel, aus dem Meerwaſſer Salz gewonnen und das Steinſalz der Berge benutzt haben; ſie ſollen Töpfergeſchirr von mancherlei Art mit mineraliſcher Glaſur verfertigt, ferner Seile und Fiſchernetze, Körbe von Rohr, Federarbeiten, Sonnenſchirme u. dergl. hergeſtellt, Piroguen Floße und Schläuche als Fahrzeuge gehabt haben (ebend. 25 f.). Wie viel hieran wahr ſein mag wiſſen wir nicht, Alles aber für bloße Uebertreibung zu erklären verbietet der Bericht Valdivia's (bei Gay I, 142), welcher zwar nur von grobem Wollenſtoff als Kleidung bei ihnen erzählt, von den Häuſern aber ſagt, ſie ſeien gut und feſt gebaut geweſen mit ſtarkem Plankenwerk con muchos y muy grandes ideados und mit vier bis acht Thüren verſehen. Dieſe Angabe läßt vermuthen daß auch im Lande Ancud unter 42° ſ. B., wo nach Ladrillero (bei Gay II, 93) die Eingeborenen in alter Zeit in großen Häuſern mit vier bis ſechs Thüren wohnten, Feldbau und Herden hatten und ihren Häuptlingen gehorſam waren, ebenfalls noch Araucaner wohnten. Was die zweiköpfigen Adler von Holz bedeuteten die ſich 25—30 leguas ſüdlich von Concepcion in den meiſten Häuſern fanden (ebend. 149), wird nicht näher angegeben. Sie ſcheinen ſonſt nur noch in neuerer Zeit von Smith (291) als Schmuck mancher Gräber erwähnt zu werden.

Ovalle (89 f.) spricht nur von Strohhütten die sie mit sich nahmen, wenn sie fortzogen, bemerkt aber auch daß sie feste Plätze hatten (sie hießen Malal nach Miers II, 500), die sie mit großen eingerammten Bäumen und mit verdeckten Gräben umgaben, in welchen spitzige Pfähle eingeschlagen waren: bei Annäherung spanischer Uebermacht pflegten sie im Kriege immer ihre Dörfer zu verbrennen und sich zurückzuziehen (Valdivia). Neuerdings sind ihre Häuser von Holz und Stroh, 20 und mehrere varas lang und 8—10 breit (Domeyko 51); Molina (a, 24) beschreibt sie als viereckig, von Holz gebaut, mit Thon bekleidet und mit Binsen gedeckt. Ihre Gewohnheit sie stets von einander entfernt anzulegen, so daß ein Dorf nur aus einer Menge zerstreut liegender Wohnungen besteht, haben sie beibehalten (ebend. 22, Domeyko 102).

Die jetzigen Kunstfertigkeiten der Pehuenche, welche von Nutzpflanzen nichts als einige Melonen bauen, sind wohl nur als ein geringer Ueberrest derer anzusehen welche die Araucaner in alter Zeit besaßen, doch fertigen sie noch Töpfe und andere Gefäße von verschiedenfarbigem Thon, was die östlicheren Pampas-Indianer nicht verstehen, weben feine Filzhüte aus dem Haar ihrer Thiere und färben ihre Zeuge roth schwarz blau gelb und grün. Sie kleiden sich in zwei quadratische Tücher, von 7½' Länge, tragen eine Kopfbinde und meist lederne Stiefeln die mit Thiersehnen genäht sind. Ihre Wohnung ist nur ein Zelt das aus 6—8 zusammengenähten Pferdehäuten besteht (de la Cruz 18, 22, 25, 31 ff.). Die Bewohner von Chiloe, ein sanfteres und friedlicheres Volk als die Araucaner und zum Christenthum bekehrt, zeigen großes Geschick zu allen mechanischen Arbeiten, spinnen und weben fleißig, treiben Landbau Viehzucht und besonders vielen Fischfang, auch machen sie sich als Holzfäller und durch andere Arbeiten den Weißen nützlich. Ihre Kähne bestehen nur aus drei oder fünf Stücken und führen sowohl Segel als auch Ruder (Molina a, 188 ff.). Sie stehen nach Darwin (II, 29) allerdings auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe, doch ist diese ziemlich dieselbe wie die ihrer Herren von europäischer Abkunft.

Ferner hat das was Molina (7, a, 22 f., 58 f.) über die politische Verfassung der Araucaner sagt, Verdacht gegen seine Wahrhaftigkeit erregt. — Ihr Land vom Biobio südwärts, berichtet er, war in vier Theile eingetheilt, deren jeder fünf Provinzen zu je neun Un-

terabtheilungen hatte. Dieſer Eintheilung entſprach die der Häuptlinge welche ihnen vorſtanden: Toqui, Apo-Ulmeni und Ulmeni. Der Toqui führte eine Axt, die anderen beiden Klaſſen von Häuptlingen einen Stock mit ſilbernem Knopfe. Der erſtere, welcher die Verſammlungen zu berufen hatte, beſaß faſt nur eine nominelle Gewalt, die Hauptmacht lag in der Verſammlung der ſämmtlichen Häuptlinge. Abgaben wurden nicht bezahlt und Gehorſam überhaupt nur im Kriege gefordert. Die Häuptlinge hatten, wie noch jetzt die Guilmenes der Pehuenche (de la Cruz 38), keine Zwangsgewalt — Ulmen bedeutet nur „einen reichen Mann," und ein ſolcher ſtand an der Spitze eines jeden Dorfes —, aber ihre Würden erbten ſtets auf den erſtgeborenen Sohn fort und nur wenn ein Sohn fehlte, vergab man die Würde an ein Glied derſelben Familie durch Wahl. Daß dieſe Angaben im Weſentlichen richtig ſein mögen, müſſen wir nach den älteren Mittheilungen bei Gay (I, 287, 302, 489 ff.) vermuthen, welche eine politiſche Organiſation von der Art erwähnen, daß ſie immer in je 10 reguas oder lebos eingetheilt waren, welche zuſammen eine ayllaregua* ausmachten und deren jede in Friedenszeiten nach beſtimmter Reihenfolge abwechſelnd den Vorſitz führte oder Vorort war, „ihren reguetun machte," wie man dieß nannte. Der Toqui oder oberſte Häuptling, hören wir weiter, berief durch einen officiellen Boten, Con genannt, die Verſammlung der Häuptlinge und hatte bei dieſer das feierliche Opfer eines ſchwarzen Widders** zu verrichten, deſſen ausgeriſſenes Herz durch den Mund der Verſammelten gezogen wurde und ihre Waffen berühren mußte um ſie blutig zu machen. Er hielt eine Rede und forderte zum Kriege auf, doch konnte dieſe Aufforderung auch von einem beliebigen Häuptlinge ausgehen, der alsdann einen Pfeil mit einem Finger oder einem anderen Theile eines erſchlagenen Feindes bei den übrigen herumſchickte. Statt des Widders wurde bisweilen bei dieſen Gelegenheiten ein Gefangener feierlich erſchlagen, nachdem er kleine Stöcke mit den Namen der Helden ſeines Volkes benannt und in ein von ihm gegrabenes Loch geworfen hatte das er dann wieder mit Erde füllen mußte. Aus ſeinem Schädel wurde eine

* Ayllo heißt im Quichua „Geſchlecht, Familie" (Acosta VI, 20 und ſonſt), recua im Spaniſchen (ob auch im Quichua?) „eine Koppel Saum- oder Laſtthiere, ein Trupp Reiter."

** Es iſt bemerkenswerth daß der Inca beim großen Sonnenfeſte ein eben ſolches Opfer zu bringen hatte (Garcilasso VI, 21).

Trinkſchale, aus ſeinen Knochen Pfeifen gemacht (Ovalle 315, Molina a, 74, Smith 274). Daß in neuerer Zeit jene politiſche Verfaſſung verfallen, und ſelbſt keine Tradition mehr von ihren früheren Kriegshelden und deren Thaten bei ihnen zu finden iſt (Domeyko 58, 62, Smith 255), kann keinen Zweifel gegen ihre hiſtoriſche Wahrheit begründen. Die Erblichkeit der Häuptlingswürde wie überhaupt das Erbrecht der Erſtgeborenen (Bardel bei d'Urville b, III, 258) beſteht noch fort, die einzelnen Stämme des Volkes aber ſind nicht bloß, wie früher, unabhängig voneinander, ſondern auch ohne allen Zuſammenhang unter ſich (Gardiner 186, 175). Abweichend von Molina giebt Stevenson (I, 27) an, daß unter den vier verbündeten Toquis je neun Apo-Ulmenes ſtanden, und Smith (240 ff.) behauptet daß die letzteren ihren Nachfolger, gewöhnlich ihren älteſten Sohn, ſelbſt ernannten, daß die Toquis von den Häuptlingen und aus ihnen gewählt wurden, und daß (wie auch Stevenson I, 30 mittheilt) beim Ausbruch eines Krieges ein Dictator von den Toquis gewählt, mit unbeſchränkter Macht an die Spitze trat (vgl. Molina a, 64). Wie es ſich hiermit aber auch verhalten haben möge, ſo viel ſcheint feſtzuſtehen daß, wie auch aus Marcgrav von Liebſtadt hervorgeht (VIII, Append. c. 4), die Araucaner in alter Zeit von einer erblichen Ariſtokratie regiert wurden, die beſtimmt gegliedert war, das Volk aber in den Rathsverſammlungen welche über alle wichtigen Angelegenheiten beſchloſſen, keine Stimme hatte.

Die ſtrenge Abſtufung der Rangverhältniſſe brachte entſprechende Verſchiedenheiten in der Weiſe der Anrede und des Grußes mit ſich. Die gaſtliche Aufnahme eines Fremden, der den vor dem Hauſe gezogenen Schlagbaum nie ohne beſondere Erlaubniß überſchreiten darf, geſchieht mit vielen Höflichkeitsformen, die bisweilen ein halbſtündiges ceremonielles Hin- und Herreden nöthig machen, bevor ein ungezwungener Verkehr beginnen kann (Bardel bei d'Urville b, III, 257, Domeyko 48, Smith 196). Auch alle Verwandtſchaftsgrade pflegen in der Rede äußerſt genau bezeichnet zu werden (Molina a, 104). Ihre geſelligen Spiele, unter denen Molina (a, 115) offenbar mißverſtändlich das Schachſpiel nennt, ſind wie bei den Pehuenche und anderen Indianern hauptſächlich Ball- und eine Art Würfelſpiel (Smith 320, de la Cruz 66). Der Ausgang des Ballſpiels entſcheidet bisweilen ſogar Streitigkeiten, da er als eine Art Gottesur-

theil gilt (Stevenson I, 9). Geſang und Muſik ſind ſchlecht, eine Rohrpfeife ihr einziges Inſtrument (Frezier 85, Domeyko 57, de la Cruz 65). Dagegen iſt die Redekunſt bei ihnen hochgeachtet und bahnt den Weg zu Macht und Einfluß. Ihre feierlichen Reden werden ſcandirt und ſo zu ſagen geſungen. Auch haben ſie Dichter und Sänger (d'Orbigny I, 399), welche in acht- oder elfſilbigen, bisweilen gereimten Verſen die Thaten der Helden beſingen ſollen (Molina a, 93, 96). Bardel freilich (a. a. O. 256) macht nichts aus den weitſchweifigen Reden der Araucaner, und Smith (186) meint ihre Beredtſamkeit ſei wohl übertrieben worden und ſtehe ſchwerlich ſo hoch als die der Indianer von Nord Amerika, indeſſen war ſie ohne Zweifel vorzugsweiſe von politiſcher Art und es iſt darum erklärlich genug daß ſie mit ihrer politiſchen Organiſation zugleich in Verfall gerathen iſt. Daß ſie ſich gleich den Peruanern und vielleicht nach deren Vorbild der Quipos bedienten, deren Farbe die Art und deren Knoten die Mengen der Gegenſtände andeuteten auf die ſie ſich bezogen (Molina a, 28, vgl. Stevenson I, 29 und Pöppig I, 386) ſteht durch Ovalle (94) und den Bericht von 1729 bei Gay (I, 489) außer Zweifel: den Anfang eines beſchloſſenen Krieges bezeichnete man nach Monaten und Tagen durch ſtärkere und ſchwächere Fäden mit entſprechenden Knoten, und dieſe Fäden waren für jeden Diſtrict des Landes von anderer Farbe. Auf eine noch höhere intellectuelle Bildung der Araucaner würde es ſchließen laſſen, wenn ſie, wie Molina (a, 88 f.) erzählt und Humboldt (Vues des Cord. 312) als richtig angenommen hat, ein Sonnenjahr zu 12 Monaten von je 30 Tagen nebſt 5 Schalttagen beſaßen, das ſie „den Lauf der Sonne“ nannten und mit dem Winterſolſtitium anfingen, die Solſtitien ſelbſt aber aus der Länge der Schatten zu beſtimmen wußten. Die Pehuenche haben ebenfalls ein Jahr von 12 Monaten und bezeichnen die Jahreszeiten und einige Sternbilder mit beſonderen Namen; auch Poeſieen beſitzen ſie, deren Gegenſtände große Thaten, Unglücksfälle, Liebe ſind, und halten viel auf Reinheit der Sprache und Kunſt der Rede (de la Cruz 51 f.).

Die Frau lebt ganz im Hauſe, in das kein Fremder Zutritt hat, arbeitend und ſchweigend, in ſtiller Unterthänigkeit (Ginoux im Bullet. soc. géogr. 1852, I, 156). Sie wird ihrem Vater durch Geſchenke abgekauft, ihr eigener Wille kommt dabei kaum in Betracht (Molina

a, 169). Iſt der Kauf geſchloſſen, ſo wird das Mädchen von ihrem Bräutigam geraubt, nach drei Tagen kehrt das junge Paar zurück und es folgt ein Feſtmahl (Bardel bei d'Urville b. III. 277, Smith 214). Nur die Mutter der Braut ſtellt ſich erzürnt, wendet dem Schwiegerſohne — dieß iſt ein Ehrenpunkt — ſtets den Rücken und ſpricht bisweilen ſelbſt jahrelang kein Wort mit ihm. Manchmal wird auch das Mädchen vorher geraubt, und dann erſt durch Geſchenke die Einwilligung des Vaters gewonnen. Haben Freunde zu dieſen Geſchenken einen Beitrag gegeben, ſo iſt dieß eine Ehrenſchuld die pünktlich und genau bezahlt werden muß (ebend. 217 f.). Unfruchtbarkeit gilt als Schande und gab wenigſtens in alter Zeit das Recht, das Weib ihrem Vater zurückzuſtellen und den Kaufpreis zurückzufordern (Olaverria bei Gay II. 23); indeſſen ſcheint dieß nicht oft vorgekommen zu ſein: es wird (ebend. 368 u. öfter) bemerkt daß die Ehen kinderreich waren. Sich von der Frau zu ſcheiden oder ſie wegzugeben war nicht erlaubt, nur konnte ſie fortgejagt werden, wenn ſie ſich ſchlecht betrug, und getödtet, wenn ſie die Ehe brach (Marcgrav VIII. Append. c. 2). Neuerdings geht das Weib durch Erſtattung des Kaufpreiſes, die auch vom Verführer gefordert wird wenn er entflieht, öfters an einen Anderen über; die Wittwe aber wird frei oder fällt an einen der Söhne eines Nebenweibes (Smith 218). Der Bruder erbt des Bruders Frau und der Sohn die des Vaters (Gay II, 368). Wie überall wo mehrere Weiber ſind, ſteht auch hier eine Hauptfrau, die bei den Araucanern allein mit dem Manne zuſammen ißt (Bardel), über den Nebenweibern. Die Reinlichkeit der Weiber wird beſonders gerühmt (Molina a, 108). Kleine Kinder bindet man in ein trogartiges Geſtell von Bambusrohr feſt ein das aufgeſtellt oder wie eine Wiege hin und her geſchwungen wird (Gardiner 181, Smith 213). Da Strafe für beſchimpfend gilt, erhalten die Kinder niemals eine ſolche (ebend. 201), ſondern man freut ſich über jede Unbotmäßigkeit und Unverſchämtheit derſelben, weil man dergleichen als ein Zeichen von Kraft und Stolz anſieht. Bei den Pehuenche herrſchen in Rückſicht der Ehe und des Familienlebens faſt ganz die nämlichen Sitten (de la Cruz 38, 59, 62 f.). Das Kind wird bei ihnen nach dem Vater genannt, erhält aber einen zweiten Namen von ſeinem Pathen, der ein Pferd zu einem Feſte bringt, es niederwirft, Geſchenke auf dasſelbe legt und auf dieſe das Kind ſetzt;

das Pferd wird geſchlachtet und der Pathe macht mit deſſen blutendem Herzen dem Kinde ein Kreuz auf die Stirn und giebt ihm den Namen. Kindermord von Seiten des Vaters wird von den Verwandten der Mutter an ihm wie jeder andere Mord gerächt (ebend. 38, 58), nämlich durch ſtrenge talio, wenn nicht eine Geldbuße angenommen wird. Für den Räuber muß bei ihnen deſſen geſammte Verwandtſchaft haften, während bei den Araucanern (nach Molina a, 61) keine Haftbarkeit dieſer Art ſtattfindet. Bei beiden iſt die Juſtiz ungeordnet: obwohl die Ulmenes Richter über ihre Vaſallen ſind, ſchaffen ſich dieſe doch oft ſelbſt Recht, und ſogar zur Sühne des Mordes iſt es hinreichend, wenn ſich die Betheiligten verſtändigen. Zauberei wird regelmäßig mit dem Tode beſtraft (Stevenson I, 29).

Treu gaſtlich und ehrenhaft im Frieden und gegen ihre Freunde, ſind die Araucaner zugleich wild grauſam und höchſt leidenſchaftlich im Kriege (Ginoux a. a. O. 163). Die Ehrlichkeit die unter ihnen ſelbſt herrſcht, erſtreckt ſich nicht auf ihren Verkehr mit den Spaniern (Frezier 92), doch wird, obgleich ſie viel ſtehlen, ihre Zuverläſſigkeit und pünktliche Bezahlung in allen ordentlichen Handelsgeſchäften gerühmt und weit über die der Chileſen geſtellt (Ulloa II, 61, Smith 202). Jedes Geſchenk genau zu vergelten iſt ihnen allgemein Ehrenſache (ebend. 258). Die Pehuenche, denen feiger Diebſtahl und Betrug wie Geiz als verächtlich gilt, plündern Fremde aus die ihnen nicht empfohlen ſind, doch ſchonen ſie, wo die Pflicht der Dankbarkeit dieß gebietet. Haben zwei von ihnen ein Freundſchaftsbündniß errichtet, ſo verkehren ſie vorzugsweiſe miteinander ſo oft ſie zuſammenkommen, theilen ſelbſt ihre Schlafſtelle und trennen ſich auch im Kriege niemals (Pöppig I, 390 f., 383 ff.). Eigennutz Mißtrauen und Bosheit ſind bei ihnen hauptſächlich die Folge ihres Verkehres mit dem Auswurf der Europäer (de la Cruz 31). Wer mit einem Anderen den gleichen Namen führt, darf von dieſem ein beliebig großes Geſchenk fordern, deſſen Vergeltung nicht vor dem Ablauf eines Jahres angeſprochen werden kann (ebend. 58).

Ueber die religiöſen Vorſtellungen der Araucaner, ſagt Domeyko (39), weiß man wenig oder nichts, nicht einmal ob ſie im Unglück den böſen oder den guten Geiſt anrufen. Richtiger hätte er geſagt daß in den Nachrichten über dieſen Gegenſtand große Verwirrung herrſche. Nach Marcgrav (VIII, Append. c. 3) wiſſen ſie zwar

weder von Gott noch von Unſterblichkeit, wohl aber von böſen Geiſtern, denen ſie, wie ſchon erzählt, bisweilen einen Kriegsgefangenen opfern deſſen Herz ſie herausnehmen; auch rauchen ſie ihnen zu, und das Wort Pillan, mit dem ſie die Vulcane* benennen (Gay I, 480), ſcheint zugleich die Gottheit und den Donner zu bedeuten. Ovalle (263) ſchreibt es Guenupiglian, und ſetzt hinzu daß das höchſte Weſen welches ſie ſo nennen, über viele untergeordnete Geiſter zu gebieten habe. Es ſoll auch als Geiſt des Himmels und Schöpfer der Welt von ihnen bezeichnet und als der große Toqui des Himmels betrachtet werden, der ebenſo wie der irdiſche Toqui ſeine Apo-Ulmenes und Ulmenes, gute und böſe Geiſter, unter ſich habe, darunter Epunamun, den Gott des Krieges und eine Menge männlicher und weiblicher Genien (Molina a, 79, Stevenson I, 33); auch habe jeder Einzelne einen beſonderen Schutzgeiſt, ein äußerer Cultus der Götter finde aber außer in Krankheiten und bei Friedensſchlüſſen nicht ſtatt, wo ihnen dann ein Lamm geopfert und Tabak für ſie verbrannt werde. Ferner ſpricht Molina (143, vgl. Falkner 109) von einem heiligen Baume (drymis punctata, La Marck), deſſen Zweige ſie bei religiöſen Ceremonien und als Friedenszeichen tragen. Bardel (a. a. O. 275) ſchreibt ihnen eine dunkle Vorſtellung von einem guten und einem böſen Princip zu, die ſie Pillan und Gueeu nennten, ebenſo d'Orbigny (I, 405), der den Namen des letzteren Quecubu ſchreibt, während Ginoux (a. a. O. 162) Apo und Pillan als ihre Namen angiebt, mit dem Zuſatze daß nur der letztere, das böſe Princip, durch Opfer und Orgien verehrt werde. Nach Gardiner (186 f.) bringen ſie der Sonne als dem höchſten Weſen, und neben ihr dem Monde bei gewiſſen Gelegenheiten Opfer dar. Idole, Stern- oder Thierdienſt haben ſie nicht; Libationen beim Eſſen ſind aber gewöhnlich (Smith 273, 275).

Einiges Licht fällt auf dieſen Gegenſtand durch die Berichte die wir über die Pehuenche beſitzen. Dieſe glauben an einen höchſten Gott (Pillam, de la Cruz, Viage p. XXX), der die Welt geſchaffen hat und regiert; da er aber alles Gute von ſelbſt giebt und durch die böſen Thaten der Menſchen nicht beleidigt wird, erhält er weder Opfer noch ſonſt einen Cultus. Gueculbu gilt als Urheber alles Unglückes

* In dieſe verlegt auch der Chileſe den Sitz des unterirdiſchen Geiſterreiches (Pöppig I, 433).

und alles Schädlichen. An Augurien und anderem Aberglauben fehlt es ihnen ſo wenig als den Araucanern (de la Cruz 48, Mac Cann I, 118). Nach Pöppig (I, 393) benennen ſie nur den Beherrſcher der Meereswellen und den Herren des Donners mit einem beſonderen Namen.

Der Aberglaube der Araucaner iſt dem anderer Indianervölker zu ähnlich als daß es der Mühe lohnte ihn ausführlicher zu beſprechen. Die Furcht ſich abmalen zu laſſen oder den eigenen Namen zu ſagen beruht, wie auch anderwärts auf der Vorſtellung, daß ſich daran eine Beherung knüpfen laſſe (Smith 222). Jeder Todesfall der nicht in hohem Alter eintritt, wird von Zauberei abgeleitet (Gay I, 372). Die Prieſter oder vielmehr Zauberärzte, die in früherer Zeit runde Mützen und Büſchel von gewiſſen Seepflanzen vorn und hinten an ihren Mänteln oder Hemden aufgehängt trugen (ebend. 285), hatten denjenigen zu ermitteln der es dem Verſtorbenen angethan hatte, bei welchem ſich, wenn er behext war, eine kranke Leber finden mußte, daher man ihn ſtets ſecirte um den Verdacht der Zauberei zu conſtatiren oder zu widerlegen (Smith 236, Ovalle 326). Außer den Zauberärzten, die zum Zwecke der Kur gewöhnlich einen Hammel opfern, giebt es jedoch auch andere die ſich eines mehr rationellen Verfahrens bedienen (Molina a, 96). Vor dem Begräbniß wurden die Todten ſonſt oft mehrere Monate hindurch aufbewahrt (Marcgrav VIII, Append. c. 3). Neuerdings ſtellt man ſie nur einige Tage lang auf ein Gerüſt, ſolange das Todtenfeſt dauert, auch das Weib wird nicht mehr mit dem Manne begraben (Smith 173 f.), ſondern nur ihm der Sattel, Waffen, etwas Geld und Lebensmittel, dem Weibe die Spindel oder Küchengeräthe mitgegeben; bei manchen wird an dem Grabe ein Pferd geſchlachtet und deſſen Haut auf einer Querſtange aufgehängt die auf zwei Gabeln ruht, die Lanze des Todten aber, deren Stahlſpitze durch eine hölzerne erſetzt iſt, daneben geſtellt (ebend. 172). Das Grab bezeichnet man durch eine Pyramide von Holz und Steinen (Molina a, 85, Ovalle 320), anderwärts durch eigenthümlich geſchnitzte Pfähle, an denen ein zweiköpfiger Adler zu ſehen iſt, ſeltener durch menſchliche Figuren; weiter im Süden umgiebt man es mit einem rohen Zaune von Bretern innerhalb deſſen eine Lanze ſteht (Smith 291, 309, 227). Der Todte erhält im Grabe eine ſitzende Stellung und ſein Geſicht wird nach Weſten gerichtet, wo

das Geiſterland liegt, doch fehlt es meiſt an einer beſtimmteren Vorſtellung von der Beſchaffenheit dieſes letzteren (ebend. 173 f., d'Orbigny I, 406). Die Seelen der Todten, ſagt man, gehen nach Weſten auf die andere Seite des Meeres und führen dort ein ähnliches Leben wie hier auf Erden; man ſtreut ihnen Aſche auf den Weg, damit ſie nicht zurückkommen (Ovalle 263, Molina a. 83). Auf dieſe Fahrt über's Meer bezieht es ſich ohne Zweifel, daß die Leiche vor dem Begräbniß in einem Kahne im Hauſe aufgehängt oder auch in einem ſolchen begraben wird (Domeyko 58, Miers II, 467). Das Begräbniß eines Häuptlinges in dieſer Art mit ſeinen vielen täglichen Lobreden auf den Verſtorbenen in dialogiſcher Form, ſeinen Hammelopfern, Reitermanoeuvres und Trinkgelagen (Pulque) hat aus neuerer Zeit Gay (Bullet. soc. georg. 1844. I, 273) geſchildert. Bei den Pehuenche herrſcht derſelbe Glaube an Zauberei und an ein anderes Leben jenſeits des Meeres (Pöppig I, 393 f., Mac Cann I, 119, 123, de la Cruz 38. 53), ſie ſtellen ſich aber das Jenſeits als ein kaltes Land vor und ſuchen deshalb den Todten mit Feuer zu erwärmen. Er wird auf ein Pferd gebunden und zum Grabe geführt, in welchem man für ihn ein Bett zurechte macht; auf dieſes ſetzt man ihn, giebt ihm den Zaum in die Hand und erſchießt dann das Pferd (ebend. 48).

Die Eingeborenen von Copiapo bis zum Maule bezeichnet Olaverria (1594, bei Gay II, 19 ff.) als feig und unkriegeriſch; nicht beſſer, ſagt er, ſtehe es um die von Imperial (Cauten) ſüdwärts lebenden, aber die zwiſchen dem Maule und Imperial, beſonders die zwiſchen dem Rio Ruble und Biobio, ſeien äußerſt tapfer. Schon damals konnten ſie 5—600 Reiter ſtellen, führten lange Lanzen, (von den Spaniern erbeutete) eiſerne Dolche, Pfeile mit Knochen- und Steinſpitzen, Keulen, Panzer und Helme von Fellen, letztere mit großen Federbüſchen geſchmückt, und ſaßen nach Valdivia's Zeugniß ſehr gut aus (ebend. I, 125. Olaverria ebend. II, 33); im Jahre 1611 waren ſchon viele derſelben ſogar mit eiſernen Panzern verſehen (ebend. 239. 440). Hiermit ſtimmt Molina's (a. a. O.) Angabe zuſammen, daß ſie ſeit 1565 Karabiner beſaßen und daß die ſeit 1585 gut eingeübt und diſciplinirt war. Die Hand auf den Zügeln in der Schlacht, das Fußvolk im Centrum. Letzteres war in Compagnieen zu 100 und in Regimenter zu 1000 Mann getheilt, die ihre eigenen Fahnen

hatten. Ob die runden platten Steine mit einem Loche in der Mitte, die sich in großer Zahl in ihrem Lande finden und denen ähnlich sind die Cook in der Südsee als Waffen im Gebrauche fand (Molina 58 note), hier dieselbe Bestimmung hatten, ist unbekannt. Als Proviant trug jeder Krieger einen Sack Mehl bei sich; im Kriege herrschte strenge Disciplin, große Vorsicht und Wachsamkeit und geschickte Taktik (vers. a, 70). Verwundete Feinde und Gefangene wurden stets umgebracht, nur Häuptlinge ausgelöst, die alten Leute aber meist geschont (Miers II, 487 f.). Ein Pfeil mit einem rothen Faden galt als Kriegserklärung und zugleich als Aufforderung zu einem Schutz- und Trutzbündniß (Molina a, 66, Ovalle 205). Der feierliche Friedensschluß wurde mit dem Blute eines oder mehrerer Lamas besiegelt, mit welchem man die Erde und das Rohr besprengte das von einem Häuptlinge als Zeichen des Friedens getragen wurde (ebend. 253). Die Pehuenche werden als weniger kriegerisch geschildert: sie gehen nur auf Ueberfall Raub und Plünderung aus, zu offenen Schlachten fehlt ihnen der Muth, und kaltblütiger Widerstand bringt sie schnell zum Weichen (de la Cruz 31, 40, Pöppig I, 388). Beschwerden Einzelner gegen ein anderes Volk legt man der großen Versammlung zur Berathung vor, die Krieg oder Frieden beschließt. Weiber und Kinder werden nicht getödtet, sondern als Kriegsgefangene fortgeführt und gut behandelt, sie sind aber verkäuflich (de la Cruz 39 f., 46 f.).

Es gehört nicht zu unserer Aufgabe die langwierigen und erbitterten Kämpfe welche die Spanier mit den Araucanern geführt haben, im Einzelnen zu erzählen, um so weniger als dieß in dem ausführlichen Werke von Gay, das sich auf eindringende Quellenstudien gründet, in befriedigender Weise geschehen ist; aber allerdings werden wir aus dieser Kriegsgeschichte einige Hauptmomente und namentlich dasjenige hervorheben müssen, was in Hinsicht auf die Nationalität der Araucaner und ihr Schicksal im Zusammenstoß mit den Europäern von Wichtigkeit ist.

Auf die unglückliche Expedition Almagro's (1535 ff.) gegen Chile folgten die Kriegszüge Valdivia's (1540 ff.). In dem Hauptlande der Araucaner südlich vom Maule gelang es längere Zeit den Spaniern durchaus nicht dauernde Erfolge zu erringen: die Städte die sie gründeten, wurden zu wiederholten Malen von jenen wieder zerstört, die Eingeborenen griffen trotz der gegen sie gerichteten Feuer-

waffen tapfer an, ſuchten ſtets, ohne deren Wirkung abzuwarten, möglichſt ſchnell handgemein zu werden, hielten in ihren geſchloſſenen Carrés „wie die alten Deutſchen“ (como tudescos, ſagt Valdivia ſelbſt bei Gay I, 92) bis zum Aeußerſten Stand, und machten oft in völlig geordneter Weiſe ihren Rückzug. Sie lebten im Kriege von Zwiebeln, kleinen Sämereien, dem Hafer ähnlich, und von anderen Pflanzen die von ſelbſt wuchſen, und ſäeten nur wenig Mais zu ihrem Unterhalt (ebend. 53). Oefters kam es vor daß ihr Toqui den Feldherrn der Spanier zum Einzelkampfe herausforderte und daß dieſer darauf einging. Auch die Weiber der Eingeborenen kämpften häufig mit und mehrere derſelben zeigten ſich als wahre Heldinnen. Als die Spanier bis über den Maule zurückgetrieben und ihnen in einer blutigen Schlacht durch einen muthigen Angriff ſogar ihre Kanonen abgenommen worden waren, zog der erſt neunzehnjährige Held Lautaro, der mehr als einen Dichter begeiſtert hat, ſogar gegen Santiago. Er gewann es nicht und fiel mit ſeiner ganzen Schaar von 600 Kriegern, Flucht und Gnade verſchmähend, ſeiner Kühnheit zum Opfer (1556). Man muß geſtehen daß die geſammte Geſchichte nur wenig ähnliche und nirgends größere Beiſpiele von Tapferkeit und Heldenmuth aufzuweiſen hat als ſie die Araucaner in ihrem Freiheitskampfe gegeben haben. Daß ſie in ihm endlich dennoch unterlagen, daß ſie durch ihn verwilderten und ſanken — der Krieg dauerte mit geringen Unterbrechungen nicht viel weniger als 200 Jahre — war ein unvermeidliches Schickſal, das jenem Lobe keinen Eintrag thun kann. Mendoza's barbariſche Grauſamkeiten (1557 ff.), der die Gefangenen auf's Furchtbarſte martern und verſtümmeln, den heldenmüthigen Toqui Caupolican pfählen ließ und eine Menge anderer Greuel beging, bilden den traurigſten Contraſt zu der bereitwilligen Aufopferung und der moraliſchen Kraft der Araucaner. Sie trugen nur dazu bei dieſe noch mehr zu erbittern. Vorzüglich ſeit 1597 geriethen bis 1602 faſt alle Niederlaſſungen und feſten Plätze der Spanier ſüdlich vom Biobio wieder in ihre Hände, und von dieſer Zeit an gingen die vergeblichen Kriege gegen ſie faſt ununterbrochen fort bis zum Frieden von 1724. Im eigentlichen Araucanien iſt von allen Städten die ſie gründeten, den Spaniern nur Arauco geblieben.

Der König von Spanien hatte 1578 befohlen an verdiente Männer Ländereien in Chile auszutheilen, wie anderwärts, jedoch ohne

den Eingeborenen Nachtheil zuzufügen. Man gab ihm darauf zur Antwort daß dieſe letzteren auf alles Land Anſpruch machten und ſtellte ihm weiter vor, daß ſie wegen ihrer Armuth keinen Tribut geben, ſondern nur perſönliche Dienſte leiſten könnten (Gay II, 110ff.). In den eroberten Landestheilen wurde die einheimiſche Bevölkerung natürlich ſehr ſchwer gedrückt, und ſchon Celada's Bericht vom Jahre 1610 ſpricht von einer großen Verminderung derſelben, die in Folge davon eingetreten ſei, daß die ſpaniſchen Soldaten ſie zu ihrem Dienſte, die Weiber zum Concubinate fortſchleppten, daß die perſönliche Dienſtbarkeit zu der ſie gepreßt würden, äußerſt hart ſei, und daß friedliche Menſchen in großer Menge als Sklaven in und außer Landes verkauft würden unter dem Vorwande der Kriegsgefangenſchaft und der Rebellion (ebend. II, 197). Dieſen groben Mißbräuchen wollte der König 1622 durch ein Verbot aller und jeder perſönlichen Dienſtbarkeit der Indianer ſteuern: nur Defenſivkriege ſollten in Zukunft gegen ſie geführt werden, und nur die Gefangenen die man in dieſen machen würde, ſollten Sklaven ſein; indeſſen blieben gleichwohl einige Kategorieen der Encomiendas beſtehen, der Tribut den die Indianer ihrem Schutzherren (encomendero) leiſten und die Zeit welche ihnen von der Arbeit frei bleiben ſollte, wurden zum Theil durch ſehr verwickelte Beſtimmungen geregelt (ebend. 317ff.): es blieb daher factiſch Alles beim Alten.

Einige Franciscaner ſind ſchon kurze Zeit nach der Gründung von Valdivia 1551 (Gay I, 340), die Jeſuiten im Jahre 1593 nach Chile gekommen. Ein königliches Schreiben an die Araucaner von 1610 hatte ihnen zugeſagt daß ſie frei von jeder Bedrückung als Vaſallen der ſpaniſchen Krone leben ſollten, und ihnen zugleich empfohlen Miſſionäre bei ſich aufzunehmen (ebend. 261). Daß jenes leere Verſprechen ſie nicht blendete und dieſe ſchlaue Ermahnung nur wenig Verlockendes für ſie hatte, erklärt ſich hinreichend aus der Lage in welche ſie den unterworfenen Theil der Bevölkerung gerathen ſahen. Auch zeigte ſich ſchon nach kurzer Zeit wie jener väterliche Rath gemeint war, denn nach dem mißglückten Verſuche des Padre Luis de Valdivia die Araucaner mit Hülfe der Religion zu pacificiren, wurden (1625) jene milderen Maßregeln wieder beſeitigt und der Krieg auf's Neue in aller Strenge aufgenommen. Der Verſuch eine feſte Demarcationslinie zwiſchen den Spaniern und den Eingeborenen zu ziehen,

ſcheiterte ebenſo wie die Bemühungen die letzteren in Dörfern anzuſiedeln, da ſie auch darin, durch mehrere Erfahrungen belehrt, nur ein neues Mittel zu ihrer Unterjochung ſahen (ebend. 283). Bei Gelegenheit der Friedensunterhandlungen im Jahre 1612 wurden ebenſo wie bei dem wirklichen Friedensſchluſſe von 1642 ſogleich Jeſuiten zu den Araucanern geſchickt, aber ihre Thätigkeit blieb faſt ganz erfolglos, meiſt fehlte es auch an einer hinreichenden Anzahl von Miſſionären; nur im nördlichen ſpaniſchen Theile von Chile iſt die Bekehrung namentlich ſeit 1627 verhältnißmäßig gut von ſtatten gegangen (Ovalle 239, 257, 273, 320, 352). Die Beſtrebungen der Miſſionäre für den Frieden brachten die Sache oft auf guten Weg, aber dieſe günſtige Wendung war nicht von Dauer, und der Kampf fiel ſehr häufig für die Spanier unglücklich aus, da ſie vielfach nur darauf ausgingen Gefangene zu machen die zum Vortheil der höchſten Beamten dann verkauft wurden, und die Soldaten die ſich Proviant Küchengeräthe und andere Dinge von einem zahlreichen Indianertroß nachſchleppen laſſen mußten, gegen die frei und leicht beweglichen Eingeborenen nur äußerſt ſchwerfällig zu operiren vermochten (Gay II, 410ff.). Auch der 1663 mit mehr als 600 Häuptlingen zu Stande gebrachte Friede (ebend. 452) führte zu keiner Beruhigung des Landes. Auf's Neue ſuchte man daher die Wirkſamkeit der Miſſionäre zu verſtärken und die Indianer in deren Kreis zu ziehen: ein königliches Decret von 1697 befahl daß alle Indianer der Miſſionen ihre Häuptlinge und ihre politiſche Verfaſſung behalten, und auf 20 Jahre von ihrer Bekehrung an frei von Steuern und von aller perſönlichen Dienſtbarkeit ſein ſollten; ſogar eine Anſtalt zur Erziehung der Häuptlingsſöhne und ein Lehrſtuhl der araucaniſchen Sprache ſollten errichtet werden (ebend. I, 415). Der Erfolg blieb natürlich derſelbe. Bei den nomadiſirenden Pehuenche von S. Barbara am Biobio, bei den Huilliche Puelche und Poyas, auf die man ſie auszudehnen verſuchte, fanden die Miſſionen ebenfalls keinen Boden, nur in Chiloe gelang es ihnen feſteren Fuß zu faſſen (ebend. 310ff.), und es wird verſichert (326), freilich von einem Franciscaner, daß zur Zeit der Vertreibung der Jeſuiten (1767) zwiſchen den getauften und ungetauften Indianern größtentheils kein Unterſchied beſtand in Rückſicht ihrer Unwiſſenheit in der chriſtlichen Lehre, ihres Aberglaubens und ausſchweifenden Lebens*.

* Ausführliche Geſchichte der Miſſionen von Chile mit Angabe ihrer

Indeſſen verdient Berückſichtigung daß die Miſſion auf dieſem Gebiete mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Wo die Spanier bei den Eingeborenen Zutritt hatten, führten ſie berauſchende Getränke ein, kauften ihnen im Trunke ihre Kinder ab und plünderten ſie; die Klagen der Miſſionäre darüber, die Bitten der Indianer ſelbſt um die Abſtellung dieſes Mißbrauches halfen nichts, ſogar der Befehl des Königs blieb unwirkſam dagegen (ebend. 280, 294). In neueſter Zeit beſtehen vier Miſſionen im Norden des Araucanerlandes und acht in der Provinz Valdivia (Domeyko 85). Man ſagt daß die Indianer den Miſſionen zwar abgeneigt, aber doch jetzt leichter für ſie zu gewinnen ſeien, da die Bemühungen der früheren Zeit noch einige Spuren bei ihnen zurückgelaſſen hätten. An eine wirkliche Bekehrung derſelben iſt freilich wohl kaum zu denken: ſie dulden nur die Miſſionäre in ihrem Lande, weil ſie ihnen jetzt für unſchädlich gelten, alle anderen Europäer weiſen ſie zurück (Smith 182) oder verweigern ihnen wenigſtens jede feſte Niederlaſſung (Gardiner).

In allen Verträgen die ſie mit den Spaniern eingegangen ſind, haben die Araucaner auf der Beſtimmung beſtanden, daß in ihrem Lande keine Kolonieen gegründet werden dürften (Stevenson I, 40). Von ſpaniſcher Seite iſt dieſe Beſtimmung natürlich von jeher mißachtet und gebrochen worden, und wird es noch jetzt jeder Zeit, wenn der Vortheil der Weißen dieß verlangt. Die Araucaner ſelbſt ſind nicht mehr die tapferen Krieger der früheren Zeit, die den Weißen den Beſitz des Landes ſtreitig machen könnten; ihre Unternehmungen beſchränken ſich auf gemeine Räubereien, ſie liegen unter einander vielfach in Streit, und die Regierung von Chile erhält dieſe Zwiſtigkeiten um des eigenen Vortheils willen und läßt ihnen Branntwein verkaufen der ſie entnervt (Bardel bei d'Urville b, III, 273). Längere Zeit hindurch war Valdivia der Verbannungsort für peruaniſche Verbrecher (Alcedo); aus dieſer Schule und von europäiſchem Blute ſtammen die Leiter der räuberiſchen Indianerhorden im ſüdlichen Chile: Benavides und Pincheira heißen die allgemein verabſcheuten, mit jeder Schlechtigkeit gebrandmarkten Namen ihrer jetzigen Helden (Details über ſie bei Basil Hall I, 321 ff., Pöppig I, 446 ff., Sixteen years in Chile and Peru by the Gov. of Juan Fernandez, Lond. 1841,

geographiſchen Lage und Stiftungszeit bis zum J. 1767 bei Gay I, 306 ff. Verzeichniß der 1789 beſtehenden ebend. 396.

p. 148. 293 und ſonſt). Nur der Haß gegen die Weißen iſt ihnen geblieben. Er war ſo tief und allgemein, daß niemals ein Araucaner ſeine Landsleute an die Spanier verrathen zu haben ſcheint (wie Ulloa II, 62 ſagt), und daß ſie ſelbſt an eine Fortſetzung des Kampfes mit dieſen noch jenſeits des Grabes glaubten und im Gewitter das Getümmel desſelben zu hören meinten (Molina a, 86). Von den vielen Grauſamkeiten gegen ſie mit welchen die Spanier in dieſen Kriegen ſich befleckt haben, wollen wir, um zu zeigen wie jene Erbitterung geſchürt wurde, hier nur ein Beiſpiel mittheilen das Leighton (bei Miers II, 480) als Augenzeuge erzählt.

Von einem Indianerſtamme der ſich in ſeinem Verſtecke aller Nachforſchung entzog, konnte Major Rodriguez nur ein Weib auffinden mit ihrem Sohne und ihrer Tochter, die noch Kind war. Drohungen und Verſprechungen vermochten nichts über ſie um ſie zur Verrätherei zu bewegen. Da ließ man den Sohn niederknieen und erſchoß ihn vor den Augen ſeiner Mutter und Schweſter. Dennoch wollte das Weib nichts geſtehen. Auch ſie mußte niederknieen um zu ſterben: da erbot ſich die Tochter das Verſteck ihres Vaters und ihrer Brüder zu verrathen. Die Mutter ſtürzte wüthend über ſie her und wollte ſie erdroſſeln, doch man entriß ihr das Kind und ſchleppte ſie fort in der von dieſem angezeigten Richtung, während ſie die Tochter mit den bärteſten Vorwürfen wegen ihrer Feigheit und Entartung überhäufte. Ihre ganze Familie mußte ſie hinſchlachten ſehen und gab verzweifelnd und mit dem letzten Athemzuge den Mördern fluchend bei dieſem Anblicke ihren Geiſt auf.

Die Chonos ſind ein äußerſt rohes nacktes Fiſchervolk ohne Landbau und ohne Herden doch werden ſie nicht allein als kühn und ſehr geſchickt auf dem Waſſer ſondern auch als frei von Trunk und anderen Laſtern, als ſehr gelehrig und dem Chriſtenthume leicht zugänglich geſchildert (Bericht v. 1729 bei Gay I, 505 Ovalle 330 355 ff.) Im Uebrigen weiß man wenig oder nichts von ihnen. Die Eingeborenen im Süden von Cap Tres Montes bis zur Magalhaes-Straße, die von King und Fitzroy zu den Chonos gerechnet werden, glauben an ein gutes höchſtes Weſen das ſie im Unglück anrufen, und an böſe Geiſter mit deren Bild das Bündel rothgemalter Aexte und Lanzen verſehen wird, das bei ihnen als Kriegserklärung gilt. Ihr Scharfſinn und ihre genaue Localkenntniß werden gerühmt (King und F.

II, 190ff.). Ladrillero (bei Gay II, 56) erzählt (1557) von den Eingeborenen der Küſte unter 48° ſ. B., daß ſie halbmondförmige Kähne von Baumrinde mit einer Hütte darauf beſitzen, welche mit Schlingpflanzen gebunden und zwiſchen den Rippen und der äußeren Bekleidung mit Stroh und Gras ausgeſtopft ſind wie ein Vogelneſt, daß ſie ſich in Robbenhäute kleiden und nur von Seethieren leben. Ob die Huilli die er nördlich von 47° ſ. B. nennt zu den Chonos gehören, wiſſen wir nicht: ſie leben faſt ganz in ihren aus drei Bretern beſtehenden Kähnen, fiſchen mit Angeln und Netzen die ſie aus Baumbaſt machen, und kleiden ſich theils in Mäntel die aus demſelben Materiale beſtehen, theils in die Wolle einer kleinen Hundeart (ebend. 96).

---

## Die Chiquitos und Moxos, die Antiſaner und die Völker von Maynas.

Wenden wir uns jetzt nach Norden in's Innere von Süd Amerika zurück, ſo ſtoßen wir auf die Chiquitos, die d'Orbigny nebſt den Moxos zu ſeiner „Pampas-Raçe" gerechnet hat, obgleich die Sprachen dieſer Völker gar keine Verwandtſchaft, ihre Körperformen nur geringe Aehnlichkeiten, ihr Temperament und ihre geiſtigen Eigenthümlichkeiten aber ganz entſchiedene Gegenſätze zeigen. Wenn wir hier die Chiquitos Moxos und Antiſaner zuſammenfaſſen, ſo geſchieht dieß nicht um dadurch ihre ethnographiſche Zuſammengehörigkeit zu bezeichnen, denn eine ſolche läßt ſich bis jetzt nicht nachweiſen, ſondern weil bei dieſen iſolirt ſtehenden und noch ſehr wenig bekannten Völkern nichts weiter möglich iſt als ſie nach ihrer geographiſchen Lage zu gruppiren.

Chiquitos wurde von den Spaniern zuerſt das Volk der Travaſicoſis genannt (Guzman III, 4), nicht weil ſie ſelbſt von kleiner Statur geweſen wären, wie ihr Name erwarten läßt, ſondern weil ſie (ſo erzählt man) in ſehr kleinen Hütten von der Geſtalt eines Backofens mit ſo niedrigem Eingange wohnten, daß man nur kriechend hineingelangen konnte (Lettres édif. II, 134, Charlevoix II, 218). Die Richtigkeit dieſer Angabe wird dadurch verdächtig, daß niedrige Thüren an den Indianerwohnungen kaum etwas Auffallendes für die

Spanier haben konnten, da ſie ziemlich häufig auch anderwärts vorkommen: es verdient daher Berückſichtigung daß der Titicaca-See auch Chucuito-See heißt (Alcedo), daß eine ſeiner Inſeln denſelben Namen führt (Bayer 296), daß es einen Ort Chucuito an der Weſtſeite desſelben giebt, und daß die Städte Chuquiſaca und das Dorf Chuquibamba ebenfalls auf ein alt einheimiſches Wort hinzuweiſen ſcheinen, das vielleicht die Wurzel jener Benennung enthält.

Die Chiquitos hatten das Land im Weſten von S. Cruz-de la Sierra inne, reichten nach Oſten 150 lieues weit bis zum Paraguay an den See der Xarayes, ihnen im Norden lagen die Berge der Tapacures (Provinz Moxos), im Süden das alte Santa Cruz (Lettres éd. II, 133, 155). Nach Pater Burgos (Allerh. Brief IV, 41) erſtrecken ſie ſich in einer Ausdehnung von ungefähr 100 Stunden von 16° bis 23° ſ. B., nach Charlevoix (II, 215, 223) von 14°—21°, haben die Moxos im Oſten und beſtehen aus einer Menge ſehr verſchiedener Völker, unter denen das der Chiquitos im engeren Sinne, bei welchem die Sprache der Männer in vieler Beziehung von der der Weiber abweicht (Vater III, 2, 559 nach Gilii; d'Orbigny II, 163), das bedeutendſte war. Dieſes lebt, in eine Menge einzelner Stämme getheilt, im Mittelpunkte des Landes zwiſchen 16 und 18° ſ. B. (d'Orbigny II, 154), und ſeine Sprache war es — Castelnau (III, 222) nennt ſie Moncoca — welche die im Jahre 1690 von den Chiriguanas herübergekommenen Jeſuiten-Miſſionäre (Lozano 276), zur allgemeinen Sprache des Landes zu machen ſtrebten. Die Ueberfälle der Portugieſen (Pauliſten, Mameluken) von Braſilien her, die ſich bisweilen ſogar als Prieſter verkleideten um die Indianer zu fangen (Lettres éd. II, 160), ſtörten zwar das Miſſionswerk vielfach (zuerſt 1696) durch den Menſchenraub den ſie im größten Maßſtabe trieben (Erbaul. Geſch. 6) und zwangen zu öfterer Verlegung der Miſſionsdörfer, deren erſtes am Guapai gegründet worden war, doch gab es ſchon 1726 deren ſechs (ebend. 136, 157), und die Bekehrung nahm hier durchgängig einen leichten und raſchen Fortgang. Im Weſten gehörte Buena-viſta noch zu den Miſſionen der Chiquitos (Viedma a, §. 326), und wie überall ſo wurden auch hier durch die Jeſuiten die Völker mehrfach verſetzt und durcheinandergeworfen. Die 600 Indianer von Villa Maria öſtlich vom oberen Paraguay ſollen ebenfalls Chiquitos ſein (Castelnau III, 35).

Die Anzahl der verſchiedenen Völker und Sprachen der Provinz Chiquitos wird von Castelnau (III, 222) nur zu ſieben, von d'Orbigny zu elf angegeben. Dieſe ſind nächſt den Chiquitos in engerem Sinne, zu denen auch das ſehr zahlreiche Volk der Mannacicas im Norden von S. Xavier und im Oſten und Süden des Tapacures gehört zu haben ſcheint (Lettres éd. II, 173), die Zamuca oder Samucu die ſonſt unter 16° ſ. B. (Lettres éd. II, 191), nach einer anderen Angabe ſüdlich zwiſchen 18 und 20° ſ. B. an der Grenze von Chaco lebten (d'Orbigny) — die Morotocos ſind von ihnen nur dialektiſch verſchieden (Vater, Mithrid. III, 2, 553 nach Hervas, d'Orbigny II, 142) —, die Saraveca früher unter 16° ſ. B. und 62° w. L. v. Paris, die Otukes (Otuquis) in 17—18° ſ. B. und 60° w. L. von Paris und kleine Reſte einer Reihe von Völkern, deren eigene Sprachen faſt ſämmtlich erloſchen und dem Chiquito gewichen ſind: Curuminaca, Covareca, Curaves, Tapiis, Curucaneco, Corabeca, Paiconeca; letztere, die zahlreichſten, lebten um 16° ſ. B. und 63—64° w. L. von Paris (d'Orbigny). Im Gebiete der Otuquis, im Südoſten der Provinz Chiquitos, leben in neuerer Zeit auch einige Guaycurus (Kriegk 26). Die Chiquitos ſind hell olivenbraun, mittelgroß (nach Charlevoix II, 218 meiſt größer), 1,663 Meter im Mittel, ziemlich kräftig gebaut, von faſt rundem, auf den Seiten nicht zuſammengedrücktem Kopf und rundem vollem Geſicht (P. Burgos a. a. O. nennt es länglich) mit weichlichen Zügen und lebhaftem Ausdruck. Die Stirn iſt niedrig und gewölbt, die Naſe nur wenig platt, die Augen ſtehen horizontal, nur iſt deren äußerer Winkel bisweilen etwas hinaufgezogen, die Augenbrauen ſind ſchwach, doch angenehm gebogen, die Backenknochen ſtehen nicht hervor, Mund und Lippen ſind wohlgebildet, das Kinn kurz und gerundet; der Bart bedeckt nur den unteren Theil desſelben und iſt ſonſt gering (d'Orbigny II, 125, 133 f., 160). Bei den Samucu iſt die Stirn ebenfalls niedrig, aber nur wenig gewölbt (ebend. 146). Die Otuquis ſind von hellerer Farbe als die anderen Völker (Kriegk 22).

Nach den Berichten der Miſſionäre trieben die Chiquitos in alter Zeit nur unvollkommenen Landbau und fingen dieſen immer erſt nach der Jagd an, welche vom Mai bis zum Auguſt zu dauern pflegte (P. Burgos). Nur Herrera (VIII, 5, 10) erzählt, ſie hätten viel Mais Bohnen Gemüſe und Baumwolle gebaut und ihre Weiber ſeien be-

kleidet gegangen. Letztere trugen nach d'Orbigny (II, 139) ein Hemd ohne Aermel, nach den Lettres édif. (II, 134) nur eine Schürze und ſchliefen ſelbſt auf der Erde, während die Männer ſich der von jenen gewebten Hängematten als Betten bedienten. Wahrſcheinlich verhielt ſich dieß anders bei den Morotocos, bei denen die Männer ganz den Weibern unterworfen geweſen ſein ſollen und die niedrigſten Dienſte verrichten mußten (ebend. 186, Erbaul. Geſchichten 221), und vielleicht bei den Mañacicas, deren materielle Cultur etwas höher entwickelt geweſen zu ſein ſcheint: ihre Weiber webten Baumwollenzeuge und machten ſchönes Irdengeſchirr (Lettres éd. II, 174), ſie wohnten in gut gebauten hölzernen Häuſern (Muratori 44, Charlevoix II, 252). Ihre Dörfer beſtanden aus ordentlichen Straßen und freien Plätzen und hatten vier größere Häuſer, in denen die Häuptlinge wohnten, Verſammlungen und Gottesdienſt gehalten wurden (Erbaul. Geſch. 288, Lettres éd. II, 173). Die Tavaſicoſis befeſtigten ihre Dörfer mit Paliſadenzäunen Gräben und Fußangeln (Guzman III, 4). Sonſt werden die Wohnungen der Chiquitos als kleine niedrige Strohhütten geſchildert; nur die jungen ledigen Männer — nicht die jungen Leute beiderlei Geſchlechts wie d'Orbigny (II, 138) angiebt — lebten in einem großen Hauſe zuſammen (Burgos a. a. O., Erbaul. Geſchichten 52). Daß Ausſchweifungen bei ihnen gewöhnlich geweſen ſeien, wird ausdrücklich in Abrede geſtellt (ebend. 48), nur dem Trunke waren ſie ergeben (ſie bereiteten ein berauſchendes Getränk aus Mais), hielten viele Gelage und Feſtlichkeiten, bei denen Muſik, namentlich eine Art von Flöten, und Tanz nicht fehlten, und ſtanden überhaupt in ſehr lebhaftem geſelligen Verkehr untereinander (ebend. 53, 55), da ein äußerſt fröhliches und heiteres Temperament zu ihren Haupteigenſchaften gehört. Ihr Leichtſinn ging ſo weit daß ſie ſich oft bewegen ließen ſelbſt ihre Kinder zu verkaufen, ſie waren aber auch gutmüthig genug die Gefangenen die ſie im Kriege machten, ganz in ihren Stamm aufzunehmen (P. Burgos). Im Kriege waren ſie jedoch tapfer und deshalb von ihren Nachbarn gefürchtet (Erbaul. Geſch. 48), vorzüglich die Samucus und Morotocos (d'Orbigny II, 148); die Tavaſicoſis ſollen vergiftete Pfeile gehabt haben (Guzman III, 4), den Mañacicas wird ſogar Cannibalismus Schuld gegeben (Lettres éd. II, 173). Kähne und Schifffahrt kennen die Chiquitosvölker nicht und Fiſche verſtehen ſie nur zu fangen mit Hülfe narkotiſcher

Mittel die ſie in's Waſſer werfen um die Thiere zu betäuben (d'Orbigny II, 139). Als Schmuck trugen ſie ſonſt eine kleine Zinnplatte in der Unterlippe (Erbaul. Geſch. 49).

Die Häuptlingswürde war nicht erblich, ſondern wurde durch Wahl vergeben; an ſie knüpfte ſich das Vorrecht mehrere Weiber zu haben (P. Burgos, Lettres éd. II, 134, Charlevoix II, 219). Bei den Mannacicas ging ſie indeſſen auf den älteſten Sohn über, und zwar ſobald dieſer erwachſen war; ihre Häuptlinge hatten unbeſchränkte Gewalt und erhielten Abgaben, man baute für ſie das Feld, verſorgte ſie reich mit Lebensmitteln und begrub ſie in ausgemauerten Gewölben unter der Erde (Erbaul. Geſch. 290, Lettres éd. II, 174). Die Häuptlinge der Chiquitos ſind oft zugleich Aerzte (d'Orbigny II, 168 nach Charlevoix II, 217) und heilen die Krankheiten durch Ausſaugen des leidenden Theiles, weil man ſich denkt daß ſie durch Thiergeiſter entſtehen die in den Leib des Kranken ihren Weg gefunden haben und ihn von innen zernagen (P. Burgos). Auch das Anblaſen dient als Heilmittel oder die Tödtung des Weibes durch deſſen Zauber das Leiden verurſacht war (Erbaul. Geſch. 44 ff., Lettres éd. II, 133). Es iſt wohl nur eine Mißdeutung dieſes Verfahrens, wenn P. Burgos von Menſchenopfern ſpricht die zur Kur erforderlich geweſen ſeien. Nächſt der Hexerei gelten ihnen Verſtöße gegen ihre mannigfaltigen abergläubiſchen Obſervanzen als Haupturſache der Krankheiten.

Sie haben vielerlei Omina und anderen Aberglauben, fürchten ſich vor böſen Geiſtern, aber es findet ſich keine Art von Cultus bei ihnen, obwohl ſie den Mond ihre Mutter nennen und bei deſſen Verfinſterung viele Pfeile abſchießen um ihn, wie ſie ſagen, gegen die Hunde zu ſchützen die ihn beißen wollen (Erbaul. Geſch. 58 f., Lettres édif. II, 135). Auch an ein Leben nach dem Tode glauben ſie, und denken ſich Donner und Blitz durch die Seelen der Todten verurſacht, die ſich neben den Sternen am Himmel niederlaſſen wollen und darüber mit ihnen in Kampf gerathen (Charlevoix II, 221). Die Mañacicas beſprengten die Todten mit Waſſer um ſie von jedem Makel zu reinigen, und erzählten von einer Brücke welche die abgeſchiedenen Seelen zu paſſiren haben, deren manche bei dieſer Gelegenheit im Waſſer verunglücken (Erbaul. Geſch. 307 ff., Lettres éd. II, 176). Sie hatten drei Hauptgötter, deren häßlichen Bildern ſie Trank- und Speiſeopfer darbrach-

ten, doch wurden die Idole (ſolche werden auch bei anderen Völkern in Chiquitos erwähnt — Erbaul. Geſch. 372) ſorgfältig verborgen gehalten und nur bisweilen von den Prieſtern, die allein Zutritt zu ihnen hatten, dem Volke gezeigt (ebend. 295 ff.). Die Jeſuiten fanden ſich durch die Dreizahl der Götter und noch ſtärker dadurch an chriſtliche Lehren erinnert, daß in den religiöſen Sagen der Eingeborenen auch von einem großen Lehrer der Menſchheit die Rede war, welcher auf übernatürliche Weiſe von einem Weibe geboren, auf der Erde vieles Wunderbare gethan, zuletzt aber ſich in die Luft erhoben und in die Sonne verwandelt haben ſollte (Charlevoix II, 253, Muratori 44, Lettres éd. II, 175). Wahrſcheinlich ſind gewiſſe Aehnlichkeiten die vorhanden ſein mochten, ihnen größer erſchienen als ſie waren.

Die Miſſionäre fanden die Chiquitos thätig und arbeitſam, zugänglich und leicht zu behandeln: ihren Lehren und Einrichtungen wurde bei ihnen eine noch bereitwilligere Aufnahme zu Theil als bei den Guaranis (Charlevoix II, 218), und die Eingeborenen machten unter ihrer Leitung hier noch bedeutendere Fortſchritte in materieller Cultur als in Paraguay. Namentlich lernten die Chiquitos und Moxos ausgezeichnet ſchöne Baumwollenzeuge weben, und der Fleiß dieſer wie ſo vieler anderer Jeſuitenzöglinge unter den Indianern widerlegt, wie Viedma (b, §. 98) bemerkt, vollſtändig das oft gehegte Vorurtheil daß es dem Indianer unmöglich ſei ſich an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen. Daß ſie überhaupt ſehr gute Fähigkeiten beſaßen, wird vielfach bezeugt (Viedma a, §. 521). Die Einrichtungen der Jeſuiten-Miſſionen in Chiquitos waren die nämlichen wie in Paraguay. Aller Verkehr ihrer Zöglinge mit den Weißen oder mit heidniſchen Indianern wurde ſtreng verboten. Wie die frommen Väter ſelbſt heilten auch die von ihnen Bekehrten Kranke durch Gebet; die jungen Chriſten „achteten einen Roſenkranz mehr als alle anderen ſchätzbaren Sachen“; hatten ſie ein Vergehen begangen, ſo gaben ſie ſich ſelbſt an um dafür Buße zu thun, und manche gingen in der chriſtlichen Ergebung ſo weit, daß ſie ſich, um nicht Böſes mit Böſem zu vergelten, von ihren Feinden ſogar ohne Gegenwehr überfallen und todtſchlagen ließen (Erbaul. Geſch. 117 ff., 129, 212 f. und ſonſt). Sie ſcheinen dabei die Roſenkränze Kreuze und Marienbilder als Amulete, und die Sacramente als Heilmittel in Krankheiten betrachtet zu

haben. In intellectueller Bildung haben sie durch die Bekehrung wohl schwerlich einen Schritt vorwärts gethan.

Wie die meisten anderen Indianervölker sind auch die Chiquitos schwer von den Blattern heimgesucht worden (Dobrizhoffer I, 66). Nach der Vertreibung der Jesuiten, die hier wie überall das Bekehrungswerk mit Aufopferung getrieben hatten, verschlimmerte sich ihre Lage in hohem Grade. Weltliche Administratoren traten an die Stelle der Missionäre und ernteten die Früchte des Fleißes der Indianer, die im Elend leben mußten (Viedma a, §. 521 ff.). Die kirchlichen Feste geben diesen Veranlassung zu Trunk und Liederlichkeit, sie werden von ihren Geistlichen durch hohe Abgaben und Frohnen gedrückt, und die letzteren selbst thun schlecht ihre Schuldigkeit (ebend. 453, 456 ff.). Man hat sie in neuerer Zeit für frei erklärt, doch müssen sie drei Tage der Woche für öffentliche Zwecke arbeiten zum Besten der Gemeindekasse, aus welcher der Schullehrer bezahlt, die Armen und Kranken unterhalten werden; außerdem hat jeder Mann vom 18. Lebensjahre an Naturalabgaben im Werthe von zwei Piastern zu leisten, und sie beklagen sich über die Habsucht ihrer Geistlichen, gegen die sie trotzdem aber sehr anhänglich und unterwürfig sind (Castelnau III, 213 ff.).

Die Tapacures, welche in älterer Zeit mit den Moxos zu einem Volke vereinigt, sich später von ihnen getrennt haben sollen (Lettres éd. II, 77), und die Yuracares, die d'Orbigny zu seinem Stamme der Antisaner rechnet, scheinen nach Vater (Mithrid. III, 2, 558) ursprünglich vielmehr den wahrscheinlich erloschenen Manazi-Dialekt der Chiquitos-Sprache geredet zu haben, von den Jesuiten aber in Gegenden versetzt worden zu sein, wo der Tao-Dialekt derselben Sprache herrschte. Viedma (a, §. 365) giebt die Sprache der letzteren wohl irrthümlich als dem Moxos sehr ähnlich an. Die Tapacures, welche sonst unter 15° s. B. und 64—65° w. L. von Paris lebten, werden von d'Orbigny (II, 217, 199 ff.) für das Volk gehalten das er sonst Chapacuras nennt und den Indianern von Chaco in ihren Körperformen, den Chiquitos in der Hautfarbe ähnlich schildert, obwohl er es unbestimmt läßt ob sie zu den letzteren oder zu den Moxos zu rechnen seien.

Die Yuracares, deren Name im Quichua „weiße Menschen" bedeutet, leben in einer Ausdehnung von 20—30 lieues westlich von

S. Cruz de la Sierra und östlich und nordöstlich von Cochabamba (d'Orbigny I, 354, 341), im Norden von Cochabamba und Mizque, namentlich am Chapari und in der Mission S. Carlos in der Nähe von Buena-vista (Viedma a, 221, 339, 334). Ob die Chues, die ursprünglichen Bewohner von Mizque, die am Ende des vorigen Jahrhunderts fast ausgestorben waren (ebend. 206), zu ihnen gehören, wissen wir nicht. Sie wohnen in dichten heißen Wäldern und sind nicht dunkler als viele Südeuropäer, 1,66 bis 1,76 Meter groß, stark und schön gebaut; ihr Gesicht ist fast oval, die Stirn niedrig und ein wenig gewölbt, die Nase deren Löcher nicht weit offen stehen, ziemlich lang und oft gebogen wie bei den Aymaras und Quichuas, von denen sie sich aber durch weit hellere Farbe unterscheiden; die Augen stehen horizontal, die Augenbrauen sind schmal und gebogen, die Backenknochen treten nur wenig hervor, Mund und Lippen sind wohlgebildet, der Ausdruck des Gesichtes lebhaft und stolz (d'Orbigny II, 346, 356). Von Charakter sind sie hochmüthig und unverschämt, grausam gegen sich und gegen Andere: bei ihren Festlichkeiten schlagen sie sich viele und schwere Wunden; Kindermord Zweikampf und Selbstmord sind bei ihnen häufig, und obgleich sie nur familienweise zusammenleben und ohne Häuptlinge sind, sind sie doch selbst ohne Anhänglichkeit an ihre nächsten Verwandten (ebend. 359). Sie leben von Jagd und Fischfang, die sie beide mit Bogen und Pfeil treiben, daneben haben sie etwas Landbau (ebend. 361); indessen hat sich in neuerer Zeit ihre Wildheit etwas gemildert, sie stehen mit den benachbarten Spaniern in Handelsverkehr, manche nehmen sogar bei diesen Dienste und sind zum Christenthume bekehrt (Viedma a, 221). Sie verfertigen Irdengeschirr und kleiden sich in Hemden aus Baumbast ohne Aermel, die sie mit Hülfe von Schablonen mit regelmäßigen krummen Linien verschiedenfarbig bedrucken (d'Orbigny), auch weben die Weiber zum Theil Baumwollenzeuge (Viedma a, 365). D'Orbigny, der letzteres in Abrede stellt, erzählt mancherlei von ihrer Götterlehre, die eine große Mannigfaltigkeit mythologischer Wesen und ziemlich verwickelte Sagen darbietet, obwohl darin von keinem Weltschöpfer oder Weltbildner die Rede sein und aller Cultus den Yuracares fehlen soll. Anderwärts findet sich nur der Unsterblichkeitsglaube bei ihnen erwähnt (Erbaul. Gesch. 310). Vielleicht ist ihre Mythologie von peruanischem Ursprunge: die physischen Eigenthümlichkeiten

dieſes Volkes laſſen einen ſolchen Zuſammenhang vermuthen, und die von Pater Cavallero (1707) bei ihnen gefundene Erzplatte, auf welcher Sonne und Mond nebſt allen Zeichen des Thierkreiſes (?) zu ſehen waren, angeblich ein uraltes Geſchenk ihrer Götter (ebend. 348), ſcheint dieſen Gedanken zu unterſtützen, da ſie kaum eine andere Deutung zuläßt als eine ſolche die jener Vermuthung günſtig iſt.

Die Lage der Provinz Moxos (ſpr. Moſchos, vgl. d'Orbigny II, 154 note) wird verſchieden angegeben: zwiſchen 15 und 20° ſ. B. (Vater, Mithrid. III, 2, 552), zwiſchen 11 und 17° ſ. B., 64 und 72° w. L. v. Paris (Alcedo, d'Orbigny), zwiſchen 10 und 15° ſ. B. (Pater Nyel bei Coreal, Voy. III). Ihre Ausdehnung ſcheint mehrfach gewechſelt und in früherer Zeit weiter nach Süden gereicht zu haben, da Chalguani in der Breite von S. Cruz de la Sierra und die Umgegend des letzteren ſelbſt von den Jeſuiten zu den Moxos-Miſſionen gerechnet wurde (Viedma a, 228, 310). Dieſe fanden in dem Lande 39 verſchiedene Sprachen vor (Baraza in Allerhand Brief V, 65, Lettres éd. II, 72), während neuere Berichterſtatter deren nur noch 7 oder 8 erwähnen (Carasco 37, d'Orbigny), da die Miſſionäre in derſelben Weiſe wie in Chiquitos ſich bemüht hatten die Sprache des bedeutendſten Volkes dieſer Provinz, der Moxos in engerem Sinne, allgemein zu machen und die übrigen durch ſie zu verdrängen. Vater (Mithrid. III, 2, 617) hat an der letzteren die merkwürdige, zu weiteren Unterſuchungen einladende Entdeckung gemacht, daß ſie auffallende Aehnlichkeiten mit der Sprache der Maipure am oberen Orinoco zeigt, und hat vor d'Orbigny bereits hervorgehoben daß die Baures einen Dialekt derſelben reden.

Abgeſehen von den vorhin ſchon erwähnten Chapacuras, gehören hierher folgende Völker. Die Moxos in engerer Bedeutung, die ſich zwiſchen 13 und 16° ſ. B. in einer Ausdehnung von 5 Längengraden über den ganzen ſüdlichen und ſüdweſtlichen Theil des Landes erſtrecken, (d'Orbigny II, 196, 225), nebſt den am Apure unter 14° ſ. B. im Südweſten der Itonamas ſitzenden Baures (Lettres éd. II, 156, Allerh. Brief VII, 59); die Itonamas im Nordoſten des Landes, 13 bis 14° ſ. B. und 65—67° w. L. v. Paris (d'Orbigny II, 237); die Canichana, nach denen die Provinz Moxos ſelbſt Caniſie von den Eingeborenen genannt worden zu ſein ſcheint (Lettres éd. II, 59), früher im Weſten der Itonamas, und wieder weſtlich von ihnen die Movi-

ma; dann die Cayuvava, ehemals am Weſtufer des Mamore, 25 lieues oberhalb ſeiner Vereinigung mit dem Guapore oder Itenes, nach welchem die Ites oder Itenes benannt ſind, die zwiſchen dieſem Fluſſe und dem Mamore leben und nicht mit dem Guaranivolke der Guarayos verwechſelt werden dürfen, da ſie bisweilen auch dieſen Namen führen*; endlich die Pacaguara unter 10° ſ. B. am Zuſammenfluß des Beni und Mamore (d'Orbigny II, 243, 250, 254, 258, 262).

Die Moxos ſind robuſt gebaut, von olivenbrauner, doch nicht dunkler Farbe, meſſen im Mittel 1,670 Meter und ſind zum Fettwerden geneigt; das Geſicht iſt etwas länglich, von ſanftem, doch nicht heiterem Ausdruck, die Kopfform mehr länglich als bei den Chiquitos, die Stirn niedrig und ein wenig gewölbt, die Augen ſtehen horizontal und die Backenknochen ſpringen nur wenig hervor, die Naſe iſt kurz und platt mit offenen Löchern, doch nicht breit, der Mund mittelgroß mit etwas hervortretenden Lippen (ebend. I, 120, II, 193, 201 f.). Die Itonamas und noch mehr die Canichanas weichen von dieſem Typus ab: ſie ſind von etwas dunklerer Farbe, dickem Kopfe mit etwas langem Hinterhaupte und nähern ſich im Aeußeren den Völkern von Chaco. Die Itonamas, im Mittel nur 1,649 Meter hoch und oft mager, haben längeres Geſicht, ſtärker vorſtehende Backenknochen, kleineren Kopf und ſchmalere Stirn als die Moxos; die Canichana langes Geſicht mit ſehr niedriger gewölbter Stirn und etwas in die Höhe gezogenem äußeren Augenwinkel, vorſtehende Backenknochen, ſehr breite kurze und an der Wurzel eingedrückte Naſe mit offenen Löchern, großen Mund mit etwas dicken Lippen (ebend. 199, 202, 237, 245).

Die Moxosvölker halten ſich für Eingeborene ihres Landes im eigentlichen Sinne und wechſeln deshalb ihre Wohnſitze nicht (ebend. 235). Als die Jeſuiten zu ihnen kamen (1698)** unter denen Pater Cyprian der erſte war (er ſtarb 1702 bei den Baures den Märtyrertod) lebten ſie in völlig rohem Zuſtande, gingen unbekleidet (Lettres éd. II, 59) und trieben nur Jagd und Fiſchfang (ebend. 70, Baraza a. a. O. 64), doch fand die Bekehrung ebenſo leicht bei ihnen Eingang

* Vater (Mithrid. III, 2, 438) bemerkt indeſſen daß das Guaranivolk der Guarayos von den Jeſuiten zu den Miſſionen der Moxos geſchlagen wurde: die Richtigkeit jener Unterſcheidung zweier gleichnamigen Völker bei d'Orbigny wird dadurch wieder zweifelhaft.

** In der Relation bei Coreal (III, 278) ſteht irrthümlich 1675.

wie bei den Chiquitos, denen ſie in ihren Sitten ähnlich waren, obwohl von minder fröhlichem Temperamente. Nur die Baures ſtanden in ihrer Geſittung höher, wohnten in volkreichen, regelmäßig gebauten und mit Paliſaden befeſtigten Dörfern, führten Schilde die mit Baumwolle und Federn überzogen waren, und ihre Weiber waren anſtändig bekleidet (Lettres éd. 77, Baraza a. a. O. 69). Nach d'Orbigny (II, 212f., 230), der ſie als ſehr thätig ſchildert, wären die Moxos ſchon zu jener Zeit ganz in Hemden aus Baumbaſt gekleidet geweſen und hätten größeren Kunſtfleiß und höhere Fertigkeiten als die Chiquitos beſeſſen, da ſie Piroguen bauten und feine Webereien verfertigten; er führt (233) aus einem Manuſcripte Viedma's ſogar an, daß ſie verſtanden hätten durch Zeichen die ſie auf ein Bret oder Rohr machten, hiſtoriſche Nachrichten aufzubewahren. Azara (II, 538) berichtet daß ſie unter allen Indianern die größten Fortſchritte in der Verarbeitung der Baumwolle unter Anleitung der Spanier gemacht und große Anlage zu mechaniſchen Künſten aller Art an den Tag gelegt haben: d'Orbigny rühmt beſonders ihr Talent zum Zeichnen und Malen, während Carasco (37ff.) ſie in Folge der langen Sklaverei in der ſie gelebt haben, als ſehr tiefſtehend in jeder Hinſicht beſchreibt, obgleich ſie dem Namen nach Chriſten ſeien.

Daß die Moxosvölker vor dem Beginne der Miſſion in materieller und moraliſcher Cultur ſehr zurück waren, ſcheint ſich ebenſowenig bezweifeln zu laſſen als daß ſie die Fortſchritte welche ſie ſpäter machten, den Jeſuiten zu verdanken hatten. Von Landbau erwähnen die alten Berichte nichts bei ihnen, wohl aber hatten ſie ein berauſchendes Getränk und waren dem Trunke ſehr ergeben. Häuptlinge, eine Art von Regierung oder Polizei hatten ſie ebenfalls nicht. Nur aus Armuth lebten ſie meiſt nicht in Polygamie. Kleine Kinder wurden mit der Mutter begraben, wenn dieſe ſtarb; eins von Zwillingskindern getödtet. Im Kriege führten ſie vergiftete Pfeile und pflegten die Gefangenen zu verkaufen die ſie machten (Lettres éd. II, 69f., Baraza 62ff.). Cannibalismus ſcheint man nur bei den Canichana gefunden zu haben (d'Orbigny II, 212). Dieſe ſind überhaupt von weſentlich anderem Charakter als die gutmüthigen Moxos: unternehmend hinterliſtig ungeſellig und wegen ihrer Räubereien von ihren Nachbarn gefürchtet; und in einem ähnlichen, doch nicht ganz ſo unvortheilhaften Gegenſatze zu den Moxos ſtehen auch die Itona-

mas in Hinſicht ihrer moraliſchen Eigenſchaften (ebend. 246 f., 240). Die alte einheimiſche Religion der Moxos war in jedem Dorfe eine andere: ſie verehrten die Sonne, den Mond, Sterne, Flüſſe oder Thiere, unter den letzteren namentlich den Jaguar, doch hatten nur wenige eine Art von Cultus und Opfer. Manche pflegten kleine Götzenbilder bei ſich zu tragen; die Baures hatten Götterbilder in den Häuſern in welchen ſie ihre Feſte hielten, und brachten ihnen Speiſen dar. Die Zauberärzte mußten durch lange Faſten und durch den Anfall eines Jaguars dem ſie ausgeſetzt geweſen, aber glücklich entgangen waren, ihr Anſehn begründen. Eine Stufe höher als ſie ſtanden die Prieſter, welche die religiöſen Feſte zur Zeit des neuen Mondes zu leiten hatten (Lettres éd. II, 71, Baraza a. a. O., Rélation bei Coreal III, 248, P. Mayr in Allerhand Brief VII, 69). Carasco (50) iſt geneigt den Sterndienſt als ihren urſprünglichen Glauben anzuſehen, der Jaguar und der böſe Geiſt Choquigua ſei aber der Hauptgegenſtand ihrer Verehrung. Die Kur der Krankheiten geſchieht durch Zaubermittel. Die Itonamas halten bei tödtlichen Krankheiten dem Patienten Mund Naſe und Augen feſt zu, damit der böſe Geiſt des Todes keinen Ausweg finde und nicht auch Andere ergreife (d'Orbigny II, 241).

Die Völkergruppe der Antiſaner, Bewohner der altperuaniſchen Provinz Antis (Garcilasso II, 11) oder Andes, hat erſt d'Orbigny aufgeſtellt. Auf eine etwas beſtimmtere ethnographiſche Bedeutung kann ſie indeſſen nur Anſpruch machen, wenn man die Yuracares von ihr ausſchließt, da ſie ſonſt Völker umfaßt die weder in ihren phyſiſchen noch in ihren geiſtigen Eigenthümlichkeiten einigermaßen miteinander übereinſtimmen. Zu den Antiſanern würden demnach nur gehören: die Mocetenes oder Chunchos der Spanier, die weſtlichen Nachbarn der Moxos und Yuracares, die ſich zwiſchen 15° und 16° ſ. B. 30—50 lieues weit an den Zuflüſſen des Beni nördlich von Cochabamba bis in den Norden von la Paz ausbreiten; ihnen im Norden in 13—15° ſ. B. am Weſtufer des Beni die Tacanas, gegenüber auf deſſen Oſtufer die Maropas, endlich die Apoliſtas zwiſchen den Mocetenes und Tacanas in dem Dorfe Apolobamba (d'Orbigny I, 368, 374, 378, 381).

Die Mocetenes ſind von der Farbe dunkler Südeuropäer und erreichen höchſtens eine Größe von 1,68 Meter. Das Geſicht iſt rund und ziemlich voll, von fröhlichem und zugleich ſanftem Ausdruck, die

Stirn nur mittelgroß, die Augen horizontal geſtellt mit ſchmalen gebogenen Brauen, die Naſe ſehr kurz, Mund und Lippen wohlgebildet, die Backenknochen nicht vorſtehend. Die Tacanas ſind etwas dunkler und größer, die Maropas etwas kleiner, die Apoliſtas dunkelbraun mit etwas gelber Beimiſchung und kleiner als die vorher genannten Völker; im Uebrigen gleichen ſie alle drei den Mocetenes (ebend.). Ob die Lecos-Indianer der Miſſion von Guanay (zwiſchen Titicaca und Beni) ebenfalls hierher gehören, iſt unbekannt. Sie haben öfter eine ziemlich hohe als eine zurückfliehende Stirn, horizontal ſtehende Augen und ſind von ſanftem heiterem Temperament (Weddell 453). Die Mocetenes kleiden ſich in feine baumwollene Hemden ohne Aermel, Kähne haben ſie nicht, ſondern nur Floße. Dem Chriſtenthume zeigten ſie ſich leicht zugänglich (d'Orbigny).

Wenn es d'Orbigny (I, 384) als wahrſcheinlich bezeichnet daß ſich die Antiſaner im Gebirge von Cochabamba bis zur Südgrenze des Plateau's von Cundinamarca erſtrecken, ſo iſt dieß eine Behauptung die ſich durch nichts begründen, aber auch kaum beſtreiten läßt, da die Völker dieſer Gegenden auf der Oſtſeite des Inca-Reiches uns faſt gänzlich unbekannt ſind. Die Campas und Antis oder Andes, welche von der Oſtgrenze des Gebietes von Cuzco bis zu der von Tarma reichen (Maw 471) und hier namentlich das Gebirgsland inne haben, wo ſie in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Miſſionären aufgeſucht wurden (Skinner II, 28 f., 40), ſtimmen zwar dem Namen nach mit den Antiſanern überein, aber dieſer Umſtand iſt von keinem Belange, weil die letztere Benennung von d'Orbigny willkürlich gewählt, und es deshalb ſehr zweifelhaft iſt ob jene Antis, die mit den Campas öfters identificirt werden, mit ſeinen Antiſanern irgend etwas gemein haben, ſelbſt abgeſehen davon daß der Name ſelbſt eine bloß collective und rein geographiſche Bedeutung zu haben ſcheint. Herndon (208) erwähnt die Campas als das zahlreichſte und kriegeriſcheſte unbekehrte Volk am oberen Ucayale, und vermuthet in ihnen die Chunchos, welche d'Orbigny in den Mocetenes wiederzufinden glaubt, aber auch dieß geſtattet keine Folgerung auf ihre Identität mit dieſen letzteren. Caſtelnau (IV, 290 ff., 378) giebt die Campas oder Antis nördlich von Cuzco in Echarate am Urubamba an und den Ucayale hinab auf deſſen Weſtſeite bis zu den Quellen des Pachitea. Noch weiter nach Norden am Ucayale und Huallaga finden ſich in

Maynas eine Menge von verſchiedenen Völkern, von denen wir nicht wiſſen ob ſie mit jenen in irgend einem Zuſammenhange ſtehen. Wir haben einige von ihnen ſchon früher zu erwähnen gehabt (ſ. p. 432) und kommen hier auf ſie zurück, um auf dieſe Weiſe die Oſtgrenze des altperuaniſchen Reiches ihrer ganzen Länge nach zu verfolgen.

Ueber das Flußgebiet des Huallaga und Ucayale ſind die Völker vom Stamme der Panos verbreitet. Sie ſollen von erſterem Fluſſe ausgegangen ſein und ſcheinen eine große Anzahl von Völkern zu umfaſſen, obwohl Velasco (III, 5, 10) ſie nur einen Zweig der Jitipos nennt, welche nach Pater Lucero (1681) 5 Tagereiſen aufwärts von Laguna am Huallaga ſaßen (ebend. III, 5, 8). Wohnſitz und Namensähnlichkeit machen es höchſt wahrſcheinlich daß dieſe mit den weiterhin zu erwähnenden Hibitos oder Xibitos identiſch ſind. Nächſt den früher ſchon erwähnten Amajuacas gehören dahin (nach Castelnau) die Conibos Cachibos Sepibos u. a. Die Conibos, zwiſchen den Flüſſen Paruitcha und Capucinia am linken Ufer des Ucayale unterhalb ſeiner Vereinigung mit dem Apurimac (Castelnau IV, 350), platten den Kopf künſtlich ab zwiſchen zwei Bretern, eine Sitte die auch Skinner (II, 106) bei den Panos und Conibos erwähnt, aber nicht als allgemein bezeichnet; auch eine Beſchneidung der Mädchen findet bei beiden ſtatt (Castelnau IV, 379). Skinner beſchreibt die Panos und Conibos als dick und fett, und nennt ſie weißer und regelmäßiger gebildet als die Peruaner, nach St. Criq (Bullet. soc. géogr. I, 274) haben die Conibos plumpe Formen, rundes Geſicht, kleine ſchiefgeſchlitzte und weit von einander abſtehende Augen mit gelber Hornhaut, kurze platte Naſe und dicke Lippen. Vom Pachitea nach Norden und an den Quellen des Pisqui leben die Cachibos oder Carapachos, welche auch von Maw (471) als ein Volk der Panos-Sprache bezeichnet werden. Dann folgen am Pisqui die Sipibos, Sepibos Schipios oder Schipos (Castelnau IV, 361, 378), den Setevos nahe ſprachverwandt, die ebenfalls jene Sprache reden und in der Miſſion Sarayacu jetzt mit Panos Omaguas Yameos und anderen zuſammenleben (Herndon 208, Smyth and L. 205). Die Sipibos haben ihren Urſprung von den Calliſecas genommen (Unanúe num. 51), die noch neuerdings am Pachitea leben (Herndon 209) und demnach ebenfalls zu den Panosvölkern gehören. An letzterem Fluſſe und von da bis zum Ucayale trafen die

Miſſionäre 1657 die Setevos, von denen ein Theil nach ſeiner Bekehrung, bei Gelegenheit der Unruhen welche die Calliſecas erregten, an den Manoa zog, wo er von den Miſſionären in halb verwildertem Zuſtande erſt 1760 wieder aufgefunden wurde. Wahrſcheinlich ſind es dieſe Setevos von welchen bisweilen auch unter dem Namen der Manoas* die Rede iſt. Durch die Sipibos mit denen ſie im Kampfe lagen, haben ſie namentlich 1736 ſtark gelitten. Jene lebten um dieſe Zeit im Süden vom Manoa und wurden wie die Conibos erſt 1760 bekehrt (Unanüe num. 51). Näheres über die Sitten der Panos und Conibos findet ſich bei Skinner und St. Criq a. a. O., auch die Schilderung der Eingeborenen in den Pampas del Sacramento und in den Andes bei Unanüe (num. 78) gehört hierher. Vgl. auch von Tſchudi II, 227 ff.

Von bekannteren Völkern werden nur noch die Mayorunas als zum Sprachſtamme der Panos gehörig angegeben (Smyth and L. 223). Sie wohnen am rechten Ufer des Ucayale bis nahe zu deſſen Mündung hin, im Süden des Amazonas bis zum Ausfluß des Yavari und reichen bis 8° ſ. B. hinab (ebend., Herndon 210). Ein Theil derſelben ſind die Cochiquinas im Süden von Pebas (Castelnau V, 40). Die Mayorunas ſind von heller Olivenfarbe und größer als die meiſten Nachbarſtämme, haben ziemlich gerade Naſe und kleine Lippen, die ſie mit Schmuck verſehen wie Ohren und Naſe (Smyth and L. 223). Velasco (I, 4, 8, III, 5, 9) giebt ſie als eben ſo hell bärtig und behaart an wie die Europäer, heller ſelbſt als die Spanier und bisweilen blondhaarig, nach Osculati (212) haben viele von ihnen rothes Haar. Daß ſie den Bart ausreißen (Skinner I, 362) wird von Anderen (z. B. Castelnau IV, 452) nicht mitgetheilt.

Als höchſt auffallend findet ſich aber von ihnen wiederholt erzählt daß ſie ihre kranken Verwandten tödten und verzehren, ein Act der Pietät den unter den Völkern des Ucayale namentlich die Capanaguas und Sencis, jedoch nur nach dem Eintritte des natürlichen Todes, ausüben ſollen (Humboldt, R. in die Aeq. IV, 215, Maw 468). Smyth

* Durch ſie erlangte einſt ein Miſſionär ſorgfältig als Geheimniß bewahrte Blätter von Baumwollenzeug, die in Form eines Buches zuſammengeheftet und mit Menſchen-, Thierbildern und einer Menge ſymmetriſch geordneter linearen Figuren bemalt waren, die hiſtoriſchen Annalen der Panos, in deren Verſtändniß die jungen Leute durch einen alten Mann eingeführt wurden (Humboldt, Vues des Cord. 72).

und Lowe (225, 230) haben es von den letzteren indeſſen beſtimmt in Abrede geſtellt.

Außer den Panosvölkern leben im Gebiete der Ucayale noch andere Stämme deren ethnographiſche Verhältniſſe unbekannt ſind (Aufzählung derſelben bei Castelnau IV, 377, vgl. Skinner II, 105 und Velasco III, 5, 8). Die ſüdlichſten von dieſen ſind die Simirenchis oder Chuntaquiros, in Sarayacu und anderwärts Piros genannt, welche bis über die Vereinigung des Apurimac und Ucayale hinaufreichen (Castelnau IV, 332 ff.). Sie werden auch weſtlich von Sarayacu erwähnt (Skinner II, 96 ff.), wohin ſie wohl erſt durch die Miſſionäre gezogen worden ſind. Sie waren unter den zwiſchen 1683 und 1727 bekehrten Völkern nebſt den Simigaes vom Curaray, die von dem gleichnamigen Volke am Tigre als völlig verſchieden bezeichnet werden, die zahlreichſten und bedeutendſten (Velasco III, 5, 10). Ob dieſe Simigaes mit den kriegeriſchen Gaes im Zuſammenhange ſtehen, die durch ihre Körpergröße und faſt weiße Haut ausgezeichnet ſind, wird nicht angegeben. Die Sencis am rechten Ufer des Ucayale oberhalb Sarayacu werden als fleißige Landbauer gerühmt (Näheres über ſie bei Smyth and L. 228 ff.); ſie ſtehen phyſiſch und ſprachlich den Remos nahe, die von Chanchaguaya bis Abayan reichen (Maw 468 f.). Welche von dieſen Völkern etwa mit Mancocapac II., der vor den Spaniern fliehend am Yucay und Paucartambo bis zu ihrem Zuſammenfluß mit dem Apurimac hinaufging — es heißt, in Begleitung von 40000 Indianern (Rodrigues VI, c. 4) —, erſt in dieſe Gegenden gekommen, und welche hier alt einheimiſch ſind, läßt ſich ſchwerlich noch entſcheiden; ebenſo wenig, welche von ihnen zu denen gehören mögen, die ſich nach Tupac Amaru's Enthauptung (1571) in das Quellgebiet des Huallaga und in das des Ucayale aus Peru zurückgezogen haben (Velasco III, 5, 7).

Im nordöſtlichen Peru gehört allein die Lama-Sprache (nach v. Tſchudi II, 377) nicht zu dem gemeinſamen Stamme der peruaniſchen Sprachen.* Sie reichte bis an den Huallaga, in deſſen Flußgebiet nächſt den Lamuſas oder Lamiſtas die Hibitos (Xibitos) und Cholones die Hauptvölker ſind. Die beiden letzteren fanden die Miſſionäre, als ſie 1676 ihre Thätigkeit in dieſen Gegenden begannen,

* Im Dorfe Lamas ſelbſt wird indeſſen nach Alcedo Quechua geſprochen und zwar in vorzüglicher Reinheit.

am Weſtufer des mittleren Huallaga. Beide ſind friedlich und fleißig, bauen und weben Baumwolle und treiben Handel mit Coca; Diebſtahl und Streit kommt bei ihnen nicht vor, doch ſind ſie ausſchweifend und dem Trunke ergeben. Die Cholones am oberen Laufe des Fluſſes ſind ſtark gebaut und von angenehmen Zügen (Unanúe num. 51), die durch die gebogene Naſe an den Typus der Nord Amerikaner erinnern (Pöppig II, 321). Die Lamiſtas durch gute Anlagen Fleiß und vortreffliche Gemüthseigenſchaften ausgezeichnet, ſtehen bedeutend höher als jene (ebend. 327 f.), und ſollen ſich in Rückſicht der Hautfarbe, des Bartes und der Behaarung überhaupt nicht von Europäern unterſcheiden (Velasco I, 4, 8, 21). Die Aguanos am unteren Huallaga von kleiner und unſchöner Körperbildung, großen Köpfen mit dicklockigem Haar und kalmückenähnlicher Phyſiognomie, ſehen fremd unter jenen aus, ſind nur ſchlechte Jäger und Fiſcher, ſchmutzig und faul (Pöppig II, 400). Alcedo (Artikel Guallaga) ſchreibt wohl irrthümlich auch ihnen ſtarke Bärte zu.

Gehen wir endlich über den Marannon nach Norden hinüber, ſo haben wir nur noch diejenigen Völker zu erwähnen, von denen wegen ihrer ethnographiſch iſolirten Stellung früher in Verbindung mit den Omaguas und anderen Indianerſtämmen dieſer Gegenden noch nicht die Rede ſein konnte.

Die Völker welche in die Miſſionen am Marannon und ſeiner Zuflüſſe verſammelt wurden (ihre Namen bei Velasco III, 5, 19) waren in in phyſiſcher ſprachlicher und moraliſcher Hinſicht äußerſt verſchieden (ebend. III, 5, 7). Im Gouvernement Yaguarzongo lebte das wenig kriegeriſche Volk gleiches Namens und dieſem benachbart die Pacamores, nach deren in Bracamoros currumpirten Namen die Stadt Jaen genannt wird; Huaynacapac hatte ſie vergebens zu unterwerfen geſucht, den Spaniern gelang es nur mit Mühe (ebend. III, 4, 12 u. 14). Unbeſiegt von den Incas wie von den Spaniern iſt das große, obwohl in ſich geſpaltene Volk der Jivaros (Xibaros) geblieben, das zwiſchen dem Paſtaza und Chinchipe bis weit nach Weſten hin lebt (Villavicencio 169, Osculati 36). Sie ſind ſchlank gebaut, von lebhaftem Geſicht und ſtolzem Anſehn mit kleinen lebendigen Augen; Adlernaſen ſind bei ihnen häufig, ſie haben fein geſchnittene Lippen, viele von ihnen ſind ziemlich weiß und bärtig, vielleicht in Folge von Miſchung mit ſpaniſchen Weibern. Ihre Haupt-

feinde ſind die Zaparos (Osculati 38), von denen oben (p. 363) die Rede geweſen iſt. Am Chambira fanden die Jeſuiten die Itucalis, welche keine Polygamie hatten und von ſtrengen Sitten waren, weiter abwärts am Marannon auf deſſen Nordſeite (nach Weigl im Oſten des Tigre) die Yameos, auf der Nordſeite des Napo die Iquiavates, die als Cannibalen bezeichnet werden (Lettres éd. II, 112). Die Anckuteres oder Anguteros und ſogenannten Encabellados ſind ſchon oben bei den Zaparos beſprochen worden. Die Cófanes im Quellgebiete des Aguarico ſind ſtark zuſammengeſchmolzen (Villavicencio 176). Im Gouvernement Quijos leben die den Spaniern von jeher freundlichen Yumbos welche ſich auch in dem von hier entfernten Gebiete von Esmeraldas finden (Velasco III, 4, 7, Villavicencio 168), doch bemerkt Osculati (107), daß ſie von dem Volke der Yumbos unterſchieden werden müſſen welches im Becken des Napo ſeinen Wohnſitz hat, weil ſie, wie auch Villavicencio angiebt, Quichua, insbeſondere die Sprache von Quito reden.

Die heidniſchen Indianer dieſer Länder ſind zum Theil den Weißen weit freundlicher als die bekehrten. Cannibalen ſcheint es unter ihnen neuerdings nicht mehr zu geben, doch ſchmücken ſich die Jivaros mit Flechten vom Haare ihrer Feinde, denen ſie die ganze Kopf- und Geſichtshaut abziehen um ſie zu trocknen und auszuſtopfen, und machen ſich Trinkſchalen aus ihren Schädeln (Villavicencio 359 f., Osculati 39). Sie ſind fleißig im Landbau, weben und färben Baumwollenzeuge und bauen weit beſſere hölzerne Häuſer als die anderen Völker, die zum Theil (Zaparos, Anguteros u. a.) aus Baumbaſt ihre Kleider machen (Villavicencio 170, 366). Auch treiben die Jivaros Tauſchhandel mit Schweinen und Blasröhren, mit Wachs und Salz, die ſie gegen Meſſer und Aexte umſetzen. Da ſie ſtets Ueberfällen ausgeſetzt ſind, bringen ſie an ihren Wohnungen zwei Thüren an die ſie Nachts ſorgfältig verſchanzen, und ſchlagen ſpitzige Hölzer als Fallen für den Feind umher in die Erde. Idole oder Tempel haben dieſe Völker nicht, doch glauben die meiſten von ihnen an ein gutes und ein böſes Princip und an ein Leben nach dem Tode, oder vielmehr an Seelenwanderung (ebend. 361, 370). Vielleicht ſteht das Brechmittel das die Jivaros alle Morgen nehmen (ebend. 373), in Beziehung zu ihren religiöſen Vorſtellungen. Bei wichtigen Angelegenheiten wird der Wahrſager um Rath gefragt, der durch den Genuß

eines berauſchenden Getränkes ſich in den dazu erforderlichen Zuſtand der Ekſtaſe verſetzt.

Im Jahre 1589 (1567, Rodriguez I, 7) waren die Jeſuiten nach Peru gekommen und breiteten von dort namentlich ſeit 1638 ihre Miſſionsthätigkeit über Maynas aus, zu dem ſie in ziemlich unbeſtimmter Ausdehnung hauptſächlich die Länder am Paſtaza Huallaga und Ucayale rechneten (Lettres éd. II 121), und eine große Menge derſelben iſt ihr zum Opfer gefallen. Das Volk der Maynas ſelbſt lebte am Marañon abwärts von Borja und am unteren Napo (Rodriguez III, c. 2 u. 12).

Die von Quito öſtlich wohnenden Völker, die an keinen Druck gewöhnt waren, empörten ſich vielfach gegen die Spanier, beſonders die Cofanes. Zu dieſen begab ſich (1602) Pater Raphael Ferrer und errang zwar bedeutende Erfolge bei ihnen, nachdem er aber (1611) den Märtyrertod geſtorben war (Rodriguez I, 10) haben alle ſpäteren Verſuche der Miſſionäre in den nördlichen Ländern von Mocoa und bei den Sucumbios nicht recht Wurzel faſſen wollen (Velasco III, 4, 1 ff.). Die Huamboyas und Macas am oberen Paſtaza und Macas wurden nicht ohne Schwierigkeit, doch erfolgreich ſeit 1551 von den Spaniern bekämpft und unterworfen, die Koloniſation ging vorwärts, bis 1599* der furchtbare Aufſtand der Jibaros unter dem Häuptlinge Quirruba ausbrach: dem Gouverneur des Landes goſſen ſie geſchmolzenes Gold in den Mund, damit er ſich daran ſättige — ein Verfahren das nur von ſpäteren Schriftſtellern den Araucanern in Chile gegen Valdivia zugeſchrieben wird —, verwüſteten dann Yaguarzongo und Jaen, Loja und Quijos, und weder ſpaniſche Herren noch die 1631 zu ihnen gelangten Jeſuiten haben ſie zu unterwerfen vermocht; jene wurden von ihnen immer nur aus dem Hinterhalte und beſonders bei Nacht, nie in offener Schlacht angegriffen, überall flohen ſie vor den Chriſten, zogen ſich zurück oder hingen ſich ſelbſt auf, wenn ſie ihnen in die Hände fielen. Sie ſind ſeitdem bis heute ihnen ſtets feindlich und gefährlich geblieben (Velasco III, 4, 8 f. u. 16).

Am oberen Huallaga im Gebirgsland von Huanuco wurde die erſte Miſſion 1631 gegründet (Skinner II, 1). Die Provinz May-

* Es iſt dieß dasſelbe Jahr in welchem die Araucaner 6 von den Spaniern gegründete Städte in Chile zerſtörten.

nas hatte ſich 15 Jahre vorher den Spaniern in friedlicher Weiſe ergeben, alle übrigen Länder am Marannon aber wurden ihnen durch die Jeſuiten erobert (Velasco III,5, 1), deren Thätigkeit jedoch am oberen Laufe des Stromes, wo 1640 das erſte Miſſionsdorf entſtand, hauptſächlich durch den gänzlichen Widerwillen der Eingeborenen in feſtſtehenden Dörfern zuſammenzuleben, ſehr erſchwert wurde (ebend. III, 5, 6). Der Aufſtand der in Maynas 1637 ausgebrochen war, wurde glücklich bekämpft, da ihn ein eingeborener Häuptling den Spaniern verrathen hatte (ebend. III, 5, 5). Seit 1644 ff. JJ. breiteten ſich die Jeſuiten am Huallaga weiter aus und gingen 1651 zu den Calliſecas und Setebos am Ucayale, wo ſie indeſſen durch die Sipibos, die Feinde der letzteren, ein unglückliches Ende nahmen, das den Verfall der dortigen Miſſionen nach ſich zog (Skinner II, 6). Die Völker die in den Miſſionen am Marannon in den JJ. 1638—1682 bekehrt wurden und die Namen der in dieſer Zeit geſtifteten Dörfer finden ſich bei Rodriguez (V, 14), und bei Velasco (III, 5, 9), welcher die ausführliche Geſchichte dieſer Miſſionen giebt (kürzer Castelnau IV, 416 ff.; Ueberſicht der Miſſionen am Marannon und oberen Huallaga bei Maw 92). Seit 1660 begannen auch die Franciscaner ihre Thätigkeit am oberen Huallaga, welche jedoch bei weitem nicht die Ausdehnung erlangte wie die der Jeſuiten. 1663 beſtanden Miſſionen in Maynas am unteren Marannon, wo Borja oder Borgia Hauptſitz der Jeſuiten war (Lettres édif. II, 121), am Paſtaza, Huallaga, unteren Ucayale und in Gran Cocama; bald darauf kamen ſolche am oberen Napo hinzu; man zählte damals 100000 Chriſten unter den Indianern, von denen jedoch 1680 durch peſtartige Krankheiten etwa zwei Drittheile hingerafft wurden (Velasco III, 5, 7. Näheres darüber ebend. 15). Zu dieſen Verluſten kamen noch diejenigen welche die von Gran Para am Marannon vordringenden Portugieſen durch Menſchenraub und Sklavenfang ihnen zufügten, wie wir (p. 430) ſchon erwähnt haben. Obgleich auch in dieſer Zeit und ſpäterhin noch eine große Anzahl neuer Miſſionen geſtiftet wurde (ſ. Velasco III, 5, 10 f.), ſo ließen ſich doch die Eingeborenen keineswegs immer die Regierung der frommen Väter ſo bereitwillig gefallen als es hiernach den Anſchein gewinnen kann. Die Cocamas empörten ſich gegen ſie 1660, und durch den Aufſtand der Piros und Cunivos (1695) ging ihnen ein großer

Theil des Ucayale bis zur Vereinigung des Jauja mit dem Apurimac wieder verloren (ebend., vgl. III, 5, 14). Dagegen wurden in der letzten Periode der Jeſuiten-Miſſionen (1727—1768) die ehemals mächtigen Aguaricos, Encabellados, Putumayos, Simigaes des Tigre und ſelbſt ein Theil der Jibaros dem Chriſtenthume gewonnen (ebend. 11).

Mit der Vertreibung der Jeſuiten verfielen die von ihnen gegründeten Dörfer wieder: die vom Pater Fritz (1686) und anderen am Napo und bei den Omaguas angelegten Miſſionen exiſtiren ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr (Osculati 198); ebenſo ſind die an den ſüdlichen Zuflüſſen des Marannon ſämmtlich verlaſſen, nur Sárayacu beſteht noch fort (Castelnau IV, 396, vgl. über den neueren Zuſtand der Miſſionen Velasco III, 5, 16 ff.).

Die Verhältniſſe in denen die Indianer ſelbſt leben, werden durchgängig traurig geſchildert. „Im Verhältniß zu der Zeit in der wir leben," ſagt Pöppig (II, 363), „iſt die Barbarei und Ungerechtigkeit des Verfahrens gegen die Eingeborenen von Maynas nicht geringer als im 16. Jahrhundert." Durch Frohnen und harte Dienſtbarkeit jeder Art gedrückt und um die Früchte ihres Fleißes betrogen, zeigen ſie natürlich nur geringen Trieb etwas zu erwerben; ihre Geiſtlichen ſind die reichſten Kaufleute im Lande, deren Haus eine Krambude, und die armen Indianer müſſen ſelbſt die unbrauchbarſten Handelsartikel ſich von ihnen aufdrängen laſſen. Die Lamiſtas, von jeher durch Gehorſam und Empfänglichkeit für Belehrung ausgezeichnet (ebend. 315), haben ſich am meiſten unter allen einem civiliſirten Leben genähert, und verdanken wie die übrigen Völker die Fortſchritte die ſie in dieſer Richtung gemacht haben, ausſchließlich den Jeſuiten. Die bürgerliche Regierung der Dörfer iſt ein Reſt der von letzteren eingeführten ſtrengen Polizei (ebend. 388 ff.). Die Cholones wählen ſich einen Alcalden, treiben etwas Handel und kennen den Werth des Geldes ſehr gut (ebend. 325 f.). Die Handelsartikel der Indianer von Maynas ſind Tabak Sarſaparilla weißes Wachs und einige Produkte ihrer Induſtrie (ebend. 458). Auch die roheſten Stämme haben neben der Jagd etwas Landbau: ſie fällen die Bäume und laſſen ſie austrocknen, brennen das Buſchwerk ab und ſäen dann ein wenig Mais, pflanzen Yucca und Platanen; von Hausthieren ziehen ſie nur einige Schweine (ebend. 373). Vom Chriſtenthum iſt bei ihnen natürlich

kaum noch eine Spur zu finden. In den ehemaligen Miſſionsdörfern am Marannon (San Joſé u. a.) ſtehen die Eingeborenen in intellectueller Beziehung ſehr tief (Herndon 210); ebenſo werden die Fortſchritte die ſie in Sarayacu gemacht haben, als ſehr unbedeutend geſchildert (Smyth and L. 205): ſie kleiden ſich etwas beſſer, beſuchen die Kirche, ſind ihrem Padre gehorſam und leben etwas ordentlicher und friedlicher untereinander als die heidniſchen Indianer, aber Unreinlichkeit Faulheit Trunkſucht und die ungeordneten ehelichen Verhältniſſe ſind ziemlich dieſelben geblieben. Bei den chriſtlichen Indianern der Provincia del Oriente von Ecuador endlich kommen zwar Mord und Ehebruch faſt gar nicht vor, ſie ſind ehrlich, wenigſtens untereinander, leben aber ungeſellig, ſuchen ſich allem Verkehre mit den Koloniſten möglichſt zu entziehen und wiſſen ſich oft 10 und ſelbſt 20 Jahre lang vor ihren Prieſtern zu verbergen, denn ſie fürchten die vielen Peitſchenſtrafen und die Ausbeutung durch die letzteren ebenſo ſehr wie den Druck der erſteren, von denen ſie zur Arbeit gezwungen oder auch weggefangen und verkauft werden (Villavicencio 353 ff.): noch jetzt erlaubt die Regierung daß geraubte Knaben und Weiber vom Napo — ein Knabe für ein Beil im Werthe von einem Dollar — nach Quito verhandelt werden, da man ſie dort taufen läßt (Osculati 118, 147).

---

Druck von Ackermann u. Glaſer in Leipzig.

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below

100-4-47

572
W145
cop 3